Die germanische Kulturtragödie

und

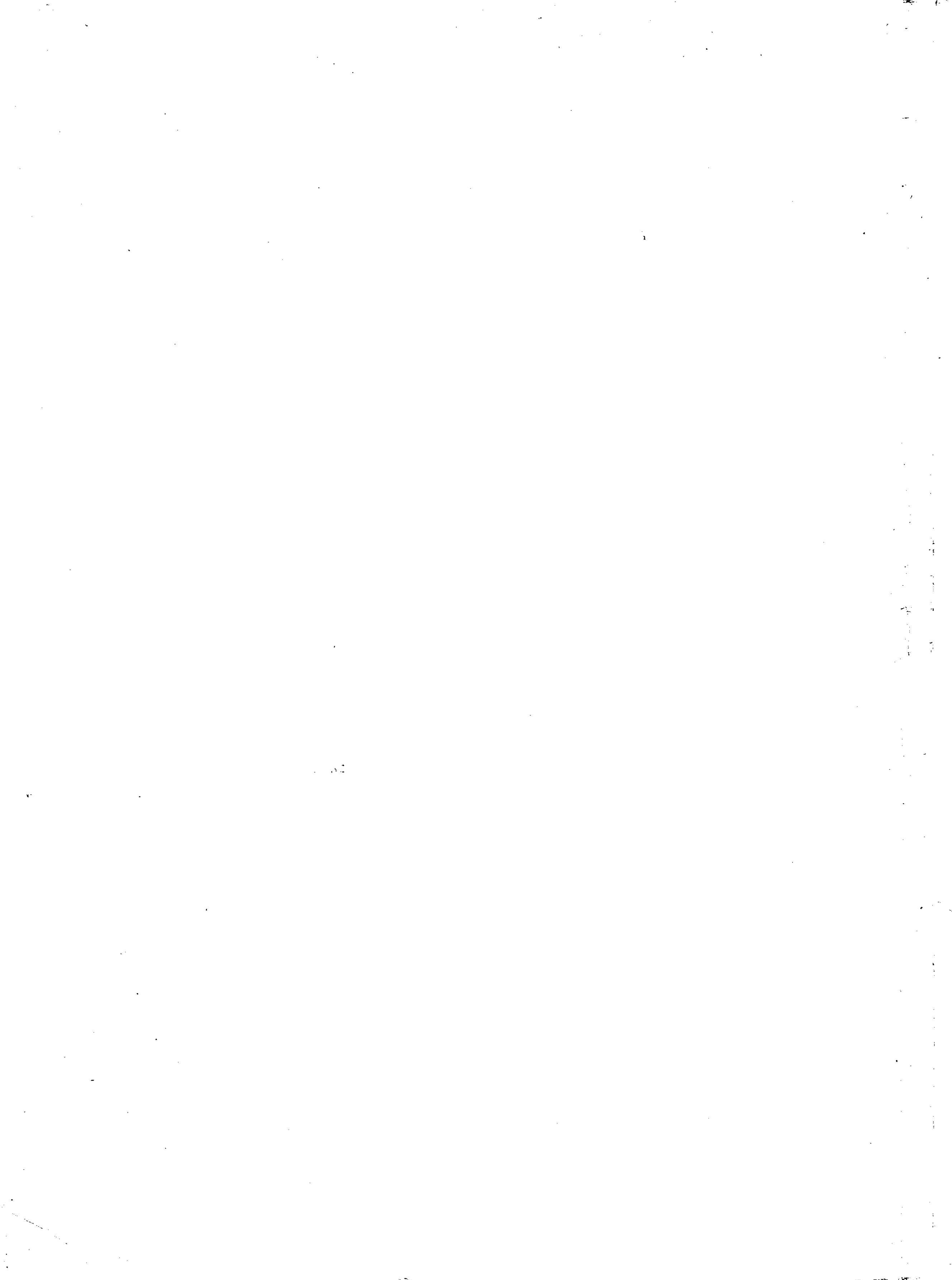
Deutschlands Erwachen.

Eine Rechenschaft

über das Zeitalter biblischer Mentalität
und über sein Ende durch arisch-deutsche
Religion der That.

Von

Dr. Anton Wesselsky.



Die germanische Kulturtragödie und Deutschlands Erwachen.



Die germanische Kulturtragödie und Deutschlands Erwachen.

Eine Rechenschaft

über das Zeitalter biblischer Mentalität
und über sein Ende durch arisch-deutsche
Religion der Tat.

Von

Dr. Anton Wesselsky.

> Wirf von der Achsel,
> was schlecht dir gilt:
> selber leite dich selber!
>
> Edda.
>
> Es wird die Zeit kommen,
> da du Jakobs Joch loslösest und
> abschüttelst von deinen Schultern.
>
> Bibel.

Wien XVIII.
Dr. Wesselskys Selbstverlag.
1933.

Druck: Schölers Buchdruckerei, Wien-Döbling, Hauptstraße Nr. 3.

Vorrede.

Es ist besser, freimütig sich Rechenschaft davon zu geben, als es schwachmütig sich zu verhehlen, daß das vorliegende Werk auf seinem Wege behindert sein wird durch die harten Hände der Geheimbürgschaften, das ist des Freimaurertums mit seinen Zubehören, dann des Jesuitismus, und endlich des Judentums selber, dem die beiden andern nahestehen.

Zwar müßten sie wohl die Beherztheit und das jedenfalls edle Ziel dieses doch idealistischen, freilich nicht minder realistischen Werkes von vornherein achten. Aber je bedeutender und je ernster zu nehmen es jenen noch mächtigen Mächten scheinen wird, desto mehr werden alle Personen, die durch ihre Zugehörigkeit zu den Geheimbürgschaften befangen, hörig und unfrei gemacht sind, mit längst bewährter Unduldsamkeit es totzuschweigen, oder es zu verspotten, zu verhöhnen, zu verfolgen suchen.

Solch gleiche Richtung des Verhaltens von Freimaurern, Jesuiten und Juden ist nicht zu verwundern. Wie drei Pfeile sind sie gegen das arisch-germanische Wesen gerichtet. Die Ursache davon ist die alttestamentarische Mentalität, von der sie alle maßgebend beherrscht sind. Blicken wir z. B. im politischen Leben um uns: wenn die Stunde gekommen, dann stehen Klerikale und Marxisten, Jesuiten und Freimaurer unter jener gemeinsamen Ägide gegen das eigene Volk.

Dagegen aber darf ich, und daß muß heute leider betont werden, die eigentlich selbstverständliche Voraussetzung für den Wert von Gedankengängen, wie dieses Werk sie bietet, für mich in Anspruch nehmen: völlig frei zu sein vom Joche der Geheimbürgschaften. Dafür, und weil es Vieles und Entscheidendes zu sagen hat, darf mein Werk um Förderung und Schutz alle Jene anrufen, die nicht auf sich selbst verzichtet, die ihre Ehre gewahrt, die sich selber nicht verlassen, preisgegeben und verloren haben.

Laßt, bitte, dieses Werk nicht verschwinden machen und zum Eintagswerke werden, damit es nicht im Stiche lassen müsse, denen es gewidmet ist! Würdigt es, wofern ihr schließlich eure rechte Sinnesartung darin wiederfinden werdet! Mögen jüngere liebe Helfer die Ideen des Werks, das ich als frohe That aus Ehrgefühl und Mut in meinem Alter aus den Händen gebe, zu vertreten, zu verbreiten wissen, in froher That für dessen große Sache werbend.

Die große deutsche Bewegung, die in ehrlich arischem Empfinden zu ihrem politischen Symbol das hehre Hakenkreuz genommen, möge in völligem deutschen Erwachen dieses hohe religiöse Wahrzeichen auch als religiöses würdigen und werten, das nimmer christlich war und das gar nicht enteignet werden kann der arisch-deutschen Religion der That.

Die noch unbewußten Opfer biblischer Gesinnungsart aber mögen sich besinnen.

Wo immer Edle sind, sind sie mit allem Edlen solidar, und ihr Zusammenwirken vermag die einzelnen Kräfte zu einer überwältigenden, nicht zu überwältigenden Macht zu einen. Ich hoffe, daß die Besseren aller Schichten des Volkes und der Völker den arischen Ehrenweg schreiten werden und daß endlich das Ende der germanischen Kulturtragödie eintreten werde: das Ende des Zeitalters biblischer Mentalität.

Ohne Haß ist meine Hoffnung. Nicht kränken will ich, sondern bessern helfen. Nicht gegen die Juden ist dieses Werk geschrieben; aber für die arischen Völker, für das deutsche Volk zumal.

Meine Haltung ist seit langer Zeit mit Nachteilen für mich verbunden und das dürfte wohl eine größere Beglaubigung und Bürgschaft bedeuten für die Ehrlichkeit und ernst zu nehmende Durchdachtheit dieses Werkes, als ein nur mit Handschuhen anzufassender Tagesruhm es vermöchte, wie ihn so manche Kreaturen durch armselige Rückgratlosigkeit und innere Gebrochenheit zu ernten pflegen. Unsere Zustände sind so, daß zwar nicht der Mißerfolg ein Beweis der Bedeutung ist, wohl aber der ihnen entsprechende Tageserfolg nicht selten ein Zeichen innerer Schwäche und Verfallenheit.

Ich bin mir der Schwierigkeit des Unternehmens wohl bewußt, das aber, in seiner Tragweite wohl erwogen, mein Gefühl mich unbekümmert und uneingeschüchtert durchführen heißt. Seit jeher totgeschwiegen, und ohne Hoffnung, selbst noch einen Erfolg zu erleben, meine ich doch, daß dieses Werk, daß diese meine That sich selber werde zu legitimieren vermögen und daß mein Wort werde eine rufende Stimme werden können für das kongeniale Hören von immer mehr und mehreren Aufhorchenden, Verstehenden. Suchte ich doch in treuem unerschrockenen Denken für Herz und Hirn und Hand tiefschürfend zu erfassen, was in uns selber vorbereitet liegt und was für uns im Reich der Thaten Geltung haben muß.

Ich sehe klar, es sei jetzt hohe Zeit, das lang schon vorliegende Werk der Öffentlichkeit zu übergeben, zu dem meine Begabung mich drängte und dessen kurzgefaßte Geschichte im Anhange zum II. Buche zur Verfügung steht.

Das Heimweh, das uns im eigenen Lande ergreift, das ist das bitterste. Doch wollen wir Mut und Hoffnung nicht verlieren. In allen Fällen vermöchte dies Werk den Edlen Stütze und Trost zu bieten. Wenn aber die Erstarkung, die Erhöhung gelingt, denn Blut und That sind unter Wechselwirkung, dann wird in einem „dritten Reich" — ich zitiere hierbei meine „arische Denkschrift" noch aus dem vorigen Jahrhundert — dieses Werk beachtet worden sein und es bleiben.

Ungebeugt lege ich mein ehrliches Haupt nieder.

W i e n, im Frühjahr 1933.

Inhalt.

Druckfehler.

Der geneigte Leser wird gebeten, vor dem Lesen nachstehende Druckfehler zu verbessern:

Seite 7, Zeile 7, statt erfolgt l. erfolgt:
„ 21, Anmerkung, statt Spinozza l. Spinoza
„ 31, Zeile 8 v. u., statt Gott l. das Göttliche
„ 68, letzte Zeile statt was ist l. was etwas ist
„ 92, Zeile 5, statt symptomatischen l. synoptischen
„ 93, unten statt Sybillen l. Sibyllen
„ 94, Anmerkung Zeile 5, statt Beinamen Judäas l. Beinamen Judäus
„ 95, Zeile 20, statt rastlose l. ratlose
„ 112, Zeile 24, statt Kreuzzügen l. Kreuzzüge
„ 126, Zeile 6 v. u., statt Behandlung l. Verwandlung
„ 135, Zeile 30, statt dürsteteten l. dürsteten
„ 148, Zeile 27, statt dés l. dès
„ 153, Zeile 12 v. u., statt daß l. das
„ 186, Titel und Seite 400, Zeile 30, statt Konquistadores l. Conquistadores
„ 201, Zeile 28, statt hy er l. hyper
„ 271, Zeile 19, statt Teismus l. Theismus
„ 278, Zeile 28 und 2. Anmerkung, statt *) l. **)
„ 280, Zeile 37 und 2. Anmerkung, statt *) l. **)
„ 305, Zeile 39, statt Bogato l. Bogota
„ 308, Zeile 13, statt den l. des
„ 311, Zeile 12, statt daß die l. daß sie
„ 324, Zeile 1 v. u., statt phanteistisch l. pantheistisch
„ 334, Zeile 7, statt Andiapara l. Andiaparana
„ 358, Zeile 11 v. u., statt Stärken l. Starken
„ 365, Zeile 14, statt Weerke l. Werke
„ 393, Zeile 24, statt an die Wahrheit l. an die Wahrheit halten
„ 394, Zeile 3 v. u., statt Como l. Coma
„ 395, Zeile 4, 5, statt Apollodoras l. Apollodoros
„ 426, Zeile 11, statt leugenen l. leugnen
„ 432, Zeile 2, statt des l. die

Einführung.

1. Vom Gegenstand des Werkes.

Der Inhalt des vorliegenden Werkes ist ungewohnt. Er ist das zumal infolge der geschichtlichen, aber vor allem der religiösen Auffassung, die darin in den Vordergrund tritt. Er ist es aber auch infolge seiner Freiheit von der zumeist bewußt oder unbewußt herrschenden biblischen Mentalität, die keineswegs auf die verschiedenen konfessionellen Kreise beschränkt ist.

Angesichts dieser Ungewohntheit so mancher wichtigen und wesentlichen Konzeptionen dieses Werkes empfiehlt es sich umsomehr, sachlich einführende Worte zu vorläufig klärendem Ausblick hiermit vorauszuschicken, damit die heute unvermeidliche, freilich nur scheinbare Fremdheit in ihrer ebenso unvermeidlichen Gegenwirkung von vornherein gemildert werde. Natürlich muß hinwiederum für die großen Grundlagen und für ihren Ausbau nachdrücklich und entschieden auf das Werk verwiesen werden. Dieses setzt, so gründliches Fachwissen ihm auch zugrundeliegen möge, solches für den Leser dennoch keineswegs voraus.

Manchen Freunden dieses herben, aber notwendigen Werkes vermöchte dieses eine Befreiung zu bedeuten zu echter Persönlichkeit und echter Solidarität, zur Mündigkeit einer Gesinnung, deren Quell sie schließlich in ihrem eigenen Gemüte wiederfinden. Anderen eine Kräftigung und einen ersten Schritt auf einem großen Wege. Den arischen Völkern aber, dem deutschen Volke zumal eine kongeniale Weltanschauung!

Im ersten Buche gilt es die Grundlagen biblischer Gesinnungsart zu erfassen, und dem schließt sich im zweiten Buche die Darstellung und Erkenntnis an von den entsetzlichen Unterjochungsvorgängen unter die biblische Mentalität und von der dann auf Grund dieser Gesinnungsart erfolgten wirklichen geschichtlichen Entwicklung. Diese geschichtliche Darstellung nimmt eine selbständige Auffassung aus den Gesichtspunkten für sich in Anspruch, wie sie hier in Frage kommen, und sie konnte wohl geboten werden ohne je dem Stoff zu unterliegen. Ohne Durchschauung der Vergangenheit ist kein Verständnis möglich für die Gegenwart, kein freier, kein berechtigter Hinweis für die Zukunft.

Die mündige Rechenschaft, die wir uns sodann im dritten Buche von unserer menschlichen Lage geben, führt zu letzten autonomen Thatsachen, deren religiöse Auswirkung wir im vierten Buche verkünden. Ihre alarmierende Bedeutung wird durch die geschichtlich hergebrachten religiösen Konfessionen, ja auch durch die viel stärkere, von diesen erzeugte und auch nach deren Verschwinden verbleibende disgeniale wesenswidrige Menta-

lität hoffentlich nicht für die Dauer verhüllt, und ihre schicksalbergende Beachtung nicht gelähmt werden können.

Diese Konfessionen sind häufig nur mehr getragen durch die Persönlichkeit so mancher aus dem Volke kommender, ihnen zugeeigneter edler Helfer und Helferinnen, deren Güte, deren Hochherzigkeit, deren oft grenzenlose Hilfsbereitschaft, ihnen selber unbewußt, in Wirklichkeit im Gegensatze steht zur biblischen Gesinnungsart und zweifellos mehr ist als eine bloße Lohndienerschaft in Hinsicht auf das Jenseits. Diese Konfessionen führen aber infolge ihres Wesens und als bloße Nutznießer ursprünglicher Schreckensherrschaft und ihr folgender Zwangsorganisation, wie wir es sehen werden, vor allem aber Mangels echter Kongenialität mit den Bekennern, zuletzt zwangsläufig zu ihrer alttestamentarischen Quelle zurück. Oder aber sie gereichen schließlich zu einer völligen, auch vom bloßen Ersatze entblößten Religionslosigkeit, und damit zu einem nihilistischen Zusammenbruche voll von Untergangsgefahren, wie wir sie heute in der „Kulturwelt" feststellen müssen.

Nicht „Los von Rom" oder „Los vom Christentum" soll gelten, sondern los von der biblischen Mentalität überhaupt. Nicht los vom Materialismus bloß des Jenseits, sondern auch des Diesseits.

Das unausstaunbare Gebiet der philosophisch-religiösen Überlegung, der Rechenschaft und Religion, jene letzten Thatsachen, die die freie philosophische Rechenschaft klarstellt und die zur Religion hinüberführen, sind natürlich auch ohne Philosophie vorhanden, und ihre Auswirkung bedeutet das stärkste, aber ohne solch mündige Rechenschaft auch mißbrauchteste Motiv in der Menschengeschichte: das religiöse Bedürfnis, die religiöse Not. Sie bricht mehr als Eisen und ihre Macht ist stärker als des Sterbens Los. Wenn ihr Feuer gelöscht scheint durch historische Offenbarungsurkunden, und ihre Glut ausgetilgt durch Aberglauben und Wunder, Gebräuche und Gebärden und Torheit und Täuschung, so brennt ihre feurige Lohe dennoch endlich unaufhaltsam wieder hindurch, und stärkster Sturm erstickt den Brand dann nicht mehr, sondern macht ihn flammen. Das eindringliche Flüstern der inneren Stimme unseres ureigenen Wesens wird dann wie das unüberhörbar erschütternd rollende Donnern einer tobenden tosenden Brandung, die zur Sturmflut wird und schließlich alles mit sich reißt.

Um es nunmehr zum Schlusse noch einmal zu künden: Wir wollen in diesem nicht im Geringsten trockenen theoretischen Werke*) unbefangene Klarheit erreichen über die Theologie, die biblische zumal, im Gegensatz zur

---

*) Bei diesem Anlasse sei es gestattet, einige Worte über die zitierende Dokumentierung zu sagen, wie sie in diesem Werke geübt wird. Dieses nüchterne, gesunde Vorgehen ist umso unerläßlicher angesichts des ungewohnten Inhaltes, angesichts der quellenfernen, irregeführten Meinungen des Publikums über geschichtliche Vorgänge und über Ansichten großer Männer; aber auch deshalb, weil einerseits die Wissenschaft die Möglichkeit haben muß, ohne weiteres zu überprüfen, und weil andererseits den anteilnehmenden Lesern die Möglichkeit geboten werden soll, die Objekte dort, wo sie vorkommen, sozusagen im blühenden Leben zu finden und ihrem Sinne und ihrer Umgebung weiter nachzugehen. Auch freut es herzliche Dankbarkeit, den Beweis eines alten Erbes vergangener großer Menschen erbringen zu können. Endlich auch sollen Erfahrungen Anderer nicht als eigenes Wissen gegeben werden. Die verdrossene mißgünstige Ablehnung, über Anführungen Rechenschaft zu geben, weil das die Annahme eines entehrenden Mißtrauens bedeute, sei jenen überlassen, die ein solches Gefühl ihr eigen nennen. — Die Dokumentierung wurde übrigens nötigerweise auf eine Auswahl beschränkt. Lesern, die erkennen, daß es sich hier um eine große und zugleich ihre eigene Sache handelt, kann die Dokumentierung nur willkommen sein. — Gesonderte Ausführungen, die hier und da bedeutungsvoll erschienen, wurden in die Anmerkungen unter dem Text verwiesen, wo sie interessierten

Religion, und über die unmittelbare Auswirkung der biblischen Theologie in der Theokratie; Klarheit erreichen zugleich über die biblische Mentalität überhaupt und ihre allgemeinen Folgen für die von ihr unterjochten Nationen. Schleier um Schleier werden wir sich lösen sehen von der Völkergeschichte, von der Kultur- und Religionsgeschichte, wie sie bisher gegolten haben. Vergleichende Ideengeschichte, man kann sie vergleichende Etymologie der Ideen nennen, ist da zu schaffen. Sie ist noch wichtiger, als die vergleichende Etymologie der Sprachen. Mit anderen Augen werden wir unsere Geschichte ansehen müssen als bisher. Das Unbehagen, die Gleichgiltigkeit, ja die Kälte und Verdrossenheit, die ihr sonst zu entströmen scheinen, werden der Ergriffenheit weichen und sehnsuchtsvollem Thatendurste.

Dann aber wollen wir in den Ausführungen über Philosophie zu einer positiven, nicht zu erschütternden, aber selber erschütternden Rechenschaft gelangen über unser Sein und Werden, über unser Um und Auf; und endlich von dieser mündigen, im tiefsten Grunde einfachen Rechenschaft, von dieser Philosophie der That zu dem daraus wesentlich folgenden hohen religiösen Ergebnis.

Unabsehbar würden einstens die Folgen solcher Erkenntnis und Einsicht und Einstellung sein. Der Untergang des biblischen Zeitalters, der Zusammenbruch der Epoche der biblischen Mentalität soll die Wende bedeuten zu einer Götterdämmerung, nach welcher Loke, der Lügner, vernichtet, Balders Genie und Höders heilige Einfalt versöhnt sind; die Wende zu einem Zusichselberkommen und zur heroischen Autonomie und Solidarität der Edlen und Hoffnungsvollen in allen Schichten des Volkes und der Völker, des deutschen Volkes zumal; soll die Kehre bedeuten zu einer Wiedergeburt durch Tugend und durch That; die Kehre zur Gemeinbürgschaft der nationalen Arbeit; den Anbruch einer neidlosen Ära der Kultur und Achtung des Blutes; den Aufgang eines Zeitalters autonomer wachrufender Rechenschaft und Richtschaft, arteigener arisch-germanischer Philosophie und Religion der That*).

2. Kongeniale Religiosität.

Daß wir zwar Kenntnisse haben, aber keine letzte Erkenntnis erreichen; daß wir das Weltgeschehen und das eigene Wesen nicht ergründen können; daß wir in einem tiefen Geheimnis wandeln; daß wir walten in Ohnmacht, Not und Tod; und daß das Leiden, aber auch das Schlechte da ist im Leben und damit überhaupt in der Welt: die furchtbare Wirklichkeit

---

Lesern zur Verfügung stehen. Sachverständige werden übrigens erkennen, welche Früchte da geboten werden.

Schließlich brauche ich mich wohl bei den Spezialisten nicht zu entschuldigen, ob der Universalität dieses Werkes. Auch die synchronistische gleichzeitliche Art mancher wichtigen Betrachtungen mag nicht selten von besonderer Bedeutung sein.

Möge man aber über all diesen Dingen nicht die geradlinige schlüssige Führung der eigentlichen Rechenschaft außer Acht lassen, die in negativer und zumal in positiver Richtung den Inhalt dieses Werkes bildet.

*) Meine Schreibweise des Wortes That ist darauf zurückzuführen, daß ich bei diesem so wichtigen Begriffe nicht gegen mein Sprachgefühl schreiben und auch nicht die Aussprache, wie ich es empfände, degradieren will. Die ganze deutsche Literatur hat bis zu der bezüglichen modernen deutschen und österreichischen Verordnung That geschrieben und gesprochen. Das letztere geschieht auch heute noch. Hindenburgs Ausspruch beweist die Wichtigkeit: „Die That ist der Deutschen stolzestes Wort". — Die kabbalistischen Konsequenzen, die man andererseits aus der neuen symmetrischen Schreibweise des Wortes zieht, sind tief unter dem Gesichtskreis dieses Werkes.

und Wucht dieser einfachen Thatsachen, von echter Rechenschaft gewogen und gewertet, verweist uns schließlich auf uns selber, geleitet uns, einmal der biblischen Knechtseligkeit entronnen, mit sicherer, zuverlässiger Hand hin zur Bedeutung unseres autonomen besseren Selbst, und erhebt uns zur Liebe alles Edlen, wie sehr es uns auch übertreffen, und zur Solidarität mit ihm, wo immer es sich finden möge, bis über das Grab hinaus. Sie führt uns zur Würdigung der Persönlichkeit und der Wirkungssphären der That, deren Einfluß hoffnungsvoll und furchtbar, unanstrebbar und unabwendbar, unentreißbar und unablehnbar zugleich, auf den Thäter sich auswirkt. Sie führt uns zu einer unaustilgbaren Gemeinbürgschaft, die den Abschiedsschmerz des Sterbens aufwiegt, zu einer Anschauung der That und ihrer Folgen, die das Todesgrauen überwindet. Sie führt uns zur Erfassung eines Weges, der in seiner Richtung uns durch unser autonomes Maß gewiesen, dessen letztes Ziel jedoch, wie unser Ich, im Unbekannten liegt.

Diese selbständige, erhöhende, frei und freudig und doch bescheiden erfolgende Zielsetzung, diese wesenskongeniale Fruchtbarmachung der Furchtbarkeit in unserem Dasein, dieses heroische Schreiten auf den Bahnen der Persönlichkeit und That, dieser Ehrenweg ins Unbekannte, man mache sich langsam damit vertraut: ist echte Religiosität. Echte Religion entstammt ureigenem inneren Wesen. Echte Religion ist nicht Gottglaube, sondern hohes kongeniales Zielbewußtsein, wie es für edle Menschen und für edle Völker Lebensbedingung ist und wie es im Grunde das Mitkämpfertum mit den Asen bei den alten Germanen war, worauf wir noch zu sprechen kommen. Sie stützt sich darauf, daß zielstrebige That zu unsrem Wesen gehört. Echte Religion entstammt der Rechenschaft des Menschen vor sich selber, und sie muß daher wahrhaftig sein. Sie ist die Achtung des Menschen für das ihm innewohnende edle Wesen angesichts des Schlechten hier, das wir dadurch ja als solches erfassen, und angesichts des Unbekannten, Nichtzuerkennenden, in das die Zukunft mündet. Sie ist das Gefühl des Menschen für seine unüberwälzbare Verantwortlichkeit, ohne die er nur ein elender Sklave wäre. Sie schafft uns innere Festigkeit und Unabhängigkeit, sie strafft unsre äußere Haltung. Sie ist eine Religion der Thatsachen. Sie verlangt mutige Ehrlichkeit uns selber gegenüber, so daß wir die Augen nicht schließen vor dem Häßlichen und Schlechten um uns, sowie in uns selbst, sodaß wir aber auch, wenn auch in nur zu begründeter Bescheidenheit, dem Schönen und Guten zugewendet, strebend uns bemühen bis ins Unbekannte. So gewährt sie uns beglückende Neidlosigkeit, und so schafft sie eine offene begeisternde Gemeinbürgschaft der Guten. So ist sie die Bedingung echter menschenveredelnder Kultur, weit hinausreichend über die bloße naturbeherrschende Technik und Zivilisation, die ohne Kultur uns unterjochen, nicht aber erhöhen, — neben dem Radiogerät prangt die Gasmaske —, und deren Erfindungen ein Nichts sind ohne solches Ergebnis mündiger Rechenschaft, mit ihm aber eine unabsehbare Förderung unser Forderung an uns selbst und eine Ermöglichung der Organisation der Solidarität. So gewährt uns die echte Religiosität mündige Thatenfreude an Stelle bloßer öder Lohnbetriebsamkeit, und sei der Lohn auch für das Jenseits angesprochen. So gewährt sie uns Heil im Unheil, und Genesung trotz nicht zu vermeidenden Leidens, inmitten nicht zu vermeidender Schmerzen. So läßt sie uns, indem wir edel und heroisch wollen, edel und heroisch werden. So ist sie eine Religion der Rechenschaft, eine Religion der Bewährung, eine Religion des Werdens durch das Wirken bis ins Unbekannte, eine Religion der That.

3. Biblische Mentalität.

Hat aber nicht schon der größte altrömische Historiker, der große Schätzer der Germanen, Cornelius Tacitus (Hist. V. 4.) an der alttestamentarischen Mentalität getadelt: „Was bei uns heilig, das ist dort als unwert mißachtet und erlaubt ist bei ihnen, was für uns ein Gräuel ist"?*)

Und hat der Gott des alten Testaments nicht Jakob auserwählt? War David nicht nach seinem Herzen? Hat nicht andererseits der Apostel Paulus, als wäre er nur, wie man heute sich ausdrückt, zu den Heiden „abkommandiert" gewesen, von den Heidenchristen gesagt, sie seien wider die Natur dem schönen Ölbaume des Judentumes aufgepfropft? (Röm. 11. 24.) Und beruht nicht dieses jüdische Selbstbewußtsein auf der Auserwählung durch Jehova, den Christengott? Sind nicht aber wohl die Grundsätze dieser Auserwählung dieselben gewesen, die Paulus anläßlich der Jüngerschaft Christi feststellt? Hat nicht derselbe Apostel (Kor. I. 1. 27 ff) aus diesem Anlasse die furchtbare Lehre verkündigt: „Das Törichte in der Welt hat Gott auserwählt, die Weisen herabzuwürdigen; und das Schwache in der Welt, um das Starke herabzuwürdigen; und das Unedle in der Welt und das Verachtete hat Gott auserwählt, und was nichts ist, um zunichte zu machen, was etwas ist"? Und lautet diese entsetzliche Lehre nicht zugunsten des Untermenschen und der allgemeinen Verköterung, der Heiligung des Heillosen und der Ächtung des Edlen und Echten?

„Ist nicht aber", so ruft Carlyle zum Schlusse seiner Geschichte Friedrich des Großen, „die Herrschaft des Niedrigeren über das Edlere jenes eine Lebenselend, das der Klage wert ist, und in Wahrheit der Gräuel aller Gräuel, der aus allem andern hervorgeht und alle andern erzeugt"? Es ist das aber eine wahrhaft manichäische Feststellung irdischer Thatsachen.

„Wer Gutes will, der sei erst gut", sagt Goethe im Faust. Bessere Zukunft braucht bessere Menschen, wenn sie auch zumeist in der Minderheit sein werden. Wir wollen in dieser Richtung zweier mutiger Worte aus den beiden letzten Dramen unsres edlen, allzufrüh dem Tod verfallenen Dichterphilosophen Friedrich Schiller uns erinnern: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist Unsinn. Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen." Und seines andern Wahrwortes: „Der Starke ist am mächtigsten allein". Mehr als stark wäre die Gemeinbürgschaft solcher Starken; wirklich echt und wirklich aussichtsvoll die Solidarität solcher Edlen. Nicht leben, aber edelleben gilt es. Nicht eine Philosophie und Religion des bloßen Lebens gilt es, sondern der wahrhaftigen mündigen That.

4. Kulturtragödie.

Antaios, der hellenische Göttersohn, war, wenn von dem mütterlichen Boden getrennt, gelähmt und leicht zu besiegen; stark jedoch und unüber-

*) Den jüdischen Geheimlehren ist in diesem Werk nicht nachgegangen worden. Denn es ist für die Gesinnung der arischen Völker geschrieben, des deutschen Volkes zumal. Es kommt da auf jene offenkundigen alttestamentarischen Lehren an, die im Christentum der arischen Völker enthalten sind, und auf jene beispielgebenden Ereignisse, die ebenda, mögen sie sich zugetragen haben oder nicht, unter die Autorität des Christengottes Jehova gestellt sind. Biblische Mentalität ist jüdische Mentalität. Neue Juden wurden die Christen in den ersten Zeiten genannt. Seid ihr Christen, dann seid ihr aus Abrahams Schoß, sagt der Apostel Paulus (Gal. 3. 29.), aber wider die Natur, wie wir oben im Texte von ihm hören.

Was andererseits die jüdische Geheimbürgschaft anbelangt, so ist auf die Abschnitte des II. und III. Buches über die Geheimbürgschaften zu verweisen.

windbar, wenn er zur Heimat zurückfand. So auch die arischen Völker, je nachdem sie fremdem Bekenntnis unterliegen, oder aber echte kongeniale Religion erreichen. Welch tragisches Verhängnis, wenn nun einem Volke ein artfremdes, noch dazu bloß historisches Bekenntnis aufgezwungen wird! Dreimal wehe aber, wenn sodann ein großes Volk soweit gebracht ist, daß seine ureigenen Gedankengänge gelähmt sind und daß es diese Lähmung durch fremde disgeniale, vielleicht sogar minderwertige Artung gar nicht mehr bemerkt! Solches Verhängnis hat die arischen Völker getroffen.

Es ist eine Tragödie ohne gleichen dieser europäischen Völker, der noch germanisch gebliebenen zumal, daß sie, einerseits durch ihre Treuherzigkeit und ursprüngliche Hilflosigkeit gegenüber einer überlegenen Zivilisation, andererseits aber durch eine geradezu Entsetzen erregende biblisch-kirchliche „Bannung" und Schreckensherrschaft um das Beste gebracht worden sind: religiös autonom sich zu bethätigen und im Bekenntnisse zu allem Höchsten im Einklang zu sein mit dem eigenen Wesen, mit der eigenen Überzeugung, mit der Wahrhaftigkeit, mit bestem Wissen und Gewissen.

Auf die höhnende Behauptung, daß keine hohe arisch-germanische Kultur bestehe und daher auch die arisch-germanische Rasse dazu gar nicht geeignet sei, liegt die Antwort nicht nur in dem Hinweis auf die Aschenbrödel-Rolle, die noch heute, wie jeder wirklich arischen Schönheit, so jedem wirklich arischen Werke aufgezwungen ist. Die Antwort liegt nicht nur in diesem Beweis einer gänzlich antigermanischen Lage, sondern vielmehr noch in dem Hinweis auf die Kulturtragödie, die dem allen vorangegangen ist und deren Darlegung den Inhalt der ersten beiden Bücher dieses Werkes bildet.

Die Idee einer christlich-germanischen Kultur, an welche andererseits zaghafte Gemüter sich zu klammern suchen, vermag an jenem tragischen Verhängnis nichts zu ändern und leidet, wie wir sehen werden, an einem völligen und immer wiederkehrenden, wahrhaft heillosen inneren Widerspruch. So hat es die biblische Epoche in Europa z. B. zustandegebracht, daß seit mehr als einem und einem halben Jahrtausend ebenda, in Deutschland zumal, Ehre, Gesetz und Konfession zu einander im Gegensatze stehen und daß dadurch die heranreifenden Charaktere von vornherein gefährdet sind. Um diese Lage zu begreifen bedarf es erst z. B. gar nicht einer Untersuchung, wie weit die biblischen Thaten des Christengottes Jehova dem allgemeinen Strafgesetze und die von ihm bekundeten Gesinnungen der Ehrenfrage unterliegen.

Es sind die Folgen dieser Lage seines „heilig duldenden Vaterlandes", die Hölderlin-Hyperion, eines der hingeopferten Genies seiner Zeit, mit folgenden beredten Worten kennzeichnet: „Ich kann kein Volk mir denken, daß zerrissener wäre als die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen; Priester, aber keine Menschen, Herren und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände, Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt?"

Wissenschaft und Wirtschaft sind wichtig im Kampfe ums Dasein. Ohne echte Religion aber wird der Kampf ums Dasein bedeutungslos, inhaltslos, ein blindes Rennen in den Untergang des Schlechterwerdens. Denn ohne solche Religion keine edle fruchtbare Blüte echter Moral. Ohne solche Religion keine fruchtbare Ordnung der Gemeinbürgschaft, der Solidarität. Kongeniale wahrhaftige Religion allein gibt unsrem Leben einen wahren Wert und wahrt es vor Entmündigung.

Was dem römischen Volke sein cäsarenwahnsinniger Kaiser Cajus Caligula vermeint hat, daß es nur einen einzigen Nacken habe, damit es mit einem Male enthauptet werden könne, und was der alttestamentarisch bannende Bolschewismus vor den Augen Europas an dem ihm stammesfremden russischen Volke durch Ausmordung und Verköterung vollzog, das ist in diesem ganzen alttestamentarisch gelähmten Europa schon längst in religiöser Richtung erfolgt die konfessionelle Capitis Deminutio, die bekenntnismäßige Entmündigung.

Im Weltkrieg und in seinen Friedensdiktaten hat diese Capitis Deminutio neuerlich ihr Dasein entsetzlich bewiesen, und die monotheistischen und auf historischer Offenbarung beruhenden Bekenntnisse haben nach kulturellem Maßstab völlig versagt. Sie werden weiter wesensgemäß versagen, zur höheren „Ehre" und zum Vorteile jener, deren Erbgut sie sind und denen die biblische Sinnesart selber wesensgemäß ist.

Kritisch über alle Maßen sind die Zeiten. Alles ist in Frage gestellt und ein allgemeiner nihilistischer Katzenjammer — der vulgäre Ausdruck paßt für den vulgären Zustand — verbunden vielleicht mit trivialen Überschwenglichkeiten und neuen Geheimbürgschaften breitet sich aus. Möge die Ernüchterung auch die Mündigkeit bringen. Wir sind bekleidet mit einem konfessionellen Kleide fremden Wuchses. Wir haben uns diesem Gewande nimmermehr anpassen können und haben immer wieder wunde Stellen und schwere Infektionen davongetragen. Alle Tage wird die Entsittlichung durch die modernen Journale, Radios, Kinos und Theater in Strömen über die wehrlosen Völker ergossen. So arg das wirklich ist, so schwer die Auflösung aller moralischen Hemmungen ins Gewicht fällt, so sehr ist das doch gefördert worden und wird es doch überboten durch den Einfluß der biblischen Mentalität. Viele hoffnungsvolle unter unsren Brüdern, den Arbeitern zumal, die an der Spur des Guten, die sie in sich haben, hochkommen könnten, ziehen das konfessionelle Gewand zwar aus; aber sie stehen nackt und hilflos da, nun erst recht preisgegeben den Schäden, die sie erlitten, den eingeprägten Grundsätzen der Bibel. Denn wie die Nacht der Morgenröte ohne Sonne nicht weicht, so kann die innere Wiedergeburt nicht kommen ohne echte Religiosität, und so kann diese echte Religiosität nicht eintreten ohne das Licht echter Mündigkeit und ohne Gewähr tiefschürfender Rechenschaft, so kann edles echtes Werden nicht werden ohne edles ethisches Entwerden. Jene Konfessionslosen haben zwar die statutarischen Zeremonien, das äußere Fetischwesen aufgegeben; sie haben sich zwar des Glaubens, der Denkzeremonie, des inneren Fetisch entledigt; aber sie haben nichts, um das lebendige edle religiöse Bedürfnis freizumachen und durch echte Religion zu erfüllen. Statt zur Autonomie gelangen sie doch nur zur bloßen Automatie. Sie nehmen das Negativum für ein Positivum und sie fallen umso leichter dem Dogmenersatze anheim, das ist der Kirche des diesseitig materialistischen Marxismus, dem nihilistischen Herumbeißen um die mehr oder minder leeren Tröge des gedankenlosen Genusses. Die unfruchtbare Aufklärung, wie sie alttestamentarische Größen verkünden, gelangt in letzter Linie zur bolschewistischen Antiphilosophie und Antireligion und will auf die nackte Thatsache der irdischen Atrozitäten, voll Qualen gemischt mit Lust, sich stützen. Das ist aber im Grunde nichts anderes, als was sie theistisch in Jehova, wie wir sehen werden, verehrten. Sie bleiben nach wie vor ganz ohne autonomes Maß und Ziel, und ihr Wahlspruch hat nach wie vor den alttestamentarischen Sinn: Ja will ich denn mein Werk? Ich will mein Glück!

Die germanische Kulturtragödie dauert an. Zwar ist die Macht der christlichen Inquisition vergangen und auch die von dieser den Gemütern eingeprägte Proskynese oder hündische Verehrung vor „Gottes Wort“, der Bibel, ist nach und nach überwindbar. Aber die innere Wehrlosigkeit ihrer verbleibenden Mentalität ist ungeahnt groß, und an die Stelle der Schrecken der Inquisition ist seither ganz allgemein der Terror der alttestamentarischen Geheimbürgschaften, d. i. des Freimaurertums, des Jesuitismus und des Judentums selber, der schwarzen, roten und goldenen Internationale getreten. Deren Dokument ist das verhohlene, grausame, aber für die vollziehenden Neidinge nicht verantwortungslose Ächtungssystem der organisierten geheimen Bannung und „öffentlichen Meinung“, wie es schon Schopenhauer in der Feststellung des „Ignorierens und Sekretierens“ geahnt hat, dessen fast lebenslängliches Opfer er gewesen ist. Schon im Evangelium nach Johannes (7. 13.) heißt es in ähnlicher Lage: „Niemand redete frei von Jesus aus Furcht vor den Juden.“

Jeder Ehrliche bleibt heute sich selbst überlassen. Die öffentliche Meinung ist den Deutschen aus der Hand genommen. Sie ist nach dem Herzen Jehovas, ohne Herz für Volk und Völker. In ihren Artikeln liest die jüdische Lesewelt zwischen den Zeilen. Mögen es die arischen Leser, einmal aufgeklärt, nicht minder zu thun, und Scham und Entschlußkraft schöpfen aus dieser Lektüre. In den „berühmt“ werdenden Schriften findet der Deutsche selten mehr sein Denken und Fühlen. Eine oft kaum mehr zum Bewußtsein kommende Fremdheit geht lähmend aus von ihnen. Gut und dumm wird gleichgesetzt, und schön und edel wird verleidet. Ein schwerer Druck liegt auf dem Herzen des Volkes. Ein moralisches Zurückdrängen echten Germanentums ist überall zu erkennen. Schon vor mehr als hundert Jahren, alsbald nach der französischen Revolution, klagt der heldenhafte Anquetil-Duperron, der Europa zuerst den Avesta Zarathustras und die altindischen Upanischaden geboten, über den Malaise européen, über das europäische Mißbehagen, und sagt in seinem Werke über die Beziehungen Europas zu Indien: „Kein Mensch, der in Indien gelebt hat, bringt mehrere Jahre in Frankreich zu, ohne es zu bereuen“. „Das Schicksal von Arbeitern des Gedankens, die die Wahrheit lieben, ist hier Armut, und es ist schon ein Erfolg, wenn sie der Verfolgung entrannen.“ Was er in diesem bedeutungsvollen Satze von Frankreich sagt, das gilt heute von allen Staaten und Völkern Europas und Amerikas.

In wirtschaftlicher Richtung gilt ganz allgemein der Zwang des Händlerrechtes und der Hörigkeit gegenüber der Rhypokratie, der Schmutzherrschaft des Finanzkapitales oder aber, und keineswegs wesentlich verschieden, nur unmaskierter sich auslebend, die marxistisch-bolschewistische Satanokratie und Intoleranz mit ihren neuen Ketzerverfolgungen und ihrer neuen Inquisition gegen erzwungene Bekenner. Dieser Abweg von der echten wirtschaftlichen Solidarität des Sozialismus, dieser Scheideweg zum Untergang entstammt, wir werden uns darüber nicht täuschen können, derselben Quelle, wie die Theokratie, die wir kennen lernen werden.

Es wäre heute thöricht, nochmals zu versuchen, was vor anderthalb Jahrtausenden der große M a r k i o n aussichtsvoller und doch vergeblich unternommen hat, das Neue Testament als Plattform gegen das alte Testament zu benützen. Schon damals stand das Christentum da als eine jüdische Sekundogenitur für die nicht auserwählten Völker.

Das deutsche Volk ist noch heute in zwei große biblisch-konfessionelle Lager geteilt, die ihm beide nicht zum Segen, sondern zum alttestamenta-

rischen Gegenteil davon gereichen. Noch heute wird hierdurch seine innere und äußere Politik zum Gegenstand der Ausbeutung. Noch heute ist es hierdurch als großes Volk nach allen Richtungen gelähmt.

Aber auch die bloße Ablösung vom Christentum ist nicht der Weg zur Befreiung. Nochmals sei dieses hervorgehoben. Es gilt für alle Völker, für das deutsche Volk zumal. Die bloße Negation des Christentumes überantwortet die Völker nur an andere, im Grunde aus gleicher Wurzel stammende, unorganische, destruktive, lähmende Internationalen, an alttestamentarische internationale Postgenituren, sodaß dann nur mehr die Größe der Spannung in Frage kommt, die nötig ist, auf daß die Niedrigkeit, das Untermenschentum sich auszuwirken vermag, was zuletzt mit der Beseitigung der aktiven Schicht im Volke geschieht und mittels ihres Ersatzes durch die alttestamentarischen Routiniers in der Bannung und Expropriation, die wie der „Volkskommissär" Trotzki-Braunstein im bolschewistischen Rußland gleich David nach dem Herzen Jehovas sind: „Alle Völker, die Jahwe dir preisgeben wird, sollst du vertilgen, ohne mitleidig auf sie zu blicken", so heißt es in der Bibel. (Mos. V. 7. 16.) Dann aber hat die marxistische Tertiogenitur des alten Testamentes ihre Schuldigkeit gethan und die verbleibende biblische Mentalität bedeutet nur die letzte Vorbereitung für die Oberherrschaft des biblisch auserwählten Volkes.

5. Die Philosophie als Weg zur Religion.

Die alttestamentarische Gesinnungsart macht ihren Weg trotz aller Philosophie, die an allen Universitäten ihre Stätte hat und die aus diesem Lager hohe Gesinnung ausgießen soll über die Studenten und durch diese idealistische Auslese über das ganze Volk. Unterliegt aber nicht vielmehr die Philosophie selber dem zerstörenden und entehrenden Joche der alttestamentarischen Geheimbürgschaften? Gehören ihre Vertreter heute nicht zumeist dem Freimaurertume, dem Jesuitismus, dem Judentume an? Ist nicht diese Angehörigkeit nur zu oft die Voraussetzung ihres Wirkens? Ist nicht eine Kreuzung oder doch Versippung mit jüdischem Blute so häufig das grundlegende Verdienst prominent gemachter Größen, das aber natürlich schöpferische Begabung und Freiheit von Menschenfurcht nicht zu ersetzen vermag? Schon Platon, den man heute einen nationalsozialistischen Philosophen nennen würde, hat die Mißachtung der Philosophie zu seiner Zeit darauf zurückgeführt, daß nicht Philosophen, sondern Wortstreiter, die Ruf und Gewinn suchen, Sophisten mit ihr sich befaßten, und er verweist sehr drastisch auf den Unterschied der Gnesioi und Nothoi, der Reinblütigen und Mischlinge.

Sehen wir nicht heute häufig Professoren, die anstatt, was ihr Name besagt, Bekenner, bloße Gedankenorgane der Geheimbürgschaften sind? Feuerbach erklärte, es sei das charakteristische Merkmal eines Philosophen, daß er nicht Professor der Philosophie sei? (Lagarde, Mitteilungen.) „Ihnen zur Schmach stelle ich fest", so sagt in ähnlichem Falle schon Dante (Conv. I. 9.), „daß sie sich gar nicht Gelehrte nennen sollen, denn ihnen ist nicht Gelehrsamkeit der Zweck, sondern Geld und Würden." Immer wieder kommt es auf den von Schopenhauer festgestellten Unterschied hinaus zwischen denen, die für die Philosophie und jenen, die von ihr leben.

Kann die Philosophie stark sein bei solcher Unfreiheit und Lohndienerei? Hat diese Philosophie vielleicht einen erhebenden Einfluß auf das Leben?

Vermögen der Staat, die Geheimbürgschaften, und die „öffentliche Meinung", die sie stützen, ihr vielleicht die wirkliche Macht einer Herzenssache zu geben? Risum teneatis, amici! Lachet nicht, ihr Freunde!

Durch kongeniale Zielsetzung soll Philosophie den mündigen Weg bedeuten zur echten Religion. Heute aber ist sie nur zu oft eine Stätte talmudistischer Spitzfindigkeit und Sophistik, verächtlicher freimaurerischer, jesuitischer oder jüdischer Hörigkeit oder aber eines Freidenkertums alttestamentarischer Gesinnungsart, das vor allem die Freiheit von Moral ins Auge faßt. Aber philosophisches Wissen, das nicht zum Gewissen wird, Philosophie, die nicht Rechenschaft ist und nicht zu religiöser Überzeugung führt, ist zur Ohnmacht verurteilt. So ist es mit manchen Ausnahmen, wobei vor allen an Kant und Schopenhauer zu denken, bei unserer europäischen der Fall, im Gegensatz zum alten Hellas und zum alten Indien.

Der Philosophie steht zu die autonome Ungebundenheit, soll sie wahrhaftig sein, und nichts wäre verderblicher für sie, aber auch lächerlicher, als eine Fortsetzung jenes alttestamentarisch gebundenen Wesens, das von der Kabbala, und andererseits von Maimonides, über die Scholastik, Lullus und Spinoza bis zu Hegel reicht und zur modernen Wortkrämerei.

Kein Mensch kann bieten, was über ihn hinausreicht, keiner Höheres leisten, als er selber ist. Aber dem deutschen Volke fehlen nicht die guten Anlagen für die Philosophie. Nur sind, wie gesagt, soviele Begabte gebunden durch Geheimbürgschaft. Oder aber, ehrlich bleibend, verfallen sie, sich dessen arglos gar nicht versehend, in aller Stille der Ächtung und Lähmung, dem Kahal der Geheimbürgschaften; oder doch groß geworden, wie Kant und Schopenhauer, werden sie nachträglich umrankt und mit großem Wortaufwande um ihr Bestes gebracht.

So sind wir religiös noch gar nicht frei geworden. Wir haben innerlich noch an den Folgen jahrtausendlang aufgezwungener und eingehämmerter biblischer Gesinnungsart zu tragen, und wir erwachen nur langsam aus der Betäubung und erraffen uns nur allzuwenig zur edleren Lebenshöhe, die mit uns geboren wäre. Der Bibelfanatismus des kirchenfeindlichen Protestantismus ist ein Beispiel dafür, vom Katholizismus gar nicht zu reden. Andererseits ist auch die bolschewistische Tendenz mit ihrem Denkmal des Judas Ischariotes und mit ihrer Ausrottung der Edlen, mit ihrer Auslese der Schlechten, die ärger wirkt als Krieg und Pest, eine, wenn auch den Massen unbewußte Funktion der biblischen Mentalität.

Die europäische Philosophie war im Großen und Ganzen ebenso und nicht minder eine solche bewußt oder unbewußt biblische Funktion. Zuerst war sie nur die Magd der übermächtigen Theokratie. Dann ging sie neben ihr einher. Und jetzt noch ist sie ohne Macht, weil sie religiös nicht fruchtbar ist: nicht ernst zu nehmen, sondern eine Spaßphilosophie, wie Schopenhauer sagen würde.

Von der Philosophie der That aus kann aber Kraft dringen in das stagnierende philosophische Leben und in die ganz große Sache der echten Rechenschaft, von der der Weg ausgeht zu echter Religion.

6. Befreiung durch echte Religiosität.

Der schöpferische Genius entsteigt nicht verneinendem Aufkläricht sondern echter Religiosität. In tiefer Erkenntnis von der Bedeutung ernsten letzten Zielbewußtseins sagte Goethe zu Riemer: „Die Menschen sind nur so lange produktiv in Poesie und Kunst, als sie noch religiös sind".

Die Befreiung zu schöpferischer Leistung liegt auf dem an sich wohl kurzen, doch vorerst ungewohnten Weg zur thatsächlichen Mündigkeit und arisch-echten Religiosität. Sie fördert arische Veranlagung und edle Thaten zugleich. Der Mensch ist selber der Bereich des Fortschritts oder Rückschritts. Aber er ist kein Automat, der, einmal arisch eingestellt, dann einfach weiter funktioniert. Die That gehört zum Werden, und es tritt die Wechselwirkung unvermeidbar ein von Abstammung und Wirksamkeit, von Rassenehre und von Willensthat. Wir werden das näher in den beiden letzten Büchern dieses Werkes sehen können, die den ersten beiden kritisch negativen in positiver Richtung gegenüberstehen.

Es wird so leicht hingenommen und es wiegt so schwer, daß unter dem Druck und Einfluß artfremder Bekenntnisse seinerzeit die letzte edle antike Wesensanlage vergeudet, die große antike Kultur verschüttet, die so bedeutende antike Literatur verwüstet worden ist, und daß es dann weit mehr als ein ganzes Jahrtausend gedauert hat, bis die Wissenschaft bei den europäischen Völkern der Freiheit näherkam. Nach mehr als anderthalbtausend Jahren aber ist das religiöse Wesen derartig verleidet, daß Religionslosigkeit als freier Zustand empfunden wird. Und doch gilt es eine Befreiung nicht nur von Fesseln, sondern zu Zielen, zu Thaten.

Vielleicht ist unter dem Eindrucke von soviel Lüge, Sklavengesinnung, Schlechtigkeit und Zerstörung, wie sie nach dem Weltkriege sich verbreitet haben, vielleicht ist angesichts der hiernach drohenden wirtschaftlichen Katastrophen doch endlich die Zeit gekommen, daß der arische, der germanische, der deutsche Genius in seiner Todesgefahr sich aufschwinge zu einer lebendigen Weltanschauung der That, der Solidarität und der heroischen Autonomie. Was ich noch im vorigen Jahrhundert in meiner beschlagnahmten Denkschrift als „Um und Auf des Österreichertums" bezeichnete, gilt heute mehr als je und für das deutsche Volk zumal in Deutschland und in Österreich: „Wir müssen solid-arisch, wir müssen solidarisch sein!"

In ihren Erinnerungen an den für die religiöse Befreiung so bedeutenden Paul de Lagarde berichtet seine Witwe (S. 135), er habe in Hinsicht auf das deutsche Volk daran nicht verzweifelt, „daß es gelingen könne, alle die Individuen, welche in Staat und Gesellschaft zusammenwirken, zu einsichtigen kraftvollen und aufrichtigen Menschen zu machen". „Noch sind die Wurzeln seiner Kraft lebendig, sagt er von diesem Volke." Hierzu sei auch z. B. nicht vergessen, daß Bonaparte auf St. Helena erkannte, deutscher Idealismus habe ihn besiegt. Im Grunde wird es sich darum handeln, ob die Solidarität der Edleren aller Schichten Kraft genug besitzt, sich durchzusetzen und die übrigen noch Hoffnungsvollen mitzureißen oder mitzunehmen.

Wofern das deutsche Volk noch zukunftsfähig ist, wofern die europäischen Völker noch zukunftsfähig sind, wird dort und hier der religionslose Zustand dem Bedürfnis weichen nach kongenialer Religiosität: nicht nach dem Glauben an eine historische Offenbarung oder an ein höchstes allmächtiges Wesen, sondern nach der Erfassung eines höchsten, wenn auch letzlich unbekannten Zieles. Ohne solche echte Religion keine nationale, keine menschliche Zukunft.

Echte Religion führt hin zu letzter Beruhigung, doch nicht im Erstarren, sondern im Erstarken. Religionslosigkeit aber führt zur Unmündigkeit gegenüber der öffentlichen Meinungsmache, zur ehr- und haltlosen Unterwerfung und Hörigkeit gegenüber terroristischen Geheimbürgschaften, zum Automatismus des Massenmenschen, zur allgemeinen Degradation

und schrankenlosen Überlassung an das tierisch-erotische Gelüste, und endlich zum Bedürfnis nach dem Chaos der Untermenschen, der Verbrecher, der Gangster, wie sie Nordamerika erleidet, des Pöbels und des Abschaums, deren Lager schließlich als reife Frucht den alttestamentarischen Praktikern in den Schoß fällt.

Der germanische Mythos faßt den Menschen als Thatmenschen und Mitkämpfer auf gegen die schlechten zerstörenden Mächte, gegen die weltumspannende Mitgartschlange und gegen Loke, den Lügner, und seine ganze Gefolgschaft. Die Walküren geleiten diese Mitkämpfer, die Einheriar, die Gothiod, die Gothen, die Helden. Echte Religion wird freilich nicht hervorwachsen aus einem bloßen Mythenkultus vergangener Zeiten, sei er auch noch so kongenial und hoch und her und bedeutsam; wohl aber aus seinem tieferen Sinne, aus artverwandter, tiefschürfender mündiger Rechenschaft, aus jener unerschrockenen ehrfürchtigen heroischen Gesinnungsart, die wir wieder erwerben müssen, um sie zu besitzen und die unser unbekanntes aber kongeniales Ziel betrifft angesichts des vor uns ausgebreiteten Ozeans an Geheimnis: Secretum illud, quod sola reverentia vident, wie Tacitus (Germania 9) von den Germanen sagt, jenes Geheimnis, dessen sie durch ihre Ehrfurcht inne werden.

Der wahre Weg zu diesem ehrfürchtig bewußten unbekannten Ziel ist die nicht zu enteignende Rückwirkung auf uns selbst kraft der Wahrhaftigkeit und des Gewissens; kraft der Güte; kraft des Wirkens und der That.

Es gibt für uns nur eine Wahrheit: die Wahrhaftigkeit. Es gibt für uns nur ein gewisses Wissen: das Gewissen. Es gibt für uns nur ein ganz gutes Gut: die Güte. Es gibt für uns nur eine Wirklichkeit: das Wirken. Es gibt für uns nur eine Thatsache: die That.

Es gilt, mit einem wichtigsten Worte gesagt: die Religion der That.

Erster Teil.

Die germanische Kulturtragödie

durch die Unterjochung unter die biblische Mentalität.

Erstes Buch: Die biblische Mentalität.
Zweites Buch: Die Unterjochung unter die biblische Mentalität.

Ist nicht die Herrschaft des
Niedrigeren über das Edlere
jenes eine Lebenselend, das
der Klage wert ist, und in
Wahrheit der Gräuel aller
Gräuel, der aus allen andern
hervorgeht und alle andern
erzeugt? Carlyle.

Erstes Buch.

Die biblische Mentalität.

Der Ausdruck Atheismus enthält
eine Erschleichung, weil er
vorweg annimmt, der Theismus
verstehe sich von selbst.

Schopenhauer.



1. Gottglaube oder Religiöse Mündigkeit.

Mit einigen Sätzen über das stärkste Motiv in der Menschengeschichte, das religiöse Bedürfnis, die metaphysische Not will ich beginnen. Ich entnehme sie der ersten Abhandlung meiner Philosophie der That vom Jahre 1909.

„Die ganze Menschengeschichte ist voll der Zeugnisse ihrer Wirksamkeit. Kriege sind oft nur eine Folie für sie, Pyramiden, Tempel, Paläste und Ruinen sind ihre Monumente, tempelüberragende Buchdenkmäler und völkerlenkende Ideen sind eingegeben, Märtyrer stark geworden durch sie, gewaltige Organisationen sind durch sie geschaffen, ja Arbeit und Unterhalt sind zuletzt abhängig von ihrer Kraft. Welthistorischer als alle Kriege, ja als alle Entdeckungen und Erfindungen, als selber das Kommen und Gehen von Völkern, ist die Geschichte ihrer metaphysischen Not."

Die kulturentscheidenden Auswirkungen dieses stärksten Motives im Menschengeschicke werden gelähmt durch dogmatischen Ersatz und durch statutarische Zeremonien, werden verflacht durch die schellenlaute Thorheit einer „Gotterkenntnis", die sich auf Wissenschaft beruft, werden verdorben durch die theistische Deckung des Schlechten in uns und in der Welt, und werden verhüllt vom Getriebe des Alltags und übertüncht und überwuchert vom kreischenden Lärmen der Worte- und Geschäftemacher und der Demagogen.

Faustischer Mündigkeitsdrang und Thatendurst führen hin zu den letzten Fragen des Lebens. Aber mephistophelische Krämer, Beutemacher und Händler verhöhnen und verleiden, was sie selber nicht ertragen können, dem sie selber nicht gewachsen sind. Diese Verspotter sind das aber nur aus Neide und aus Furcht.

Sterbende werden auch heute nicht selten genügende Selbstbesinnung und einen richtigen Blick haben für die letzten Fragen des Lebens: wenn das Gefühl der ungeheuren Einsamkeit sich herabsenkt über sie, weil sie Alle und Alles verlassen müssen und weil Niemand sie begleiten, Niemand ihnen helfen kann; wenn sie schon berührt sind von den letzten Dingen; wenn dann die gewohnte Selbsttäuschung und Selbstbetäubung wie leere Spreu abfällt von ihnen; wenn ihr Gedächtnis zur Erinnerung wird voll Wehmut und voll Liebe; und wenn sie dann also vor dem Tode noch wirklich zu sich selber kommen und ihr Leben überblicken. Aber dieser Blick ist ein zu später, ein vergeblicher. Denn langsam und unaufhaltsam schleicht dann die Ablösung von diesem Leben an sie heran und sie verlieren, mit schmerzlich-süßer Erkenntnis davon, die Teilnahme an den irdischen Dingen. Es bricht das Unbekannte über sie herein . . .

Ein solches verhängnisvolles Zuspät kommt im Laufe dieser Welt nicht selten vor. Es liegt z. B. von vornherein ein problematisches Moment solcher Art darin, daß die Nimmerwiederkehr zu leicht hingenommener Vergangenheit kaum zu ertragen ist; oder daß zwar das Alter Erfahrungen und Einsichten besitzt, daß aber die gestaltende Jugend diese Erfahrungen nicht haben kann und sie auch nicht genügend zu würdigen vermag.

Überlegungen solcher Art, die schließlich in der Unrücknehmbarkeit von That und Säumnis sich gründen, sind wohl geeignet, die Unerträglichkeit einer Vernachlässigung zumal des großen Geheimnisses, in dem wir walten, ernstlich zum Bewußtsein zu bringen und die überragende Bedeutung einer mündigen Rechenschaft darüber vor sich selbst in den Vordergrund treten

zu lassen, wie wenn sich Nebelwolken vor einer strahlenden Alpenlandschaft zerteilen. Es ist eine überwältigende Erkenntnis, daß die Auswirkungen des philosophisch-religiösen Bedürfnisses in letzter Linie und für die Dauer entscheidend sind, schicksalsvoll, unausweichlich, unvermeidlich, unabwendbar, unüberwindlich: für den Einzelnen, wie für das Leben der Völker.

Für eine angemessene Betrachtung dieser bedeutungsvollen Angelegenheit ist es nun aber von größtem Interesse, von vorneherein ein thematisches Mißverständnis auszuschalten, das wichtige Gedankengänge, wie z. B. den obenerwähnten von der Selbstbesinnung vor dem Tode in schiefem Lichte erscheinen lassen könnte: die Verwechslung von Theologie und Religion, von Gottglauben und religiöser Mündigkeit.

Wir wollen uns erinnern, daß einer der größten Denker und zugleich ein guter Mensch, Immanuel Kant, in der überragenden Weisheit seines Alters ein eigentümliches Buch über den Streit der Fakultäten geschrieben hat.

Es ist natürlich nicht ohne Bedeutung, ob ein Philosoph auch ein guter Mensch sei. Denn dieser lebt für die Sache, der andere nur von ihr, und dieser andere ist innerlich zermürbt und ohne ernste Gewähr.

In Kants erwähnter Schrift handelt es sich um den Streit der theologischen, der juristischen und der medizinischen mit der philosophischen Fakultät unserer Universitäten. Der erste Streit ist nun der zwischen der Philosophie und der Theologie, und dieser Streit wird im Grunde durch die Erörterung des wesentlichen Unterschiedes geschlichtet, der zwischen Theologie und Religion besteht.

Theologie ist die Wissenschaft über den historisch gegebenen Inhalt eines theistischen, und das ist, biblisch genommen, eines monotheistischen Glaubensbekenntnisses, und der Theologe nimmt, wie wir sehen werden, eine Hülle der Religion, einen bloßen Religionsersatz für die Religion selbst.

Es gibt eine christliche, islamitische, jüdische Theologie, es gibt im Islam eine sunnitische und schiitische Theologie und zahlreiche andere Sekten; es gibt im Christentum eine katholische, eine griechisch-orthodoxe, eine protestantische Theologie, ungefähr orientiert nach den Aposteln Petrus, Johannes und Paulus; im Katholizismus auch eine griechisch-unierte und eine altkatholische Theologie; die griechisch-orthodoxe Kirche zerfällt in Rußland unter dem korrumpierenden Einflusse des Bolschewismus, wenn die betreffenden Nachrichten zutreffen, in sonderbare Sekten; und es gibt im Protestantismus eine lutherische, eine reformierte, eine calvinische und anglikanische Theologie und andere mehr.

Wir wollen übrigens nicht übersehen, daß es auch dualistische Bekenntnisse gibt, wie den Parsismus; und atheistische, wie den Buddhismus, der ja eine philosophisch-religiöse Lebensauffassung bedeutet; und daß wir oben nur den jüdischen Kreis, d. i. den Mosaismus mit seinen Sekundogenituren, dem Christentume und dem Islam, in Betracht gezogen haben.

In dieser Richtung aber ist zum Schlusse auch der bloße Theismus, der Deismus, der Gottglaube als solcher zu erwähnen.

Schopenhauer hat in solchem Sinne in der Weisheit seines Alters, im sechzigsten Jahre seines Lebens, in dem großen § 34, den er seiner Schrift über den Satz vom Grunde in der zweiten Auflage hinzufügte, und ähnlich auch in den Parerga (I. S. 123) gesagt, was wir hier zitieren wollen. „Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß das Wort Atheismus eine Erschleichung enthält, weil es vorweg den Theismus als sich von selbst verstehend annimmt. Man sollte statt dessen sagen: Nichtjudentum, so wäre

es ehrlich geredet." In solchem Sinne schrieb D o ß, Schopenhauers Lieblingsjünger, an ihn (unterm 19. Feber 1860) mit Recht: „Der Monotheismus verrät einen Mangel an religiösem Bedürfnis." Gottglaube und Gottlosigkeit, Theismus und Atheismus, beide sind nach Schopenhauer, und nicht nur nach Schopenhauer Begriffe von spezifisch biblischer alttestamentarischer Mentalität*).

Das alte Testament und das neue sind irreligiös in unsrem Sinne. Der Gottglaube lähmt nur das religiöse Bedürfnis. Atheismus gehört zum Theismus, wie dieser zur Auserwähltheit des jüdischen Volkes. Die Gottlosenpropaganda des bolschewistischen Regimes ist eminent biblisch gedacht und empfunden. Sie wollen dem Volke Religionslosigkeit beibringen und verstehen diese in ihrer biblischen Gesinnungsart als Atheismus.

Übersehen wir auch nicht, wie schnell die biblische Mentalität des Theismus, des Gottglaubens z. B. einen Robespierre zu seiner Art rituellen Gottesdienstes vom 8. Juni 1794 zurückgeführt hat.

Gibt es also viele Gottglaubensbekenntnisse und viele Theologien, so gibt es doch nur ein einziges religiös-philosophisches, und überhaupt kein theologisch-philosophisches Bedürfnis!

In unserem Falle handelt es sich gar nicht um einen Streit zwischen Theologie und Philosophie, wie in Kants genanntem Werke. Es handelt sich uns vielmehr um den Einklang von Philosophie und Religion.

Der verhängnisvolle, verödende und zum Nihilismus treibende Widerspruch zwischen Weltanschauung und Bekenntnis wird aufgelöst und zum belebenden Einklang gebracht durch autonome philosophische Rechenschaft, und damit zugleich wird die Befreiung erreicht von der drückenden Last artfremden, nicht als edel zu erkennenden Wesens in unsrem Leben.

Es liegt natürlich ganz ferne, diese Rechenschaft Jemandem, der sie nicht würdigen will, aufzudrängen, geschweige einen ehrlichen Glauben innerhalb einer Konfession kränken zu wollen. Es sind gewiß nicht die schlechtesten Menschen, deren religiöses Bedürfnis sich vor dem tötlich öden Materialismus unserer Tage umsomehr an ihre ererbte Konfession anschließt. Doch darf von vorneherein nicht übersehen werden, wie lähmend solche Konfessionen dem echten religiösen Bedürfnisse und seiner Auswirkung, und wie abträglich sie damit einer wirklichen Kultur gegenüberstehen, indem sie eine historische Beantwortung aller letzten Lebensfragen behaupten oder in einem Außerlebendigen das als erfüllt annehmen, woran in seinem Bereiche der Mensch thätig sein soll, und indem sie einen Gegensatz schaffen zwischen Bekenntnis und innerer wesensechter Religiosität.

Unsere Erörterung hat nur insofern mit Gottglauben und mit Theologie zu thun, als wir allerdings frei und unbefangen die Gesichtspunkte und Richtlinien überprüfen wollen, die sich daraus ergeben, wie die geschichtliche Dogmatisierung des religiösen Bedürfnisses in den Bekenntnissen und in der von ihnen erzeugten Mentalität sich ausgewirkt hat.

Die Unerläßlichkeit dieser Überprüfung bedarf keiner weiteren Begründung.

---

*) Es darf nicht übersehen werden, daß Odhin-Wotan, Zeus-Jupiter, aber auch Ahuramazda-Ormuzd gar nicht Götter im biblischen und demgemäß in unserem Sinne sind.

Andererseits charakterisiert Schopenhauer den Versuch, die Version eines unpersönlichen Gottes entgegenzuhalten, als Bemühung, mit diesem Ausdruck „durchzuschleichen" und sagt (P. I. S. 128): „Ein unpersönlicher Gott ist gar kein Gott, sondern bloß ein mißbrauchtes Wort, ein Unbegriff, eine contradictio in adjecto, ein Schiboleth".

2*

Die Freiheit der Prüfung hängt vom Mute der inneren Wahrhaftigkeit und Überzeugung ab, sowie von der Bethätigung einsichtsvoller Besonnenheit. Die Unbefangenheit dagegen ist keineswegs so leicht, als vielleicht von vorneherein angenommen werden möchte. Denn es ist eine psychologische Thatsache, daß Anschauungen, die uns in der Kindheit eingeprägt werden, wo wir alles mit so kritiklosem guten Glauben und so rückhaltlosem Vertrauen entgegennehmen, dann fast wie angeborene Ideen, wie nicht zu entwurzelnde Vorurteile wirken, seien sie nun richtig oder nicht. So ist wohl die sonst auf den ersten Blick kaum glaubliche Erscheinung zu erklären, daß ein Christ, der sich aus nichts, aber für die Ewigkeit geschaffen betrachtet, stolz und missionsbefließen herabsieht auf die indischen, brahmanischen und buddhistischen Lehren vom Karma, d. i. von der That, und von der Wiedergeburt. Und so ist wohl auch die Verwechslung zu erklären von Gottglauben und religiöser Mündigkeit.

Zu jener Kindheitssuggestion kommt dann noch die Gewohnheit hinzu, die wie eine zweite Natur wirkt und uns überhaupt die entsetzlichsten Dinge vertraut zu machen vermag. Und zu der Gewohnheit kommt das in den Verhältnissen selber liegende Beharrungsvermögen. Niemand hat das großartiger geschildert als unser herrlicher Dichterphilosoph Schiller. „Nicht was lebendig kraftvoll sich verkündigt, ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz Gemeine ist's, das ewig Gestrige, was immer war und immer wiederkehrt und morgen gilt, weil's heute hat gegolten! Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Gewohnheit nennt er seine Amme."

Wie sehr andererseits die Erziehung, wie sehr die Glaubenseinpflanzung in das Kinderherz der Fels ist, auf dem die Kirchen ruhen, ja wie sehr überhaupt kirchliche, politische und andere Faktoren diese Wirkung beigebrachter Anschauungen zu werten wissen, davon gibt das parteipolitische Leben des Alltags, zumal soweit die internationalen Parteien in Frage kommen, genügende Beispiele, vor allem auch in Sowjetrußland, an die Hand. Einige Generationen anderer Kinderlehre, und was früher Herzenssache war, ist zu fremd empfundener Geschichte geworden oder aber endlich ganz vergessen. Aber die Artung, die Anlage geht nicht verloren oder doch nicht spurlos unter, sondern wirkt weiter, je nachdem durch halb unbewußte Vergrämung oder aber durch schöpferische Freude.

Was von der Kindheit der Einzelnen gilt, gilt auch von der Kindheit der Völker. Es war ein düsteres Verhängnis ohne gleichen, das da den europäischen Völkern geschah, als ihnen die zivilisatorisch überlegene, aber menschlich herabgekommene, verköterte und judaisierte Antike in christlicher Pseudomorphose erfolgreich gegenübertrat.

Diese Völker sind um das Größte gebracht worden: um die autonome kongeniale Schöpfung ihrer Religion!

Gelingt es nun aber, in unserer Beobachtung der Gesichtspunkte und Richtlinien mutig und unbefangen zu sein, dann können wir Gedankengänge gehen, die zu Höhen führen mit frischer Luft und weiter Sicht und klarem Licht, während in den Tälern Dämmerung herrscht und Nebel, und in den Abgründen Aberglaube und tiefe nihilistische Finsternis.

Dieser Nebel, diese Finsternis herrschen noch in Vielen von uns selber, natürlich ohne zum Bewußtsein zu gelangen; die jenseitsmaterialistischen Kirchen sind noch immer stark und haben zahlreiche Bekenner; die diesseitsmaterialistische Mentalität macht sich breit in den breitesten Schichten, und hier wie dort ist der Geist der Bibel noch immer mächtig in uns.

So gilt es also selbstkritisch und kritisch auf der Höhe zu sein, sine ira et studio, und so soll sodann die wirksamste Kritik erfolgen durch die im zweiten Teile dieses Werkes gebotene positive Darlegung von Philosophie und Religion.

Wollen wir nun also unbefangen wahrnehmen, wie sich der historische Ersatz einer mündigen philosophisch-religiösen Rechenschaft in den verschiedenen Bekenntnissen und in deren Geschichte ausgewirkt hat, so müssen wir uns von vorneherein selber von jeder Rückfälligkeit in die Auffassung der Religion als Geschichtswahrheit in Acht nehmen, damit uns nicht geschehe, was einem Lessing geschehen ist, der 1777 in seiner Schrift „Über den Beweis des Geistes und der Kraft", wie eigentlich auch schon achtzehn Jahre früher im dritten Teile der „Briefe die neueste Literatur betreffend" feststellte und ausführte, daß zufällige Geschichtswahrheiten der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden können; der (im Literaturbrief vom 22. Mai 1760) zwischen dem Mann ohne Offenbarungsreligion und dem Mann ohne Religion klar unterschied; der noch 1778 den antimosaischen Tendenzen des Reimarus in den Fragmenten des Wolffenbüttler Unbekannten zur Veröffentlichung verhalf; und der doch ein Jahr später in Nathan dem Weisen mit dessen Gleichnis von den drei Ringen nicht nur die thatsächliche Verwandtschaft der drei Bekenntnisse, des jüdischen, christlichen und mohammedanischen, sozusagen als einer Primogenitur mit zwei Sekundogenituren wahrheitsgemäß feststellte, sondern zugleich auch die entscheidende Bedeutung geoffenbarter Wahrheiten: denn der Vater, von dem sie alle abstammen, ist es, der jedem der drei Söhne die Geschichte des Ringes geoffenbart hat. Diese Offenbarung und ihre Gemeinsamkeit ist dann im Drama von tendentiösester Bedeutung. Es ist begreiflich, daß Lessing-Nathans Religionsanschauung einem Kant zuwider war*).

Eines ist noch festzustellen. Wenn ein Offenbarungsbekenntnis Grundsätze enthält, die einander widersprechen, so mag das auf neutralem Gebiete

---

*) Vgl. Kuno Fischer, Kant, 3. Aufl., II. Band, S. 369 ff.

Es mag sein, daß Lessing, dieser unglückliche Mensch, in der von ihm beabsichtigten, aber nach seiner Krankheit, „die kein Arzt erriet und an der er starb", nicht vorgefundenen (K. G. Lessing: Lessings Leben, S. 334, 408) Fortsetzung des Nathan, nämlich „Der Derwisch" oder „Der fromme Samaritaner", das Wort habe zur Geltung bringen wollen, das er auffallenderweise gerade dem Juden Nathan in den Mund legt, und das an den angeblichen Ausspruch des Kaisers Friedrich des II. von den drei Betrügern erinnert: „So seid ihr alle drei betrogene Betrüger! Eure Ringe sind alle drei nicht echt", wobei sich schon im Drama selber dem Inhalt nach der Hinweis Nathans findet, daß man die Echtheit an den Früchten erst erkennen werde. — In einer Anmerkung zu seinen Morgenstunden zitiert Mendelssohn einen Brief Lessings, geschrieben einige Wochen vor seinem Tode, in welchem dieser für einen Emigranten die Namhaftmachung eines Landes verlangt, wo es weder Christen noch Juden gebe, und beifügt: „Sobald er glücklich da angelangt ist, bin ich der erste, der ihm folgt".

Man glaubt zu verstehen, was Mendelssohn, der Lessings langjähriger Freund, vor allem aber Jude war, gemeint haben mag, als er nach Lessings Tode an dessen Bruder schrieb (Werke S. 930): „Alles wohl überlegt, mein Freund, ist Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen".

Andererseits wird der heftige, aber nicht tiefschürfende Streit zwischen Jacobi und Mendelssohn, ob Lessing Spinozist oder Deist gewesen sei, für uns insoferne gegenstandslos, als dieser Gegensatz sich innerhalb der biblischen Mentalität abspielt. Jacobi wollte nicht, daß Lessing durch Mendelssohn zu einem „Halbkopf" degradiert werde, (in der Schrift wider Mendelssohns Beschuldigungen) und Mendelssohn wollte nicht anerkennen, daß Lessing Goethes Prometheus, diese „Armseligkeit" bewundert habe (An die Freunde Lessings). Goethe aber schrieb damals (1785) an Jacobi über Mendelssohn von den „jüdischen Pfiffen, mit denen der neue Sokrates zu Werke geht. Wie er Spinozza und Lessing eingeführt hat! O du armer Christe, wie schlimm wird es dir ergehen, wenn er deine schnurrenden Flüglein nach und nach umsponnen haben wird."

eine Warnung sein, die zur Frage veranlaßt, wieso die Gottheit, die Engel oder ihr Mittler*) solche Leichtfertigkeiten auf sich nehmen konnte. Ein ähnlicher Fehler sind auch die Unklarheiten in der Ausdrucksweise und dergleichen. Dasselbe gilt schon in verstärktem Maße von der Frage, wieso die Gottheit es zu verschiedenen Offenbarungen oder Konfessionen kommen lassen konnte, oder andrerseits zu nackten astronomischen oder anderen wichtigen Unwahrheiten.

Wenn aber sittliche und unsittliche Grundsätze in einem und demselben Bekenntnisse einander widersprechen, widerstreiten, dann wird die Neutralität natürlich unzulässig demgegenüber. Ein Bekenntnis, welches schlechte, wenn auch zugleich gute Grundsätze enthält, muß nach den schlechten beurteilt werden, die zu entfernen die guten nicht ausgereicht haben und vermöge welcher es dann in der Praxis geeignet ist, die guten Menschen den schlechten auszuliefern. Abgesehen davon ist natürlich schon der Widerspruch zur Sittlichkeit ganz unerträglich, und hierdurch ein Beweis, daß diese jeder Konfession voranzugehen hat. Die Frage andererseits, ob sich der Gottglaube, der Monotheismus mit dem Schlechten in der Welt vereinigen lasse, enthält schon selbst von vorneherein ihre Antwort.

Dadurch, daß ein schlechter Grundsatz in ein Glaubensbekenntnis oder seine Unterlagen aufgenommen erscheint, wird er nicht sittlich.

Wir werden im zweiten Buche dieses Werkes sehen, wie sehr der umgekehrte Standpunkt dazu geführt hat, unerträgliche und notorisch schlechte Grundsätze auf Grund von Glaubensbekenntnissen, von sogenannten Glaubenswahrheiten in eine verhängnisvolle fluchwürdige Praxis überzuführen.

Nun wollen wir aber nach all diesen Erwägungen ohne jedes Vorurteil, unvoreingenommen, unbefangen und mutig jene Richtlinien prüfen, deren Beurteilung von wesentlicher Bedeutung sein muß für unser Problem.

2. Persönlicher Gott oder unbekanntes Ziel.

Vor allem muß nun jener schon erwähnte Unterschied der religiösen Bekenntnisse ins Auge und ins Gewicht fallen, daß die Einen an einen persönlichen Gott glauben, die anderen nicht.

In dieser Richtung kommen freilich die noch zu besprechenden polytheistischen Mythologien der Antike, aber auch indischer und germanischer Vorzeit insoferne gar nicht in Betracht, als sie euhemeristisch, d. h. in letzter Linie auf Heroenkult zurückzuführen sind.

Dieser Kultus der Heroen ist aber nicht nur sehr verständlich, sondern auch eines wirklichen Kulturvolkes würdig. Die Heroen bieten, wie Meister E k k h a r t in gleicher Gesinnungsart von Christus sagt, des Werdens ein Beispiel, und dieses ist bestärkend und aneifernd zugleich, weil es möglich und wirklich war. Selbst der Kultus eines ebenso edlen, wie schönen Antinous war in solchem Sinne verständlich.

Andererseits ist auch der naturalistisch oder idealistisch personifizierende Mythos nicht als Dogma zu verstehen.

*) Paulus sagt (Galat. 3. 19 f) über die alttestamentarische Gesetzesoffenbarung: „Sie wurde durch Engel verordnet und ging durch die Hand eines Mittlers.

Wohl aber steht auf der einen Seite vor allem der persönliche Gott des alten Testamentes und seiner Tochter-Bekenntnisse, der unverantwortliche Herr und Gebieter, der alles geschaffen hat, der aber damit auch alles rechtfertigt und der mit seiner Schöpfung sehr zufrieden ist (Mos. I. 1. 31).

Auf der anderen Seite kommen in Betracht alle weniger konfessionellen, als religionsphilosophischen Bekenntnisse und Lehren, so die altindische des unpersönlichen Brahman, das ohne alle Eigenschaften ist, „neti, neti", nicht so und nicht so. Das Tao des Laotse, dessen Taoteking mit den berühmten Worten beginnt: Tao ko tao, fèi tchang tao, ming ko ming, fèi tchang ming, d. h. das begriffene Tao ist nicht das echte Tao, der nennbare Name ist nicht der echte Name*). Das Nirwana der Buddhisten, nach dem zu forschen Buddha verboten hat**). Vielleicht auch das unbekannte Sein der althellenischen Eleaten, welche die Erscheinung das bloße Nichtseiende, des Me on genannt haben; die höchste Idee des Guten bei Platon als eine letzte Zielsetzung; der unbekannte Gott, das unbekannte Göttliche, wie es der Apostel Paulus bei den Hellenen an einem Altare geehrt fand***); das über Sein und Denken erhabene Göttliche

*) Es darf bei diesem Anlaß darauf hingewiesen werden, daß die letzten Worte des Tao te king auf die edle That verweisen als auf das dem Menschen einzig gebührend Angemessene.

**) Buddhas Verbot, nach dem Wesen des Nirwana zu forschen, und seine Weigerung, hierüber selber Auskunft zu geben, hat eine große ethische Bedeutung in dem Sinne, daß eine Handlung in Hinsicht auf moralische Zurechnung, oder wie unsere Rechenschaft der That es auffaßt, in Hinsicht auf das Werden durch das Wirken, dann wertlos ist, wenn sie um Lohnes willen vollbracht wird. Wir werden in dem Abschnitt über den Egoismus für das Jenseits eine Stelle aus Buddhas Reden kennen lernen, wonach auch er, wie andere dort zitierte größte Religionslehrer und Philosophen die Spekulation auf einen jenseitigen Lohn als ein verächtliches Handelsgeschäft von sich weist. Das Verbot Buddhas deutet auf einen viel tieferen Charakter seiner Lehre hin, als er der bloßen Anstrebung der Erlösung von Leiden entspräche. Trotzdem meint Deussen in seiner Philosophie der Upanischads (S. 307), der Buddhismus habe, „indem er die Erlösung als eine Flucht vor den Leiden des Daseins auffaßte, den Egoismus zur Grundtriebfeder der Religion gemacht". Wie wenig hat doch Deussen den Eindruck einer vornehmen Überlegenheit empfunden, den schon die typischen Buddha-Statuen machen.

Der Buddhismus mißachtete aber im Sinne seiner Abkehr vom Leben die Bedeutung der Abstammung und war im Gegensatz zum Brahmanismus, der als den drei arischen Kasten kongenial, für diese bestimmt war, eine brahmanische Sekundogenitur für die anderen Kasten und Rassen.

Trotzdem der Buddhismus weit mehr ist, als eine geoffenbarte Konfession, nämlich eine gewaltige, jeder Prüfung offenstehende philosophische Religion, so konnte gleichwohl der herabnivellierende Einfluß der Epigonie bei ihm in Wirksamkeit treten, zumal er thatsächlich zuletzt nur auf andere Rassen beschränkt wurde, die durch ihn erhoben werden, nicht selten aber ihn senken. Immerhin steht er wohl über der Bibel, wie der Himalaya über dem toten Meere.

Auch von Buddha darf festgestellt werden, daß er die That würdigt und preist und daß er z. B. in einer Rede der mittleren Sammlung die That unsern Erbteil und unsre Zuflucht nennt.

Im Dhammapadam, der südbuddhistischen Spruchsammlung in Palisprache, die manche alte Sprüche enthält, die Buddha selbst gesprochen haben mag, ist wohl einer der merkwürdigsten jener (236), in dem man die Aufforderung erblicken könnte zur Ethik, Mündigkeit und That, zu autonomem Maß und unbekanntem Ziel: „Sei selbst deine Leuchte, wirke Thaten, werde weise, werde lauter und du gelangst ins göttliche Arierland".

***) Apostelgeschichte, 17. 23. — Die Wendung im Originaltexte: to theo kann männlich und sächlich sein; es sei auf das Obenerwähnte bezüglich des unpersönlichen Brahman verwiesen. — Paulus will den Griechen beschreiben, was sie, in hohem sittlichen Takte verehren, ohne sich anzumaßen, es zu kennen, es beschreiben zu können. Es ist das derselbe Mangel an Verecundia, an hohem inneren Takte, wie z. B. auch in der kurzsichtigen und kurzatmigen „Verlachung der heidnischen Philosophen" durch den alten Christen Hermias.

der Neuplatoniker, das auch in die „negative Theologie" des christlich anerkannten Dionysius Areopagita Eingang fand und damit den mittelalterlichen Mystikern eine legitime Grundlage gegeben hat; das höchste Gut, das diese Mystiker in unmittelbarer Vergottung zu fassen und zu fühlen glaubten; endlich das unbekannte Ziel heroischer Autonomie, zu dem die Rechenschaft der That hinführt und für das die Begriffe des Seins, des Wesens, des Lebens, der Individuation und der Persönlichkeit nicht angemessen oder doch nicht zuverlässig sind.

Ist diese kurze Darlegung aus der Geschichte tiefschürfender Philosophie nicht ein herrlicher Beweis dafür, daß diese zur Religion drängt, u. zw. zu einer Religion des unbekannten Zieles? Und sehen wir nicht, daß dieses Geheimnis mehr als wie zum Mystizismus, zur Mündigkeit und That hinführt?

Die monotheistische Idee eines persönlichen Gottes treibt notwendigerweise zum manichäischen Standpunkt, wonach einem edlen Gotte diese Welt des Schmerzes und des Unrechts nicht zugerechnet zu werden vermag. Schon Platon hat es unangemessen gefunden, einen guten Gott mit der Schuld des Bösen zu belasten (Staat, 379 f), und er wendet sich gegen den Ausspruch des ganz großen Tragikers Aeschylos: „Gott schafft den Sterblichen Schuld, wenn er ihr Geschlecht verderben will". Es darf aber angesichts dieser so gerechten Ablehnung Seitens Platons, die man mit vollem Recht auf den herzverhärtenden Jehova der Bibel übertragen muß, nicht übersehen werden, daß Aeschylos einen bestimmten Gott der Mythe meinte, wie er ihn vorfand und gegen den er protestierte, wie Goethe im Liede des Harfenspielers gegen die „himmlischen Mächte". Bei Aeschylos hat es sich wahrscheinlich um die Niobesage gehandelt, denn aus der leider verlorenen Tragödie Niobe ist nach Platons Andeutung jener Satz entnommen. Einen solchen Gott einen guten Gott zu nennen, oder ihn gar als Vorbild hinzustellen, lag Aeschylos ferne. Es sei nur an sein Prometheusdrama erinnert. Er faßte vielmehr offenbar den gegebenen Stoff im höchsten Sinne tragisch auf, während Platon in seinem Vorwurfe die Idee des Göttlichen schützen wollte. Es kann keine größere Tragik geben als die Thatsache des Schlechten in der Welt und es kann wohl keinen echteren Heros geben als den bescheidenen Menschen, der sich seinem autonomen Maß und Ziel gemäß diesem Schlechten ethisch und positiv schaffend entgegenstellt.

Gerade Aeschylos, der sich selber einen Monophron, einen Selbstdenker nennt, bietet uns in seiner erwähnten Tragödie vom gefesselten Prometheus ein Drama der heroischen Autonomie. Es ist im Geiste der germanischen Götterdämmerung gelegen, wenn er dort fragt: „Wer aber lenkt die Unabwendbarkeit? Es sei selbst Zeus ohnmächtig gegen ihre Macht? — Dem Unabwendbaren entflieht er nicht." Shelley nennt den Titanen Prometheus den Typus der höchsten Vollkommenheit an Ethik und Geist, von den reinsten und wahrsten Motiven zu dem besten und edelsten Ziel angetrieben. Bei Goethe sagt Prometheus auf die Frage, was denn sein sei, die große Thaten-Antwort: „Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt".

Früh wandte sich die griechische Philosophie gegen die Mythen, die den Göttern schlechte Eigenschaften zuschreiben, und anderthalb Jahrhunderte vor Platon, auch noch vor Buddha, und ein halbes Jahrtausend vor Christum, trat schon der griechische Philosoph Xenophanes, der Begründer der oben schon erwähnten eleatischen Schule, gegen die Art auf, wie Homer

die Götter darstelle. Und doch, wie verhältnismäßig unschuldig sind diese Götter! Nach einer Mitteilung des Aristoteles in seiner Metaphysik (I. 4.) hat Xenophanes auch einen ethischen Dualismus, den Kampf zwischen Gutem und Schlechtem gelehrt. Seit jeher könnte man fast sagen, oder doch seit sehr früher Zeit hatten die alten Hellenen das Bedürfnis, ihre Mythen zu veredeln. Ihre Auffassung war dabei so unbefangen und so selbständig, daß manche von ihnen das Erdenleben für eine Hölle hielten, die es edel durchzuhalten gelte. Empedokles zumal, ein halbes Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, nennt die Erde den freudlosen Ort, wo Mord und Rache und das Heer anderer Laster, Siechtum und Fäulnis herrschen (Hierokles, Carmen aureum 54 f.). Daß das übergroße geistige und sittliche Gut der hellenischen Philosophie die europäische Religionsbildung an die judaeische Mentalität überlassen mußte, ist wohl auf den Niedergang zurückzuführen, der das Hellenentum nach der Selbstzerfleischung im peloponnesischen Kriege ergriff, sodaß Verfolgungen, wie die in Athen gegen Sokrates und gegen Aristoteles möglich wurden, nachdem schon vorher ein Anaxagoras von Athen verbannt und ein Pythagoras aus Kroton in Großgriechenland vom Pöbel verjagt werden konnte. Diogenes Laertius erzählt, daß Kleon den Anaxagoras angeklagt und Perikles ihn verteidigt hatte. Es ist symptomatisch, daß nach des Perikles Tode der minderwertige Demagoge Kleon die Herrschaft an sich reißen konnte. Als den europäischen Völkern das Christentum aufgezwungen worden ist, da war das klassische Hellas dahingesunken.

Lucretius Carus, der epikuräische römische Dichter aus der Zeit unmittelbar vor dem Beginne der christlichen Ära, dessen Werk noch Cicero gerettet hat, ruft aus (II 175; V. 200.): „Unmöglich kann diese Welt göttlicher Abstammung sein, die so mit Schuld beladen ist!"

Goethes obenerwähnter Vorwurf an die himmlischen Mächte: „Ihr läßt den Menschen schuldig werden, dann überläßt ihr ihn der Pein", ist wohl der größte und schrecklichste Vorwurf, der erhoben werden kann und er trifft jenes Christentum, dessen Gott von Paulus im Briefe an die Römer (9. 18.) authentisch in ganz alttestamentarischem Sinne charakterisiert wird, wenn er rühmend von ihm sagt: „Er erbarmt sich, wessen er will, und er läßt verstockt sein, wen er will".

Vergleichen wir zu solcher Knechtseligkeit die Auffassung eines Platon aus der antiken griechischen Welt, wie er zum Schlusse seines Dialoges vom Staate in erhabenem Seelenwanderungsmythos den Kreislauf der Notwendigkeit und deren Töchter, die Moiren schildert, die die Weltsphären treiben, an der Weltachse sitzend, wie an der Weltesche die germanischen Nornen der Edda. Sie spinnen das Lebenslos der Seelen unauflösbar ein, die dann Vergessenheit trinken und neugeboren werden zum künftigen Schicksal: Areté de adéspoton nur die Tugend ist keiner Herrschaft unterworfen!

Das Christentum aber ist leider durch seine Entwicklung unauflöslich an das Judentum gekettet. Der christliche Gottesstaat ist ein Jehovastaat, das christliche Reich Gottes ein Reich Jehovas. Pascal, der berühmte französische Theologe des Jansenismus, der dem bibelfanatischen Protestantismus sich näherte, erklärte in konsequentem Theismus: „daß die wahren Christen und die wahren Juden einunddieselbe Religion haben".

Ein persönlicher Gott wäre nur euhemeristisch, d. i. als Ahnenheros verständlich, wie es z. B. bei Odhin und auch bei Zeus der Fall ist. Die biblischen Ahnen kommen hierbei gar nicht erst in Betracht.

Die Unterscheidung zwischen dem einen persönlichen Gott und dem unbekannten Ziele des bescheidenen Menschen ist keine andere als die zwischen anthropomorphistischer Despotie und edler Selbstbewährung, zwischen Knechtseligkeit und heroischer Autonomie.

Wir kennen nur durch unser „besseres Selbst", durch das Edle in uns, durch das Gewissen, durch unser autonomes Maß, von dem noch später zu sprechen, ein göttlich zu nennendes Ziel, dessen Erreichung, dessen letztes, die Antinomie unseres Erkenntnisvermögens überragendes Wesen im Unbekannten liegt.

„Nehmen wir hinweg", sagt unser herrlicher Dichterphilosoph Schiller im Geisterseher, „was der Mensch aus seiner Brust genommen, und seiner eingebildeten Gottheit als Zweck, der Natur als Gesetz untergeschoben hat — was bleibt dann übrig?"

3. Gottesknechtschaft oder Gotteskindschaft.

Wir werden im zweiten Buche katastrophale Beispiele der Auferlegung artfremden Bekenntnisses näher kennen lernen. Aber der Unterschied in der religiösen Artung und Begabung, wie wir ihn soeben in Hinsicht auf Despotie und Autonomie kennen gelernt haben, wirkt auch dann noch weiter, wenn in disgenialer Weise das unbekannte Ziel vorweggenommen und monotheistisch verflacht wird.

So muß auf der einen Seite von Gottesknechtschaft gesprochen werden, während auf der anderen Seite von Gotteskindschaft gesprochen werden darf, d. i. von der uns eingeborenen Möglichkeit des Edlen, Guten und Schönen, von unsrem autonomen Maß und unbekannten Ziel.

Gottesknechtschaft fühlt sich nicht solidar mit edlem Göttlichen, sondern schließt einen „Bund" mit dem übermächtigen, launisch-zornigen, willkürlichen Gott der Finsternis, des Grauens, des nächtlichen Feuers, sie verdingt sich um Belohnung wie ein Knecht. „Erde bist du und zur Erde mußt du wieder werden", so bezeichnet Jehova nicht nur den Leib, sondern überhaupt seinen Knecht. (Mos. I. 3. 19.) „Als die Sonne untergegangen war, entstand eine dichte Finsternis, ein rauchender Ofen erschien und eine Feuerflamme, welche zwischen den geteilten Fleischstücken hindurchging. An diesem Tage schloß Jehova einen Bund mit Abraham" und verhieß dessen Nachkommen die Länder anderer Völker. (Ebda 15. 17 f.) Und auch das Christentum ist bekanntlich nur ein neuer „Bund" durch Gottes Schwur und Christi Bürgschaft. So sagt der Apostel Paulus (Hebr. 7. 21 f.): „Der Herr hat geschworen und es wird ihn nicht reuen . . . In diesem Maße ist Christus eines besseren Bundes Bürge geworden."

Bekanntlich befiehlt Jehova auch: „Deine Zehnten und deine Erstlinge sollst du ohne Zögern geben, den Erstgeborenen deiner Söhne sollst du mir geben". (Mos. II. 22. 29. Vgl. auch I. 22.) Gott verhängt die Schmerzen des Gebärens (Mos. I. 3. 16.) und es ist daher nach biblischem Geiste eine Sünde, sie zu erleichtern. Der Glaube an die Vorherbestimmung und Gnadenwahl und an die Verdammung noch nicht bestehender Menschen, sowie der ganze Fatalismus gehören in diese Richtung, die umso verderblicher gewirkt hat, je ernster sie genommen worden ist. „Ich werde

mich erbarmen, über wen ich will, und gnädig sein, gegen wen es mir gefällt", so spricht der jüdische Stammesgott im alten Testamente (Mos. II. 33. 19.). Wir sahen oben, wie Paulus damit das alte Testament ins neue hineinzog, und die grauenvollen Phantasien der Apokalypse des neuen Testamentes sind dem alten ebenbürtig. Luzifer, Bringer des Lichtes, diesen Namen haben sie tief gehaßt und ihrem Satan verliehen. Das Evangelium nach Lukas läßt (19. 27) Jesus sagen: „Meine Feinde, jene, die mich nicht zum König wollten, bringet herbei und schlachtet sie (katasphaxate) vor mir". Wohl mag mit der Aufnahme solch unchristlicher Äußerung an dem Jesus, der die Liebe zu den Feinden gepredigt hat, ein großes Unrecht geschehen sein. Immerhin sagt Kant im Streit der Fakultäten in Hinsicht auf solche Gottesknechtschaft und Gesinnung: Nunc istae reliquiae nos exercent, nun plagen uns diese Rückständigkeiten*) Und die großen deutschen Philosophen Fichte, Fries und Schopenhauer schließen sich Kant an. Aber sie werten den Mosaismus mit seinem Anspruch auf Erdenherrschaft überdies noch mehr als geheimstaatliches denn als religiöses Bekenntnis.

Die entgegengesetzte Richtung ist jene, vermöge deren sich der Mensch in seinem Streben nach dem Guten und Schönen, zwar in verehrender Bescheidenheit, aber doch, solidarisch fühlt, um Uhlands und Goethes Worte zugleich zu gebrauchen: mit allem Hohen, was Menschenherz erhebt — mit den unbekannten höheren Wesen, die wir ahnen.

Gotteskindschaft dürfen wir diese Richtung nennen, wie gesagt im Gegensatz zur anderen der Gottesknechtschaft.

Deussen stellt in seiner Geschichte der Philosophie, den Geist der altindischen Veden besprechend, fest: „Die indogermanische Religionsanschauung unterscheidet sich von der semitischen namentlich darin, daß der Semit vorzugsweise den Gegensatz zwischen Mensch und Gott, der Indogermane die innere Wesensidentität beider betont. Darum ist bei den Semiten Gott vor allem der Herr, und der Mensch sein Knecht, während bei den Indogermanen die Vorstellung Gottes als Vater, und der Menschen als seiner Kinder vorherrscht".

In ursprünglicher Weise trat diese letztere Richtung im sogenannten Euhemerismus zu Tage, wonach besonders Edle göttlicher Verehrung teilhaftig wurden, was mit einem monotheistischen Gottesbegriffe gar nichts zu thun hat. Sowohl der griechische Zeus, dessen Grab in Kreta gezeigt worden ist, als auch der nordische Odhin, dessen irdische Laufbahn Snorri Sturlusohn in seiner Heimskringla erzählt, und vom christlichgehässigen Standpunkt Saxo Grammaticus, seien Väter von Heroen gewesen. Sigtivar heißen in der Edda Götter und Helden gemeinsam. Auch die ägyptische Dynastiengeschichte geht nach den Berichten des Herodot und des Manetho auf Götterdynastien zurück. Platon sagt in seinen letzten Worten, im letzten Absatz seines anscheinend durch den Tod unterbrochenen Dialoges Kritias von den Atlantiden, sie seien aufrichtig, großherzig, weise und in fortschreitendem Wachstume begriffen gewesen, mechriper he tou theou physis autois exerkei, solange noch die göttliche Natur in ihnen

*) Das Zitat ist von Cicero und zielt auf Antonius, den man bei Cäsars Ermordung geschont hatte. Kant zielt auf die „Geschichte des alten Bundes als Vorbild von dem, was im neuen geschah", eine „Deutung, welche als Judaismus, wenn sie irrigerweise in die Glaubenslehre als ein Stück derselben aufgenommen wird, uns wohl den Säufzer ablocken kann: Nunc istae reliquiae nos exercent."

vorwaltete, physeos theias paramanouses, solange die göttliche Natur noch vorhielt. Rudbeck, ein großer schwedischer Gelehrter zur Zeit Gustav Adolfs und seiner Tochter Christine von Schweden, hat in seinem heute so seltenen Foliantenwerke „Atlantis“ ebendahin die Heimat des Zeus, beziehungsweise Jupiter und Odhin und ihrer Herrschergeschlechter verlegt; er hat in den Göttern Könige von Atlantis gesehen und dieses sagenhafte Land in Schweden zu erkennen geglaubt. Rudbeck hatte übrigens in Rodornius und noch vorher in Jan van Gorp Vorgänger. Des letzteren Hauptwerk ist schon 1569 erschienen und weist ähnliche Gedankengänge auf, zum ersten Male und daher unbeholfen beschritten, aber trotz aller Verlachung keineswegs bedeutungslos, begrenzt jedoch, wie bei Rudbeck, durch das alte Testament*). Neuere Forschungen Penkas und Anderer über die Urheimat der Arier, und des Inders Bal Gangadhar Tilak über dieselbe nach den indirekten Angaben des Veda und des Avesta und über deren Alter, verleihen diesen Dingen ein eigentümlich verifizierendes Relief. Aber auch verschiedentlich direkt beglaubigt ist das nordische Land der Uttara Kuru, des großen indischen Stammes, worüber in Lassens gewaltiger indischer Altertumskunde (I. S. 511. Anm. 2. A. S. 613) Näheres zu lesen. Holtzmann hat in seinen Untersuchungen zum Nibelungenliede nachzuweisen gesucht, daß die Heroen der altindischen und der nordisch-germanischen Heldensage dieselben seien.

Die griechischen Schriftsteller wieder sind einig über die indischen Züge des Dionysos und des Herakles. Dionysos aber sei um fünfhundert Jahre früher gewesen als Herakles. „Nach dem zuverlässigsten Berichterstatter, dem Megasthenes, verehrten die bergbewohnenden Inder den Dionysos oder den Civa, die Inder der Ebene dagegen den Herakles oder Vischnu und zwar besonders in seiner Verkörperung als Krischna.“ (Lassen, III. S. 453.) Auf die Dionysiaka des spätgriechischen Epikers Nonnos mit ihrer Beschreibung des dionysischen Indienzuges, welche frühere Forscher (Jones, Wilford) mit dem indischen Epos Ramajana bezw. Mahabharata in Zusammenhang gebracht haben, sei hier nur verwiesen.

Die Alexandersage aber hinwiederum ist ein kontrollierbarer Beweis, wie echte Ereignisse späteren Mythen zur Grundlage dienen.

Für jeden unbefangen Blickenden besteht andererseits eine offenbare Sinnähnlichkeit zwischen Balders und Siegfrieds Tode, zwischen der Götterdämmerung und der Nibelungen Not. Der Geist, der dieses wundersam gewaltige Nibelungen-Epos schuf, war, mitten im dekadenten Christenregime, erfüllt von der germanischen Weltanschauung heroischer Autonomie.

Die alten Inder haben bekanntlich die gotteskindschaftliche Einheit des unbekannten Gottes mit dem innersten Selbst schon in den Upanischaden besprochen, worauf wir noch später zurückkommen müssen.

Ein einfacher Vergleich des altindischen Dyaus pitar des Rik-Veda mit dem althellenischen Zeus pater der Ilias und Odyssee — „Vater Zeus, vom Ida waltend, ruhmwürdig und hehr“, so heißt es bei Homer z. B. Ilias III. 276 — und dem altrömischen Jupiter oder Diespiter, oder bloß pater, wie in der zweiten Ode des Horaz, gibt immer den Standpunkt der Gotteskindschaft. Es ist immer pitar, patér oder pater den sie anrufen,

*) Übrigens sei in Hinsicht auf den Euhemerismus daran erinnert, daß es bei Moses (I. 6. 2) heißt: „Da sahen die Söhne Gottes, daß die Töchter der Menschen schön waren, und sie nahmen sich zu Weibern, welche sie wollten“, worüber Näheres im Buche Henoch zu finden. Auch in den ersten Kapiteln des Hiob kommen die Söhne Gottes vor.

„der unser Vater ist", „der in unsrem Innern ist", wie es in einem Hymnus des indischen Rik-Veda heißt. (Langlois, VIII. 3. 11.)

Dreihundert Jahre vor Christum hatte der stoische Philosoph Kleanthes seinen berühmten Hymnus auf Zeus gesungen, den Vater, „aus dessen Geschlechte wir sind" und „ohne den nichts geschieht als das Schlechte". Der Hymnus klingt aus in einer Besingung des den Göttern und Menschen gemeinsamen Gesetzes. Man erkennt, zu welcher Höhe damals die griechische Religiosität gelangt war, und man bedauert, daß das Wesen des Christengottes Jehova nicht in solchem Sinne gewandelt werden konnte von den Völkern Europas: seine Schreckensherrschaft und der Dienst an seinem Worte haben das verhindert, und nimmermehr kann er ihnen als edler Vater, als Vorbild für das Werden gelten, als Ideal.

Im alten Amerika bestanden zur Zeit der Entdeckung Kulturen, deren aztekische Träger bekanntlich den Ferdinand Cortez für einen Angehörigen des großen Geschlechtes weißer Vorfahren, für einen weißen Heiland hielten. Im 12. Kapitel seines ersten Berichtes an den Kaiser ist zu lesen, wie Montezuma, der König der Azteken, sich dem Kaiser unterwerfen wolle, weil er ihn für den Herrscher jener höheren lichten Menschen hielt, von denen seine eigenen Ahnen stammten. Auch als Cortez alle „Götzenbilder" entfernen ließ, so sagt er im 17. Kapitel, da waren es alle wohl zufrieden. Was aber hatte das biblische Bekenntnis aus diesen weißen Heilanden gemacht! Als Montezuma dieses goldgierige und fanatische Räubergeschlecht näher kennen gelernt hatte, als christliche Bilder errichtet waren, als er gefangen genommen und schwer verwundet war, da wies er, wie den Denkwürdigkeiten des Conquistadors Bernal del Castillo zu entnehmen, jede Behandlung seiner Wunde zurück, verschmähte Christ zu werden, wollte sterben und starb. Er hatte sich getäuscht, um mit seinen letzten Worten in Hauptmanns „weißem Heiland" zu reden, über „dies Gezücht, das unsrer Mutter Erde Antlitz mit dem Unrat seiner Gräuel frech entehrt". Montezuma hatte auf Gotteskindschaft gehofft und Knechtschaft Jehovas gefunden.

Im Christentume sind bekanntlich beide Richtungen vertreten, die der Knechtschaft, die vor allem aus dem alten Testamente stammt, und die der Gotteskindschaft, die nicht minder im neuen Testamente vorkommt und die auch dem Gebete zugrundeliegt, das wir zu unsrem Vater, zum „Vater unser" beten, eine Gotteskindschaft, die Nikolaus Cusanus, der schöpferische deutsche Philosoph am Ausgange des Mittelalters als Vergottung begreift. Er nahm den Unterschied des alten und des neuen Testamentes darin an, daß jenes Knechtschaft, dieses Freiheit bedeuten solle. (Excit V. fol 89 der Pariser Ausgabe von 1514.) Aber ganz alttestamentarisch beten wir zu unsrem Gott-Vater, er möge uns nicht in Versuchung führen!

Das Christentum ist unauflöslich bastardiert mit dem alten Testamente und alle seine Kirchen setzen Jehova gleich dem Christengott, sodaß der mythische Begriff für unser besseres Selbst, für edle autonome Persönlichkeit: die Gotteskindschaft in letzter Linie darin nicht zur Geltung gelangen kann*).

---

*) Die Gleichstellung von Jehovah und Gott wurde dadurch erleichtert, daß die in der griechischen Verkehrssprache verfaßten neutestamentlichen Schriften, von Judenchristen zusammengestellt, den Namen Jehovahs, um den es sich in Wirklichkeit handelt, (vgl. Apost. Gesch. III. 13; V. 30; XXII. 14.), mit Theos übersetzten, d. i. mit jenem Worte, das im allgemeinen Gott bedeutet. — Der wirklich griechische Schriftsteller

Es ist das Gefühl der hoffnungslosen Sündhaftigkeit, das die biblische Mentalität des alten und neuen Testamentes kennzeichnet. Es genügt in solcher Richtung der Briefe des Apostels Paulus zu erwähnen, wogegen freilich im Evangelium nach Johannes (8. 44.) Jesus nur zu den Juden sagt: „Ihr habt den Teufel zum Vater“; andererseits die Klage Hiobs zu bedenken: „O gäbe es doch einen einzigen Reinen, vom Unrecht Freien! Nicht einen!“ (14. 4.); und Jehovas, des Schöpfers eigene Worte (Mos. I. 8. 21.), wonach die menschlichen Herzen böse sind von Anfang an.

Diesem hoffnungslosen, erlösungsbedürftigen Sündengefühl steht beim arischen Menschen das autonome Maß des Edlen gegenüber. Wir wollen an Goethe erinnern, der beide Standpunkte ins Auge fassend sagt: „Wenn gewisse Erscheinungen an der menschlichen Natur, betrachtet von Seiten der Sittlichkeit, uns nötigen, ihr eine Art von radikalem Bösen, eine Erbsünde zuzuschreiben, so fordern andere Manifestationen derselben, ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborene Güte, Rechtlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugestehen“.

Zum Schlusse aber sei nicht übersehen, auf die Ausführungen über unser autonomes Maß (im elften Abschnitt des III. Buches) hinzuweisen, nach deren Kenntnisnahme wohl von selber noch einmal der abgrundtiefe Gegensatz auftauchen wird von Gottesknechtschaft und von Gotteskindschaft.

4. Knechtseeligkeit oder Seelenadel.

Wir wollen nun kurz die eben erörterten Eigenschaften der Gottesknechtschaft und der Gotteskindschaft in Hinsicht auf den Menschen selber betrachten.

Wo im Gegensatze zur Mentalität der elenden Nichtigkeit, zum durchbohrenden Gefühle seines Nichts, autonomes Maß und Ziel im Menschen sich durchringen, da stehen wir vor dem Unterschiede der Auffassung des Menschen von sich selbst: dort als einer sklavischen gegenüber dem Bestehen des Schlechten gleichgiltigen Kreatur, hier aber als eines autonomen,

---

Diodor, aus der Zeit um Christi Geburt, übersetzt Jehovah keineswegs mit Theos, sondern bezeichnet ihn (Bibl. I. 94.) als jenen Gott, den die Juden Jao nannten.

Theos, Theut, Zeus, Deus, Dieu, Dio gehören zum selben Stamme. Und Theos hat denselben Stamm wie That! Herodot (II. 52) stellt fest, daß Theoi, die Götter, diese Bezeichnung davon haben, daß sie kosmo thentes sind, das heißt, daß sie die Welt in Ordnung bringen. Bei Platon wird der Schöpfer Syntheis genannt (Timaeus 33 d.), der Verbinder, der Vollzieher der Synthese. Über deren Bedeutung werden wir im dritten Abschnitte des III. Buches Näheres erwägen. Es handelt sich bei diesem Ausdruck um das griechische Wort thenai, tithenai, setzen, schaffen. Themis heißt bei Homer das Gesetz. Thesis ist die Anordnung. Theos, Zeus, Deus, Dieu usw. ist der große Schaffende, der Thäter.

Was aber nun das deutsche Wort Gott anlangt, so sagt das unbefangene Sprachgefühl, daß es wesentlich mit gut zusammenhängt. Nietzsche meinte in jenem (5.) Abschnitt seiner Genealogie der Moral, wo er vom blonden Arier spricht, daß gut göttlich bedeute und auch mit Gothe wesensverwandt sei. Die Gothen hätten sich die Guten genannt. Der jüdische „Nordländer“ Brandes belehrt den Philologen freilich eines anderen: Gothe bedeute Hengst! Nietzsche hat diese Belehrung der „gothischen“ Autorität in seinem damaligem Zustande unmittelbar vor dem Zusammenbruche hingenommen.

Gott und gut sind im Gothischen, Angelsächsischen, Altsächsischen und Nordischen sehr verwandt. Die Verschiedenheit des Vokales, zumal rücksichtlich seiner Länge, soll nun

mündig werdenden Lebewesens, das eintritt für sein „besseres Selbst", für den göttlichen Funken in seinem Herzen, mit erhebender Freude an allem Edlen, sei es auch viel edler als es selber, mit beglückender Freude an aller Schönheit und Erhabenheit, voll der Liebe dazu, voll des Solidaritätsgefühles damit und dann auch voll aktiven Mitleids mit dem Schlechten, aber auch voll unversöhnlicher Ablehnung einer Duldung desselben.

Dort Sklavengesinnung, hier Ehren- und Heldenwunsch auch für den Feind, die echte Feindesliebe. Dort Hammer und Amboß, hier Solidarität. Dort Neid und Haß und Marxismus und Bolschewismus, hier Gemeinbürgschaft aller Edlen, aller Brüder, von den Arbeitern angefangen.

Für unbefangene Augen wird bei dieser Überlegung das Unglück sichtbar, das der europäischen Menschheit durch die Gleichgiltigkeit, ja Verachtung zugefügt worden ist, die das Christentum einer aufrechten, edlen Artung des Menschen seit jeher entgegenbrachte. In diesem Sinne lauten ja klar die schon in der Einführung zitierten Worte des Apostels Paulus über die Auserwählung des Unedlen*) durch Gott. „Was nicht vom Glauben ist, ist alles Sünde", sagt derselbe Apostel. (Röm. 14. 23.)

So hat sich in den Völkern die Sehnsucht nach dem Reiche Gottes inwendig in uns in das Gegenteil verwandelt einer sklavenmäßigen Beruhigung im statutarischen Gottesglauben, Gottesdienste und mit dem statutarischen Gotteslohne. Kant hat das wohl erkannt, als er sagte: „Das Reich Gottes auf Erden, das ist die letzte Bestimmung, des Menschen Wunsch. (Dein Reich komme.) Christus hat es herbeigerückt; aber man hat ihn nicht verstanden und das Reich der Priester errichtet, nicht das des Gottes in uns." (Reflexionen zur Anthropologie, Ausgabe Erdmann, 677.)

In dieses Priestertum haben die naiven Völker immer wieder ihre besten Söhne entsendet und thun das zum Teile noch heute, und so hat dieses Priestertum dem Reiche der Kirche immer wieder frische ungebrochene gutgläubige Kraft verliehen**). So liegt hier, wie auch im ähnlich gesonnenen Freimaurertume, die verhängnisvolle Lage vor, der es zu steuern gilt, daß der Seelenadel zur unfreiwilligen Stütze werde für die Knechtseligkeit.

---

nach manchen Philologen beweisen, daß gut mit Gott nicht verwandt sei, wenn jene auch andererseits die Wurzel dieses Wortes nicht aufklären können. Es besteht nun aber in den genannten Sprachen eine Vokalverschiedenheit beim Worte Gott selber. Auch läßt sich auf die Verschiedenheit der Vokale und ihrer Länge bei manchen gleichstämmigen und gleichsinnigen Worten im Hochdeutschen und Niederdeutschen verweisen. Überdies ist dem klaren Sprachgefühl gegenüber philologischem und bigottem Negationsdünkel der Vorzug zu geben. Es ist auch sehr bemerkenswert, daß die Form des altnordischen und gothischen Wortes für Gott neutral, also unpersönlich war. Hierzu sei noch in Erinnerung gebracht, daß Tacitus, wie schon erwähnt, in der Germania (cap. 9.) von secretum illud, quod sola reverentia vident spricht, d. h. von jenem Geheimnis, jenem Unbekannten, dessen die Germanen mit bloßer Ehrfurcht gedenken. So ist auch hiernach Gott unpersönlich, in der Richtung des Guten, ein unbekanntes Ziel.

*) ta agene heißt es im griechischen Urtexte. Dieses Wort bedeutet von niedriger Herkunft und besonders von unedler Gesinnung.

**) Dieser Priestertypus ist auch in die Literatur gedrungen und wird z. B. von Stifter in der Novelle „Kalkstein" oder, wenn auch drastisch, von Schönherr in seinem „Bergpfarrer" geschildert. Freilich soll man dazu auch z. B. des letzteren „Gottes Schwiegermutter" lesen.

5. Monogenie und Auserwählung oder Polygenie und Selbstbewährung.

Eine Folge der Gottesknechtschaft ist die Gleichgiltigkeit gegen ethische und kulturelle Werte. Diese Gleichgiltigkeit erzeugt aber hinwiederum die Furcht vor wirklicher Bewährung Anderer. Man kann aber natürlich auch ebenso die Theorie der Gottesknechtschaft als eine Entschuldigung oder Rechtfertigung einer anlagegemäßen ethisch-kulturellen Gleichgiltigkeit ansehen und zugleich als eine Wehrlosmachung anders veranlagter Menschen, ja Völker.

Aus demselben Boden der Insuffizienz, der Unzulänglichkeit, erwächst das Dogma der Monogenie, der Abstammung Aller aus einem Schoße und ihrer Gleichheit, wie sie Paulus den Athenern vorhielt. Wir wollen auf diese Seite der Sache zum Schlusse zurückkommen und verweisen auf den geologischen Umblick im III. Buche des Werkes.

Eine weitere Folge solcher Sachlage ist, daß sich dann ein Volk, das sich jener Unzulänglichkeit bewußt geworden, als von seinem Gotte auserwählt, als dessen Augapfel (Zach. 2. 8.) hinstellt oder feststellt und diesen Gott dann den anderen Völkern suggeriert, wie es bei der biblischen Sekundogenitur des Christentums der Fall ist. Das auserwählte Volk braucht dann gegenüber den anderen Völkern, die ihm Mangels Auserwähltheit gar nicht mehr als achtenswert erscheinen mögen, kein Gewissen, geschweige denn ein Mitgefühl zu kennen, ja es darf das gar nicht kennen. So sagt Moses (V. 7. 16.): „Alle die Völker aber, die Jahwe, dein Gott, dir preisgibt, sollst du vertilgen, ohne mitleidig auf sie zu blicken, und ihre Götter sollst du nicht verehren". Andererseits sind diese anderen Völker, wenn durch eine biblische Sekundogenitur gelähmt, sodann durch ihren eigenen Gott veranlaßt, das auserwählte Volk eben als auserwählt, als gottgeliebt zu betrachten, wie Paulus im Briefe an die Römer (11. 28 f.) von den Juden sagt: „Auf das Evangelium gesehen sind sie zwar Feinde um euretwillen; der Auserwählung nach aber Lieblinge um ihrer Väter willen; denn unwiderruflich sind die Gnaden und die Berufung Gottes". Oder ebenda an anderer Stelle (3. 1 f.): „Bleibt da aber noch etwas vom Vorzug des Juden? Und irgend ein Nutzen der Beschneidung? O ja! In jeder Hinsicht viel!" Auch an seinen Ausspruch (11. 24.) über die edle Olive des Judentums, wollen wir erinnern, der die Heiden als Christen „wider die Natur" eingepropft werden.

Vom Standpunkt der Gotteskindschaft und der heroischen Autonomie müssen edle Völker eine solche Auserwähltheit, eine solche Legitimation der Selbstsucht und des Parasitismus, wie sie zumal aus der oben zitierten Stelle des alten Testamentes hervorgeht, weit von sich weisen und einzig und allein auf die edle Bewährung durch die Wirklichkeit des Wirkens sich berufen und durch die Thatsachen der That.

Wir wollen nicht noch andere Bibelstellen wiedergeben. Aber wir wollen immerhin nicht unterlassen, an des großen Philosophen Schopenhauer klare eindeutige Meinung über diese Dinge zu erinnern, die er in einer auch im übrigen lesenswerten Anmerkung äußert (Parerga I. S. 136 f.): „Die Juden sind eben das auserwählte Volk ihres Gottes und er ist der auserwählte Gott seines Volkes. Und das hat Niemand zu kümmern . . . Wenn ich aber bemerke, daß die gegenwärtigen europäischen Völker sich gewissermaßen als die Erben jenes auserwählten Volkes an-

sehen, so kann ich mein Bedauern nicht unterdrücken ... Möge jedes Volk, das sich einen Gott hält, der die Nachbarländer zu Ländern der Verheißung macht, rechtzeitig seinen Nebukadnezar finden und seinen Antiochus Epiphanes dazu, und weiter keine Umstände mit ihm gemacht werden."

Das Christentum steht diesen Fragen zweideutig gegenüber. Es ist interessant, wie folgende Stelle des Evangeliums (Luc. 2. 14.), nämlich die Verkündigung der Geburt Jesu in Judäa, verschieden wiedergegeben wird. Im griechischen Originaltexte heißt es nach der verständlicheren Textierung: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden den Menschen des Wohlgefallens", das heißt wohl nur, dem auserwählten Volke. In der Übersetzung Luthers heißt es andererseits: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen". (Vgl. Lagarde, die revidierte Lutherbibel, S. 11.) Die Vulgata, die offizielle lateinische Bibelübersetzung der Katholiken sagt: „Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind", und doch ist es vollkommen klar, daß diese Übersetzung unrichtig ist, trotz der Herrlichkeit ihres Inhalts, man könnte auch sagen, gerade angesichts dieser Herrlichkeit.

Der gute Wille, die Wahrhaftigkeit, die Ethik ist ja selber alle Pflicht. In diesem unwillkürlichen Gefühle haben wir uns in der Jugend zu Weihnachten immer durch jene Stelle des Evangeliums vom guten Willen erhoben und beglückt gefunden. Die traurige Lösung aber, die wir oben sahen, stimmt mit der Auserwählung überein und entspricht den Worten des Apostels Paulus im Briefe an die Römer (11. 12.): „Als die Kinder noch nicht geboren waren und nichts Gutes oder Böses gethan hatten, weil Gottes Vorherbestimmung aus freier Wahl bleibt, ... wurde Rebekka gesagt, der Ältere wird der Sklave des Jüngeren werden, wie es in der Schrift heißt: „Jakob habe ich geliebt, Esau aber gehaßt".

Solche Auserwählung, solche Prädestination, die auch ins Christentum und in den Islam übergegangen sind, lähmen natürlich das Verantwortungsgefühl und die edle That.

So hat also Jahwe, der Christengott, den Jakob auserwählt (Mos. I. 28.), der seinen Vater Isaak betrogen hatte. Isaak sprach zu Esau: Dein Bruder ist listiger Weise gekommen und hat deinen Segen hinweggenommen ... Ich habe ihn zum Herrn über dich gesetzt ... Deinem Bruder sollst du dienstbar sein. Jedoch wird eine Zeit kommen, da du dein Joch abschütteln und lösen wirst von deinen Schultern. (Mos. I. 27. 35. 37. 40.) Esau aber antwortete: Mit Recht ist sein Name Jakob genannt worden, denn nun hat er mich zum zweiten Mal betrogen. (Edda 36.)

Wir müssen die lähmenden Lehren aus unserem Herzen werfen, wonach beim Segen nicht die Absicht gilt, sondern der Betrug; wonach die edle That durch statutarische Zeremonien ersetzt werden kann und die edle Gesinnung durch den Glauben. Wir müssen die Lehre von der Möglichkeit sühneloser Vergebung der Sünden mit Verachtung von uns weisen, wie schon Meister Ekkhart gesagt hat: „Ich will Gott nimmer bitten, daß er sich mir gebe; ich will ihn bitten, daß er mich lauter mache". (Edit. Pfeiffer S. 601.)

Wir müssen den alttestamentarischen Gedanken der willkürlichen Auserwählung, sei es des Volkes, sei es des Einzelnen, sei es der Könige, sei es der Seeligen durch die göttliche Gnadenwahl weit von uns weisen. Diese Ideen stammen aus völliger Resignation, aus bewußtem Verzicht auf sich selber, vielleicht aus dem Mangel heraus an einer jeden Spur des Guten.

Wir aber haben das Minderwertigkeitsgefühl nicht in uns, das durch Auserwähltheit des Gemeinen durch Gott (Kor. I. 1. 27 ff.) sich trösten oder betäuben muß. Ja für uns wäre ein solches Gefühl der Beweis autonomer Kritik und der Ansporn zu besserer Bewährung. Wir müssen an die Stelle solchen Bibelglaubens die Religion des Werdens durch das Wirken setzen und des unbekannten Zieles, die Religion der Rechenschaft und That.

Dann wird die Zeit gekommen sein, „das Joch abzuschütteln und zu lösen von unseren Schultern". Denn diese Abschüttlung und Lösung kann nur geschehen und ist nur möglich durch Persönlichkeit und Solidarität, durch unverbrüchliche Wahrhaftigkeit und That, durch reine Selbstbewährung.

So ist die Bewährung, von der wir noch Wichtigstes im dritten Buche dieses Werkes zu besprechen haben, zugleich die Befreiung und Erhöhung, und so wird die Frage der jüdischen Auserwähltheit für die Völker nur eine Frage ihrer eigenen Bewährung.

Der Unterschied der Völker nach dem alten Testamente ist nur ein solcher der willkürlichen Auserwähltheit.

Der Buddhismus nimmt verschiedene Stammväter der Menschen an und unterscheidet diese nach ihrer Fähigkeit, Nirwana zu verdienen. (Olcott, Katechismus, 332.)

Das Christentum kennt solche Unterschiede nicht.

Wir müssen bei diesem Anlasse noch auf den Anfang dieser Ausführungen zurückkommen, wie wir dort schon angekündigt haben.

Demjenigen, der sich nicht bewähren kann, bleibt übrig — wofern es geglaubt wird! — sich allen Andern gleich zu erklären, und dann, — wofern auch das geglaubt wird! — sich auch noch vor den Andern auserwählen zu lassen durch die unverantwortliche Autorität seines Stammesgottes, und dann — wofern auch das noch geglaubt wird! — diesen Stammesgott zu dem aller Menschen zu machen. So erklärt sich das auserwählte Volk der Bibel gleicher Abstammung mit Allen und läßt sich dann von seinem Gotte auserwählen, läßt das alles Jene glauben, die sich sonst bewähren könnten, und macht seinen Gott zu dem ihrigen!

Die Abstammung aller Menschen von einem Elternpaare ist ein Dogma von eminent biblischer Mentalität. Diese Monogenie, zugleich mit der Auserwähltheit des Judentumes ist nun auch getragen vom Geiste der biblisch-christlichen Sekundogenitur, und nicht minder von dem Geiste der drei biblischen Geheimbürgschaften, d. i. des Judentumes selber, des Jesuitismus und der Freimaurerei, welch letztere die allgemeine Verköterung der Völker ans Ende setzt, mit derselben Absicht wie die allgemeine Gleichheit an den Anfang. Für das auserwählte Judentum gilt das natürlich alles nicht. Auch die Naturwissenschaft bot im 19. Jahrhundert als Darwinismus der Monogenie eine Stütze mit der Lehre der Entstehung der Arten auseinander durch Zuchtwahl und den Kampf ums Dasein.

Allein in Wirklichkeit spricht alles für den Polygenismus, also für eine Mehrheit der Entwicklungsreihen. Schon Goethe hat in seinen Gesprächen mit Eckermann, u. zw. unterm 7. Oktober 1828, darauf hingewiesen, daß die Natur nicht im geringsten ökonomisch vorgehe. „Die heilige Schrift", so sagt er weiter, „redet allerdings nur von einem Menschenpaare, das Gott am sechsten Tage erschaffen. Allein die begabten Männer, welche das Wort Gottes aufzeichneten, das uns die Bibel überlieferte,

hatten es zunächst mit ihrem auserwählten Volk zu thun, und so wollen auch wir diesem die Ehre seiner Abstammung von Adam keineswegs streitig machen*). Wir Anderen aber, so auch die Neger und Lappländer, und schlanke Menschen, die schöner sind als wir alle, hatten gewiß auch andere Urväter; wie denn die werte Gesellschaft gewiß zugeben wird, daß wir uns von den echten Abkömmlingen Adams auf eine gar mannigfaltige Weise unterscheiden, und daß sie, besonders, was das Geld betrifft, es uns allen zuvorthun."

Nehmen wir es doch nicht so leicht, daß wir nicht wissen können, woher wir kommen und wohin wir gehen!

Es ist aber ganz ungereimt, bei der Entstehung der Menschheit der Natur einen sparsameren Vorgang zuzumuten als sonst, und es wäre auch die Entstehung so verschiedener Rassen aus einem Schoße wohl gar nicht möglich. Werden übrigens Juden Deutsche? Werden Deutsche Neger? Sind nicht Hunde und Wölfe gegenseitig fruchtbar, und Pferde und Esel nicht minder? Zeichnen sich Wolfshunde und Maulesel durch Rassenschönheit aus? Ist dies vielleicht bei Mulatten und Mestizen und Judenstämmlingen oder Arjuden der Fall? Predigen nicht die Mendelschen Regeln mit ihren Rückschlägen eine ganz andere Weisheit als die Abstammung aus einem Schoße? Und die vielen Sprachen zu Anfang der Geschichte und bei den wilden Völkern! Zumal aber die grundverschiedenen Mentalitäten!

Die biblische Mentalität preist die Monogenie, und die christliche Lehre setzt sie voraus. Ethisch aber ist die Lehre von der allgemeinen Gleichheit ebensowenig, wie die damit zusammenhängende Auserwähltheit. Beide brechen die Liebe zum Edlen und entwerten die Bewährung. Es ist die übergroße Schuld des Christentumes, wie des Islam, als der anderen biblischen Sekundogenitur, daß sie dem Probleme der Bewährung, der Individuation und der Vererbung ganz entfremdet sind. Das Christentum hat in Europa das Interesse an edlem Menschentume entwurzelt, geraubt und verschwinden gemacht. Auch hier ist der grauenhaften Worte des Apostels Paulus zu gedenken über die Auserwählung des Unedlen durch Jehova.

Das Christentum fand edle, wenn auch in der Zivilisation nicht vorgeschrittene, vielmehr naive Nationen, herrliche Menschen, Völker von Königen vor, während jetzt die Epigonen retten müssen, was zu neuer Bewährung vielleicht noch zu retten sein mag.

6. Menschen- und Tierhaß, oder Menschen- und Tierliebe.

Mit der Anschauung der Gottesknechtschaft und der Auserwähltheit steht selbstsüchtiger Menschenhaß in innigem Bunde und macht nur, indolent und feige, bei sich selber eine bequeme Ausnahme unter Berufung auf Gott, der alle Verantwortung trägt und dessen Knecht man ist.

So heißt es im alten Testamente (Mos. V. 20. 16.): „In den Städten der Völker, die Jahwe, dein Gott, dir geben wird, sollst du niemanden am

*) Es sei bei diesem Anlasse darauf verwiesen, daß Isaak Payrer um die Mitte des 17. Jahrhunderts in zwei anonymen Werken, Praeadamitae und Systema theologicum

Leben lassen, sondern den Bann an ihnen vollstrecken, wie Jahwe, dein Gott, dir befohlen hat". Und (23. 3. 6.): „Mit den Ammonitern und den Moabitern schließe niemals Frieden noch bemühe dich um ihr Wohl, solange du lebest".

Man kann sich vorstellen, was erst in den rabbinischen Schriften enthalten sei, im Talmud und den anhängenden Büchern*). Mit einer Untersuchung der jüdischen Geheimlehren und ihren schriftlichen Unterlagen haben wir es aber nicht zu thun.

Andererseits ist die Nächstenliebe überall selbstverständlich und nichts besonders Rühmenswertes. Der „Nächste" ist eben der Nächste und, im alten Testamente zumal der Stammesgenosse. So heißt es bei Moses (III. 19. 18.): „Du sollst nicht Rache suchen und nachhängen dem Unrecht deiner Volksgenossen; sondern du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst**). Ich bin Jahwe." Moses erschlug den Ägypter, der einen Juden geschlagen hatte; als er aber Tags darauf einen Juden einen Juden schlagen sah, da rief er ihm zu: Warum schlägst du deinen Nächsten? (II. 2. 11 f.)

Jesus sagt (Math. 5. 43.): „Ihr habt gehört, daß gesagt worden ist, du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen; ich aber sage euch, liebet eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen". Nebenbei bemerkt fügt Mathäus leider hinzu: „Was habt ihr sonst für einen Lohn?" Der Nächste war nur der Volksgenosse, wie wir sahen und es ist kaum zweifelhaft, daß jeder, der das nicht war, als hassenswert galt — der Nächste und der Feind sind in Gegensatz gestellt — und daß in jenem alttestamentarischen Milieu wie bei Moses die Feindesliebe nicht anders als

I., 1655, die allerdings vom Henker verbrannt worden sind, u. zw. angesichts gewisser nicht folgerichtiger Stellen der Bücher Mosis und einiger Verse des Römerbriefes nachzuweisen versuchte, daß nur die Juden von Adam abstammen, die anderen Völker aber von Praeadamiten. — Es ist auffallend, daß in den Mythen der großen arischen Nationen der Euhemerismus, die Abstammung von Götter-Ahnen in den Vordergrund tritt, während die Bibel der Hebräer von der Erschaffung Adams aus Staube berichtet. — Übrigens sind die Worte Christi an die Juden im Evangelium nach Johannes (8. 44 f.) gewissermaßen polygenistisch. „Ihr habt den Teufel zum Vater und wollet nach den Gelüsten eures Vaters thun."

*) Nur eine einzige Probe sei es hier gestattet, wiederzugeben, die wohl für den Geist der übrigen genügend bezeichnend sein mag, zumal sie noch nicht einmal aus dem Talmud selber stammt, sondern von dem im III. Abschnitte in Hinsicht auf die Scholastik, auf Spinoza und Hegel noch zu besprechenden jüdischen Philosophen Maimonides, dem Rambam der Hebräer.

Maimonides, der sogar von anderen jüdischen Schriftgelehrten angegriffen worden ist, weil er der Wissenschaft angeblich Zugeständnisse machte, führt in seiner Porta Mosis, d. i. in seinen Einleitungen zu den Talmudbüchern, u. zw. zum Seder Tahoroth, dem Buche der Reinigungen, in aller Seelenruhe an: daß die anderen Völker nicht zu den Menschen gerechnet werden (S. 291 richtiger Zählung der Oxforder Ausgabe von 1655).

Die ganzen Ausführungen sind gewissermaßen durch ihren ekelerregenden Beigeschmack und durch ihre widerliche Buchstabengläubigkeit sozusagen geschützt und der Herausgeber und Übersetzer der obgenannten Ausgabe erklärt in seinen Bemerkungen zu dem genannten Kapitel: dum in iis, quae suis in Seder Tabaroth Commentariis praemisit Maimonides, vertendis, occupatus sum, ea mihi saepissime occurisse fateor, quae et stomacho indignanti nauseam moverent et manui fessae calamum fere excuterent, zu deutsch, daß sich ihm beim Übersetzen der Magen umgedreht habe und die Feder seinen widerwilligen Händen fast entfallen sei.

**) Schon die alten Römer kannten diese jüdische Nächstenliebe. Juvenal sagt (XIV. 120 f.) von den Juden, daß Moses sie lehrte, „Keinem zu zeigen den Weg, als wer ihres Glaubens, und nur Beschnittene hin zur ersehnten Quelle zu führen". — Auch gestattet Moses (V. 23. 21 f.) von den Fremden Zinsen zu nehmen, aber nicht vom Volksgenossen.

nur innerhalb der Volksgenossenschaft verstanden wurde. Jesus ging nun offenbar weiter. Aber Mathäus läßt ihn auch sagen (10. 35): „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert". Und Lucas hinwiederum läßt ihn (19. 27.) voll antijüdischer Tendenz aber alttestamentarischer Mentalität jene Forderung auf Niedermachung seiner Feinde stellen, die wir bereits im dritten Abschnitt kennen gelernt haben.

Nur der Geist der echten Liebe, der der alttestamentarischen Gesinnungsart ganz ferne steht, und bis zur Liebe der Tiere reicht, übersieht noch heute, was die „Nächsten"-Liebe*) eigentlich bedeutet: eben die Liebe nur zum Nächsten, d. h. zu dem Nahestehenden, keineswegs aber, wie jener sie nimmt, die Menschenliebe, die Philanthropie, die damals nur ein Begriff der so viel älteren indischen und griechischen Philosophie war. So kommt in den Begriffsbestimmungen des Platon direkt die Philanthropie vor, als eine Gemütsbeschaffenheit, die zur Menschenliebe und dazu geneigt ist, den Menschen Gutes zu thun. Im altindischen Mahabharatam finden wir immer wieder zur Charakterisierung guter Menschen das inhaltlich schöne Wort: sarvabhutahiterata d. h. am Wohlsein aller Wesen sich erfreuend. (Deussen, Geschichte d. Phil. III. S. 80.) Dazu gesellt sich echtes Mitleid, aber natürlich ohne Duldung des Schlechten, selbst mit der feindseligsten Untreue und Perfidie. Indischer Geist sagt: Tat twam asi das bist du, alles Lebendige ist unser Nächstes. Die Erstreckung der Liebe auf alle Menschen, zumal auch auf die Feinde, das ist hellenischer, das ist indischer Geist. M a n u, der altindische Gesetzgeber sagt (VI. 92.), lange vor der christlichen Ära: „Uneigennützigkeit, Vergeltung des Schlechten mit Gutem, Mäßigkeit, Ehrenhaftigkeit, Reinheit, Überwindung der Sinnenlust, Kenntnis der Lehren, Kenntnis vom höchsten Selbst, Wahrhaftigkeit, Selbstbeherrschung, das sind die zehn Gebote, in deren Erfüllung die Pflicht besteht". Man vergleiche damit die zehn Gebote der Bibel.

Des Manu, des Platon, des Jesus liebevoller Geist und der jener anderen, die ihnen auf diesem Wege wirklich nachfolgen können, geradeso wie der Verzicht des Bodhisattva, des kommenden Buddha, auf Nirwana, um der Welt zu helfen, oder wie die Gesinnung japanischer Samurai, die „das Weh der Dinge wissend", sich für andere opfern, sind erhaben über die alttestamentarische Mentalität.

Nietzsche nennt das Gesetzbuch des Manu „ein unvergleichlich geistiges und überlegenes Werk, das, mit der Bibel auch nur in einem Atem zu nennen, eine Sünde wider den Geist wäre". Noch in seinen letzten Schriftstellertagen hat er, u. zw. unterm 31. Mai 1888, einen Brief an Peter Gast geschrieben, aus dem zu erkennen ist, für wie verwandt und für wie uns zu eigen er den indischen Geist ansah, trotz der ganz fremden Verhältnisse, im Gegensatze zum Geiste der Bibel: „Die Juden erscheinen dabei wie eine Tschandala-Rasse". Bekanntlich stellt er im Zarathustra der Nächstenliebe die Fernstenliebe gegenüber.

Es ist zum Zwecke unbefangener Beurteilung notwendig, nicht zu übersehen, wie im bolschewistischen Regime Rußlands, das eine so auffallende Parallele zu den Traditionen des alten Testamentes bietet, gerade

---

*) Im griechischen Urtexte: To agapan ton plesion, die Liebe zum Nahen. Math. 5. 48. Marc. 12. 33.

jene Momente, die das Christentum hiervon unterscheiden, bitter bekämpft werden. So heißt es dort (nach dem Berichte der Wiener Allgemeinen Zeitung vom 2. Juni 1926): „Wir hassen das Christentum und die Christen; selbst die Besten unter ihnen müssen als unsere schlimmsten Feinde gelten: sie predigen die Liebe und die Barmherzigkeit, was unseren Grundsätzen zuwider ist". Andererseits verdient die in ihrer Berechtigung entsetzliche Äußerung eines Muselmannes Erwähnung, die in der Revue des deux Mondes vom 15. Juli 1926 wiedergegeben wird: „Dies Land sei kein Land der Wilden, denn weder das Jagen, noch das Töten der Tiere ist verboten".

Wir sahen schon oben, wie beim Inder die Liebe auch die Tiere umfaßt. Im alten Testamente aber heißt es (Mos. I. 9. 2.): „Furcht und Schrecken vor euch soll kommen über alle Tiere auf Erden". Die Qual der Kreatur ist im alten Testamente verankert. Die Ritualqualen sind entsetzlich und das zu schächtende Tier darf bekanntlich nicht betäubt werden. Als einmal im mittelalterlichen Europa der heilige Franciscus von Assisi einen Wurm vom Wege aufhob und ihn seitwärts trug, damit er nicht zertreten werde, da vermochten sich seine eminent christlichen Begleiter das nur damit zu erklären, daß Christus sich einst mit einem Wurme verglichen habe; sie hatten keine Ahnung von der Größe dieses sonderbaren Heiligen und von seinem tiefen Mitleid mit der leidenden Kreatur, weil sie ein solches Mitleid weder im alten noch im neuen Testamente der Bibel fanden. Sind doch dort alle Tiere dem Menschen zur Willkür überantwortet. Ein Schüler des heiligen Franz, der heilige Antonius hat aber einmal in gleicher Gesinnung einen Schmetterling aus einem Spinnennetz befreit, und dann auch die Spinne bedauert, die eine ersehnte Nahrung gefunden und wieder verloren hatte. Es ist eben im Leben wahrlich häßlich eingerichtet, trotzdem Jahwe fand, daß alles, was er geschaffen, sehr gut sei. (Mos. I. 1. 31.)

Spinoza sagt in seiner Ethik (IV. Prop. 37. Sch. 1.) ganz alttestamentarisch: „Ich leugne nicht, daß die Tiere Empfindungen haben; ich leugne nur, daß es uns deshalb verboten sein soll, für unseren Nutzen zu sorgen und sie nach unsrem Gefallen zu gebrauchen und zu behandeln, wie es uns am meisten zusagt". Durch solchen perversen Gedankengang würde geradeso, wie durch die oben angeführte Bibelstelle das Entsetzlichste und Verächtlichste gerechtfertigt: die Vivisektion. Und doch sind Hunde, die ihr so häufig unterliegen, oft viel edler, als ihre vivisezierenden Herren. Die Anfreundung dieser Tiere an den Menschen wie an einen Gott ist eine bedeutendere Errungenschaft als viele technische Erfindungen unserer Zeiten.

„Man muß vom Foetor Judaicus total chloroformiert sein, um nicht zu erkennen, daß das Tier im Wesentlichen dasselbe wie der Mensch ist", sagt Schopenhauer (Eth. 240). Leider ist das Christentum total alttestamentarisch und eine entsetzliche Leidensgeschichte empfindender Wesen spielt sich ab, die unserer „Kultur" überantwortet sind.

Übrigens gehen Tier- und Menschenhaß Hand in Hand und wir verweisen bezüglich der Versklavung der Hamiten und Ketzer auf später.

Es ist merkwürdig, daß der Übersetzer Spinozas, Berthold Auerbach, gesagt hat, und mit großem Rechte: „Der untrüglichste Gradmesser für die Herzensbildung eines Volkes und eines Menschen ist, wie sie die Tiere betrachten und behandeln".

7. Egoismus oder Idealismus für Diesseits und Jenseits.

Mit dem Unterschiede der Auffassung des Verhältnisses zu Gott als Knechtschaft und als Kindschaft hängt enge die weitere Unterscheidung zusammen von Gottesdienst, Gottesfurcht und Gotteslohn auf der einen, und von Liebe zum Göttlichen auf der anderen Seite.

Diese Sachlage ist klar. Aber sehr fördernd wird es sein, sich über bezügliche Einzelheiten in den verschiedenen Bekenntnissen und Anschauungen zu orientieren.

Für statutarischen, d. h. vorgeschriebenen, satzungsgemäßen Gottesdienst ist bekanntlich der Mosaismus das Muster aller Muster. Das ganze dritte Buch Mosis ist ein Dokument dafür. Für die Gottesfurcht ist ein genügendes Beispiel die Verfluchung der Menschen und der Erde im 3. Kapitel der Genesis: „Zum Weibe sprach Gott, ich will die Beschwerden deiner Schwangerschaft vervielfältigen und mit Schmerzen sollst du Kinder gebären". Zu Adam sprach er: „Weil du von dem Baume gegessen hast, von dem ich dir geboten nicht zu essen, so sei die Erde verflucht um deinetwillen; im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zur Erde wiederkehrst, von der du genommen bist; denn du bist Staub und sollst zum Staube zurückkehren". Übrigens ist auch die Minderwertigkeit der Frau dem alten Testamente entnommen, wo eben die Stammutter Eva die Urheberin des Unglücks der Menschheit ist. Paulus nahm das ins Christentum herüber, indem er (Kor. I. 14. 34.) sagt: „Die Weiber sollen sich, wie in allen Versammlungen der Heiligen, so auch bei Euch stille verhalten; ihnen kommt es nicht zu, zu reden, sondern untertan zu sein, wie auch das Gesetz es befiehlt". Wir wollen an ihre entehrende Keuschheitsprobe erinnern. (Mos. IV. 5. 12 ff.) Dann sei noch die furchtbare Strafe an der Unschuld aus dem 17. Kapitel der Genesis erwähnt, wo es heißt: „Der Knabe, der am achten Tage noch unbeschnitten ist, dessen Leben soll ausgetilgt werden aus seinem Geschlechte, weil er den Bund gebrochen hat mit mir". Den Fluch aller Flüche im V. Buche Moses (28. 15—68), einen sadistischen Exzeß, möge man dort selbst nachlesen.

Für den Gotteslohn sei das Versprechen Jehovas an das jüdische Volk (Gen. 17.) hervorgehoben: „Ich will dir und deinen Nachkommen das Land, in dem du als Fremdling weilst, zum ewigen Besitze geben". Auch an das 34. Kapitel im 2. Buche Mosis sei erinnert, worin Jehova die größte Intoleranz gegen die anderen Völker einschärft und weiters befiehlt: „Du sollst nicht mit leeren Händen vor meinem Antlitz erscheinen".

Wir erkennen schon an diesen Zügen Jehovas, daß der jüdische Gottglaube — diese Bezeichnung trifft hier besser zu als Religion — die wirtschaftliche Seite des menschlichen Lebens nicht nur nicht außer Acht ließ, sondern im Sinne der materialistischen, von Jehova legitimierten Aneignung unter schärfster Intoleranz gegen die nicht außerwählten Völker beantwortet hat. Wir kommen auf die wirtschaftliche Frage noch im III. Buche anläßlich der Besprechung der Geschichtsauffassung zurück.

Diesen Gott haben also die Gastvölker übernommen. Er wurde ihnen vom Christentume mit Versprechen, aber freilich für das Jenseits, anzurühmen versucht. So hat z. B. Papst Gregor der II. zur Empfehlung des heiligen Bonifacius, des Apostels der Deutschen, an das Volk der Thüringer geschrieben: „Da wir also wünschen, daß ihr euch mit uns immerdar da freuen möget, wo der Freude kein Ende ist, keine Trübsal und keine

Bitterkeit, sondern nur fortwährende Herrlichkeit, so haben wir unseren Bruder, den hochwürdigsten Bischof Bonifacius zu euch gesendet, um euch zu taufen".

Eine charakteristische Episode für das Regime des Gotteslohnes ist Jephtas Gelübde (Richter I. 11.), den ersten Menschen, der ihm aus seinem Hause entgegenkommen werde, als Brandopfer darzubringen, wenn ihm Jehova die Söhne Ammons in die Hände überliefere. Hierauf zog er gegen die Söhne Ammons und der Herr gab sie in seine Hand. Und als er wieder nach Hause kam, da kam ihm jubelnd seine einzige Tochter entgegen. Und er that ihr wie er Jehova gelobt hatte und brachte sie als Brandopfer, seinem Gotte zur Gegenleistung dar. Dieser dem Jehova so wohlgefällige Schlächter seiner Tochter ist übrigens derselbe Herrscher, unter dem in extremster nationaler Intoleranz zweiundvierzigtausend Menschen geopfert wurden, weil sie das Wort Schiboleth nicht richtig aussprechen konnten und hierdurch ihre andersnationale Abstammung bekundeten.

Hier ist auch vom Gebet zu sprechen. Daß bei den alten Hellenen Heraklit das Gebet für zwecklos hielt, geht daraus hervor, daß er sagte, wenn man Götter durch Opfer und Gebete willfährig machen könnte, dann wären sie abhängig von den Opfernden. Pythagoras hat das Gebet verboten, was wohl durch seine Abneigung gegen die Gesinnung des Lohndienens zu erklären ist. Die Schule der aristotelischen Peripathetiker hielt Opfer und Gebet für nutzlos. (Orig. c. Cels. II.) Auch in der Edda heißt es in Odhins Runenlied (8): „Besser nicht gebetet, als zu viel geopfert; denn Gabe will Vergeltung". Auf dieselbe Abneigung, und darauf, daß er die Religion auf die Moral stützt und nicht umgekehrt, mag Kants Äußerung zurückzuführen sein, die sich in einer Fragebeantwortung an Kiesewetter findet: „daß derjenige, welcher schon große Fortschritte im Guten gemacht hat, aufhört zu beten, denn Redlichkeit gehört zu seinen ersten Maximen". In ähnlicher Hinsicht sagt er in der Tugendlehre im Abschnitt von der Kriecherei: „Ihr demütigt euch alsdann nicht unter einem Ideal, sondern unter einem Idol, was nur euer eigenes Gemächsel ist".

Lohn mag Eifer erwecken, nimmermehr aber Begeisterung und Liebe. Zu welchen Ergebnissen im christlichen Milieu die Sorge um den Lohn der eigenen ewigen Seligkeit führt, dafür seien ein Paar Episoden aus den feinsinnigen und erfrischenden Briefen der Madame de Sevigné angeführt, einer Frau, die zur besten europäischen Gesellschaft der Epoche Ludwig des XIV. von Frankreich gehörte. In einem Briefe an ihre Tochter erzählt diese gesund fühlende und intelligente Frau, wie der greise Robert Arnauld vom Kloster Port Royal, wohin sich diese vornehmen Damen öfter begaben, sie warnte, sie möge sich doch nicht nur um ihre Tochter sorgen, sondern auch für ihr eigenes Seelenheil. Einige Wochen später besuchte sie die Tochter ihres Vetters, des bekannten Büssy de Rabütin, die eine Nonne war; sie schrieb ihm darüber mit ironischem Humor: Nichts ist so gut und so solid, als das Trachten nach dem eigenen Wohle; sie ist eine Kreatur, die einzig damit beschäftigt ist. Etwas später schreibt sie dann ihrer Tochter von der kranken Frau von Monlouet, deren Gatte, einen Brief seiner Maitresse lesend, vom Pferde stürzte und starb; die Frau aber, die ihren Gatten liebte, der nun doch zur Hölle verdammt sei, wolle nun auch dahin kommen. Madame de Sevigné war die Enkelin der heiligen Chantal, die, nachdem ihr Gatte einem Unglücksfall erlegen war,

unter dem Einfluß des heiligen Franz von Sales ihre unmündigen Kinder verließ, um sich dem religiösen Leben zu widmen. Ihr Sohn war damals im 14. Jahre. Als die Mutter das Haus für immer aufgab, wo sie ihre junge Familie elternlos zurückließ, da warf sich der Sohn auf die Schwelle der Tür, um sie zurückzuhalten. Aber ganz im Sinne des rechtgläubigen Rates des heiligen Hieronymus und des eben genannten heiligen Franz von Sales schritt sie über den Knaben hinweg, trotz des Schluchzens und Flehens des Kindes. Es war, wie ein französischer Biograph der Sevigné feststellt, das Opfer Abrahams vollbracht von einer Mutter.

Andererseits ist freilich für jeden Menschenkenner klar, daß viele von jenen, die sich dem Ordensleben widmen, aus viel höheren Beweggründen, als der öde und brutale Egoismus jenseitiger Lohnerwartung bedeuten würde, dies thun, indem sie sich aufopferungsvoller Krankenpflege u. dgl. widmen, nachdem sie wohl in einer oder der anderen Weise auf eigenes Glück verzichtet haben, sich selber weit erhebend über bloße Lohndienerei des Diesseits oder des Jenseits.

Meister Ekkhart, dessen Worte wir öfter wiederholen müssen, fühlte, mitten im Mittelalter, prometheisch: „Die gerechten Menschen", sagt er (S. 203), „stehen so fest in der Gerechtigkeit, daß sie dagegen weder der Pein der Hölle achten, noch der Freuden des Himmels, noch anderer Dinge". „Seht", so sagt er (S. 34), „das sind alles Kaufleute, die sich hüten vor groben Sünden und wären gern gute Leute und thun ihre guten Werke, Gott zu ehren, als Fasten, Wachen, Beten u. dgl.; und thun es doch darum, daß ihnen Gott etwas dafür gebe, das ihnen lieb sei. Das sind alles Kaufleute."

Im vollen Gegensatz zu dieser hohen und erhebenden Auffassung hat der Protestantismus die Rechtfertigung durch den vorgeschriebenen Glauben, der auch nur innere Werkheiligkeit ist, proklamiert und hat das Tridentinische Konzil in seiner alttestamentarischen, vom jüdischen Jesuitengeneral Lainez geführten Mentalität ausdrücklich jene verflucht, die es für Sünde halten, die Furcht vor der Hölle oder die Hoffnung auf ewige Belohnung zum Beweggrund der Handlungsweise zu machen. (Sitzung v. 13. Jänner 1547, Can. 8. 31.)

Mit Meister Ekkhart aber hatten wir uns schon jener anderen Richtung zugewendet, bei welcher, das Gute zu thun, kein Handelsgeschäft für diesseitigen oder jenseitigen Lohn, sondern die autonome Sache des eigenen besseren Selbst, der Wahrhaftigkeit und der Güte ist. Die Beispiele für diese andere Richtung sind zugleich eine Bewährung der Verwandtschaft der indischen, alteranischen, hellenischen und germanischen Artung, sowie der auffallenden Kongenialität tiefer altchinesischer Lehren.

Sadananda, ein indischer Philosoph, der vor ungefähr einem halben Jahrtausend lebte, verlangt im Vedantasara, d. i. in seiner Schrift über das Wesen des altindischen Veda, den Verzicht auf Belohnung hier und im Jenseits. Er ist damit im Einklang mit Sankhara, dem altindischen Vedakommentator und Philosophen.

Buddha sagt in seinen Reden (Mittlere Sammlung III. S. 27 nach Neumann): „Alle diese lieben Asketen und Priester halten sich an ein Drüben, hängen eben dem Glauben an: so werden wir nach dem Tode sein, so werden wir nach dem Tode sein; gleichwie etwa ein Händler auf Handel ausgeht: dort werde ich das erlangen, dafür werde ich das bekommen".

Platon läßt im Eutyphron den Sokrates sagen: „So dürfte also die Gottseligkeit eine Art Handelswissenschaft der Götter und Menschen untereinander sein".

Das ist aber wieder dasselbe, was **Kant**, die Sache von der anderen Seite betrachtend und auf die Bibel offenbar reflektierend, mit folgenden Worten sagte: „Ein Gott, der bloß die Befolgung solcher Gebote will, dazu gar keine gebesserte moralische Gesinnung gefordert wird, ist doch eigentlich nicht jenes moralische Wesen, dessen Begriff wir zu einer Religion nötig haben", wobei an die oben angeführte Todesdrohung Jehovas gegen nicht beschnittene Knaben erinnert sei, um diesem Ausspruche Kants ein drastisch beweisendes Relief zu bieten. Möge man Kant den Philosophen des Protestantismus nennen, wie es geschehen ist, oder den Philosophen des Katholizismus, wie es ebenfalls geschehen ist: beide Behauptungen haben Kant gründlich Unrecht gethan. Was Kant, wie oben angeführt, an Jehova tadelt, trifft sowohl die eine, wie die andere Variante der alttestamentarischen Sekundogenitur des Christentums. Und für die Auswirkung beider Varianten sind die auffallenden Worte: „doch eigentlich", die Kant gebraucht, bloßstellend charakteristisch.

Das religiöse Ziel der eranischen Lehre des **Zarathustra** ist, mitzuarbeiten an der Lichtwerdung der Welt und an der Zerstörung der Schlechtigkeit. Wie edel und trostreich ist doch diese Religion des Dualismus, die das Schlechte im Guten untergehen läßt, z. B. im Vergleich zum Sadismus der christlichen ewigen Höllenstrafen!

Hier ist abermals auch der tiefen Lehren des altchinesischen Philosophen **Lao-Tse** zu gedenken, der den Taoteking geschrieben hat. Es könnte, so sagt Graf Keyserling allerdings mit einer großen Einseitigkeit in seinem Reisetagebuch eines Philosophen, „taoistische Heilige gegeben haben, die als die größten Aller gelten dürften. Im Taoismus liegt eine Überlegenheit vorgebildet, wie weder im Buddhismus, noch im Christentume, noch auch im Brahmanismus: er bedeutet nämlich das einzige Yogasystem, das Vollendung und Seeligkeit nicht in Gleichung gesetzt hätte". Und **Kung-Fu-Tse**, der andere altchinesische Philosophe, sagt: „Geistige Mächte durch Opfern zu seinen Gunsten zu stimmen, um auf diese Weise übernatürlichen Schutz und Hilfe zu erschleichen, ist schmeichlerische Kriecherei". (Lin-Yü II. 24.)

Im Hinblick auf die hier in Rede stehenden Gesichtspunkte muß wieder gesagt werden, daß im Christentume beide Seiten vertreten sind. Das Evangelium nach Lukas enthält den Hinweis, daß das Reich Gottes nicht mit Aufsehen komme, noch werde man sagen, siehe hier oder da ist es; denn siehe, das Reich Gottes ist inwendig in euch*). Auf der anderen Seite heißt es auch im Evangelium, noch dazu in jener herrlichen Stelle über die Feindesliebe: „denn wenn ihr nur liebt, die euch lieben, was habt ihr für einen Lohn?"**) Und Petrus sprach sehr energisch zu Jesus: „Wir haben alles verlassen und sind dir gefolgt; was wird uns dafür zuteil werden?" (Math. 19. 27.) Auch die Briefe des Paulus sind ein Beweis für jenen Glaubensformalismus, der Gottesfurcht und -dienst und -lohn

---

*) Entos hymon steht im Urtext; inmitten unter euch aber würde mesos hymon heißen, wie Joh. I. 26. — Es ist auch interessant, daß die gothische Bibelübersetzung des **Ulfilas** aus dem 4. Jahrhundert jene Worte mit: in izwis, d. h. in euch, übersetzt.

**) Misthos, d. h. Sold, (misthoo ich verdinge um Lohn, misthourgos Lohnarbeiter, Lohndiener).

zum Fundament des Lebens macht. Erinnern wir uns immerhin auch der Stelle im Römerbriefe, die allerdings einen unmöglichen Fall annimmt: „Wenn die Heiden, welche nicht das Gesetz haben, von Natur aus thun, was das Gesetz vorschreibt, so sind sie, die das Gesetz nicht haben, sich selbst Gesetz, und sie zeigen, daß das Werk des Gesetzes ihnen ins Herz geschrieben ist, indem das Gewissen ihnen Zeugnis gibt“*). Aber nicht für das Gute, sondern für das Gesetz!

Diese alttestamentarische Mentalität ist die Quelle sowohl für den christlichen Unterjochungsversuch der Gewissen durch die entscheidende Bedeutung äußerer statutarischer Handlungen und Zeremonien und deren kirchliche Verweigerung, und für dieselbe Bedeutung des Glaubens als statutarischen Denkens, aber auch für das schamlose Unternehmen, die Gläubigen der Treue gegenüber Ketzern und Gebannten enthoben zu erklären. Wir müssen hierauf bei anderem Anlasse zurückkommen.

Ein besonderes Beispiel für den Glaubensformalismus findet sich in der von dem jüdischen Geschichtsschreiber Josephus wiedergegebenen Erzählung von den Tobiaden Joseph und Hyrcanus dargestellt, „einem der widerlichsten Produkte des Judentumes, noch weit ärger als das Estherbuch“, wie der Historiker Eduard Meyer im 2. Bande seines Werkes über den Ursprung und die Anfänge des Christentumes sich ausdrückt. Auch Hausrath stellt in seiner neutestamentlichen Zeitgeschichte (IV. S. 74) in Hinsicht auf Josephus „das vollständig falsche Maß und Gewicht in sittlichen Dingen“ fest. Die Formalien des Gesetzes, so fährt Meyer fort, werden in jener Erzählung von den Tobiaden „gewissenhaft beobachtet, aber von irgend welchem moralischen Empfinden findet sich keine Spur, vielmehr hat der Erzähler seine helle Freude an den gerissenen Kniffen und brutalen Erpressungen, mit denen seine Helden die ihnen von der ägyptischen Regierung ausgelieferten Untertanen skrupellos auspressen und ein riesiges Geschäft machen. Der Shylok-Typus tritt in diesen Gestalten ganz unverhüllt zutage: sie sind ein besonders anschaulicher Beleg dafür, daß diese Züge dem Judentum nicht etwa erst, wie seine Apologeten behaupten, durch die Religionsverfolgungen der späteren Jahrhunderte aufgeprägt sind, sondern ihm von Anfang anhaften“. Es handelt sich eben einfach um die alttestamentarische Mentalität.

Die Markioniten, die Manichäer und die Albigenser wollten vergebens das Christentum von dem alten Testamente lösen. Aber die christliche Priesterschaft wird immer im alten Testamente, wo sie verankert ist, ihren Rückhalt suchen. Die Inquisition hatte es durch ihre Schreckensherrschaft soweit gebracht, daß im Gegensatze zu dem Geiste eines Meister Ekkhart die große Bewegung der Reformation zwar vom römischen Joche sich befreite, nicht aber vom alten Testamente, im Gegenteile dieses mit Fana-

*) Statutarisch vorgeschriebene Handlungen ohne Kenntnis des Gesetzes thun, ist, wie gesagt, ein unmöglicher Fall. Was aber das Gewissen anbelangt, so kommt es im alten Testamente nicht vor, sondern nur die Gesetzlichkeit. Trotzdem wird Kain, bevor das Gesetz erlassen ist, verantwortlich gemacht. Man darf Tiefe und Logik in diesen Schriften nicht suchen. So ist auch in den christlichen Kirchen der Glaube verbindlicher als das Gewissen. — Es ist interessant, daß auch Spinoza in seiner Ethik vom Gewissen, daß er unter die Affekte reiht, ganz fremdartig spricht, als von einer Traurigkeit, entgegengesetzt der Freude (III. Pp. 18. Sch. 2.), als von einer Traurigkeit durch Erinnerung an eine hoffnungswidrig eingetretene vergangene Sache (III. Pp. 59. Def. 17). Schopenhauer nennt dagegen das Gewissen die innere Ehre (P. I. 383) und seine Vorwürfe eine Selbstverwerfung, weil sie noch mehr als unsere Thaten das betreffen, was wir sind (Eth. 256.).

tismus aufnahm, das auch heute von ihren Priestern noch immer wie damals verteidigt wird. Dasselbe tat die Gegenreformation. Das tridentinische Konzil beschloß in seiner IV. Sitzung am 8. April 1546 ein Dekret, in welchem es heißt: „Die heilige Synode . . . nimmt an und verehrt mit gleicher frommer Liebe und Ehrfurcht alle Bücher sowohl des alten wie des neuen Testamentes, da von beiden der einige Gott der Verfasser ist". Wer diese Schriften aber nicht achtet, wie sie in der alten Vulgata stehen: Anathema sit, der sei verflucht . . . und wer sie selbständig, und sei es auch nur für sich, auslegt, der werde angezeigt und mit den festgesetzten Strafen belegt.

Zwangsläufig mündet das Christentum im alten Testamente, und der aus diesem orientierte Bolschewismus ist dessen nur eine letzte Konsequenz. Nach dem Weltkrieg war die einzig große Gelegenheit gegeben, einen Sozialismus der Gemeinschaft, der Solidarität in die Wege zu leiten. Statt dessen aber haben sich die alttestamentarischen Führer unfähig dazu erwiesen, es wurde die ihnen kongeniale marxistische Diktatur des Hasses und des Massenmenschen proklamiert im Sinne der alttestamentarischen Weisung (I. Sam. 15. 3.): „Also hat Jahwe der Heerscharen gesprochen: Gehe hin und schlage Amalek und banne es und alles, was sein ist. Schone seiner nicht, sondern töte Mann und Weib, Knabe und Säugling".

Die Gehorsamen wird Jahwe segnen. (Vgl. Mos. V. 7.)

8. Schuld oder Unschuld Gottes an der Welt.

In enger Verbindung mit den ausgeführten Erörterungen steht die monotheistische Annahme Jehovas als des allmächtigen Schöpfers der Welt, wie uns das ja aus dem alten Testamente zur Genüge bekannt ist: „Jahwe sah wie gut alles ist, was er geschaffen hat". Diese Annahme kann aber die Auffassung nicht hindern, daß ein gutes Prinzip unschuldig sein müsse an der Ungerechtigkeit, an den Leiden, der fortwährenden Zerfleischung und dem Hinsterben fühlender Wesen, an dem Schmerze der Liebenden vor den Sterbebetten, an dem Unglück des Edlen, an der Lüge, dem Betruge und der Grausamkeit in dieser Welt voll Blutgeruch, die keineswegs die Welt unsres Herzens, unsrer Autonomie ist. So hat schon der althellenische Philosoph Empedokles, in seinen so eigenartigen, heute leider sehr fragmentarischen Katharmen die schetlia erga boras beklagt, die Frevelthaten des Fraßes, das Leben vom Fressen des Lebens. Wir müssen den moralischen Mut haben, diese Logik der Thatsachen zu bekennen und dürfen unsere Ehrlichkeit nicht ankränkeln lassen mit dem biblischen Theismus und mit der Moral, die Jahwe bekundet.

Wir wollen hier vorerst die wohlüberlegten Schlüsse wiedergeben, die John Stuart Mill in seinem nachgelassenen Werke zieht über Religion und Theismus (S. 180 der engl. Ausgabe und zum Schlusse des letzten Essais). „Wenn der Schöpfer wie ein menschlicher Herrscher sich anzubequemen hatte an eine Reihe von Voraussetzungen, die er selber nicht schuf, dann ist es unphilosophisch und voreingenommen, ihn zur Verantwortung zu rufen für irgend eine Unvollkommenheit in seinem Werke . . . Anders, wenn er allmächtig ist." Mill zweifelt nicht, daß eine noch so

bescheidene Mithilfe für einen guten Gott oder für einen endlichen Sieg des Guten die menschliche Religion der Zukunft bedeute.

Nun aber die Bibel! Erinnern wir uns wieder der ebenso ergreifenden wie anklagenden und verurteilenden Verse, zu denen Goethe angesichts eines allmächtigen Theismus hingerissen wurde: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer nie die kummervollen Nächte an seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte".

Erinnern wir uns an Schillers mächtige Strophen, die er im zweiten Hefte der Thalia angesichts des biblischen Theismus prometheisch rief: „Dich hätten sie als den Allguten mir gepriesen, als Vater mir gemalt? So wucherst du mit deinen Paradiesen? Mit meinen Tränen machst du dich bezahlt? — Besticht man dich mit blutigem Entsagen? Durch eine Hölle nur kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen? Nur auf der Folter merkt dich die Natur? — Oh, diesem Gott laßt unsre Tempel sich verschließen. Kein Loblied feiere ihn, und keine Freudenträne soll ihm weiter fließen. Er hat auf immer seinen Lohn dahin."

Schopenhauer hat für den Optimismus der Bibel und ebenso Spinozas, scharfe Worte und noch im letzten Absatze seines Hauptwerkes (II. Band) wendet er sich dagegen und nennt ihre Auffassung falsch und empörend. In seinen Parergen und Paralipomenen aber (I. S. 137) sagt er über die Religion des alten Testamentes: Sie ist „die roheste und schlechteste unter allen Religionen und besteht bloß in einem absurden und empörenden Theismus ... Während alle anderen Religionen die metaphysische Bedeutung des Lebens dem Volke in Bild und Gleichnis beizubringen suchen, ist die Judenreligion ganz immanent und liefert nichts als ein bloßes Kriegsgeschrei bei Bekämpfung anderer Völker ... Hingegen kann man dem Judentum den Ruhm nicht streitig machen, daß es die einzig wirklich monotheistische Religion auf Erden sei: keine andere hat einen objektiven Gott, Schöpfer Himmels und der Erde aufzuweisen. Wenn ich aber bemerke, daß die gegenwärtigen europäischen Völker sich gewissermaßen als die Erben jenes auserwählten Volkes Gottes ansehen, so kann ich mein Bedauern nicht verhehlen."

Es ist bezeichnend, daß bei den Deutschen die Gräberfelder „Gottesacker" heißen, und es ist bekannt, daß Platon, manche Gnostiker und auch Dio Chrysostomos die Erde als ein Zuchthaus oder als eine Fehlgeburt ansahen. Dem obgenannten Philosophen Empedokles gilt es als Chrema anankes, als Ratschluß des Schicksals, daß das Leben eine Stätte der Sühne sei. Wenn man die furchtbaren entsetzlichen Tragödien der Geschichte erwägt, deren Eindruck nur Vergessen mildert und deren Erniedrigung nur die Niedrigen nicht fühlen, so kann man den Genannten gar nicht Unrecht geben. Tacitus klagt gegen Ende seiner grandiosen, von tiefem Schmerze über den Untergang des edlen Römertumes erfüllten Annalen (XVI. 33.) anläßlich einer Episode von der Aequitas deum erga bona malaque documenta, vom Gleichmut, mit dem die Götter auf gute und böse Thaten schauen. Auch an die schon früher wiedergegebenen Verse des Römers Lucretius Carus und andere schon zitierte Worte bedeutender Persönlichkeiten sei erinnert. Aus dem modernen Leben sei der französische Gelehrte Littré zitiert, der die Erde einen minderwertigen Planeten nennt und den Menschen ein schlecht zusammengestelltes Machwerk. (Vgl. Goncourts Journal, 13. Sept. 1878.)

Zu welch tiefer Auffassung die germanische Mythe gelangt ist, das geht wohl aus der Weissagung der Völuspa in der älteren Edda hervor

über die Götterdämmerung, wo Odhin und Thor, aber auch Loke, der Lügner, der den blinden Höder zum Morde des lichten Balder verführt hat, zugrundegehen vor dem Anbruch eines neuen goldenen Zeitalters, in welchem Balder und Höder versöhnt wiederkehren, Loke aber nicht mehr zurückkommt. „All Böses wird besser.“ Adversa secundabuntur omnia, wie es, ins Transitive, Aktiv-Passive gewendet, der erste Herausgeber lateinisch übersetzt. (Philosophia antiquissima, dicta Voluspa, publici juris primum facta a Petro Resenio, Kopenhagen 1665.)

Bezüglich der altpersischen Religion Zarathustras heißt es in Kleukers Übersetzung (I. S. 32) des Werkes von Anquetil Duperron über Zarathustras lebendiges Wort: „Der Zweck der Religion ist nach Zend-Avesta Lichtwerdung der ganzen Schöpfung; Triumph des Guten, des Lichts, der Wahrheit, des Lebens, und Zerstörung des Todes, der Finsternis, der Unseligkeit.“ Der gute Gott Ahuramazda ist unschuldig am Reiche Ahrimans, an der Welt des Schlechten, der Lüge, des Todes. Der gute Gott würde mir, so kann der Anhänger Zarathustras sagen, kein Leid anthun; dem Bösen aber biete ich Trotz. Die biblischen Konfessionen haben versagt in der Geschichte, das Christentum zumal, wie noch der große Weltkrieg gelehrt hat. Aber, wie Plutarch, Herodot (I. 138) und Andere berichten, hat die Lehre Zarathustras zur Wahrhaftigkeit seiner Anhänger geführt. Es ist interessant, daß Kant dem Standpunkte desselben, u. zw. im Werke über die Religion, insofern nahekommt, als er in uns einen Kampf des Guten mit dem Schlechten im Gange sieht. Diese Verwandtschaft dürfte auch, nebenbei bemerkt, der Anlaß dafür gewesen sein, daß Kant in seinem Opus posthumum Zoroaster = Zarathustra öfter und auffallend genannt hat, dessen „lebendiges Wort“ nach Duperrons epochemachender Übersetzung schon 1776 deutsch in Riga erschienen war.

Auch die alten Ägypter hatten einen „Gott“ des bösen Prinzipes, Typhon-Seth, den Gott der semitischen Eroberer, nämlich der Hyksos, welche ein Jahrhundert der Schreckensherrschaft über sie gebracht hatten. Döllinger nennt den bezüglichen Glauben der Ägypter ausdrücklich einen arischen Dualismus.

Das Christentum nimmt auch in der hier besprochenen Richtung, nämlich in der Frage des Weltschöpfertums Gottes oder seiner Unschuld an der Welt, eine in sich widerspruchsvolle Art von Doppelstellung ein, indem es ja einerseits das alte Testament rezipiert hat, und indem es im Evangelium (Math. 5. 39.) heißt: „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Bösen“, während es andererseits aber Christus sein Blut hingeben läßt für die Erlösung der Welt.

Wir sind abgestumpft gegenüber dem Bilde des gekreuzigten Gottes. Aber dieses Bild hat eine manichäische Bedeutung und stellt dar, daß ein guter Gott gekreuzigt worden ist. Wir verstehen nun wohl, welche Tragödie es bedeutet, welch wahrlich furchtbare Lehre, daß der gekreuzigte Gott mit dem herrschenden Gotte, Christus mit Jahwe identifiziert wird, dem zu Ehren er hingerichtet worden ist. So gilt das Kreuz zugleich als Symbol Jahwes, und wir setzen daher an seine Stelle das Hakenkreuz als das zur That aufrufende Sinnbild des autonomen Kampfes für das Gute und Edle bis zum Tode. Das Kreuz wird weichen müssen dem Hakenkreuze.

Hier ist es nun am Platze, etwas eingehender darauf zurückzukommen, daß schon im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung der hochbedeutende Markion dem guten Gotte des gereinigten Evangeliums den biblischen Schöpfer gegenübergestellt hat, eine Auffassung, die seither, wie

schon kurz erwähnt, von den Manichäern und Katharern, aber auch von den englischen Deisten, Morgan zumal, dann in ihrer Weise von Voltaire, von Holbach, von Meslier, von Kant, Reimarus, Fries und Schopenhauer, und in unseren Tagen von Friedrich Delitzsch in seiner „großen Täuschung" und von anderen vertreten wird, so z. B. in den 95 deutsch-christlichen Leitsätzen von 1917, die Bartels mit anderen vierhundert Jahre nach Luthers Thesen während des Weltkrieges herausgab. Harnack hat nach dem Kriege ein bedeutendes Werk über Markion erscheinen lassen, und sagt darin: „So steht die Frage des alten Testamentes, die Markion einst gestellt und entschieden hat, heute noch fordernd vor der evangelischen Christenheit". „Hier reinen Tisch zu machen und der Wahrheit in Erkenntnis und Unterricht die Ehre zu geben, das ist die Großthat, die heute, fast schon zu spät, vom Protestantismus verlangt wird."

Wahrlich schon zu spät! Als der große arische Kulturaufschwung an der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert, wie wir sehen werden, dem entsetzlichen Kreuzzug gegen die Albigenser und dann der Inquisition zum Opfer gefallen war, ist diese Hoffnung auf immer versunken. Die Reformation war schon im Zeichen des Bibelfanatismus. Andererseits sind es gar nicht mehr gläubig hingenommene Worte Gottes, die wir heute vernehmen.

Markion hatte gefunden, daß der Weltschöpfer nach seinem eigenen geoffenbarten Worte angesehen werden muß, mit dem seine Welt auch übereinstimmt, ebenso wie auch die Scheußlichkeiten bei der Ernährung und Zeugung, für welche, wie wir meinen, eine „unbefleckte Empfängnis" gewiß als Ideal zu gelten hätte. Nichts könne an der Welt gerechtfertigt werden als der gute Wille derer, die sich von ihr abwenden. Möge keiner den Bereich Jehovas vergrößern helfen, so lautete die Lehre Markions, der ein mutiger und moralisch fein empfindender Mensch war und der das alte Testament und alles alttestamentarische aus dem Christentum ausscheiden wollte. Auch aus den von ihm angenommenen Schriften schied er aus, was Judenchristen später hineingetragen hatten. Es war übrigens ein bedeutsamer und für die Zukunft symptomatischer Vorgang, als Markion vor der ersten römischen Synode, von der berichtet wird, seine Überzeugung vom reinen Christentum vertrat, aber damit abgewiesen und selber exkommuniziert worden ist. Nach Rom waren nämlich seit der Eroberung Jerusalems die Judenchristen zusammengeströmt und Markion wurde offenbar das ahnungslose Opfer ihrer Rassengeheimbürgschaft. Wir wollen noch die so charakteristische Frage des alten Kirchenvaters Tertullian an Markion, die auch Harnak anführt, zitieren, warum er nicht sündige, wenn sein Gott nur liebe und nicht strafe, und Markions gegen diesen Verbrecherstandpunkt so verächtliche Antwort: Pfui, Pfui! (Tert. adv. Mark. I. 27). Dieses Pfui trifft auch für den Satz zu, den der für die christliche Moral so begeisterte Kirchenvater Lactantius geprägt hat (Inst. div. III. 17): „Wenn es kein künftiges Leben gibt, dann laßt uns rauben und morden". Markions Lehre vom christlichen Gott der Liebe stand auch zu Paulus insoferne im Gegensatz, als dieser immer wieder (Eph. 6. 5; Phil. 2. 12; Cor. II. 7. 15; und ähnlich Col. 3. 22.) dazu aufruft, Gott und Christus meta phobon kai tromon, mit Furcht und Zittern zu gehorchen. Sein Gott ist eben Jehova, und ihm entspricht die christliche ewigdauernde Hölle, die allein schon ein Beweis für Markion und Mani wäre. Ungefähr hundert Jahre nach Markion erkannte ebenfalls Mani das alte Testament als zum Reiche des Bösen und der Finsternis gehörig. Das Gute im

Menschen seien Teile vom Reiche des Lichtes. Aber die Manichäer huldigten bezüglich dieser Teile des Lichtes mechanischer Auffassung und predigten reine Askese, während doch einem solchen bloßen Zurückweichen die Solidarität, das Mitleid mit der leidenden Kreatur und edle Liebe entgegenstehen und während doch das Edle zu stärken, zu verbreiten ist, und soweit es an dem Menschen liegt, zum Siege zu führen. Schon vorher hatten ernste tiefsinnige Gnostiker den Dualismus in der Welt erkannt und den Menschen aus dem Reich des Schlechten, des Todes und des Leidens, dem Buddha nicht ganz unähnlich, befreien wollen. Stupide Christen haben sie totgeschlagen und dann, wie Lagarde (Mitt. 3. 47) sagt, aus den abgehauenen verwesenden Gliedern die Nichtigkeit ihrer Träger nachweisen wollen.

Ebenso entschieden, wie bei Markion und Mani, ist bei den mittelalterlichen Katharern der Gegensatz zum alten Testament. Gegen ihre Unabhängigkeit und autonome Gesinnung war der fluchwürdige Albigenserkreuzzug Innozenz des III. gerichtet, der uns im zweiten Buche dieses Werkes wegen seiner ebenso folgenschweren, wie symptomatischen Bedeutung noch beschäftigen muß.

In seiner großen und ausgezeichneten Geschichte der Inquisition bringt Lea aus dem Archive der Inquisition von Carcassone „Argumente der Katharer für die Rechtfertigung ihrer Ansicht, daß das alte Testament dem bösen Prinzipe zuzuschreiben sei", bezw. der Gründe, „welche die Katharer ins Feld führen, um zu beweisen, daß der Schöpfer Jehova mit Satan identisch gewesen sei", u. zw. zusammengestellt aus einer gegen sie gerichteten Streitschrift, denn ihre eigene Literatur ist von den Siegern in feiger Vorsicht und richtiger Würdigung der Unzulänglichkeit der eigenen Sache vollständig ausgerottet worden. Man könnte übrigens vielleicht zu einer direkten Unterstützung der albigensischen Auffassung auch auf das achte Kapitel des Evangeliums nach Johannes verweisen, wo Jesus, wie schon erwähnt, den Juden sagt, sie haben den Teufel zum Vater.

Da Lea ins Treffen geführt worden ist, darf nicht unterlassen werden, auch hervorzuheben, daß er die Vernichtung der Katharer der Inquisition zum Verdienste anrechnet. Zwar legt er dar, daß es das alte Testament der Bibel war, auf dem die von ihm so gebrandmarkte Inquisition beruhte. Deren Begründer „wußten, daß Christus gesagt hatte, ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen. Sie wußten auch aus der heiligen Schrift, daß Jehova ein Gott war, der sich freute an der Vernichtung seiner Feinde. Sie lasen, wie Saul, der erwählte König von Israel, von Gott gestraft wurde, weil er Agag von Amalek geschont, und wie der Prophet Samuel diesen in Stücke gehauen hatte; wie die unterschiedslose Ermordung der ungläubigen Kanaaniter rücksichtslos befohlen und ausgeführt wurde, und wie Elias gelobt worden war, weil er vierhundertfünfzig Baalspriester erschlagen hatte; und sie konnten nicht begreifen, wie Barmherzigkeit gegen diejenigen, die den wahren Glauben verwarfen, etwas anderes als Unglauben gegen Gott sein konnte. Weiter war Jehova ein Gott, der nur durch beständige Opferungen versöhnt werden konnte. Sogar die Lehre von der Erlösung nahm an, daß das Menschengeschlecht nur durch das entsetzlichste Opfer, welches der Menschengeist ersinnen konnte, nämlich das eines Gliedes der göttlichen Dreifaltigkeit, erlöst werden könne. Der Christ verehrte einen Gott, der sich dem schmerzlichsten und demütigendsten Opfer unterworfen hatte, und die Rettung der Seelen hing ab von der täglichen Wiederholung dieses Opfers

in der Messe durch die ganze Christenwelt. Herzen, die solch einem Glauben ergeben waren, mochten wohl fühlen, daß die äußerste Strafe gegen die Feinde der Kirche Gottes an sich nichts, daß sie aber ein angenehmes Opfer für den sei, der befohlen hatte, daß im Lande Kanaan weder Alter, noch Geschlecht geschont werden solle." (I. S. 267.) Lea stellt auch fest, daß der sittliche Lebenswandel der Katharer als ihr besonderes Kennzeichen galt (I. S. 107); daß ihre Weigerung Tiere zu quälen, ein Beweismittel gegen die Ketzer gewesen sei (109); und daß sie gütig gewesen seien gegen ihre Verfolger (157). Trotzdem habe es wenig Krisen in der Geschichte der Kirche gegeben, die gefährlicher waren. „Wenn das Blut der Märtyrer wirklich die Saat der Kirche wäre, würde jetzt der Manichäismus die herrschende Lehre in Europa sein" (114). Und Lea führt auch das Wort des heiligen Bernhard an (Super cantica, LXV f.): „Was die Sittlichkeit der Ketzer betrifft, so betrügt er keinen, schlägt er keinen; mit ihren Worten stimmen ihre Thaten überein". Dennoch betrachtet auch dieser Heilige solche besten edelsten Menschen als Verbrecher und läßt das wirklich an ihnen verübte Verbrechen zu Recht bestehen. Und dennoch erklärt auch Lea, wie gesagt, die Unterdrückung der Katharer für das einzige Verdienst der Inquisition. (III. Ende.)

Es ist wichtig, sich darüber Gedanken zu machen. Auf die instinktive Abneigung des von Jugend an in der Begeisterung für das alte Testament erzogenen Protestanten gegen die Bibelfeinde wollen wir ein solches Urteil eines mündigen Gelehrten kaum zurückführen, eine Abneigung, die selber übrigens ein Erbe ursprünglicher Auswirkung der Inquisition ist. Oder sollte das in Rede stehende Urteil Leas darauf zurückzuführen sein, daß die Katharer, die Manichäer, die Albigenser bei ihrer Verurteilung noch heute den jüdischen Einfluß, den Einfluß der drei großen Geheimbürgschaften gegen sich haben, der Freimaurer, Jesuiten und der Juden selber? Vielleicht aber wird Lea durch die Forderung radikaler Askese zu seinem Urteil verleitet, die zum Ende der Menschheit führen müßte. Allein das echte Christentum und der Buddhismus sind darin nicht unterschieden*). Es ist gewiß unbestreitbar, daß Weltflucht nicht Weltüberwindung ist, ja daß die Entsagung matt und dürftig, sogar in gewissem Sinne unbescheiden sich ausnimmt, gegenüber dem Entschlusse, das Große, das die Menschen unentreißbar besitzen, das „innere Licht", das autonome Maß zur Grundlage zu machen für ihre heroische Autonomie und That. Nicht Genuß gilt es, sondern Bewährung, nicht Entsagung, sondern That. Ziel und Ergebnis der Menschengeschichte ist der Mensch selber.

Es darf aber nicht übersehen werden, daß die selbständige Literatur der Albigenser, um sie bei ihrem damaligen Namen zu nennen, ausgerottet worden ist und daß man bei den vorhandenen Dokumenten es mit Inquisitionsprotokollen aus der Zeit des Unglücks und des Unterganges zu thun hat, verfaßt übrigens von engstirnigen Zeloten und gleichzeitig von Gegnern, die es im Sinne der biblischen Mentalität ihres Christentumes für ein von Gott besonders zu belohnendes Verdienst gehalten haben, den Ketzern keine Treue zu gewähren und ihnen nicht die Ehre der Wahrheit zu geben. Davon des Mehreren im zweiten Buche.

*) Bastian sagt in seinem Vortrage über die Weltauffassung des Buddhismus: „Die Annalen buddhistischer Historiker erzählen in der That von Königreichen, in denen Jeder, vom Fürsten bis zum Bettler, ins Kloster ging, sodaß der Name des Volkes und Landes in der Geschichte verlöscht worden ist". Andererseits ist der evangelische Rat der Ehelosigkeit in dieser Richtung zu beachten.

Wenn man dagegen das Leben im Langue d'oc vor der Zeit des Albigenserkreuzzuges betrachtet, das lichte Mittelalter des gay saber, des frohen Wissens, wie es später hieß, das freudige und doch ernste Leben, in dessen Milieu diese Ketzer beschützt worden sind, und denen ja noch im Ketzerkriege der König von Arragon zu Hilfe zog: so erkennt man, daß es sich damals vor allem um die freimütige Rechenschaft darüber gehandelt hat, das zu dem biblisch vorgeschriebenen Optimismus kein Anlaß sei, und daß man sich zu edlem Leben und zu froher That bekennen, aber von den Lehren der Bibel, von ihrem Gotte und von ihrer Art der Moralität befreien müsse. Es hat sich bei den Albigensern, wie so manche Lieder der ihnen zugeneigten Trobadors bekunden, um den hoffnungsvollen Anfang einer bibelfreien autonomen Kultur gehandelt, die aber in ihrer Entwicklung durch den Ketzerkreuzzug und das mit ihm hereinbrechende finstere Mittelalter jäh unterbrochen worden ist. Gregorovius sagt darüber in seiner Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter (V. S. 101): „Schmerz um die Zerstörung eines schönen Landes voll von Erinnerungen antiker Kultur, ritterlich romantische Sympathien, etwas übertriebene Bewundederung provenzalischer Liederkunst und das empörte Gefühl für die Menschlichkeit und Freiheit haben den Untergang der Albigenser mit einer unverlöschlichen Glorie geschmückt". Die radikale Askese der Ketzer ist dort erst nach dem Siege der Kirche und nach dem Eingreifen der Inquisition in den Vordergrund getreten. Die Ursache des Kreuzzuges gegen die Albigenser war die Bedrängung der Macht der Kirche, die Verachtung der Priester und zuletzt der Mord an dem päpstlichen Legaten Pierre de Castelnau, vor allem aber die Neigung der dortigen, größten Teiles westgotischen Bevölkerung zur religiösen Autonomie. Döllinger teilt in seinen Beiträgen zur Sektengeschichte des Mittelalters (I. S. 65) mit, daß diese Ketzer schon 1022 vor einem Gerichte in Orleans bekannten: „Wir haben ein höheres, vom heiligen Geiste in den inneren Menschen geschriebenes Gesetz". Das ist vielleicht dem Sinne nach, was wir als autonomes Maß und Ziel bezeichnen; dieses aber steht mit absoluter Askese im Widerspruche, weil es nach Veredlung und nach That gerichtet ist. Es ist, wie Kant sich ausdrückt und bewundert, das autonome Sittengesetz in uns, dem gegenüber das Sündengesetz des radikalen Bösen*) besteht, das wir überwinden müssen.

---

*) Daß in dem so gründlich arisch veranlagten, ganz großen Philosophen Kant eine ethisch-dualistische und insoferne manichäische Überzeugung waltete, ist nicht von der Hand zu weisen, wenn er sich darüber auch nicht direkt ausgesprochen hat.

Kant lebte zwar zu großem und zu glücklichem Teile unter der Regierung Friedrich des Großen. Aber selbst damals schrieb er, u. zw. in einem Briefe unterm 1. April 1766: „Zwar denke ich Vieles mit der allerkläresten Überzeugung und zu meiner großen Zufriedenheit, was ich niemals den Mut haben werde zu sagen; niemals aber werde ich etwas sagen, was ich nicht denke". Später, unter der Regierung Friedrich Wilhelm des II. kam das Religionsedikt heraus und als der zweite Teil von Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" in der Berlinischen Monatsschrift erscheinen sollte, wurde das von der dortigen Zensur verboten. In Jena ist das Werk dann ganz erschienen und Kant erhielt danach vom König eine ernstliche Zurechtweisung, die er nach dem Tode desselben in dem Vorworte zu dem im ersten Abschnitt des vorliegenden Buches näher besprochenen „Streit der Fakultäten" mitgeteilt hat.

Kant ist in seinem Werke über Religion ohnehin sehr vorsichtig und unter großer Rücksicht auf das Christentum vorgegangen. Er stellt nicht fest, wie es versagt hat, und wie durch die biblische Mentalität das radikale Böse gesteigert wird. Trotzdem muß gesagt werden, daß der von ihm dort eingenommene Standpunkt angesichts des immerhin beibehaltenen Gottglaubens, wie dann allein Kants würdig, dualistisch-manichäischen Wesens ist. Wir kommen auf die Frage noch (im 4. Abschnitt des dritten Buches) zurück.

Andererseits hat Schmidt in seiner Histoire et doctrine de la secte des Catares ou Albigeois (II. S. 270) darauf hingewiesen, daß diese nicht nur mit der christlichen Lehre, sondern auch mit der echten Philosophie im Widerspruche stehen. Schmidt hat dabei offenbar philosophische Lehren

---

Es muß hier genügen, auf Kants Theorie von der Einwohnung des bösen Prinzipes neben dem guten zu verweisen. Natürlich lag es Kant im Grunde völlig ferne, diese Prinzipien des Guten und des Bösen außer uns zu hypostasieren, und er hat in späteren Schriften, nämlich in seiner Als ob-Auffassung, dagegen ausdrücklich Stellung genommen. Hier sei nur noch der Beginn des oben mit seinem Titel zitierten zweiten Stückes des Religionswerkes wiedergegeben: „Daß, um ein moralisch guter Mensch zu werden, es nicht genug sei, den Keim des Guten, der in unserer Gattung liegt, sich bloß ungehindert entwickeln zu lassen, sondern auch eine in uns befindliche entgegenwirkende Ursache des Bösen zu bekämpfen sei, das haben unter allen alten Moralisten vornehmlich die Stoiker durch ihr Losungswort Tugend, welches sowohl im Griechischen wie im Lateinischen Mut und Tapferkeit bezeichnet, also einen Feind voraussetzt, zu erkennen gegeben . . . Denn den Mut auffordern, ist schon zur Hälfte soviel, als ihn einflößen; dagegen die faule, sich selbst gänzlich mißtrauende und auf äußere Hilfe harrende kleinmütige Denkungsart (in Moral und Religion) alle Kräfte des Menschen abspannt und ihn dieser Hilfe selbst unwürdig macht." So urteilt also Kant über Erlösung, über sakramentale Hilfe und über Prädestination, zugunsten der Autonomie!

Die Überwindung des Sündengesetzes im Sinne des Sittengesetzes, der Lüge durch die Wahrhaftigkeit, ergibt eine Erhöhung des Menschen. Unser besseres Selbst ist es, das im Sittengesetze der Wahrhaftigkeit unseren Willen bestimmt. Kant sagt bekanntlich: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könne gehalten werden, als allein ein guter Wille". Wollend werden wir.

Insoferne Kant sich auf theistischen Standpunkt gestellt hat, was ja, wie schon erwähnt, mit größter Einschränkung aufzunehmen ist, führt eben sein radikales Böses unabweislich zu einem manichäischen Prinzipe. Es wäre gewiß trostreicher, das Schlechte statt einem einzigen Gotte einem zu bekämpfenden Gegenprinzipe zuschreiben zu können. Daß es sich beim radikalen Bösen in der menschlichen Natur um eine Erbsünde gehandelt habe, widerspricht Kant direkt im 4. Abschnitte des ersten Stückes seiner Religion.

Selbstverständlich ist für jeden gütigen Menschen auch das ein schwer hinzunehmender Gedanke, daß das Schlechte in der Welt prinzipiell fundiert sein soll. Allein es ist trostreicher, sich nicht selbst zu betören, aber in einer Welt des Kampfes um das Edle zu sein, als in einer Welt des monotheistisch zugelassenen Schlechten.

Goethe sprach anläßlich von Kants Religionswerke gegen Herder seinen Unwillen darüber aus, daß jener seinen philosophischen Mantel freventlich mit dem Schandfleck des radikalen Bösen „beschlabbert" habe. Aber Kant hielt sich an den Leitspruch: Sapere aude, wage zu wissen. Leider dürfen wir auch nicht übersehen, daß Goethe in solchen Dingen freimaurerisch an den biblischen Baumeister aller Welten gebunden gewesen. Andererseits hat er, wie wir im 3. Abschnitte sahen, das radikale Böse als Erbsünde anerkannt, und ihr, arisch fühlend, eine Erbtugend gegenüberstellt.

Schiller, der damals in Jena, am Druckorte von Kants Werk, wohnte, schrieb unterm 28. Feber 1798 an seinen Freund Körner hierüber: „Übrigens hat die Schrift mich hingerissen und ich kann die übrigen Bogen kaum erwarten. Zwar ist einer seiner ersten Grundsätze darin empörend für mein, und wahrscheinlich auch dein Gefühl. Er behauptet nämlich, eine Propension des menschlichen Herzens zum Bösen, das er das radikale Böse nennt, und das mit denn Reizungen der Sinnlichkeit ganz und gar nicht verwechselt werden darf. Er setzt es über die Sinnlichkeit hinaus in die Person des Menschen als den Sitz der Freiheit. Doch wirst du selber lesen. Gegen seine Beweise läßt sich nichts einwenden, so gern man auch wollte." An Fischenich schrieb Schiller darüber unterm 22. März 1793: „Sie werden sich darüber ärgern und zugleich freuen, wie es uns allen damit ergangen ist".

Es sei übrigens hier beiläufig erwähnt, daß z. B. die oben schon angedeuteten Worte Christi, die Johannes 8. 42 ff. mitteilt, direkt manichäisch sind: „Jesus sagte zu den Juden: Wenn Gott euer Vater wäre, würdet ihr mich lieben, denn ich bin von Gott ausgegangen und komme von ihm. Nicht also, daß ich von mir selbst gekommen wäre; denn er hat mich gesandt. Warum versteht ihr meine Rede nicht? Weil ihr mein Wort nicht hören könnt. Ihr habt zum Vater den Teufel, und eures Vaters Gelüste wollt ihr vollbringen. Der war ein Meuchelmörder von Anfang an und ist nicht in der

im Auge, wie sie in Leibnizens Theodizee*) oder in des seinerzeitigen allerdings encyclopädisch bedeutenden Leibnizschülers Wolff Theologia naturalis vom Ens necessarium, vom notwendigen Wesen an der Spitze stehen, oder von Hegel mittels Zitates aus der Aristoteles Metaphysik

---

Wahrheit bestanden, weil keine Wahrheit in ihm ist. Wenn er Lüge redet, redet er aus seinem Eigentum, weil er ein Lügner ist und der Vater davon." Auch nennt er, die sich Juden nennen, eine Synagoge des Satans. (Apok. 2. 9.)

Schiller hatte zur Zeit des Erscheinens von Kants Religionswerk zuerst den Entschluß gefaßt, eine Theodizee zu dichten, in der natürlich das Problem des Schlechten aufgerollt werden sollte, und er meint in dem oben zitierten Briefe an Körner: „Auf diese Theodizee freue ich mich sehr. Denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnizsche viel poetischer und hat einen weit größeren Charakter." Schiller hätte sich also dabei auf den Standpunkt der Kantischen Philosophie gestellt und es ist Schade, daß er von seinem Plane wieder abgekommen ist.

In Wirklichkeit haben wir kein Recht, sei es das Gute, sei es das Schlechte, zu personifizieren. Wohl aber handelt es sich um eine Verbesserung, soweit noch eine Spur des Guten vorliegt. Zuwenden kann man diese Spur freilich Niemandem: denn es handelt sich ja hierbei um die Anlage des in Frage kommenden Menschen. So sagt auch Kant: „Ich kann Niemand besser machen als durch den Rest des Guten, das in ihm ist". Wir werden an diesen Ausspruch noch später erinnern. Und so heißt es sogar im Evangelium nach Johannes (3. 13.): „Niemand kommt in den Himmel, der nicht vom Himmel ist".

*) Hier sei Näheres beigebracht zur Geschichte und zum Wesen der Theodizee, der „Rechtfertigung Gottes".

Während althellenische Philosophen sich dagegen wehrten, den guten Göttern das Dasein des Schlechten, des Übels und des Unrechts in der Welt zur Last zu legen; während der römische Philosoph Lucretius, wie schon erwähnt, ausrief, nimmermehr könne das Wesen der Welt, die so schuldbeladen ist, göttlichem Schaffen entstammen; während die germanische Mythologie den Germanen zum Mitkämpfer der Asen gegen Loke, den Lügner, und die altpersische Religion des Zarathustra den Arier zum Mitkämpfer des guten Gottes Ahuramzda gegen Ahriman machten, — entstand mit dem alttestamentarischen Monotheismus und zumal mit dem Inhalt des alten Testamentes selber, für seine nichtkongenialen Bekenner das nicht von der Hand zu weisende Bedürfnis nach der Rechtfertigung Gottes, nach der Theodizee angesichts des Übels und des Schlechten in der Welt, dessen Atrozitäten schon bei den Tieren vorwalten, die gehetzt von Hunger und Fortpflanzungstrieb, von Not und Tod, ein dauerndes Opfer drohender Vernichtung sind. Jahwe aber, der Christengott, sagt: Ich bin es, der das Übel schafft. (Jes. 45. 7.)

Von Augustinus und von Thomas von Aquin wird der Logik Gewalt angethan, indem beide unter dem Drucke des alttestamentarischen Geistes in selbst sich täuschender Begriffsspielerei und in ganz unkritischem Realismus das Schlechte durch bloße Privation, d. h. durch Einschränkung, in letzter Linie durch das Nichts als seine Quelle erklären. Der jüdische Bibelphilosoph Maimonides hat dem Thomas hierin vorgearbeitet. Welchen Sinn soll es dann aber haben, daß es Jahwe selber bereute, die Menschen geschaffen zu haben auf Erden? (Mos. I. 6. 6.)

Eine ganz andere Bedeutung hat im vollen Gegensatze zum alttestamentarischen Realismus das „Nichts" für die arische Philosophie und Religion seit jeher gehabt. Wenn die altindische Philosophie die Welt eine Maja, ein Blendwerk nannte, so steht im Gegensatze zu dieser Majawelt das unbekannte göttliche Brahman, neti neti, nicht so und nicht so; und wenn die althellenischen Eleaten die Welt der Erscheinung das Me on, das Nichtseiende hießen, so war es das unbekannte göttliche „Sein", das On, das jenem gegenüberstand. Wenn Kant die bloße Erscheinung dem unbekannten An sich gegenüberstellt, so hat er auf Grund des Sittengesetzes das Göttliche zuerst als seiend postuliert und später fingiert, als ob es wäre. Es steht im direkten Gegensatze zu einer Theodizee des Nichts, wenn Buddha im Nirwana das unbekannte Ziel erblickt; wenn Scotus Erigena mit dem Nichts das Wesen Gottes am besten bezeichnet sieht, weil es über allem hinausliegt, weil es weder ist, noch war, noch sein wird, das unaussprechliche und unausdenkbare Göttliche (De divisione naturae III. 19. auf die Frage des Schülers, was die Theologie unter dem Nichts verstehe); wenn Meister Ekkhart im Nichts die Wohnung der Seele sieht über allem Erkennen. In der negativen Theologie des Dionysius Areopagita heißt es: Gott wohnt in dem Nichts. Meister Ekkhart sagt: Got

über Gott an den Schluß seiner Encyclopädie gestellt sind. Trotzdem werden wir diesen hier zum Schlusse in Gesellschaft von Kant und anderen zitieren können. Daß Kant die Religion auf die Moral gründet, daß er das radikale Böse lehrt und damit in Gegensatz zur monotheistischen Idee

---

wonet in dem Nihtesniht, das e was denne niht. (Pfeiffer S. 539.) Es liegt wie eine Proklamation des Übernichts, des göttlichen Unbekannten als Zieles in diesen seinen Worten. Es sagt auch in seiner Weise Schopenhauer zum Schlusse seines Hauptwerkes: „Was nach gänzlicher Aufhebung des Willens übrig bleibt, ist für alle die, welche noch des Willens voll sind, allerdings Nichts. Aber auch umgekehrt ist denen, in welchen der Wille sich gewendet und verneint hat, diese unsere so sehr reale Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen — Nichts."

Anders natürlich, wie oben bemerkt, die bibeloptimistischen, alttestamentarisch veranlagten, oder doch durch die Furcht vor dem alttestamentarischen Terror des Christentums gebundenen Geister. Ein interessantes Muster dafür ist Eilhard Lubinus, aus Oldenburg, geboren 1565. Damals war durch die Inquisition und dann durch die Reformation die Renaissance der Antike in eine Renaissance der Bibel gewendet gewesen. In seinem „Phosphorus, de prima causa et natura mali" erweist er unwillkürlich, wie furchtbar es dem nicht alttestamentarisch veranlagten Menschen wird, seinem Gotte die Verantwortung für das Schlechte aufzubürden und dieses, man möge sagen was man wolle, dadurch zu legitimieren. Andererseits durfte aber die Bibel nicht angetastet werden. So schickte er seiner genannten Theodizee folgende Erklärung voraus: „Wenn ich in diesem Werke etwas sagte, das dem Worte Gottes oder seiner heiligen Kirche zuwiderläuft, oder deren Zustimmung nicht findet, so gelte es als nicht gesagt, und ich werde es über Aufforderung ändern. Niemand wird so rasch bereit seien, solches zu fordern, als ich, so Gefordertes zu erfüllen". Er erklärt dann eingehend das Nichts für das Schlechte, und da das Nichts kein Prinzip bedeuten könne, so bedürfe Gott auch keiner Entschuldigung.

Wo das materielle Nichts zur Entschuldigung Gottes dienen soll, führt es natürlich auch zu mathematisch-physikalischen Erwägungen, und auf diesem Gebiete ist den Gedanken freier Lauf gelassen, weil dort die Bibel nicht alteriert werden kann. Auf diesem Gebiete erweist sich nun aber auch die geistige Kapazität des Lubinus, der in seinem Werke auch eingehend über die Kontinuität, das Unendlichkleine, die Zahl usw. sich ausspricht. Hier erscheinen Infinitesimalprobleme berührt, die erst später ihre volle Auswirkung fanden. — In dieser Richtung dürfte die Geschichte der Mathematik den Lubinus nicht wie bisher ganz ignorieren.

Der Franzose Bayle hatte nun gegen Ende des 17. Jahrhunderts in seinem historisch-kritischen Wörterbuche Probleme des Markionismus, des Manichäismus und des Paulicianismus oder des Katharismus wieder aufgeworfen, die im Grunde auf die dualistischen Lehren des Zarathustra zurückgehen und den Gott der Bibel als den bösen Gott erklären. Bayle hatte diese Sekten verdammt, jedoch (IV. S. 631) hinzugefügt: „Es wird vielleicht Leute geben, die meine Zurückweisung der Manichäer unzulänglich finden werden, weil ich die Einwürfe nicht beantworte, die ich als von den Manichäern stammend mitgeteilt habe. Ich bitte jene, die sich diese Zweifel machen, sich zu erinnern, daß ich keine entscheidende Antwort kenne, die dem natürlichen Lichte der Vernunft entsprechen würde; was aber die Antworten betrifft, die die heiligen Schriften bieten können, so findet man sie ohnehin in einer Unzahl von Streitschriften niedergelegt." Bayle würde heute aber sicher Kants Bemerkungen über das radikale Böse, sowie jene über Job erwähnen, letztere in dessen Aufsatze über „das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodizee". Job unterwirft sich übrigens bereuend in Staub und Asche, als die er sich bekennt, der göttlichen Übermacht.

Mit Bezug auf Bayle beantwortete nun Leibnitz in seiner Theodizee, die nicht zu schreiben er sich wohl selber schuldig gewesen wäre, die schon von dem altchristlichen Dichter Prudentius in seiner Hamartigenia (Vers 640) gestellte Frage: „Wenn Gott nicht will, daß das Übel sei, warum verhindert er es nicht, so sagst du", mit derselben Trivialität wie dieser, daß nämlich Gott den Menschen freien Willen gegeben, und wie Augustin, wie Thomas und Lubinus, daß das Böse eine bloße Einschränkung bedeute, ein Nichts. „Das Wesen des Bösen", so sagt er (I. 20.), „hat, eigentlich zu reden, gar keine wirkende Ursache; denn es besteht, wie wir sehen werden, in dem Mangel, d. i. in dem, was die wirkende Ursache nicht thut".

Im Gegenteil ist aber der fortwährende Kampf gegen das allseitige Übel die Grundlage des Lebens; in diesem Kampf erkennen wir unser autonomes Maß, und der Zustand seines Sieges liegt als Ziel im Unbekannten.

gerät, die er zuletzt nur als Fiktion gelten lassen will, ficht Schmidt ebensowenig an, wie natürlich die zur Zeit des Erscheinens seines Werkes über die Katharer, das ist im Jahre 1849, zwar schon dreißigjährige, aber noch unbekannte Lehre des damals schon einundsechzigjährigen Philosophen Arthur Schopenhauer.

Trotzdem stellt aber Schmidt fest, daß er den Katharismus „als eine Manifestation des Bedürfnisses nach religiösem Leben und religiöser Freiheit achtet, als einen Protest der Vernunft und des individuellen Empfindens gegen die Autorität in Glaubenssachen, als einen kühnen Versuch, eines der schwersten Probleme zu lösen, die auf dem menschlichen Bewußtsein lasten, und das Leben auf eine höhere Reinheit zu führen inmitten des mittelalterlichen Durcheinanders". Auch wollte Schmidt den Anteil feststellen, den die Kirche und ihre Organe hatten „an der Zerstörung der

---

Prudentius hat es allerdings nicht so weit gebracht wie Augustinus, daß nämlich das Übel zur Schönheit beiträgt (Civ. Dei, XI. 18.), oder wie Gregor der I., daß der Anblick der Höllenqualen die Freuden des Himmels steigere. (Hom. in Ev. XI. 8.) Er war nicht zu dem Gipfelpunkt alttestamentarischer Auffassung vorgedrungen, daß, mit den Qualen der Ketzer Mitleid zu haben, Sünde sei. Ja er selber hat in heidnischer Zurückgebliebenheit gar nicht gewünscht, in den Himmel zu kommen (non posco beata in regione domum; Vers 953 f. der Hamartigenia). Diese uneigennützige Haltung wurde ihm von der christlichen Orthodoxie ebenso verübelt, wie ihr seine Hoffnung, daß Gott doch nur ganz wenige Menschen in die Hölle verstoße (Cathemerion VI. 95 f.), befremdend gewesen sein wird. Leibniz äußert sich in solcher Hinsicht in der Theodizee (I. § 19) wie folgt: „Wenn wir demnach bei der eingeführten gemeinen Lehre bleiben, daß die Zahl der ewig verdammten Menschen unbeschreiblich größer sein werde, als die Zahl der Seligen ist, so muß man sagen: das Böse werde dessen ungeachtet in Vergleichung mit dem Guten, fast für Nichts zu rechnen sein". Auch hier also eine Argumentation mit dem Nichts angesichts der angenommenen ewigen Qualen einer unbeschreiblich großen Zahl von Menschen!

Der Bibelfanatismus trieb noch weitere Blüten. Der Dichter Uz hat Leibnizens Theodizee in einem schönen Gedicht kurz wiedergegeben und Gottsched hat die vorgenannte Hamartigenia des Prudentius nach Leibnizischen Grundsätzen bearbeitet. Der große encyclopädische Philosoph und Leibnizschüler Wolff aber hat es sich in seinen beiden umfangreichen Quartanten über die Theologia naturalis noch viel bequemer gemacht, als die beiden eben genannten Dichter.

Da ist dann der ganz große Kant gekommen und hat die Unmöglichkeit aller Versuche einer Theodizee bewiesen und die Religion auf die Moral gegründet, postulierend zuerst, dann fingierend, und im Opus postumum einer autonomen Zielsetzung sich nähernd.

Was aber Leibniz anbelangt, so hat später der Theologe der Tübinger Universität Pfaff, der mit ihm im Briefwechsel gestanden war, auf ein Schreiben Leibnizens vom 21. Mai 1716, ein halbes Jahr vor dessen Tode, hingewiesen, in welchem dieser sich wundert, daß noch Niemand daraufgekommen sei, daß es sich ihm mit der Theodizee ja gar nicht um eine ernste Sache gehandelt habe, sondern um einen gedanklichen Versuch!

Voltaire hat bekanntlich die optimistische Harmlosigkeit dieses Versuches in seinem „Candide" auf das bitterste verspottet.

Moses Mendelssohn teilt nun in seinen Morgenstunden (15. Kap.) mit, daß Lessing die flüchtige Absicht hatte, gegen Voltaire einen Anticandide zu schreiben und die Vorsehung zu rechtfertigen. Er habe das aber dann in Nathan dem Weisen gethan (!), „diesem hervorraglichen Lobgedicht auf die Vorsehung", das sich zum Candide Voltaires verhalte wie der Himmel zur Hölle.

Es sei auch an die These der Brüder Goncourt in ihrem Journal erinnert (31.VII. 1866), wonach die Größe Gottes besonders in der Unendlichkeit des menschlichen Leidens erscheine. Die Zahl der Krankheiten sei noch entsetzlicher als die Zahl der Sterne.

Wer wollte das Böse, das Übel, das Unrecht in der Welt, im Menschen rechtfertigen?

Es bleibt uns in diesem Reiche des Kampfes für das Ideal des Edlen, Guten und Schönen nur die autonome Zielsetzung, die Ethik und die That . . .

Zivilisation des Südens", der damals aber nordisch gewesen, „unter dem Vorwande einer Ketzerverfolgung".

Das gute Prinzip in uns zum Ideal, das Maß zum unbekannten Ziel erhoben und dieses edle Ideal zum Idol fingiert, das wäre der gute Gott, nicht im Mindesten aber der Gott der Bibel. Das Schlechte in uns als Idol gedacht, das wäre der schlechte Gott. Die Einsamkeit der Menschheit auf Erden gleicht der Einsamkeit einer verbannten abgeschiedenen Gesellschaft. Aber wir kämpfen jeder in uns als Mikrokosmos den Kampf der ganzen makrokosmischen Welt gegen die Hölle, das ist das Reich des Schlechten, des Bösen und wir kämpfen diesen Kampf, indem wir besser werden.

Wenn Christus am Kreuzholze enden mußte, so entspricht das seinem Gegensatze zu dem Gotte, der in seinem Geburtsland herrschte. Im alten Testamente (Mos. V. 21. 22 f.), im Deuteronomium, im zweiten Gesetze, das nach der Meinung des heiligen Hieronymus so genannt wird, weil es das prophetische Vorbild des christlichen Gesetzes ist, heißt es: „Wenn jemand sich etwas zu schulden kommen läßt, was mit dem Tode bestraft wird, und er, zum Tode verurteilt, an den Querpflock des Kreuzes gehängt wird, so soll sein Leichnam nicht am Holze bleiben, sondern noch am selben Tage begraben werden; denn verflucht ist von Gott, wer am Holze hängt, und du sollst dein Land, das der Herr, dein Gott, dir zum Besitze gibt, nicht verunreinigen". Man erkennt sofort, wie rituell die Hinrichtung Jesu vollzogen worden ist und daß er hiedurch im alten Testamente zum Voraus verflucht ist. Paulus schrieb in rabbiinischem Gedankengang über die Kreuzigung Christi an die Galater (3. 13.): „Christus hat uns losgekauft vom Fluche des Gesetzes, da er für uns ein Fluch ward, weil geschrieben steht, verflucht ist jener, der am Holze hängt".

Die Albigenser aber, von denen wir oben berichten mußten, haben ohne solche Wortkrämerei den Gegensatz zwischen dem Gotte des alten und des neuen Testamentes festgestellt.

Zum Schlusse dieses Abschnittes, in dem die Ablehnung des alten Testaments der Bibel besonders zur Betonung kam, müssen wir leider noch feststellen, wie wenig Bedeutung die Meinung seiner größten Geister für das deutsche Volk gehabt hat und wie wenig Bedeutung sie noch immer hat. Wir wollen in kurzen präzisen Aussprüchen zitieren: Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Feuerbach und Schopenhauer, dann Wieland, Goethe und Schiller.

Kant sagt: „Die Deutung der Geschichten des alten Bundes als Vorbilder von dem, was im neuen geschah, ist ein Judaismus, der, wenn er irrigerweise in die Glaubenslehre als ein Stück derselben aufgenommen wird, uns wohl den Seufzer ablocken kann: nunc istae reliquiae nos exercent." (Streit d. Fac. Anhg. z. 1. Abschn.) Vgl. darüber oben im 3. Abschnitte.

Fichte: „Möchten doch immer die Juden nicht an Jesum Christum, möchten sie sogar an keinen Gott glauben, wenn sie nur nicht an zwei verschiedene Sittengesetze und an einen menschenfeindlichen Gott glaubten." (Beiträge z. Berichtigg. d. Urt. d. Publ. ü. d. frz. Rev. S. 189 Anm.)

Schelling sagt von den biblischen Büchern, daß sie „an echt religiösem Gehalt keine Vergleichung mit so vielen anderen der früheren und der späteren Zeit, vornehmlich der indischen, auch nur von ferne aushalten". (Max Müller, Deutsche Rundschau, 1884, S. 416, nach Glasenapp.)

Hegel: Weil nun das knechtische Bewußtsein hartnäckig auf seiner Einzelheit beruht, ... so ist es ausschließend, und Gott ist der ausschließende Herr und Gott des jüdischen Volkes". (Philosophie d. Rel. II. S. 81.)

Feuerbach: „Und alle diese Widernatürlichkeiten geschehen zum Besten Israels, lediglich auf Befehl Jehovas, der sich um nichts als um Israel kümmert, nichts ist als die personifizierte Selbstsucht des israelitischen Volkes mit Ausschluß aller anderen Völker, die absolute Intoleranz, das Geheimnis des Monotheismus". (Wesen d. Christentums, 12. Kap.)

Schopenhauer: „So ist es überhaupt als ein großes Unglück anzusehen, daß das Volk, dessen gewesene Kultur der unseren hauptsächlich zur Unterlage dienen sollte, nicht etwa die Inder oder die Griechen, oder auch nur die Römer waren, sondern gerade diese Juden". (W. a. W. I. S. 274.) „Wir dürfen hoffen, daß einst auch Europa von aller jüdischen Mythologie gereinigt sein wird." (Par. II. § 116.)

Wieland sagt im Neuen attischen Museum (III.) zu Platons Euthyphron: „Jede Landesreligion, welche nicht nur den Menschen unwürdige Begriffe von der Gottheit beibringt, sondern, sei es in Vorschriften, oder in Beispielen eine falsche Moral aufstellt, ist eines der größten Übel für die Menschheit ... Wer eine solche Religion zu reinigen und auf die ewigen Grundsätze der Vernunft und Sittlichkeit zurückzuleiten sucht, der macht sich um die Menschheit im größten Grade verdient. Überhaupt soll die Bestimmung dessen, was sittlich gut und böse, recht und unrecht ist, niemals von positiver Religion ausgehen."

Goethe sagt: „Beim erneuerten Studium Homers empfinde ich es erst ganz, welch unnennbares Unglück der jüdische Praß uns zugefügt hat. Hätten wir die Sodomitereien und jüdisch-babylonischen Grillen nie kennen lernen, und wäre Homer unsere Bibel geblieben, welch' eine ganz andere Gestalt würde die Menschheit dadurch gewonnen haben". (Gespräche, I. 414.)

Schiller in den Göttern Griechenlands: „Da die Götter menschlicher noch waren, — waren Menschen göttlicher"*).

Hätte die Menschheit jenes Bekenntnis, das von den Großen hier oben unmittelbar oder mittelbar kritisiert erscheint, nötig, um nicht zugrunde zu gehen, dann wäre sie wert zugrunde zu gehen. Möge sich das deutsche Volk doch an die hohen Persönlichkeiten halten, die da gesprochen haben. Kants Gedankentiefe und Schillers Seelenadel zumal sind von unvergänglicher Bedeutung. Schillers hehre Persönlichkeit trat noch nach seinem Tode hervor: sein schmähliches Begräbnis ist ein Denkmal dauernder als Erz für seine edle Freiheit den Geheimbürgschaften gegenüber, die damit nur sich selbst getroffen haben. Zu Beginn seiner Laufbahn aber, in den „Räubern" läßt er Karl Moor nach dem Geiste Hermanns des Cheruskers sich sehnen und zeichnet in dem „jüdischen Nationalgenie" Spiegelberg einen typischen perfiden Verführer. Auch den Zionismus läßt er ihn verkünden. Im übrigen, Göritz sagt in seinen Erinnerungen: „Schiller mit seinem heiligen hohen Gemüte haßte die positive Religion, so wie er sie kannte".

---

*) Aus der ersten Ausgabe zitiert. Graf Stolberg hatte im deutschen Museum u. a. diese Verse vom Standpunkt des Monotheismus getadelt („göttlicher, da sie nichts mit Beziehung auf die Gottheit thaten"), und Schiller hatte die Verse später weggelassen, überhaupt dem Gedichte eine neue Fassung gegeben. Damals war Baggesen bei Schiller und schreibt unterm 26. Juli 1793: „Des Morgens mit meiner Frau bei Schiller im Garten. Er las uns seine neuen Götter Griechenlands vor. Wir legten einander unser Glaubensbekenntnis ab. Er A(theist), ich th(eistisch) durch Glauben."

9. Eigenschaften Gottes oder Unversehrte Göttlichkeit.

Wir sahen oben, wie der Apostel Paulus den hochstehenden Griechen das unbekannte Göttliche erklären wollte durch die Eigenschaften des biblischen Gottes. Wir sahen, wie bei den alten Indern vom göttlichen Brahman, um sein Unbekanntsein zu bezeichnen, der Ausdruck Neti neti gebraucht wird, es sei nicht so und auch nicht so. Wir erinnern uns, daß Faust dem Gretchen zuspricht: „Wer darf ihn nennen, und wer bekennen, ich glaub' ihn?" Der von der Kirche seinerzeit gleich nach den Aposteln geachtete Neuplatoniker Dionysius Areopagita sagt in seiner negativen Theologie: „Je höher wir gelangen, desto mehr schwinden die Worte und endlich weicht die noch so kurze Rede dem Schweigen". Es wäre dem edler veranlagten Menschen eine Lästerung, das große unbekannte Ziel beschreiben zu wollen.

Jehova, der Christengott, ist im alten Testamente beschrieben. Ja er beschreibt sich selbst. Wir haben früher aus anderem Anlasse die Zusammenstellung Leas, in seiner Geschichte der Inquisition, über die biblische Begründung der Ketzerverfolgungen mitgeteilt. Wir sahen schon, daß Jehova sagt: „Du sollst nicht mit leeren Händen vor meinem Antlitz erscheinen. (Mos. II. 34.) Wir zitieren weiter seine Worte: „Hüte dich, mit den Einwohnern des Landes Frieden zu schließen". „Zerstöre ihre Altäre, zertrümmere ihre Bildsäulen, und haue ihre Heine um." „Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifernder Gott, der die Verschuldung der Väter an den Söhnen bis ins dritte und vierte Geschlecht derer bestraft, die mich hassen." So ruft dieser Gott, und beim Propheten Jesaias sagt er, wie wir hier nochmals hervorheben, das Übel betreffend, in aller Form (45. 6 f.): „Ich bin der Herr, und es ist kein anderer; der Licht bildet und Finsternis schafft, der Frieden bringt und Übles wirkt; ich bin der Herr, der alles dies vollbringt".

Und in solchem Sinne schärfte auch Moses den Juden die Worte Jahwes ausdrücklich ein (V. 32. 41 ff.): „Wenn ich mein blitzendes Schwert geschärft habe, und meine Hand zum Gerichte greift, dann will ich Rache nehmen an meinen Drängern und will meinen Hassern vergelten! Meine Pfeile sollen trunken werden von Blut, und mein Schwert soll Fleisch fressen, vom Blut Erschlagener und Gefangener, vom Haupte der Führer des Feindes". Und selber ruft dazu Moses: „Preiset, ihr Nationen, sein Volk!"

Ist das nicht, nebenbei bemerkt, wie eine Beschreibung des marxistisch-mosaischen Bolschewismus in Rußland?

Dieser Gott „erbarmt sich, wessen er will und läßt", wie wir von Paulus hörten, „verstockt sein, wen er will", oder, wie Marcus es Jesum selbst bestätigen läßt (4. 11 f.): „Denen draußen wird alles in Gleichnissen zuteil, auf daß sie sich nicht bekehren und ihnen nicht vergeben werde".

Dieser Gott hat den Betrug Jakobs und Rebekkas an Vater, Gatten, Bruder und Sohn sanktioniert. Dieser Gott lobt im neuen Testamente (Luc. 16. 8 f.) den ungerechten Hausverwalter und rät, sich Freunde zu machen mittels des ungerechten Reichtums. Dieser Gott sucht Betrüger und legt den Lügengeist in den Mund von Propheten (Kön. I. 22. 20 ff.). Durch seine Propheten läßt er Sauls und Achabs Edelmut an den gefangenen Königen, Agag dort und Ben Adat hier, auf das Heftigste tadeln und schwere Rache dafür künden. (Sam. I. 15; Kön. I. 20.) Ein König David,

Räuber, Ehebrecher und Mörder, ist nach dieses Gottes Herzen, und richtet alles aus wie er es will und aus seinem Samen ist Jesus. (Paulus in den Act. 13. 22.) Dieser Gott hat die Schonungslosigkeit, Mitleidlosigkeit und Sklaverei befohlen (Vgl. Mos. II. 32. 26 ff.; III. 25. 44 ff.; IV. 33. 51 ff.; V. 7.; V. 20.; V. 31.); und seine Apostel Petrus (I. 2. 18) und Paulus (Kol. 3. 22; Eph. 6. 5.) haben so gesprochen, daß z. B. Innocenz der III. mit einer Bulle vom Jahre 1214 ausdrücklich bestätigte, daß, wer den Sarazenen helfe und gefangen werde, Sklave werden soll. Wie wir später sehen werden, sollte nach dem Konzile von Toulouse auch der Ketzerbeschützer der Sklaverei verfallen. Dieser Gott befiehlt die Ausrottung der Völker, die er preisgeben wird (Mos. V. 7. 16), eine Ausrottung, die der alttestamentarisch veranlagte Bolschewismus wieder aufgenommen hat. Dieser Gott schützt die undankbaren und untreuen Meuchelmörder, wie im Falle Sichems (Mos. I. 34 u. 35.), und „es lag ein von Jahwe gewirkter Schrecken auf den Städten, so daß man die abziehenden Söhne Jakobs nicht verfolgte". (Ebda. 35. 5.) Dieser Gott gibt dem jüdischen Volke, mit dem er einen Vertrag abschloß, „Städte, die es nicht gebaut, Häuser, die es nicht errichtet, Weinberge und Gärten, die es nicht gepflanzt hat (Mos. V. 6. 10.), und er verbietet, mitleidig auf die Völker zu blicken, die er ihm preisgibt (ebda 7. 16.). Auf diesen Gott würde nach seinen Werken der altindische Ausdruck passen: Chandala der That.

Dieser Gott nimmt Partei für das Schlechte. Das Nichtswürdige beruft sich mit Erfolg auf ihn. Dieser Gott ist ein Hebräer; für die Arier ist er nicht. Dieser Gott hat alle Eigenschaften, die aus dem alten Testamente auf das Klarste und Unverhüllteste sich ergeben, was offenbar zu der sehr zu beachtenden Maßregel führte, daß die Kirche angesichts der drohenden Ausbreitung der Ketzer nicht vielleicht die Ausbreitung der heiligen Schriften befördern wollte, sondern daß vielmehr die Päpste Gregor der IX. und Alexander der IV. allen Laien bei sonstiger Exkommunikation verboten, den christlichen Glauben zu erörtern und daß das Konzil von Toulouse vom Jahre 1229 und die Kirchenversammlung von Tarragona von 1234 angesichts der katharischen Ketzerei das Lesen der Bibel in der Landessprache verboten. Ja das erstere Konzil erlaubte auch in lateinischer Sprache nur die Psalmen, und die Kirchenversammlung von Bezier untersagte den Laien auch theologische Bücher. So war das „Wort Gottes" den Christen entzogen.

Die Eigenschaften dieses Gottes und die Mentalität, der sie entstammen, enthalten die eigentliche Grundlage des antijüdischen Empfindens. Die eigentümliche Körperlichkeit, die den geborenen Trägern jener Mentalität zukommt, mag vielleicht eine Folge derselben bedeuten. Il n'y a pas de nobles vieillards dans cette race, erklären die Brüder Gonourt in ihrem Journal. (I. S. 3/4.)

Noch fühlen aber die arischen Christen ihr Christentum nicht als alttestamentarische Sekundogenitur für die nicht auserwählten Völker.

Dieser Gott Jehova bedarf der Hinopferung Christi, seines Sohnes, damit er seinen Zorn gegen die Menschen mildere. Dieser Christengott Jehova wurde den minder zivilisierten, aber edlen Völkern Europas angerühmt, und da dieses meist nicht half, von Herrschern, die die Kirche dann Große und Heilige nannte, von Konstantin dem Großen, Karl dem Großen und Heiligen, Olaf dem Heiligen, Stephan dem Heiligen und anderen durch Mord und Grausamkeiten aufgezwungen, von der Kirche

selbst aber dann durch Kreuzzüge wider die Ketzer, durch Terror der Inquisition und durch Ausbeutung der Höllenangst so sehr aufgenötigt, daß die Völker nach Generationen wirklich an diesen Gott glaubten; daß die protestantische Reformation den Dienst an dessen „Worte" volkstümlich und allen zugänglich machte; daß ein Goethe den Spruch gutgläubig wagen konnte: Wen Gott betrügt, ist wohlbetrogen; und daß noch heute nach Indien und China christliche Missionäre entsendet werden*). Ein lähmendes Gefühl verletzten Taktes diesen Völkern gegenüber überwältigt uns bei dieser Überlegung; ein Gefühl, das noch dadurch gesteigert wird, daß z. B. in China die Zulassung der christlichen Missionäre im Zusammenhange mit der Zulassung des Opiums erzwungen worden ist.

Genug. Wir geben uns Rechenschaft, daß, dem wir als Höchstem in wahrhaftiger That zustreben, erhaben ist über das Reich des Kampfes und der That, erhaben über unsere beschränkte Erkenntnis, erhaben über ihre Begriffe des Seins, erhaben über den Gottglauben, . . . und daß nur der gute Wille, die wahrhaftige That, die Liebe ebenbürtig genug sind, um uns von solchem Ziele sprechen zu lassen.

10. Kreation oder Individuation.

Tief und geheimnisvoll, wie das erhabene höchste Ziel, ist für uns aber auch unser Zustand und Schicksal vor dem Eintritt in den Kreislauf der Geburten, des Samsara, wie ihn die Inder nennen, und nach dem Verlassen desselben.

Darüber nehmen wir Offenbarungen hin, so trivialer und so moralisch fragwürdiger Natur, wie es nur aus der vertrauensvollen und naiven Empfänglichkeit der Kindheitszeit, in der sie den Völkern, sowie den Einzelnen eingeprägt worden sind, erklärt werden kann, und aus der späteren Fortwirkung derselben.

Jene Offenbarungen lehren die Knechtschaft der willkürlich aus dem Nichts von Jehova, für ewig erschaffenen Kreatur, und der verächtliche Nebensinn, den diese Bezeichnung einer Kreatur noch immer hat, spricht deutlich genug. Die Erzählungen der Bibel sind voll davon, daß der Mensch der Sklave Jehovas ist, seines Schöpfers, der verstockt sein läßt, wen er will, der den Menschen aus dem Paradies vertrieb und zu dem dieser betet, damit er ihn nicht in Versuchung führe, dessen ewigen Lohn er erbettelt und erbuhlt, und dessen ewige Höllenstrafen er fürchtet.

Mit dieser Lehre hängt die kulturhistorisch und gattungsgeschichtlich verhängnisvolle, unheilvolle Auffassung zusammen, daß die irdische Entwicklung gleichgiltig sei, daß sich keiner um das Edlere zu kümmern, daß keiner mit dem Edleren sich solidarisch zu fühlen brauche, daß vielmehr jeder nur, und noch dazu durch vorgeschriebene statutarische Handlungen für sein eigenes Heil zu sorgen habe.

---

*) Wie blind übrigens und wie unfähig die Anerkennung der biblischen Mentalität macht, das beweist wohl zur Genüge das Urteil des heiligen Franz von Xaver über die indischen Brahmanen. Er war ein Schüler des Ignacius von Loyola und Papst Benedikt der XIV. erklärte ihn zum Protektor Indiens. In einem Briefe fällte er nun folgendes ganz stupide Urteil: „Es gibt hier eine Rasse von Menschen, die sich Brahmanen nennen . . . Es ist die verworfenste Rasse der Welt."

Unwiederbringliches ist verloren durch eine jahrtausendlange Vernachlässigung jener Solidarität, der Gemeinbürgschaft der Edlen, der Persönlichkeiten, der Schätzung der Schönheit und der heroischen Erhabenheit, der Sorge um edle und gesunde, nicht aber zahlreiche Nachkommenschaft.

Niemand weiß, wohin er geht, und das Ziel des Einzelnen, der Völker und des Lebens liegt im Unbekannten. Das irdische Leben, nicht des Einzelnen allein, sondern der Familien, der Völker und ihrer Gemeinschaft ist der Boden, weiter zu arbeiten für das autonome Maß und Ziel. „Die Brücke über die ungelösten Rätsel, über die nicht zu erfüllende Sehnsucht ist die Wahrhaftigkeit unseres Werdens", wie ich in der philosophischen Einleitung meiner Denkschrift vom Jahre 1896 gesagt habe. Nur so kann ich auch den apokryphen Spruch Christi verstehen, der, an einen nordindischen Torbogen geschrieben, 1900 bekannt geworden ist (Henneke, Apokryphen, S. 10, Handbuch S. 17) und der lautet: „Diese Welt ist eine Brücke; geh hinüber, aber baue deine Wohnung nicht darauf". Die Überbrückung ist die Thät, die im Leben vollzogen werden muß und deren Wirkungssphären, dem indischen Karma nicht unverwandt, über die einzelne Individuation hinausgehen mögen.

In den arischen Religionen ist jener große Gesichtspunkt enthalten, den man exoterisch und auch noch immer zu individualistisch als Wiederkunft und Seelenwanderung in Europa zum letzten Male bei den Albigensern als Bekenntnis findet, ein Bekenntnis, das Schopenhauer auch in der Edda, namentlich in der Völuspa gelehrt fand (W. a. W. II. 4. 41.), das in Indien gang und gäbe ist, das auch im alten Ägypten galt und das von althellenischen Philosophen, Pythagoras, Empedokles und Platon zumal und Plotin gelehrt worden ist, ja dem auch Kant mit seiner Unterscheidung des intelligiblen und empirischen Charakters nahekommt. Besser, wenn auch noch immer wohl zu konkret, wird jener Gesichtspunkt als Palingenesie, als Wiederwerden, am besten aber mit Individuation bezeichnet, welcher Begriff das uns Bekannte von einem Unbekannten ableitet.

Diese Individuation taucht auf aus dem Unbekannten in das Gebiet von Raum und Zeit und Grund. Wir wissen nur, daß da mit der Zeugung ein selbständiges Wesen auftritt und wächst und dann altert, wacht und schläft, und wirkt und stirbt, nicht ohne Eltern, nicht ohne Erbmasse, verschiedengeschlechtig, der Gattung angehörend und dem ganzen Leben, voll des Instinkts, fähig des Mitleids und der Liebe, und über den Tod hinaus wirkend, aber eine geschlossene Einheit, materialistisch unerklärbar, wieder untertauchend beim Sterben unter das Rätsel des Unbekannten: ein für allemale aber daseiend in der Zeit zwischen Kommen und Gehen, in der Zeit der That, und, wenn zur Persönlichkeit geworden, dastehend in heroischer Autonomie, sich widmend dem Edlen und Guten; oder aber schlecht werdend, verderbend und verderblich.

Die Wiederkunft ist als Begriff des Lebens und der Gattung und Art erfaßbar. In jedem individuellen Lebewesen ist die Fähigkeit zu schmerzlich süßer Minne vorgesehen und ist die Wiederkunft von Leben und Gattung und Art fortpflanzungsmäßig vorbereitet, allerdings in einer aus Abgründen vergangener Entwicklung stammenden widerwärtigen Weise. In wiederkehrender Auferstehung treten Leben, Gattung und Art zugleich jugendkräftig in den Kampf, in der Zeit dieser Individuationen mündig geworden durch die That, im Wirken besser oder schlechter werdend, sich erhebend oder sich erniedrigend.

Es ist eine hervorragend ethische Thatsache, daß so das Wiederwerden, soweit es auf das Leben ankommt und nicht auf äußeren Zufall, eine Folge des Gewordenseins ist, von der Vergangenheit zehrend und die Zukunft vorbereitend.

Was bezüglich der hier angedeuteten Probleme im Abschnitte des dritten Buches über das Fortschrittsproblem und des vierten Buches über den geheimnisvollen Bereich der Individuation und dann vom unbekannten Ich und unbekannten Ziel erörtert wird, darauf kann hier nur hingewiesen werden.

Das Wesen, das die Synthese von Geist und Stoff unerklärbar und unnachahmbar durch Mechanik, vorrational und vorkausal in der Individuation „vollzieht", ist sich zwar während der That des Denkens seiner selber mehr oder minder bewußt, aber nur im Sinne des Daß und nicht im Sinne des Was. Das Sehende kann sich selber nicht sehen, das Denken sich nicht selber denken. Doch — Wunders genug in der Identität von Subjekt und Objekt — weiß es sich sehend, weiß es sich denkend. Die Individuation jenes unbekannten Selbst, jenes unbekannten Ich besteht für das Reich der That; das Reich der That aber für den Urquell der Individuation.

11. That als Strafe oder That als Hoffnung.

Die Bibel hält die Arbeit, die That, für eine Erniedrigung, für eine Strafe. Wie wir sahen, gilt bei ihr die Auserwähltheit, nicht die Selbstbewährung. Wir wollen hier die Verfluchung wiedergeben, wie sie im I. Buche Mosis, in der Genesis mit den Worten Jehovas angeführt ist (3. 17 f.): „Weil du der Stimme deines Weibes Gehör gegeben und von dem Baume gegessen hast, von dem ich dir geboten, nicht zu essen, so sei die Erde verflucht um deinetwillen; unter Mühsal sollst du dich von ihr nähren dein Leben lang . . . Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zur Erde zurückkehrst, von der du genommen bist; denn du bist Staub und sollst zum Staube zurückkehren".

In Wirklichkeit aber hat der mündige Mensch sein Bestes in der That. Im Entschlusse wirkt sie nach innen, in der Ausführung nach außen. Es ist ein Großes um die That; es ist ein Hohes um die That. Sie bessert uns und rechtfertigt uns; oder sie verschlechtert uns und verdammt uns. Wollend werden wir. Wir kommen im III. Buche noch darauf zurück und ich zitiere hier nur einige Sätze aus meiner jugendlichen arischen Denkschrift noch aus dem vorigen Jahrhundert (S. 1. 29.): „Lohn schaffen wir uns selbst durch unsere Thaten". „Nur die That kann uns vom metaphysischen Bedürfnis erlösen." „Was ist gegenüber der Dauer der Wirkung unserer Thaten auf unser Geschlecht, sei ihr Einfluß ja oder nein, und die stillschweigend, aber unüberwindlich uns berechtigen oder verurteilen, jener Schein des Ruhmes, jener ganze Eitelkeitsmarkt, den unsere Zeit Leben nennt . . . O, laßt uns große Unbekannte werden!"

Die That ist Geist und Stoff, ist Seele und Körper zugleich. Die That ist Hirn und Hand und Herz zugleich. Die That ist der Ausfluß unseres Selbst. Die That ist mündiges Leben.

Wir haben nur die That. Sie ist uns nicht Strafe, sondern Hoffnung. Sie ist uns nicht Last, sondern Lust.

Unsere Wirklichkeit ist das Wirken. Kein Gott kann die That ungeschehen machen. Unsere Thatsache ist die That.

Der uralte hellenische Dichter Hesiod preist sie in seinen „Werken und Tagen". Garbe, der Erforscher altindischer Lehren, sagt in seinem Werke über die Sankhya-Philosophie (S. 100): „Für alle Mächte, denen in der übrigen Welt Gläubige und Ungläubige einen bestimmenden Einfluß auf das Los des Einzelnen und der Völker, wie auf das Walten der Naturkräfte zuschreiben: göttliche Gnade und Strafe, Weltordnung, Vorsehung, Schicksal, Zufall — ist in Indien kein Raum neben der mit eiserner Notwendigkeit alles beherrschenden Macht der That". Allerdings gilt, was Garbe hier von der übrigen Welt sagt, wohl nur im Sinne Schopenhauers, oder auch im Sinne des Gleichnisses Lessing-Nathans von den drei Ringen: das heißt, nur von der „jüdischen Religion und den zweien von ihr ausgegangenen".

„Thaten der Reinheit" werden im altpersischen Avesta gepriesen. (Übers. v. Spiegel, II. S. 92.) Es ist als würde im Sinne des indischen Karma gesprochen, wenn der althellenische Tragiker Aeschylos in seinem Agamemnon (V. 1540 ff.) sagt: „Es gilt, solange Zeus waltet, in der Zeit, das Ergehen den Thaten gemäß" (pathein ton erxanta). Kant hat Lichtenbergs Satz hervorgehoben: „Das Wort Gottesdienst sollte verlegt und nicht mehr vom Kirchenglauben, sondern bloß von den guten Handlungen gebraucht werden".

Verzweiflung verbliebe ohne die That als Hoffnung. „Im Anfang war die That"; „die That ist alles, nichts der Ruhm", sagt Goethe. Stifter sagt: „Die That ist das Leben".

12. Erlösung oder Selbsterhöhung.

Wenn wir von der Erlösung sprechen, so wollen wir angesichts unserer Auffassung vorerst von Christus als hoher Persönlichkeit uns Rechenschaft geben. Er brachte den adeligen Mut auf, im Milieu des an Terror unübertroffenen alttestamentarischen Priesterstaates den Heuchlern, dem Otterngezüchte, den übertünchten Gräbern zu Gunsten einer höheren edleren Weltanschauung und Religion so entgegenzutreten, daß er dafür sein Leben hingeben mußte und daß es im Evangelium nach Johannes, wie wir schon sahen, heißt (7. 13.): Niemand redete frei von ihm aus Furcht vor den Juden.

„In diesem Sinne, den man vielleicht pedantisch nennen mag, aber doch als folgerichtig anerkennen muß, dulden wir keinen Juden unter uns." So sagt Goethe in Wilhelm Meisters Wanderjahren (III. 11.) in der Weisheit seines Alters, unter Hinweis auf das Andenken Jesu.

Die Theologie wertet das Werk Jesu als Redemption, als Rückkauf.

Der heilige Anselmus von Canterbury, einer der hierüber zu sprechen berufensten Theologen erklärt: „Christus hat uns nicht gekauft, da wir ihm doch seit jeher zu Eigen waren; sondern er hat uns zurückgekauft, weil wir durch die Sünde in Gefangenschaft geraten sind".

Auch des schon früher angeführten Ausspruches des Apostels Paulus müssen wir uns hier erinnern: „Christus hat uns losgekauft vom Fluche des Gesetzes“. (Galat. 3. 13.) Wie Paulus das versteht, das geht aus den Worten hervor, die er im Römerbriefe (7. 14 ff.) spricht: „Das Gesetz, wir wissen es wohl, stammt aus dem Geist; ich dagegen bin ein Fleischeswesen und verkauft in die Sklaverei der Sünde. Was ich thue, weiß ich gar nicht; denn ich thue nicht was ich will, sondern was ich verabscheue, das thue ich . . . So sehe ich, der ich das Gute thun will, mir das „Gesetz“ auferlegt, das mir nur das Böse zur Verfügung bleibt . . . Oh, ich unglückseliger Mensch, wer wird mich erlösen aus diesem Todesleibe? Dank sei Gott durch Jesus Christus, unseren Herrn!“

Uns aber spricht unser Schiller aus ganzer Seele, wenn er den edlen Menschen, für den der Andere am Kreuze sterben soll, schildert:

„Und die Sonne geht unter, da steht er am Tor
und sieht das Kreuz schon erhöhet!
das die Menge gaffend umstehet;
an dem Seile schon zieht man den Freund empor,
da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker“, ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!“

Wie bedeutsam muß die Lebenslehre des Pythagoras gewesen sein, der solche Anhänger entwuchsen, wie die Helden von Schillers Bürgschaft es waren. Sie waren Pythagoräer.

Das Christentum ist sich gar nicht bewußt, wie manichäisch seine furchtbare Lehre ist, daß angesichts Jehovas, des allmächtigen und allwissenden Schöpfers des Menschen, ein Gott als Redemptor, als Zurückkäufer sich opfern muß, um die Menschen in stellvertretender Genugtuung gegenüber diesem Gotte durch seinen Opfertod zurückzukaufen, zu erlösen*),

---

*) Wie Aischylos, der Hellene, ein halbes Jahrtausend vor Christum die Lehre von der stellvertretenden Genugtuung auffaßt, ist sehr bezeichnend und geht zur Genüge aus der Stelle in seinem „gefesselten Prometheus“ (Vers 1026 ff.) hervor, wo Hermes, der Bote des Zeus, dem Prometheus gedroht hatte, wenn er nicht gehorchen werde, so möge er nicht hoffen, das Ende seiner Pein zu schauen, bevor als Stellvertreter seiner Qual ein Gott erscheint, bereit in des Hades düsteres Haus für ihn hinab zu gehen. Prometheus antwortet darauf in entrüsteter Ablehnung: „Erduldet der Feind Unbilden vom Feind, so beschimpft es ihn nicht. So schmettere herab auf mich der schmetternde Blitz . . . In des Tartaros Kluft stürze hinab mein Leib, entrafft von der Macht der Unabwendbarkeit; mich selber wird er nimmer vernichten.“ Das Stück endete mit dem Eintritt des Unheils, dem sich auch trotz der Warnung der Chor der Okeaniden nicht entzieht: „Gern duld' ich mit ihm das verhängte Geschick; denn ich habe Verrat tief hassen gelernt und weiß kein Gift, das mehr mich erfüllte mit Abscheu“. Des Prometheus letztes Wort aber ist: „Ihr seht, was ich dulde mit Unrecht“.

Es ist nicht ohne Interesse, in solcher Richtung auch Meister Ekkharts schon skizzierte Worte im Wortlaut zu hören: „Den gerechten Menschen ist es also ernst um die Gerechtigkeit, daß sie auf Gott, wäre er nicht gerecht, nicht um eine Bohne achteten; ja sie stehen so fest in der Gerechtigkeit, und sind dabei so wenig eigensüchtig, daß sie dagegen nicht die Pein der Hölle kümmerte, noch die Freude des Himmels, noch sonst ein Ding. Ja wäre all die Pein, die da leiden, die in der Hölle sind, oder all die Pein, die auf Erden je gelitten ward und noch gelitten werden soll, auf die Gerechtigkeit gesetzt, sie achteten darauf nicht mehr als wie auf einen Faden Bast.“ (S. 203.)

Das autonome Maß des Menschen kann wohl nicht stärker hervorgehoben werden, als es in den zitierten Stellen von Aischylos und Meister Ekkhart geschah.

Aischylos hat für die Erlösung das richtige Wort gefunden: „Ein Gott als Stellvertreter deiner Qual“. Und Prometheus die richtige Antwort im Sinne des späteren Meister Ekkhart.

mit seinem Blute, dessen Opfer immer wieder erneuert wird, als lytron, als Lösegeld (Math. 20. 28; Marc. 10. 45.). Das ist ganz im Sinne jener alttestamentarischen ökonomischen Geschichtsauffassung, die übrigens auch im modernen alttestamentarischen Marxismus gilt und der gemäß Jehova seine Verträge mit dem jüdischen Volke schloß. Im Sinne dieser Auffassung sagt auch Jesaias (53. 5 f.) vom Knechte Jahwes, in dem man den Erlöser dargestellt meint, daß er „um unserer Schandthaten willen durchbohrt, um unserer Verschuldungen willen zermalmt war: Strafe lag auf ihm uns zum Heile und durch seine Striemen ward uns Genesung . . . Jahwe ließ ihn treffen unser aller Schuld".

Markion im 2. Jahrhundert, später die Manichäer und im Mittelalter die Katharer erklärten, daß Christus, der gute Gott der Liebe und des Erbarmens im Widerspruche stehe zum kleinlichen und grausamen Gotte des alten Testamentes. Daß diese Sekten ausgerottet worden sind, vermag an der eventuellen Vernünftigkeit mancher ihrer Schlüsse nichts zu ändern. Doch ist davon bei späterem Anlasse weiter zu sprechen; wir werden dann staunen, in der bezüglichen Geschichte eine mittelalterliche Analogie zu den nicht minder alttestamentarischen Praktiken des modernen Bolschewismus kennen zu lernen. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß das Judentum, wenn der Bolschewismus als alttestamentarische Tertiogenitur gelungen sein und seine Schuldigkeit gethan haben sollte, sich von ihm ebenso wieder zurückziehen wird, wie das das Judenchristentum bei der späteren Kirche gethan hat, so kongenial auch der Rückkaufsstandpunkt als solcher der alttestamentarischen Mentalität gewesen ist.

Dadurch, daß ein anderer unsere Sünden auf sich nimmt, daß ein Unschuldiger das Höchste, seine Unschuld, bietet, um sündige Sklaven zurückzukaufen, werden diese nicht edler, nicht besser. Der ethisch ganz unfaßliche Standpunkt von der stellvertretenden Genugtuung ist wesentlich alttestamentarisch und ist vorgebildet in der andern ganz unverständlichen Institution des Sündenbockes, auf die wir unten noch kurz zurückkommen werden.

Der wahre Weg zur Befreiung und Erhöhung aus der traurigen Lage des Bestehens des Schlechten in uns wird durch die mechanische Erlösungslehre abgeschnitten. Demut ist keine Huldigung; nur Selbstbewährung könnte es sein. Nur durch eine Stärkung des Guten, des Edlen in uns, durch unsere eigene That, durch ein hinreißendes Beispiel und überhaupt durch alles, was im Sinne der später noch zu besprechenden Wirkungssphären der That auf die ethische Wendung unseres Willens und damit zugleich auf unsere Höherentwicklung Einfluß zu nehmen vermag, kann unsrem besseren Selbst die Hilfe werden: sich selbst zu befreien und aufzuschwingen. So mag ja die hinreißende Güte und Liebe der Selbstaufopferung des Erlösers so manchem Menschen den Weg zum Besserwerden erleichtert haben. Und so gilt bei Meister Ekkhart (S. 497) Christus als Vorbild alles Werdens.

Alle Erlösung, alle Rechtfertigung und Versöhnung sind vorweggenommen dadurch, daß wir nur durch Wollen werden. Strafe ist Folge: es gibt nur eine echte Strafe der Sünde und diese Strafe wird vom Thäter selber unvermeidlich und gleichzeitig mit seinem Entschlusse an sich selber vollzogen: das Schlechterwerden. Auch Sühne ist Folge; es gibt nur eine Sühne und sie ist auch Belohnung, unfreiwillig, aber unentreißbar durch den Thäter an sich selber vollzogen: das Edlerwerden. Edle Menschen zahlen mit dem, was sie sind, sagt unser herrlicher S c h i l l e r.

Darin allein liegt die Versöhnung mit allem Edleren, daß wir selber edler werden, indem wir uns ihm erstlich zuzuwenden suchen. Diese Bewährung ist eine wahre Auserwählung unter den Berufenen. Eine Versöhnung zwischen Gut und Schlecht im Sinne von gegenseitigem Entgegenkommen, oder gar durch einseitiges Entgegenkommen des Edlen, muß ausgeschlossen sein. Das Edlere wird auch nicht schlechter, wenn wir es angreifen oder verlachen. Nur wir werden schlechter dabei. Wer das Edle angreifen oder verlachen will, der ist ein Fürchtender; er wird nur selber schlechter, er „spottet seiner selbst und weiß nicht wie".

Die unfaßliche und demoralisierende Versöhnung durch mechanische Mittel hat im mosaischen sogenannten Versöhnungstage mit seinem schon erwähnten Sühn- und Sündenbock ein Vorbild und geht dort sogar nach zwei Seiten. Der eine Bock wird für Jehova geschlachtet, der andere wird mit den Sünden beladen und an den gefallenen Engel Asasehl in die Wüste gesendet (Mos. III. 16. 8. 10.), der nach dem Buche Henoch (6 f.) zu den Menschentöchtern gegangen ist und den Menschen himmlische Geheimnisse geoffenbart hat.

Nicht Erlösung gälte es, nicht Redemption für einen Gott, der sich die Strafe abkaufen läßt, sondern die Befreiung von ihm. Nicht Erlösung gilt es, sondern Befreiung von dem Schlechten in uns selber durch die ethische That, und zur Selbstbefreiung gilt es Hilfe für alle, die auch nur eine Spur des Guten in ihrem Wesen bergen, damit die Bahn frei werde für das Edle, bis ins Unbekannte.

Wo immer der Mensch mit Güte und Wahrhaftigkeit thätig ist, vermehrt er den Segen seiner Welt.

13. Verzeihung oder Besserung.

Im fünften Buche Mosis, in jener zweiten Zusammenfassung des Gesetzes, die nach dem heiligen Hieronymus das prophetische Vorbild des christlichen Gesetzes ist, in diesem Deuteronomium, das so viele rituelle Vorschriften enthält und die Zerstörung der fremden Kulte und Symbole fordert, das die Priesterschaft sanktioniert und sagt (24. 8.): „Thue alles, was die levitischen Priester dich lehren werden, was ich ihnen gebot und erfülle es sorgfältig", dort ist der Segen für diese Erfüllung ausgesprochen und der Fluch für die Nichterfüllung. Dort verspricht Gott (11. 22 f.): „Wenn ihr die Gebote haltet, die ich euch anbefehle und sie erfüllt, daß ihr den Herrn, euren Gott, liebt, und auf allen seinen Wegen wandelt und ihm treu seid, so wird der Herr alle diese Völker vor euch zerstreuen, und ihr werdet ihren Besitz erhalten, ob sie gleich größer und stärker sind als ihr". Und dort ist, sollten nicht alle Vorschriften, Gebote und Verbote eingehalten werden, ein sadistischer Fluch ausgesprochen (28. 15—68), wie er wohl sonst seines Gleichen nicht hat.

In dieses Milieu der Gottesknechtschaft und der rituellen Gottesbefriedigung kam Jesus mit seiner Lehre von der Gotteskindschaft und vom Reiche Gottes in uns. Er sagt in der Bergpredigt (Luc. 6. 34 f.): „Es gibt keinen guten Baum, der faule Früchte brächte, noch einen faulen Baum, der gute Früchte brächte; denn jeden Baum erkennt man an den Früchten". Als

eine Befreiung von sittlicher Fesselung und Knebelung müssen dort alle jene dieses Auftreten empfunden haben, die nicht ganz dem Geist der Herde und des Massenmenschen und dem Terror verfallen gewesen sind.

Die christlichen Kirchen aber, die sich bildeten, stützten sich auf das alte Testament, setzen statutarische Handlungen der erbsündenehmenden Aufnahme, der Verzeihung und der Heiligung ein, vor allem aber ein statutarisches Denken, den Glauben. Vorgeschriebener Glaube verdient keine andere Bezeichnung als die einer geistigen Zeremonie. Diese vorgeschriebenen äußerlichen und innerlichen Zeremonien sollen zur Verzeihung führen.

Welche moralischen Folgen für die Völker muß es wohl haben, wenn ihre Menschen glauben, andere Menschen können sie von innerer Schuld lossprechen oder Zeremonien sie davon befreien!

Wenn wir nicht sind, wie wir sein sollen, dann liegt die einzige Abhilfe darin, daß wir werden, wie wir sein sollen. Wir können uns aber nur ändern durch unsere Gesinnung, durch unsere That. Wir können nur besser werden durch die Steigerung des Guten, das in uns ist. Einem Gotte gegenüber, der uns geschaffen, und der vielleicht noch befriedigt war darüber, haben wir keine Verantwortung. Aber wir haben die Verantwortung vor uns selber. Gnade nützt nichts, Verzeihung nützt nichts. Wir müssen besser werden.

Das Edle ist unser Unterpfand und damit sind alle Edlen solidarisch. Der Edlere hilft dem minder Edlen sich zu erheben und, wie schon hervorgehoben, wo auch nur eine Spur des Guten ist, ist diese Hilfe zum Besserwerden möglich. Solch ein Gesunkener soll um Hilfe rufen. Philosophie hat nicht als Weisheit, sondern ihre Weisheit hat als Hilfe Sinn, wohlgemerkt nicht zuletzt auch als Selbsthilfe des mündigen Menschen. Die Solidarität des Edlen mit dem minder Edlen gilt auch umgekehrt und bedeutet die einzige wirklich echte Gleichheit unter den Menschen.

Meister Ekkhart sagt, der Mensch soll Gott nicht außer sich selber suchen (Edit. Pf. S. 626); wenn der Mensch in sich geht, findet er Gott in sich selber (S. 619); wir sollen schaffen, daß wir Gott nicht zu bitten brauchen, daß er uns seine Gnade und göttliche Güte gebe (S. 614); ich will Gott nimmer bitten, daß er sich mir gebe, ich will Gott bitten, daß er mich lauter mache (S. 601); alle Tugend liegt in dem lauteren Willen (S. 552). Im Convivium Magistri Eccardi spricht er von der gegenseitigen Liebe zwischen Gott und dem Menschen und schärft er ebenfalls ein, daß ein Jeder Gott nur in sich selber suchen solle.

Wer sind wir, daß wir büßen können. Können wir die Thaten ungeschehen machen? Wir können nur auf unsere Thaten weisen. Wir können damit besser werden. Wir sahen schon: Es ist das unsre Sühne, Schlechterwerden unsre Strafe.

Wie groß war Aeschylos, als er in seinen Choephoren die Elektra am Grabe des von der Mutter ermordeten Vaters, der selber die Tochter Iphigenie den antiheroischen Heuchlern, den von ihrer Göttin selber verleugneten Priestern endlich zum Opfer gegeben, — um Selbstbeherrschung flehen läßt und unsträfliche Hand.

Gott mit statutarischem Denken oder Handeln zur Verzeihung veranlassen oder zwingen wollen, ist Fetischismus.

Kant spricht es aus (Religion IV. 2. § 3), daß in einer Kirche „Fetischdienst" regiert, „wo nicht Prinzipien der Sittlichkeit, sondern sta-

tutarische Gebote, Glaubensregeln und Observanzen die Grundlage und das Wesentliche ausmachen". „Auf das Mehr oder Weniger kommt es hier nicht eben an, wo der Wert oder Unwert auf der Beschaffenheit des zu oberst verbindenden Prinzips beruht." „Wenn die Verehrung Gottes das Erste ist, der man also die Tugend unterordnet, so ist dieser Gegenstand ein Idol, d. i. er wird als ein Wesen gedacht, dem wir nicht durch sittliches Wohlverhalten in der Welt, sondern durch Anbetung und Einschmeichelung zu gefallen hoffen dürften; die Religion aber ist alsdann Idololatrie."

Nicht um Gnade oder Verzeihung handelt es sich für den Menschen, sondern um Besserung, Veredlung und Bewährung.

14. Schande oder Ehre.

Wir wollen aus dem Nachlaß der im Großen und Ganzen religiösen Antike — mit dem Aberglauben nehmen wir nicht die Religion, sagt Cicero (Divin. II.) — zwei Strophen zitieren, die wie funkelnde, blinkende Sterne herüberleuchten in die Nächte unserer Zeiten.

Die eine Strophe ist hellenisch und ein Distychon und lautet: O xein angellein Lakedaimoniois hoti tede — keimetha tois keinon rhemasi peithomenoi: Fremdling, kommst du nach Sparta, kündige dorten, du habest — uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl. Dieser Vers galt den dreihundert todesmutigen herrlichen Spartanern vor den Thermopylen. Durchdrungen von der edlen Sache der Hellenen haben sie sich hingeopfert vor der Übermacht der Perser, denen ein Verräter den Übergang gewiesen hatte, die aber zuletzt nicht Sieger blieben. Die Hellenen aber haben eine Kultur geschaffen, die bald darauf größte Philosophen, Staatsmänner und Dramatiker, und wohl auch größte Menschen hervorgebracht hat. Nach inneren Kriegen später von Alexander geeinigt, waren sie daran, von Indien bis ins Mittelmeer ein großes arisches hellenisch-persisch-indisches Reich zu gründen. Aber dieses war bei Alexanders viel zu frühem Tod noch nicht genügend in die Wege geleitet. Nach einer Epoche der Diadochen und der Epigonen wich das arisch-hellenische Kulturideal — von Aeschylos in seinen Persern in den beiden Frauengestalten, der Griechin und der Perserin, „desselben Stammes Schwestern" verherrlicht — der sogenannten hellenistischen Decadence, dem Ruere in servitium, dem Drang nach sklavischer Erniedrigung, von dem Tacitus spricht, einer Decadence, der dann auch die frischen barbarisch naiven Germanenvölker, christlich geworden, zum Opfer gefallen sind. Die Zivilisation war gestiegen, die Kultur gesunken.

Leonidas, der Führer jener heroischen Spartaner war nicht Sieger, aber, wie Diodor berichtet, er zog es vor, in Ehren zu sterben, als in Schande zu leben.

Ganz entgegen dem alten Testamente, wo es im Prediger Salomo heißt: Lieber essen und trinken und sich gütlich thun. (II. 24.) Lieber ein lebendiger Hund als ein toter Löwe. (IX. 4.) Es darf nicht übersehen werden, daß solches Wort als geoffenbartes Wort Gottes gilt. Das hat, wie wir bereits im 7. Abschnitt sahen, in aller Form das Tridentiner

5*

Konzil in seiner vierten Sitzung festgestellt. Es ist eine ausdrückliche dogmatische Konfession, der diese Weltanschauung angehört, während die Helden vor den Thermopylen zwar gewiß religiös geartet waren, aber ein Bekenntnis in solchem Sinne gar nicht kannten. Umsomehr läßt sich bei ihnen von einem autonomen Maße und von Ethik sprechen. Diese Anschauung wird durch die Erzählung des Plutarch sozusagen unterstrichen, daß Leonidas auf die Frage, warum er den ehrenvollen Tod einem ehrlosen Leben vorzöge, geantwortet hat, ein solches Leben entspreche zwar der Natur, ein solcher Tod jedoch — ihm selber. Aus solchen Worten spricht die Gesinnung heroischer Autonomie.

Die anderen Verse, an die ich oben dachte, sind lateinisch und heißen: Justum ac tenacem propositi virum ... si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae, den gerechten und zielbewußten Mann ... wenn auch der Erdkreis über ihm zusammenbräche: unerschrocken treffen ihn die Trümmer.

Aus solchen Worten — sie sind den herrlichen Römeroden des Horaz entnommen — spricht die Gesinnung heroischer Autonomie. Von der Höhe, die der Mensch hierdurch erreicht, ist weiserweise nicht die Rede, wohl aber von ihrem Quell, der unerschrockenen Wahrhaftigkeit. Wir erinnern uns bei dieser Anführung der österreichisch-deutschen Worte des alten Hildebrand im Nibelungenlied: Was auch mir geschehe, „swaz halt mir geschieht".

Jene mutige Wahrhaftigkeit steht ganz im Gegensatz zum Neuen Testamente, wo Paulus nicht nur den Sklaven rät, ihren Herren mit Furcht und Zittern gehorsam zu sein (Eph. 6. 5; Koloss. 3. 22.), sondern, wie schon angeführt, ebenso den Christen ans Herz legt, mit Furcht und Zittern ihr eigenes Heil zu erstreben. (Phil. 2. 12.)

Dieses Fürchten und Zittern ist der Standpunkt einer monotheistischen Konfession, die ihrem Wesen nach alles Übel rechtfertigen muß, während Horaz den rechtschaffenen Mann preist, der auch durch den blitzeschleudernden Arm des Jupiter nicht wankend wird.

Ebenso heißt es im altindischen Mahabharatam: „Wenn ein Mann zwischen Schande und Tod zu wählen hat, so zieht er den Tod der Schande vor".

Der echte Samurai der Japaner vermag nicht weiterzuleben bei schlechtem Gewissen.

Nach diesen orientierenden Ausblicken wollen wir uns einen kurzen Überblick schaffen, wie sich überhaupt des Menschen Lage im Sinne der Bibel gestalte.

Gott der Allmächtige und Allwissende hat den Menschen erschaffen, von dem er wußte, daß er der Versuchung erliegen, die verlockende aber verbotene Frucht vom Baume der Erkenntnis genießen und deshalb der Mühsal verfallen werde.

Alle Mühsal ist gottgewollt. Die Erleichterung der Arbeit, die Erleichterung der Geburt ist eine Sünde wider Gottes Willen. (Mos. I. 2. 16 ff.) Die Liebe zu den heidnischen Völkern ist Sünde, denn Gott befiehlt, ihrer nicht zu schonen. (Mos. V. 7. 16.) In solchem Sinne wirkt sich die biblische Mentalität auch im Bolschewismus aus. Die Liebe zu den Tieren ist Sünde, denn Furcht und Schrecken sollen sie haben vor den Menschen. (Mos. I. 9. 2.) Gott der Allwissende hat jedem sein Schicksal vorherbestimmt. Und das was nichts ist, hat er auserwählt, um das, was ist,

zunichte zu machen, damit kein Fleisch sich vor ihm rühme, wie Paulus lehrt. Die Seligkeiten im Evangelium sind zum großen Teil ähnlichen Sinnes. Den Betrug durch Jakob hat Gott legitimiert und das Unrecht hat er geschützt. David war nach seinem Herzen. Den Ketzern die Treue und das gegebene Wort zu halten, die eigene Ehre hierdurch zu bewahren ist Sünde.

Der Mensch hat nach der Bibel keine Ehre. Die Bibel ist mit der Ehre nicht vereinbar.

So hat Kaiser Sigismund den Johannes Hus trotz des von ihm zugesicherten freien Geleites in Konstanz verbrennen lassen. Diesen kaiserlichen Wortbruch hat das Konzil mit der Begründung ermöglicht, daß den Ketzern keine Treue gebühre. (Limborch, Gesch. d. Inqu. S. 75.) L'Enfant berichtet in seiner Geschichte des Konstanzer Konziles nach Gebhard Dacher, der auf dem Konzile anwesend war, daß langes Zureden und der Hinweis auf die päpstlichen Dekretalen den Kaiser so weit gebracht habe. Als Hus vor dem Konzile an die bona fides des Kaisers appellierte, sei dieser errötet. Im kaiserlichen Geleitbrief war die Ehre und Achtung der kaiserlichen Majestät in Bürgschaft gezogen. Daß der Kaiser diese Achtung bei seiner Ehre sich selber schuldig war und daß er beide preisgegeben hat, für diesen klaren Standpunkt reichte der konfessionell getrübte und korrumpierte Charakter des Milieus auf dem Konzile nicht aus. In seinem bezüglichen Schreiben an die Barone Böhmens vom Jahre 1417 weist der Kaiser darauf hin, daß andernfalls das Konzil sich aufgelöst hätte, dem doch die ganze Christenheit unterworfen sei. An den Herzog Alexander von Littauen schrieb Papst Martin der V. in Hinsicht auf eine von jenem den Böhmen versprochene Hilfe: „Wisse, den Ketzern, die den heiligen Glauben verloren, konntest du keine Treue wahren, ohne eine Todsünde zu begehen". Fides, die Treue, und fides, der Glaube, werden hier im lateinischen Texte, wie auch sonst oft, mit alttestamentarischer Äußerlichkeit ohne Scheu identifiziert, wobei der Papst gar nicht daran denkt, daß man es auch umgekehrt machen könnte, nämlich von der verletzten Treue auf den schlechten Glauben zu schließen! Aus der gleichen alttestamentarischen Mentalität stammt ein Traktat im Martyrologium Romanum, in dessen 10. Kapitel ausgeführt wird, daß ein nicht katholischer Märtyrer kein wirklicher Märtyrer sei. Wir wollen uns hier auch der Kol-nidre-Formel erinnern, die von den Juden am Versöhnungstage gesagt wird und wonach sie an ihre im kommenden Jahre zu leistenden Gelübde und Eide nicht gebunden sein sollen. Aber auch des Freimaurers Wilson wollen wir uns erinnern, der nach dem Weltkriege an seine so feierlichen Zusagen sich nicht gebunden fühlte und den Wortbruchfrieden von Versailles und Saint Germain mit unterschrieb.

Es ist eine interessante Parallele, daß der marxistische Bolschewismus so dogmatisch eifersüchtig und so herrschsüchtig ist, daß er Werke von Idealisten, wie Kant, dem Meister des Autonomie-, und Platon, dem Meister des Züchtungsgedankens, nicht duldet, daß er ein Gesetz gegen den Mystizismus gegeben hat, daß er Liebe und Treue gegen Nichtmarxisten nicht hält, ja daß er solche massenhaft mit größter Grausamkeit hinrichten ließ.

„Gott erbarmt sich, wessen er will und läßt verstockt sein, wen er will. Da wendest du ein, wie kann er dann noch tadeln? Vermag denn seinem Willen jemand zu widerstehen?" Paulus, der jene Worte spricht und diese Frage stellen läßt (Röm. IX. 18.), hat darauf in echt alttestamentarisch-

knechtischer Mentalität folgende Antwort: „Sagt etwa ein Topf zum Töpfer: warum hast du mich so gemacht?" Töpfe und Tröpfe sind freilich Automaten und kennen nicht Liebe und Ehre.

Es ist interessant, wie sich die Gegensätze zwischen alttestamentarischer und arischer Mentalität in den modernen sozialen Theorien wiederspiegeln. Der Marxismus auf der einen Seite mit seinem Massenmenschen, seiner automatischen Entwicklung, seiner Grausamkeit und seiner terroristischen Diktatur; der Fourierismus andererseits mit seinem Föderalismus und seinem Trachten nach Liebe und gegenseitiger Hilfe. Considérant, Fouriers Schüler, sagt in seiner Destinée sociale: „Es ist klar, daß in einer Welt, in der die Tugend allgemein ist, wo alle Menschen sich lieben, sich vertragen, und jeder für das Glück des Andern thätig ist, in einer Welt, wie Jesus sie wollte, daß da kein Platz mehr ist für das soziale Übel". „Wenn aber der Schmerz, das Leiden, wenn alles Elend uns auferlegt sind durch den Willen Gottes . . . je näher die Barmherzigkeit dann ihrem Ziele kommt, je erfolgreicher sie ist, Menschen glücklich zu machen, desto mehr hat sie damit zu Opfern der Hölle gemacht, und die Hölle dieses scheußlichen Dogma ist ewig." (II. S. XXIII f.)

Das Christentum ist eben unheilbar verflochten und verbunden mit der alttestamentarischen Mentalität.

Wenn der heilige Augustinus in seinen Selbstgesprächen (II. 16.) sagt: „Viel geschieht, was nach der öffentlichen Meinung sozusagen schändlich erscheint, aber dennoch durch einen löblichen Zweck als ehrenhaft sich erweist", ein Gedankengang, wie man ihn den Jesuiten zumutet, so ist dem Storms deutscher Spruch entgegenzuhalten, der lautet: „Der Eine fragt: was kommt darnach?, der Andere fragt nur: ist es recht? Und also unterscheidet sich der Freie von dem Knecht."

In der nordgermanischen Edda (Grogaldr 6) ist ein Spruch, den wir diesem Werk vorangesetzt haben und noch wiederholen müssen: At of oxl skjoter — thvis ther atalt thykker — sjalfr leith thu sjalfan thik, wirf von der Achsel, was schlecht dir scheint: selber leite dich selber.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die ganze Lage des Menschen, wie sie sich nach obigen Lehren der Bibel und ihrer Anhänger darstellen, die des ehrlosen, aber lebendig bleibenden Hundes ist, den, wie wir sahen, der biblische Prediger Salomo preist und rühmt.

Solcher biblischen Schande steht befreiend gegenüber die Lehre, die aus den beispielsweise angeführten Strophen des antiken Hellas und Rom sich ergibt, die arische Lehre von der heroischen Autonomie mit ihrer Bedeutung für Persönlichkeit und Leben, und ihrem Wert wohl auch über das Leben hinaus; mit einem Worte: die arische Ehre.

15. Äußere Offenbarung oder innere Religion.

Bei der Prüfung der Richtlinien, die sich uns aus den historischen Bekenntnissen ergaben, haben wir bisher einen Gesichtspunkt außer Acht gelassen, der mit der Geschichtlichkeit derselben selbst im Zusammenhange steht, daß nämlich mit dem Eintritte der Offenbarung, die diesen Bekenntnissen je zugrundeliegt, alle Probleme gelöst sind und alle metaphysisch-religiösen

Sehnsüchte erreicht. Jetzt können die Menschen ewig selig werden. Die vergangenen Zeiten waren dieser Offenbarung nicht teilhaftig; jetzt aber ist erschienen und alles ist durch sie, die das Monopol der Alleingiltigkeit für sich in Anspruch nimmt, gerettet, woferne es sich ihr nur fügen will. Die früheren Menschen sind nicht gerettet. Thatsächlich gilt solches mehr oder weniger bei allen Konfessionen. Bezüglich des Christentumes hat dies Schopenhauer in einer Darstellung charakterisiert, die sich in den von Griesebach herausgegebenen neuen Paralipomena (§ 477) findet und die wir hier trotz ihrer grellen Fassung deshalb zitieren, weil der Historismus in der Religion dieser Darstellung an Kraßheit selber mehr als ebenbürtig ist: „Gespräch von anno 33: A. Wissen Sie schon das Neueste? B. Nein, was ist passiert? A. Die Welt ist erlöst! B. Was sie sagen! A. Ja, der liebe Gott hat Menschengestalt angenommen und sich in Jerusalem hinrichten lassen; dadurch ist nun die Welt erlöst und der Teufel geprellt. B. Ei, das ist ja ganz scharmant."*) Lagarde sagt ähnliches mit den Worten: „Ein Sohn Gottes, welcher, mit der Uhr in der Hand, am 1. Jänner des Jahres 1, 5500 oder 4000 Jahre nach der Schöpfung, in Betlehem oder Nazareth das Licht der Welt erblickt hat, hilft niemandem etwas, der 1878 Jahre nach diesem Zeitpunkte sich mit Gott und der Kreatur abzufinden hat". Kant drückt seine gleiche Auffassung im Streit der Fakultäten so aus: „Daß ein Geschichtsglaube Pflicht sei und zur Seligkeit gehöre, ist Aberglaube". „Der Glaube an einen bloßen Geschichtssatz ist tot an ihm selber."

Nicht genug an dem. Die christliche Offenbarung z. B. ist noch dazu so wenig klar, daß seit jeher über sie gestritten wird und daß Hekatomben von Menschen deshalb dem Feuer überantwortet worden sind. Diese Offenbarung ist so voll unerfüllt gebliebener Zuversichten, und zugleich so voll der Widersprüche, daß die kirchliche, die priesterliche Interpretation wichtiger geworden ist als „Gottes Wort" selbst. Die Bibel ist andererseits auch voll von Anordnungen und Umständen so unerträglicher Art, daß unter dem Eindrucke der bezüglichen albigensischen Ketzereien das schon erwähnte allgemeine Konzil von Toulouse im Jahre 1529 in seinem siebenten Artikel sagte: Wir verbieten, die Bücher des alten und des neuen Testamentes zu lesen.

Ein abgrundtiefer Gegensatz trennt solche Konfessionen der Offenbarung von der ahnungsvollen Genialität, die sich seit den uralten Zeiten des indischen Rikveda vor allem bei den Indern, aber auch bei den Iraniern, Hellenen und Germanen immer wieder durchringt, in den Upanischaden des Vedanta, in manchen Abschnitten des reinen lebenfördernden Avesta, in den Liedern der hellenischen Orphiker, in der Weisheit der Pythagoräer, der Eleaten und Platoniker, aber auch in der Lehre Laotses**) in den Schriften eines Dionysius Areopagita, eines Johannes

---

*) Nietzsche-Zarathustra hat für diesen Zeitpunkt, von ganz anderer Seite blickend, folgende Verse: „Einstmals, ich glaub' im Jahr des Heiles Eins, = Sprach die Sibylle, trunken sonder Weins: = Weh, nun geht's schief! = Verfall! Verfall! Nie sank die Welt so tief! = Rom sank zur Hure und zur Hurenbude, = Roms Cäsar sank zum Vieh, Gott selbst — ward Jude!"

**) Geradeso wie später der Buddhismus in China Verständnis gefunden und die dortige Bevölkerung stark beeinflußt hat, ist das auch vorher durch die indische Philosophie, vielleicht in Hinsicht auf Laotse und den Taoismus, geschehen. Der Japaner Kakuzo Okakura ist in seinen „Idealen des Ostens", in denen er allerdings die Einheit Asiens vertritt, voll Stolz auf Indien, dessen großen Einfluß er anerkennt. Indien war zur

Scotus Erigena, eines Meister Ekkhart, eines Niclaus Cusanus, oder eines Kant und Schopenhauer.

Als zu Anfang des 19. Jahrhunderts Anquetil Duperron den europäischen Völkern die erste Bekanntschaft mit der Weisheit der altindischen Upanischaden durch seine große lateinische Übersetzung des persischen Oupnekhat vermittelte, die er während der blutigen Zeiten der Revolution zustandebrachte, da hat er gleichzeitig die auffallende Verwandtschaft dieser Lehren mit der Philosophie Kants hervorgehoben*), nachdem schon früher William Jones, der Indienforscher und Begründer der asiatischen Gesellschaft die Epochen der althellenischen Philosophie bei den Indern parallel entwickelt gefunden hatte. Goethe kannte die indische Philologie aus englischen Nachrichten und stellte gegenüber Eckermann (17. Februar 1829) fest, daß sie durchaus nichts fremdes enthalte. Schopenhauers Begeisterung für den obgenannten Oupnekhat ist allbekannt. So bedeutungsvoll waren also die ersten Eindrücke über die Verwandtschaft der bekanntgewordenen indischen Lehren mit dem europäischen Geiste.

Einige Zeit vor diesen Feststellungen, als man sich eifrig mit der Philosophie der nordisch-germanischen Edda zu beschäftigen begann, die, wie wir im achten Abschnitt hörten, in wichtigen Teilen zum ersten Male im Jahre 1665 in Kopenhagen, u. zw. mit einer lateinischen Übersetzung, veröffentlicht worden ist, da hielt Graeter die Weltanschauung derselben, zumal deren Kosmologie, für so verwandt mit jener von althellenischen Philosophen, daß er eine direkte Verbindung Odhins, des Heroen, mit den Philosophen Heraklit und Melissos aus dem 6. Jahrhundert vor Christo behauptete und aus merkwürdigen Stellen der Edda und der Philosophengeschichte des Diogenes Laertius zu beweisen suchte.

Nicht viel bekannter ist in solcher Hinsicht vielleicht der Hinweis Gibbons im 10. Kapitel seines herrlichen Werkes über das Sinken und den Untergang der Antike, nämlich darauf, daß Odhin nach dem Sturze des Mithradates die römische Herrschaft nicht ertragen wollte und mit seinem Stamm von Südosten nach Norden wanderte, um in jenem unzulänglichen

---

Zeit Laotses noch auf lange hinaus unabhängig und aktiv. Nicht einmal der Alexanderzug hatte schon stattgefunden und erst anderthalb Jahrtausende später begann die mohammedanische Eroberung, die allerdings für Indien äußerlich so lähmend wurde, wie die christliche Erorberung innerlich für Europa. — Das indische Gesetz des Manu nennt übrigens gewisse Abkömmlinge der Kschatrias-Kaste Tschinas (X. 44.) und Abel Remusat will in ihnen die Chinesen erkennen. — Andererseits ist es für die Auswirkung der biblischen Mentalität sehr charakteristisch, daß der bestehende abgrundtiefe Gegensatz den genannten Jesuiten Abel Remusat und den Übersetzer V. Strauß nicht gehindert hat, aus einem oberflächlichen Gleichklang im 14. Kapitel des Tao-te-king des Laotse einen Hinweis auf Jehova anzunehmen. Schon Schelling hat darüber als über eine ganz ungewöhnliche Mystifikation gesprochen.

Was übrigens eine gewisse Kongenialität der Chinesen mit dem Ariertume betrifft, so erzählt Goethe von einem alten Globus, auf dem eine Ähnlichkeit im Wesen des chinesischen Volkes mit dem deutschen festgestellt ist, und er selbst sagt anläßlich eines Romanes: sie „denken, handeln und empfinden fast ebenso wie wir, und man fühlt sich sehr bald als ihres Gleichen, nur daß bei ihnen alles klarer, reinlicher und sittlicher zugeht". (Eckermann, 31. Jänner 1827.)

*) Er wies darauf hin, daß es die Lehre der Autonomie sei, die Lehre des Individualismus, die ihn zu seinem Schlusse veranlaßt hat. (Bd. I. S. 711 ff.) — Der schon genannte Kakuzo Okakura anerkennt in seinen Idealen des Ostens ausdrücklich, daß Indien sich von vorneherein durch seinen Individualismus unterscheidet, der die Kultur der Veden auszeichnet.

Asyle der Freiheit eine kongeniale Religion und damit ein großes Volk zu schaffen, das später das unfrei machende Rom erobern sollte — und auch erobert hat. Mithradates ist im 7. Jahrzehnt vor Christum den Römern unterlegen und die Zwischenzeit bis zur Eroberung Roms wäre vielleicht nicht lange genug für das Zustandekommen jenes ebenso idealen wie realen Zieles. Gibbon selbst verweist, sozusagen in umgekehrten Euhemerismus darauf, daß es sich nach der Edda freilich nur um Mythen handle. Mallets Introduction á l'histoire de Dannemarc, auf die er sich in Hinsicht auf Odhin bezieht, beruft sich (I. S. 55 f.) auf die ingenieuse Vermutung von Gelehrten, ohne ihnen wirklich zu folgen. Allein die ältesten Quellen, Saxo Grammaticus aus dem 12. Jahrhundert in seiner dänischen Geschichte und Snorri Sturluson aus derselben Zeit, von dem auch Teile der Eddafassung herrühren sollen, in seinem Königsbuche Heimskringla, sind in Hinsicht auf Odhin kurzweg euhemeristisch, d. h., sie sprechen von ihm als von einem edlen vergötterten Heroen. Saxo nennt das Götterheim Odhins Byzantium, verweist also auch seinerseits auf die Gegenden des Südostens. Snorri aber sagt im ersten Buche seines Heimskringla, daß in Asien das Asaland war mit der Burg Asgard, nördlich vom Türkenland Turkestan: „In dieser Zeit zogen Feldherrn der Römer weit durch die Welt und unterjochten alle Völker. Viele Häuptlinge flohen vor diesem Unfrieden von ihren Landen. Odhin aber, der vorschauend und vielkönnend war, erkannte den Norden als Land seiner Nachkommenschaft". (5. Kap.) Gobineau, der in Persien lange Jahre sich aufhielt und dort auch Quellenstudien machte, hat in seiner Geschichte der Perser (III. 6.) es als mehr denn eine Hypothese hingestellt, daß die Germanenzüge gegen den Pol dadurch veranlaßt worden seien, daß Kyros die Perser und Inder vor dem Herandrängen der weiteren Ariervölker ein für allemale dadurch schützte, daß er diesen jede Aussicht, nach Süden vorzudringen, so gründlich verleidete, daß sie nach Norden ziehen mußten. Diese Einwirkung wäre ein halbes Jahrtausend vor Mithradates gewesen. Thatsächlich spricht Bischof Jornandes in seinem Auszuge aus der Gothengeschichte des heiligen Cassiodorus, des Sekretärs des Ostgothenkönigs Theoderich, (u. zw. im 3. Kapitel) u. a. von einem Stamme der Odhinger, der in Skandinavien war und aus dem die Gothen hervorgegangen seien. Als endlich Odhin das Alter beugte, beschloß er zu sterben, mündig und aufrecht, wie es einem Helden geziemt.

Es ist eine große, herrliche, hinreißende Persönlichkeit, von der uns da Kunde geworden. Als Odhin die Erde verlassen hatte, wirkten seine Thaten weiter, und für seine Gesinnungsart könnte noch in Zukunft gelten, was Saxo Grammaticus, der ihn zugunsten Jehovas herabsetzt, doch nicht umhin kann, von seinem Wiedererscheinen zu melden: „er strahlte in allen Teilen der Erde in solchem Glanze, daß ihn alle Völker wie das auf die Erde zurückgekehrte Licht begrüßten".

Tiefschürfende unbefangene Rechenschaft und autonomer ethischer Thatendurst, eine uns kongeniale Religionsauffassung geht aus den ältesten Religionsurkunden der Menschheit, den arischen nämlich, hervor. Gleichwie in der germanischen Auffassung der Edda die Helden, die Einherier Mitkämpfer der asischen edlen Götter waren, ebenso lehrt in Altpersien Zarathustra, ein Jahrtausend vor Christum, in seinem „lebendigen Worte", daß der Mensch ein Mitkämpfer sein solle für das Gute in der Welt und für ihre Veredlung. Es sind das aber Züge einer innerlichen, kongenialen, autonomen Religiosität der That.

16. Weltbekenntnis oder autonome Religion.

Das alte Testament betrifft seinem eigenen Inhalt gemäß nur das auserwählte Volk, mit dem, wie schon erörtert, Jehova einen Vertrag zuungunsten der übrigen Völker abgeschlossen hat und dem diese Lage kongenial ist.

Das Christentum enthält in solcher Richtung zwei von Gott geoffenbarte, aber in sich widerspruchsvolle Standpunkte. Im Evangelium nach Mathäus heißt es (10. 5.): „Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte, sondern geht hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel". Ebenda (15. 24.) sagt Jesus: „Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verloren Schafen aus dem Hause Israel". Ja, zwei Verse später setzt er diesen Standpunkt in der Weise fort, daß er sagt: „Es ist nicht erlaubt, das Brot der Kinder zu nehmen und es den Hunden vorzuwerfen". Dieser evangelische Satz müßte die heutigen Christen wohl ebenso abwendig machen, wie die schon erwähnte Erklärung Jesu an die Jünger und Apostel, warum er zum Volke in Gleichnissen rede (z. B. Marc. 4. 11 f.): „Euch ist es gegeben, das Geheimnis des Reiches Gottes zu verstehen; denen aber, die draußen sind, wird alles in Gleichnissen vorgelegt, damit sie es mit Augen schauen und doch nicht sehen, mit Ohren hören und doch nicht verstehen; damit sie sich nicht etwa bekehren und ihnen die Sünden vergeben werden". Andererseits aber heißt es nach Jesu Auferstehung von den Toten: „Gehet hin und lehrt alle Völker". „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur."

So ist das Christentum eine Weltreligion und dabei eine Sekundogenitur des Judentumes für die nicht auserwählten Völker geworden, denen es den Geist der Selbstbewährung nahm und nimmt.

Eine andere Sekundogenitur ist der Islam geworden, das heißt: die Ergebung. Er ist die Hingebung des Menschenknechtes in den Willen des Herrgotts. Er ist ein Schritt vom Christentum zum Judentum zurück, aber für alle Völker, und er hat das Christentum in Asien und Afrika verdrängt, er hat Byzanz und Persien den Todesstoß gegeben und hatte Südeuropa und Indien gefährdet. Daß die beiden Stifter dieser Sekundogenituren von den Juden den Tod erlitten haben, Christus am Holze, Mohammed, wie er selber vor seinem Tode sagte, durch jüdisches Gift, stimmt ganz zu der Haltung, wie sie die Thora in Glaubensfällen empfiehlt.

Die Weltreligion des Buddhismus hinwiederum, bezüglich dessen auf den zweiten Abschnitt (3. Anm.) zu verweisen, ist eine auf dem Boden der altindischen Philosophie erwachsene, zwar autoritative, aber autonome Ethik, voll hohen sittlichen Ernstes und Taktes und ohne Gott. Als Buddha die Krankheit, das Alter und den Tod entdeckte, ward er von Schauder und unendlichem Mitleid für alles Leben ergriffen. Seine Lehre ist mündig und hoch, jedoch negativ und strebt nach Befreiung von Sein. Sie ist das edle Beispiel eines Bekenntnisses, das ganz ohne intolerante Abwehr oder Propaganda vermöge seiner an alle leidenden Menschen sich wendenden Werbekraft zu einer Weltreligion geworden ist, die unter allen die größte Zahl der Bekenner aufweist. Die Entartung in einen abträglichen Kultus, der der Buddhismus hier und da unterlag, ist nur ein Beweis für den Einfluß minderwertiger Bekenner auf das religiöse Bekennen.

Die erschütternde Kraft des Geheimnisses des Daseins zwingt uns eine autonome Stellungnahme auf, die nicht durch Wissen und Theologie,

sondern nur durch Rechenschaft und Religion erfolgen kann. Letzte Erkenntnis ist uns ja verschlossen. Die Auffassung, als müsse die Religion dem naturwissenschaftlichen Wissen der Zeit entsprechen, gehört der öden materialistischen Vergangenheit des neunzehnten Jahrhunderts an, deren Bekenner dem Erkenntnisprobleme ahnungslos gegenüberstanden, und wird der Idee der Religion gar nicht gerecht. Daß die letzten Thatsachen der philosophischen Rechenschaft, deren Würdigung die Religion bedeutet und worüber auf unser viertes Buch zu verweisen, autonome Thatsachen sind, daß also die Religion auf innerem Wesen beruht, diese Erkenntnis muß uns dazu führen, die Bestimmung der Religion nicht als Weltreligion zu fassen, sondern als Religion der Anlage und des besseren Selbst, des göttlichen Funkens inwendig in uns, des autonomen Maßes und Zieles. Im eigenen Volke finden sich hierzu gestimmte Empfänger, desgleichen in stammverwandten Völkern, und vielleicht auch in Persönlichkeiten gleichen Ranges fremder Völker. Mag auch so von echter Religion Weltgeltung erreicht werden im günstigen Falle: die Forderung einer Weltreligion ist gegenstandslos, aus Ehrlichkeit, aus Bescheidenheit und Stolz zugleich.

Echte autonome Religion kennt keine Rivalität und keine Intoleranz gegen andere Bekenntnisse. Sie ist eine Religion der Persönlichkeit und vermag gerade dadurch Höchstes zu leisten. Ein Volk, das den Offenbarungs-Konfessionen gewachsen und überlegen wird, das des Nihilismus sich erwehrt und zur Stimmung für das Edle sich aufschwingt, wird sich sehnen nach autonomer Religiosität.

Ein solches Volk wird einstehen, als für den Schoß seiner Kultur und seiner Zukunft, für eine echte kongeniale Religion.

17. Historisches Glaubensbekenntnis oder „guter Glaube".

Im alten Testamente der Bibel heißt es (Mos. V. 13.): „Wenn dein Bruder oder dein Sohn oder deine Tochter oder dein Weib oder dein Freund dir heimlich zuredet: laß uns anderen Göttern dienen, so willige nicht ein und höre nicht auf ihn, sondern töte ihn sofort; zuerst lege du die Hand an, und dann das ganze Volk; er werde zu Tode gesteinigt, weil er dich von deinem Gotte abwendig machen wollte. — Wenn du sagen hörst, es sind aus deiner Mitte Söhne des Satan ausgegangen und haben die Einwohner abwendig gemacht und gesagt, lasset uns anderen Göttern dienen, so forsche sorglich und eifrig nach, und wenn du findest, daß es sich so verhält, so sollst du sofort die Bewohner jener Stadt mit der Schärfe des Schwertes schlagen, und sie mit allem was darin ist, bis zum Vieh herab, vertilgen, damit der Herr, dein Gott, von seinem wütenden Zorn ablasse und sich deiner erbarme und dir Gedeihen gebe, wie er dir zugeschworen hat, wenn du auf seine Stimme hörst."

Christentum und Mohammedanismus sind erfüllt von diesen Tendenzen des alten Testamentes. Noch nach dem neuen Kodex des katholischen Kirchenrechtes werden die Ketzer oder Abgefallenen für infam erklärt, trotzdem man sie taufte, als man sie noch gar nicht fragen konnte und trotzdem gar oft Wahrhaftigkeit ihr Antrieb ist.

Wir werden im zweiten Abschnitte dieses Werkes an einem bedeutsamen Beispiele erkennen, welche Folgen für die Kultur die Ausmordung

jener hatte, die zu gewissenhaft und zu sehr „guten Glaubens“ waren, um einen Glauben zu bekennen, aus welchem Vorschriften entspringen, wie sie hier erörtert worden sind.

Es ist nun interessant, die drei großen Universalreligionen in Hinsicht darauf zu betrachten, wie bei ihnen Glaubensbekenntnis und guter Glaube, d. i. Wahrhaftigkeit zur Geltung gelangen. Es handelt sich um Christentum, Mohammedanismus und Buddhismus. Die beiden ersteren sind Sekundogenituren des Judentumes geworden für die nicht auserwählten Völker und haben den sklavischen Theismus und seine Intoleranz, d. i. den Gegensatz zur Autonomie, von ihrer Mutterreligion geerbt. Daher kommen bei ihnen auch bloße statutarische Handlungen zu entscheidender Geltung, und der bloßen Werkheiligkeit, sei es der äußeren, sei es der inneren durch vorgeschriebenen Glauben, sind sie mehr oder weniger ergeben. Der Buddhismus ist eine Sekundogenitur des arischen Brahmanismus für die anderen Völker; er ist edel gemäß dem edlen Schoße, dem er entsprungen; er enthält keinen Theismus, er ist daher tolerant und kommt dem Grundsatz der Autonomie entgegen. Wir haben schon die bisher unbeachtet gebliebene Thatsache erwähnt, daß die Entdeckung der Upanischaden des brahmanischen Vedanta mit der Feststellung der Ähnlichkeit ihrer Grundgedanken mit jenen Kants verbunden war; es ist, wie hier nochmals hervorgehoben werden darf, der Grundsatz der Autonomie, der den Entdecker, Anquetil-Duperron zu diesem Schluß veranlaßt hat; denn auch die Doktrin der Brahmanen „ruft den Menschen zu sich selbst zurück und hält ihn in diesen Grenzen“, oder wie er sich lateinisch ausdrückt: hominem ad se ipsum revocat, intra se coercet. Fast hundert Jahre später und völlig unabhängig davon schrieb Friedrich Nietzsche (am 8. September 1887) aus Sils-Maria an Peter Gast über die Sutras des Vedanta: „es sind Seiten darin, die wie ‚Kritik der reinen Vernunft‘ klingen, und nicht nur klingen“. Aber auch im Buddhismus hinwiederum, dessen Ursprung dieser Brahmanismus war und dessen Leidensbekämpfung ein nicht zu bezweifelnd manichäischer Zug eignet, kommt es, in gewißem Maße wenigstens, angesichts der Art seiner Lehren auf das autonome Verhalten des Menschen und damit auf dessen „guten Glauben“ an; und wenn Buddha über das Jenseits befragt worden ist, so hat er die Beantwortung immer abgelehnt: Nirvana. Diese Ablehnung entspricht der Untauglichkeit der menschlichen Erkenntnis, über die Antinomie, den inneren Gegensatz, der ihr wesentlich ist, hinwegzukommen; andererseits aber, wie schon näher ausgeführt, dem nicht zu übersehenden hohen ethischen Takte, die Sittlichkeit durch Lohnversprechen nicht zu versehren.

Das unbekannte Ziel kann immer nur negativ bestimmt werden. Die That, das autonome Maß und die Ethik haben für die Zeit nach der Erreichung des Zieles ihren Sinn verloren. Ja schon die Redeweise, von einer Zeit nach Erreichung des Zieles zu sprechen, ist geradeso vorschnell und ungeeignet, einen Begriff von dem zu geben, was gemeint sein will, wie z. B. auch die Redeweise von der Ewigkeit, die ein widerspruchsvoller Begriff ist, weil sie zugleich nach Vergangenheit und Zukunft jedesmal ewig ist, weil sie eine abschließende Zusammenfassung des Unabschließbaren beinhalten und weil sie im Grunde eine unzeitliche Zeit bedeuten will.

Meister Ekkhart drückt solche Wahrheit aus, indem er sagt: „Gott ist ein solches Wesen, daß man es nicht besser bezeichnen kann als mit Nichts“. (S. 182.) Auch auf Kant soll verwiesen werden, der die Religion auf die Moral, auf das ohne Einschränkung Gute, d. i. auf den guten Willen

stützt, und der in der Einleitung zum vierten Stücke seiner Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft u. zw. in nachsichtigster Ausdrucksweise erklärt: „Weil indessen jede auf statutarischen Gesetzen errichtete Kirche nur sofern die wahre sein kann, als sie in sich ein Prinzip enthält, sich dem reinen Vernunftglauben beständig zu nähern, und den Kirchenglauben, nach dem, was in ihm historisch ist, mit der Zeit entbehren zu können, so werden wir in diesen Gesetzen und an den Beamten der darauf gegründeten Kirche doch einen Dienst der Kirche sofern setzen können, als sie ihre Lehren und Anordnungen jederzeit auf jenen letzten Zweck richten. Im Gegenteil werden die Diener einer Kirche, welche darauf gar nicht Rücksicht nehmen, vielmehr die Maxime der kontinuierlichen Annäherung zu demselben für verdammlich, die Anhänglichkeit aber an den historischen und statutarischen Teil des Kirchenglaubens für allein seligmachend erklären, des Afterdienstes der Kirche oder dessen, was durch diese vorgestellt wird, des ethischen gemeinen Wesens unter der Herrschaft des guten Prinzips mit Recht beschuldigt werden können."

Die Professio fidei, das Glaubensbekenntnis, ist eben bloße Theologie oder konfessionelle Wissenschaft, und religiös ist nimmermehr, wer den „guten Glauben" für ein Glaubensbekenntnis dahingibt. Die „bona fides" aber, der gute Glaube, die Wahrhaftigkeit, die Autonomie, ist die Grundlage, ist der Schoß der echten Religion.

18. Priesterliche oder religiöse Auffassung.

Die Gebetmühlen lamaitischer Klöster sind bekannt. Wenigstens erzählen uns Reisende davon und von den Gebeten, die durch diese Mühlen in Bewegung gesetzt und unzählige Male wiederholt werden können. Vom Standpunkte der bloßen statutarischen Handlung und der bloßen Werkheiligkeit sind sie begreiflich und nur eben eine extreme Praxis. Es ist der „Dienst am Worte" non plus ultra. Es darf nicht übersehen werden, daß zwischen dem Gebetrad und einem Menschen, der gewerbsmäßig oder pflichtmäßig vorgeschriebene Gebete betet oder liest, nur ein ganz unwesentlicher Unterschied obwaltet.

Kants Wort sei hier nochmals in Erinnerung gebracht, „daß, wer schon Fortschritte im Guten gemacht hat, aufhört zu beten, denn Redlichkeit gehört zu seinen ersten Maximen".

Statutarische Handlungen, vorgeschriebene Zeremonien zu verrichten, ist eine mechanische Handlung, und ihr berufsmäßiger Betrieb ist ein Gewerbe.

Bei den Konfessionen sind solche Zeremonien und rituelle Worte und Handlungen zum Zwecke jenseitiger Beeinflussung nur zu oft vorgesehen. Ein Muster dafür ist das dritte Buch Mosis im alten Testamente. Für wie wesentlich alle diese Vorschriften genommen werden wollen und sollen, dafür ist z. B. der schon erwähnte grauenhafte Fluch ein Dokument, der im fünften Buche (28) darauf gesetzt ist, wenn „du nicht alle Worte des Gesetzes, welche in diesem Buche geschrieben sind, hältst und thust und den herrlichen und schrecklichen Namen des Herrn, deines Gottes, nicht fürchtest" (58). Dieser Fluch dehnt sich auf vierundfünfzig sogenannte Verse

aus, von denen z. B. Nummer 53. 56 f. lauten: „Du wirst die Frucht deines Leibes und das Fleisch deiner Söhne und deiner Töchter, welche der Herr, dein Gott, dir gegeben hat, in der Angst und Not, in die dein Feind dich stürzen wird, verzehren. Das zarte und verweichlichte Weib, das die Erde nicht betreten und den verweichlichten und verzärtelten Fuß nicht auf die Erde zu setzen vermag, wird ihrem Manne nicht das Fleisch ihres Sohnes und ihrer Tochter gönnen, ja nicht einmal die schmutzige Nachgeburt".

Mit Religion haben alle diese Dinge nichts zu thun, weder der gottesdienstliche Gewerbebetrieb durch eigens dafür geweihte oder bestimmte Personen, noch das damit zusammenhängende lohndienerische Zeremonien- und Opferwesen.

Übersehen wir nicht, daß das Christentum das Meßopfer enthält mit seiner Verwandlung in göttliches Fleisch und Blut und mit dessen Genusse, oder mit der Ausstellung dieser Gegenstände zur Anbetung.

Und übersehen wir nicht, daß schon Innozenz der III. zu Anfang seiner Regierung anläßlich eines Berichtes des Bischofs von Metz über die Laienlektüre der Bibel in seinem bezüglichen Schreiben darauf hinwies, daß der einfache Laie zur Erhabenheit der heiligen Schrift nicht durchdringen könne, und daß das Tier, welches sich dem Berge Sinai näherte, als damals Gott seine Gesetze gab, gesteinigt werden sollte; ut bestia, quae montem tetigerit, lapidetur. Der Papst bezieht sich damit auf Moses (II. 19. 12 f.), wo von der Fernhaltung von Mensch und Vieh die Rede ist. So stammt also auch diese priesterliche Hoffart aus dem alten Testamente.

Dort befiehlt Jahwe (Mos. V. 13.) ferner, wie wir schon gesehen haben, was aber hier erwähnt werden muß, andere Propheten zu töten, aber auch Bruder, Gattin, Sohn und Tochter zu steinigen, die dem Unglauben zuneigen, und Städte, in denen ein solcher auftritt, für immer in Schutthaufen zu verwandeln und deren Bürger einschließlich des Viehes zu vertilgen. So stammen also auch die Ketzervorschriften aus dem alten Testamente, dieser Quelle des Gottglaubens und der priesterlichen Theologie.

Gottglaube aber ist nicht Religion. Religion überhaupt so zu bezeichnen geht auf das Versagen der Kraft zurück, sich von der biblischen Mentalität wirklich zu befreien.

In der Lebensbeschreibung Karl Leonhard Reinholds, des ehrlichen Philosophen und ersten Verbreiters der Kantischen Philosophie bringt (S. 5 ff.) sein Sohn einen Brief zur Kenntnis, den jener, der damals Zögling bei den Jesuiten in Wien war, nach der Auflösung dieses Ordens durch den Papst an seine Eltern geschrieben hat. Dieser Brief ist ein Beispiel der ganz veräußerlichten Gesinnung, die den Schülern dort anerzogen worden ist. Der Papst, so schreibt Reinhold, sei zwar unfehlbar; aber doch nur wenn er ex Cathedra spricht; bei der Auflösung des Jesuitenordens habe er aber ex Curia gesprochen.

Religion aber ist innere Gesinnungsrichtung. Sie gedenkt des unbekannten Weges, den wir alle einmal gehen müssen, und den wir ja auch hergekommen sind, und sie thut dieses nicht in Angst vor dem, was geschehen werde, sondern in der Hinsicht, ob wir würdig seien, und sie nimmt die Verhüllung der Individuation in ein großes Geheimnis als eine Bürgschaft dafür, daß wir nicht um jenseitiger Folgen willen handeln. Religion ist die Achtung dessen, was wir nicht wollen können: nämlich der Folgen der Art unseres Wollens. Sie ist die Achtung dessen, daß wir den Fort-

schritt nicht wollen können, weil wir selber sein Gebiet sind und weil die Persönlichkeit ihren Wert erhält durch die Art ihres eigenen Wollens und also ein Ergebnis bedeutet, das sie selber gar nicht wollen kann. Religion ist die Achtung vor unserem besseren Selbst, vor dem göttlichen Funken in uns. Sie ist damit die Grundlage der Ethik, der Wahrhaftigkeit, der Liebe zum Edlen, der Freude an der Schönheit und der Ehrfurcht vor dem Erhabenen, dieser Bürgschaften für ein edles, wenn auch unbekanntes Ziel. Sie erklärt uns das Gewissen. Sie ist die Würdigung der Wirkungsbereiche der Thaten und die Beachtung dessen, daß die Folgen unserer Entschlüsse, unserer Gesinnung unvermeidbar, unentreißbar, unablehnbar, unanstrebbar, unabwendbar und unrufbar sind. Sie ist die Quelle dessen, was wir erreichen müssen, um hoffnungsvoll zu sein: die Persönlichkeit, und sie macht uns frei von Neid und Furcht und Ruhmbegierde. Sie ist das Bewußtsein davon, daß Sein und Wahrheit und An Sich nur unzureichende Begriffe sind. Sie führt uns zur Achtung des großen Wegs, dessen Richtung unser autonomes Maß uns gibt, ohne daß wir das Ziel erkennen und begreifen können. Sie ist die Beachtung des Weges vom Gewordensein zur That, des Weges von der That zum Werden. Religion ist die Wachheit angesichts des unbekannten Zieles, dessen Maß und Maßstab wir in uns selbst besitzen. Sie führt zu einer Bewährung im Entschlusse und Vollzuge. Echte Religion verdient den Namen: Religion der That.

Wir wollen die Gebetmühlen hier nicht in den Vordergrund rücken. Aber es ergibt sich, daß statutarischer Kultus nicht einmal Ersatz ist für die Religion. Das Kennzeichen für den Unterschied der priesterlichen und religiösen Auffassung ist: hie Gebet, hie That!

19. Werkheiligkeit oder That.

Wir haben schon den Ausspruch Kants mitgeteilt, wonach der Gute und Redliche nicht betet. Nur die Folgen des wirklich guten Willens, nur das eigene Werden, sind es, worauf wir hoffen dürfen.

Wer ein gutes Werk ohne Güte verrichtet, vielmehr um des Ansehens, um der Ehren, um des Ruhmes, um dies- oder jenseitigen Lohnes willen, der mag durch dieses Werk vielleicht anderen nützen; selber aber wird er doch kein wertvolles Mitglied der Gesellschaft, selber kein wertvoller Mensch. Er will ja gar nicht das gute Werk, sondern er will den Schein der Güte und den Lohn dafür. Es ist im Grunde ein Betrug.

In den Büchern Mosis sind die sechshundertdreizehn Gebote der Werkheiligkeit, und wer diese hält, der ist gerecht vor Gott. Die Schriftgelehrten haben diese Gebote noch in der Halacha kasuistisch veräußerlicht, und die alttestamentarische Werkheiligkeit hat in der Mischna und Gemara des Talmud und in den Midraschim, in der Buchstaben- und Zahlengläubigkeit und Buchstaben- und Zahlenheiligung der Kabbala, aber auch in den statutarischen Handlungen und statutarischen Geboten der christlichen Kirche und ihrer Kulte ihre Triumphe gefeiert.

Jesus hat diese Werkheiligkeit nicht ertragen können und hat gerufen: „Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer! Ihr Heuchler!“ „Wer beim Tempel schwört, das ist nichts; wer aber beim Gold des Tempels

schwört, der gilt euch schuldig." „Ihr verzehntet Minze, Till und Kümmel; aber das Recht, das Mitleid und die Treue habt ihr verlassen." „Ihr seid wie die übertünchten Gräber." (Math. 23; Luc. 11.)

In ihrem eigenen Sinne aber und mit ihren eigenen Waffen hat Jesus den Schriftgelehrten z. B., als sie seine Lehre von der Auferstehung ablehnten, diese bewiesen, indem er erklärte: Gott sagt, er sei der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs; er ist aber auch der Gott der Lebendigen und nicht der Toten; also sind jene wieder lebendig. (Math. 22; Marc. 12; Luc. 20.) Ja er selbst erklärte hinwiederum, und das beweist mit die unheilbare Verfilzung des alten Testamentes mit dem neuen, daß er nicht gekommen sei, die Gesetze Mosis und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen; nicht der kleinste Buchstabe und nicht ein Häkchen werde davon zergehen. (Math. 5. 18.)

In Hinsicht auf den Glauben an die Werkheiligkeit fand Meister Ekkhart, der sonst in der Form so milde, das scharfe Wort (S. 280): „Diese Menschen heißen heilig nach ihrem äußeren Bilde, aber innerlich sind sie Esel".

Die echteste und intimste Werkheiligkeit ist aber die, die das Denken ergreift. Ein Glaube, der geglaubt wird, weil er vorgeschrieben ist, ist nicht verdienstlich für diesen Gläubigen, sondern unmoralisch, sei sein Inhalt noch so edel. Ein Glaube, der der Vorschrift zufolge geglaubt wird, ist der Verzicht auf innere Wahrhaftigkeit, ist Denkfetischismus. Es kann sogar sein, daß er das bessere Selbst angreift, daß er die Treue, die Wahrhaftigkeit, die Ehre direkt verbietet, daß er die Lüge, den Betrug freigibt, z. B. gegenüber den Ketzern und den Gebannten, wie wir es von der Kirche im zweiten Buche sehen werden, oder gegenüber den Nichtnächsten, den Nicht-Juden, wie wir es in der Grundlage der bezüglichen kirchlichen Vorschrift, im alten Testamente sahen.

Auf dessen Mentalität beruht es auch, die Liebe, Güte und Opferwilligkeit als Selstverleugnung zu betrachten. Ethische That, Liebe, Güte sind keine Opfer für das bessere Selbst, sie sind vielmehr seine Erfüllung, sie sind ihm erfreulich und stärken sein Selbstgefühl. Selbstverleugnung läge thatsächlich nur im Verzichte auf jenes bessere Selbst.

Von der mittelalterlichen Scholastik sind Massen von Geisteskraft verwendet worden, um den disgenialen Bibelglaubensstoff und seine Vorschriften zu assimilieren und nicht als bloße Werkheiligkeit hinzunehmen, als die sie im Grunde gedacht sind und wodurch sie erzeugen, was wir Pharisäismus und Scheinheiligkeit nennen. Aus jener edlen Abneigung gegen die bloße Werkheiligkeit sind die zahlreichen Ketzereien im Mittelalter großenteils mitzuerklären und mitzubegreifen, die ein herrlicher Beweis für innere Wahrhaftigkeit gewesen sind. Aus einer Hochlage von Hunderttausenden ragen Gipfel hervor, und wir wollen hier von Vielen wahllos nur Meister Ekkhart, Giordano Bruno, Campanella, Servet, Vanini, Roger Bacon nennen, die verfolgt, ja gequält worden sind, weil sie nicht werkheilig, sondern wahrhaftig waren.

Werkheiligkeit ist alles Vorgehen, bei dem ein Werk bloße Scheinaktion ist, statutarische zeremonielle Handlung, fetischistisches Denken, im Gegensatze zu echter ehrlicher That, im Gegensatze zur Wahrhaftigkeit.

In Indien, an der Küste von Orissa, ist in Puri eine Kultusstätte des Gottes Wischnu, der dort Yanagatha heißt. Dieser Gott, wie er dort verehrt wird, gewährt Ablaß der Sünden für das Ziehen seines Wagens und

der Wagen seines Bruders Balabhadra und seiner Schwester Subhadra. Dieser Gott, der Nachsicht der Sünden für statutarische Handlungen gewährt, ist daher ein Götze, und es ist ein guter Scherz, seinen Bruder den Materialismus zu heißen und seine Schwester die scheinheilige Bigotterie. Natürlich hat das mit der indischen Philosophie so wenig zu thun, wie der Theismus mit der Religion. Immerhin sei dabei auf einen indischen Spruch aus dem Vardha-Kanjaka verwiesen: „Nicht im Holze steckt der Gott, nicht im Steine, nicht im Tongebilde: im Herzen ist er, sein Ursprung ist im Herzen".

Wo immer die Heiligkeit des Werks für die Person des Wirkenden in Frage kommt, dort kommt die Heiligkeit der wirkenden Person gewiß nicht in Betracht.

Darum hat Kant die Religion auf die Moral, und nicht die Moral auf die Religion gegründet. Darum hat auch Richard Wagners Wort einen tiefen Sinn: „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen treiben". Und darum sagt auch Schiller: „Den schlechten Mann muß man verachten, der nie bedacht, was er vollbringt".

Die Werkheiligkeit ist nicht, was ihr Name sagt. Ein Werk kann nicht heilig sein; heilig kann nur eine Persönlichkeit sein. Werkheiligkeit bedeutet ein unaufrichtig, unheilig geleistetes Werk, eine Missethat und keine ehrliche echte That, und, ganz abgesehen vom bösen Beispiel, das sie bietet, folgen ihr Wirkungen in erniedrigender Richtung für den Wirkenden, zumal den Denkenden, soweit die That des Denkens in Betracht kommt, wenn er statt mündiger Rechenschaft einem blinden Glauben sich hingibt.

Das Werk als solches ist noch keine That. That ist der bewußte Willensentschluß. That ist verantwortliches Werk, ist echt, oder aber sie ist Missethat und Lüge. Edel aber oder elend ist der Thäter.

Aus der That ergibt sich der Ausblick auf den Wert und auf die Zukunft des Thäters, und ergibt sich die zukunftswichtige Betrachtung ihrer Wirkungssphären, von denen wir noch reden werden, bis ins Unbekannte. Aus der That ergibt sich Verantwortung, ergibt sich Religion.

Selbstbelügung oder Wahrhaftigkeit, so hätten wir diesen Abschnitt auch überschreiben können.

Wie der Schein zum Sein verhält sich Werkheiligkeit zur That. Werkheiligkeit gehört zur Theologie, die That zur Religion.

20. Theologie oder Religion.

Zwei große, von einander wesentlich verschiedene Gruppen sind es vor allem, wie wir zum Schlusse zusammenfassend nicht mehr zweifeln können, in denen sich das philosophisch-religiöse Bedürfnis, dieses mächtigste und edelste Motiv in der Menschenentwicklung, ausgewirkt hat in der Geschichte.

Die eine Gruppe, nicht die unsrige hier, ist zum Monotheismus entartet. Die ihr wesentliche Theologie hebt in letzter Linie die Verantwortung des Menschen auf. Sie lehrt einen unverantwortlichen persönlichen Gott als das Letzte und Höchste, als den Schöpfer Himmels und der Erde, der nach seinem Wohlgefallen und Belieben, sei es die Völker, sei es die Ein-

zelnen, auserwählt. Diese Theologie hat keine Kritik gegenüber dem Bestehen des Schlechten, gegenüber dem Kampfe und Leiden des Guten, gegenüber dem Kriege dieser beiden Gegensätze, der mythisch zwischen Göttern, wirklich aber vor allem vor und in uns selber sich abspielt. Die Theologie sieht den Menschen als Kreatur an und bekennt sich zur Gottesknechtschaft, zur Gottesfurcht, zum statutarischen Gottesdienste und zur grausamen Durchführung konfessioneller Gesetze. Sie thut das Gute um Gotteslohn. Sie fühlt sich anheimgegeben dem unerforschlichen Gnadengefallen Gottes. Das alles stützt sie auf eine historische Offenbarung, die sie, alle Selbstbewährung entwertend, als statutarisches Denken, als Glauben, verbunden mit statutarischen Zeremonien, den Gliedern ihrer Kirche auferlegt und durch Priester verwaltet. Sie zieht das Unfaßbare in die banale Sphäre wissenschaftlicher Selbstgefälligkeit.

An die Seite des theologischen Optimismus, wonach der Schöpfer seine Schöpfung durch sich selber rechtfertigt, gehört andererseits auch jener Pessimismus, der am eigenen besseren Selbst verzweifelnd, zu jenem Nihilismus gereicht, den wir in der Bibel mit dem Satze kennen lernten: Lieber ein lebendiger Hund als ein toter Löwe. Solidarität mit allem Edlen, Liebe dazu, Mitleid mit allem Lebendigen müßten selbst den Pessimismus trotz allem zur That entflammen: Lieber ein toter Löwe, als ein lebendiger Hund.

Dieser Gedankengang aber gehört schon der anderen Gruppe an, die man gegenüber der Knechtseligkeit der einen, die des Seelenadels nennen kann. Sie ist geschichtlich bisher nicht zum Durchbruch gekommen, geschweige zur Vollendung gediehen. Sie ist angewiesen auf freiwillig kommende edle Gefolgschaft. Sie weiß sich solidar mit allem Edlen. Sie beruht auf keiner äußeren Offenbarung, sondern auf innerem Adel. Weil sie göttliches Wirken im eigenen Herzen fühlt, bekennt sie sich, mythisch gesprochen, zur Kindschaft guter Göttlichkeit, philosophisch gesprochen zur heroischen Autonomie. Ihr Streben nach edler Bewährung ist nicht um Lohnes, sondern autonomen, wenn auch letzlich unbekannten Zieles willen.

Wenn wir in diesem letzten Abschnitt dieses Buches nun überlegen, warum denn diese andre Gruppe der Auswirkung des philosophisch-religiösen Bedürfnisses nicht zum Durchbruch kam, warum denn die heutigen Kulturvölker gar nicht dazugekommen sind, religiös schöpferisch sich zu bethätigen und ihrem religiösen Bedürfnisse selbständig Rechnung zu tragen, — ein großes Wort wird da gelassen ausgesprochen —, so befinden wir uns mit diesem Gedankengange schon im einleitenden Übergang zum II. Buche, zur Geschichte der Unterjochung der germanischen Völker unter die biblische Mentalität.

Der Eintritt dieser Völker in die Geschichte fiel zusammen mit dem auf dem Boden der zusammenbrechenden Antike erstarkenden Christentume. In christlicher Pseudomorphose, aber auch in zivilisatorischer Überlegenheit stand die verköterte und biblisch vergiftete Antike vor ihnen, und nicht minder in gleicher Pseudomorphose trat ihnen die abgefeimteste Schreckensherrschaft gegenüber.

Jene edlen Völker nahmen zum Teile das Christentum hin wie Kinder, fast ohne Kritik und mit unbegrenztem Vertrauen. Salvianus, christlicher Priester in Marseille im 5. Jahrhundert, also noch zur Zeit der Völkerwanderung, charakterisiert diese Völker in seinem Werke De vero judicio dei. Er stellt ihnen das Zeugnis der Keuschheit aus. Nur den

Römern gewähren sie das schimpfliche entehrende Vorrecht fleischlicher Vergehen. Im 5. Buche sagt er: „Was aber die Lebensweise, das Betragen der Gothen oder der Vandalen betrifft, worin könnten wir uns selber ihnen voransetzen, oder auch nur vergleichen? Um nur zuerst von der Liebe und Güte zu sprechen, welche der Herr für die erste Tugend erklärt und die er nicht nur durch alle heiligen Schriften, sondern auch selber empfiehlt, indem er sagt: daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch liebet untereinander. Fast alle Barbaren, wofern sie nur einer Abstammung und eines Königs sind, lieben sich untereinander. Fast alle Römer aber verfolgen sich gegenseitig. Welcher Bürger neidet nicht dem Bürger?" „Viele von nicht gemeiner Geburt und freier Erziehung fliehen zu den Feinden, um nicht an der öffentlichen Verfolgung zugrundezugehen: bei den Barbaren suchen sie die römische Menschlichkeit, da sie die barbarische Unmenschlichkeit der Römer nicht ertragen können."

So sprach also im 5. Jahrhundert der christliche Priester Salvianus über germanische Stämme unter Hinweis auf die Zustände im römischen Gallien. Zwei Jahrhunderte später war das Christentum der Priester auch in jenen Gegenden Europas schon mehr zu seinem biblischen Charakter zurückgekehrt. Da spricht Bonifatius, der „Apostel der Deutschen", zum Papste in einem Briefe vom Anfang des Jahres 742 über die „carnalen, idiotischen Alamannen, Bajuvaren und Franken".

Andere germanische Völker des werdenden Europa waren weniger „einfältig" und weniger zugänglich für das Christentum, vielmehr ebenso abgeneigt gegen die ihnen nicht kongenialen Seiten desselben, wie andererseits die Machtgier der „Großen" erpicht war, es einzuführen. Dann wurden diese Völker bedroht und besiegt von echten Mördern, wie Konstantin dem „Großen" und Chlodwig, terrorisiert von Theodosius dem „Großen" und hingemordet von dem Sachsenschlächter Karl, ebenfalls dem „Großen", aber auch dem Heiligen, in Norwegen von Olaf, ebenfalls dem Heiligen, in Schweden von Erich, dem Heiligen, in Ungarn von Stephan, ebenfalls dem Heiligen, oder ausgeliefert vom Mörder Jagello, den die heilige Jadwiga als Gatten hinnahm, und später ausgerottet von Ketzerkreuzzügen und Inquisitionsgerichten, deren brennende Scheiterhaufen ebenso ein Bild des Gottes gaben, dem sie dienten und dessen Wort sie predigten, wie die Thaten jener Herrscher.

Wir wollen hier nur bezüglich des ersten dieser „Großen", Konstantins, der das Christentum zur Staatsreligion gemacht hat, eine zeitgenössische Glosse aus berufenem Munde anführen, u. zw. aus den „Cäsaren" des Kaisers Julian, der Jesus in Bezug auf Konstantin rufen läßt: „Wer ein Ehebrecher, ein Mörder, oder wer überhaupt schuldig ist eines verfluchten und schamlosen Verbrechens, der nahe sich mir vertrauensvoll; ich wasche ihn mit dem Wasser (der Taufe) und er wird rein". Julianus war ein Neffe Konstantins, und er spielt in der wiedergegebenen Stelle einerseits auf die sündentilgende Wirkung der christlichen Taufe an, die ein ererbter Zug aus dem Judentume ist, andererseits aber darauf, daß sich Konstantin vor seinem Tode deshalb taufen ließ, weil sein angestammtes Religionsbekenntnis für seine Verbrechen, besonders für den Mord seines Sohnes und seiner Gattin, keine Verzeihung bot. Zosimos, ein Historiker bald nach Konstantin, schreibt im 29. Kapitel des 2. Buches seiner Geschichte: „Wie nun Konstantin sich im Besitze der Alleinherrschaft befand, verbarg er seine natürliche schlimme Denkungsart nicht länger, sondern handelte

überall nach Gewalt . . . Nachdem er voll Übermutes in Rom angekommen war, begann er die Außerachtlassung der Familienbande, indem er seinen zum Cäsar ernannt gewesenen Sohn Crispus aus dem Verdachte eines Umgangs mit dessen Stiefmutter Fausta ohne Rücksicht auf die Bande der Natur umbrachte. Helena, Konstantins Mutter, empfand diese Handlung schmerzlich und härmte sich sehr über die Ermordung des Prinzen. Konstantin aber heilte, gleichsam als wolle er sie trösten, ein Übel mit einem noch größeren. Denn er schloß Fausta in ein unmäßig geheiztes Bad, aus welchem sie tot herausgetragen wurde. Solcher Thaten und überdies falscher Eidschwüre sich bewußt, begehrte er von den Priestern Sühnung seiner Verbrechen. Angesichts ihrer Antworten, daß es keine Reinigung für solche Unthaten gebe, gelangte ein Ägypter, welcher in Spanien gewesen und mit einem Frauenzimmer bei Hofe vertraut war, zu einer Unterredung mit Konstantin und versicherte ihm: die christliche Lehre tilge alle Sünden und enthalte die Verheißung, daß die Gottlosen, welche dieselbe annehmen, sogleich von aller Sünde gereinigt werden."

In Trier stehen noch die Ruinen des Amphitheaters, in welchem Konstantin die von ihm besiegten fränkischen Fürsten, nebst tausenden anderer ripuarischen Franken, den wilden Tieren vorwerfen ließ und „die wilden Tiere ermatteten ob der Menge ihrer Opfer".

Es ist anzunehmen, daß die Kirche keinen Anstand genommen hätte, dem anderen Mörder, Kaiser Nero, wenn er sich dem Christentum zugewendet hätte, ganz ebenso zu huldigen, wie Konstantin, und auch ihm den Namen eines Großen zu verleihen.

Solcher Art also war die Moral des ersten Herrschers, der den Völkern das artfremde Bekenntnis des Christentums aufgedrängt hat. Diese artfremden Lehren haben die Völker aber immer wieder in sich aufnehmen müssen, wovon im zweiten Buche weiterzusprechen sein wird, und immer wieder wurden diese Lehren in die Herzen ihrer arglosen Kinder gesenkt.

Hinter der europäischen Kulturgeschichte der letzten zweitausend Jahre ist eine Kulturtragödie ohne gleichen verborgen!

Sie wird in klares Licht gerückt durch die Geschichte des Untergangs einer hoffnungsvollen Epoche, die uns ebenfalls im nächsten Buche beschäftigen wird, und von deren jugendfrischem Anlauf zu autonomer kultureller Erhöhung die Renaissance und Reformation nur mehr ein Abglanz gewesen sind. Die große Kulturtragödie wird aber noch in unsren Tagen durch den Unterschied lebendig zwischen den Geheimbürgschaften biblischer Mentalität unsrer Tage, mögen ihre Hörigen sich selber auch für noch so freisinnig halten, und dem ihnen heute allein gegenüberstehenden Menschen heroischer Autonomie.

Der so wenig gewürdigte und so irrtümlich eingeschätzte französische Philosoph des 16. Jahrhunderts, der Jurist Charron, hatte eine Ahnung davon und sagt in der Vorrede zu seinem Werke über die Weisheit: „die Tugend und Redlichkeit der Theologen ist grämlich, streng, demütig, traurig, eingeschüchtert und gemein; die Tugend des Philosophen . . . ist frisch, frei und froh, gebildet, und auch, wenn man es sagen soll, munter, aber dabei sehr stark, vornehm, großherzig und außergewöhnlich. Wahrlich, die Philosophen waren in solcher Richtung hervorragend, nicht nur im Lehren, sondern auch darin, daß sie selber diese Philosophie leibhaftig und völlig gelebt haben in ihren vornehmen und heroischen Lebensläufen.

Ich nehme dabei als Philosophen und Weise nicht nur jene, die diesen Namen trugen, wie Thales, Solon und die Anderen, die da von Rang waren, und aus der Epoche des Cyrus, Crösus und Pisistratus; und auch jene, die dann später öffentlich lehrten, wie Pythagoras, Sokrates, Platon, Aristoteles, Aristippos, Zenon, Antisthenes, alle die Häupter von Schulen und so viele ihrer Schüler; sondern auch alle die großen Männer, die einzig und beispielgebend die Tugend übten, wie Phokion, Aristides, Perikles, Alexander, den Plutarch sowohl einen Philosophen wie einen König nennt, Epaminondas und soviele andere Griechen und Römer auch, wie die Fabier, die Camillus, Cato, Torquatus, Regulus, Laelius und die Scipionen." Damit ist die Aufzählung Charrons zu Ende.

Incipit tragoedia. Die Tragödie beginnt, die wir im nächsten Buche aufzeigen werden. Die Antike fing an zu sterben. Cicero, dieser wahrhafte Märtyrer, empfand die Gewissensschuld der Antike. „Durch unsre eigene Schuld", sagt er (De re publica V.), „nicht aber durch Zufall sprechen wir zwar äußerlich noch von der Res Publica, in Wirklichkeit aber haben wir sie längst verloren". Königliche Völker jedoch standen zur Nachfolge bereit. Männer wie Tacitus haben sie gewürdigt. Aber aus dem Krankheitsherd im Osten kam die biblische Infektion. So wurde in Byzanz und Rom das Christentum groß.

Die Theokratie brachte nunmehr, wie wir sehen werden, solche Männer, wie Charron sie aufzählt, auf den Scheiterhaufen, und heute unterliegen sie dem verhüllten oder unverhüllten Terror der biblischen Postgenituren, die wir im nächsten Buche kennen lernen werden.

Moses oder Kohelet in der Bibel, Dogma oder Nihilismus, Monotheismus oder Atheismus, das sind die beiden zusammengehörenden Pole einunddersselben biblischen Mentalität*). Der Titel dieses Abschnittes könnte auch auf die erweiterte Alternative lauten: Theologie und Atheismus oder Religion, Gottglaube und Gottlosigkeit oder Religion. Doch sei bezüglich des Zusammenhanges von Monotheismus und Atheismus auf den vierten Abschnitt des letzten Buches verwiesen.

Die tieftraurige Geschichte der Unterjochung der arischen Völker, die uns im zweiten Buche nun beschäftigen wird, unter die biblische Mentalität, ist als Experimental-Theologie unüberschätzbar.

Trotz aller Machenschaften ringt sich aber immer wieder in edlen Menschen und edlen Völkern das religiöse Bedürfnis durch, dessen Sprache aus der untilgbaren Quelle des ureigenen Wesens, unseres besseren Selbst wie mit Feuerzungen hervorbricht.

Die Entscheidung zwischen der jüdisch-nationalen Internationale und den Völkern, dem deutschen Volke zumal, wird fallen, nicht ohne die Völker, nicht ohne das deutsche Volk zumal, und nicht ohne uns. Die Entscheidung wird fallen zwischen der alttestamentarischen Theologie samt allen ihren Nebengenituren und — der Religion.

---

*) Solche Alternative hat der Apostel Paulus (Kor. I. 15. 32.) für den Fall, als die Lehre von der Auferstehung der Toten nicht zutreffen sollte, ausdrücklich zugestanden. „Lasset uns dann essen und trinken, denn morgen werden wir sterben." Es ist das ebenso die Auffassung des Kirchenvaters Tertullian, der die Sünde für selbstverständlich hielt, sogar wenn Gott zwar sei, jedoch nur liebe und nicht strafe, oder des Prediger Salamo. Wir haben über jenen im 8., über diesen im 14. Abschnitt gesprochen. Dasselbe meinen die Weisheit Salamos (2. 5 f.) und die Juden, von denen Jesaias spricht (22.12.).

Zweites Buch.

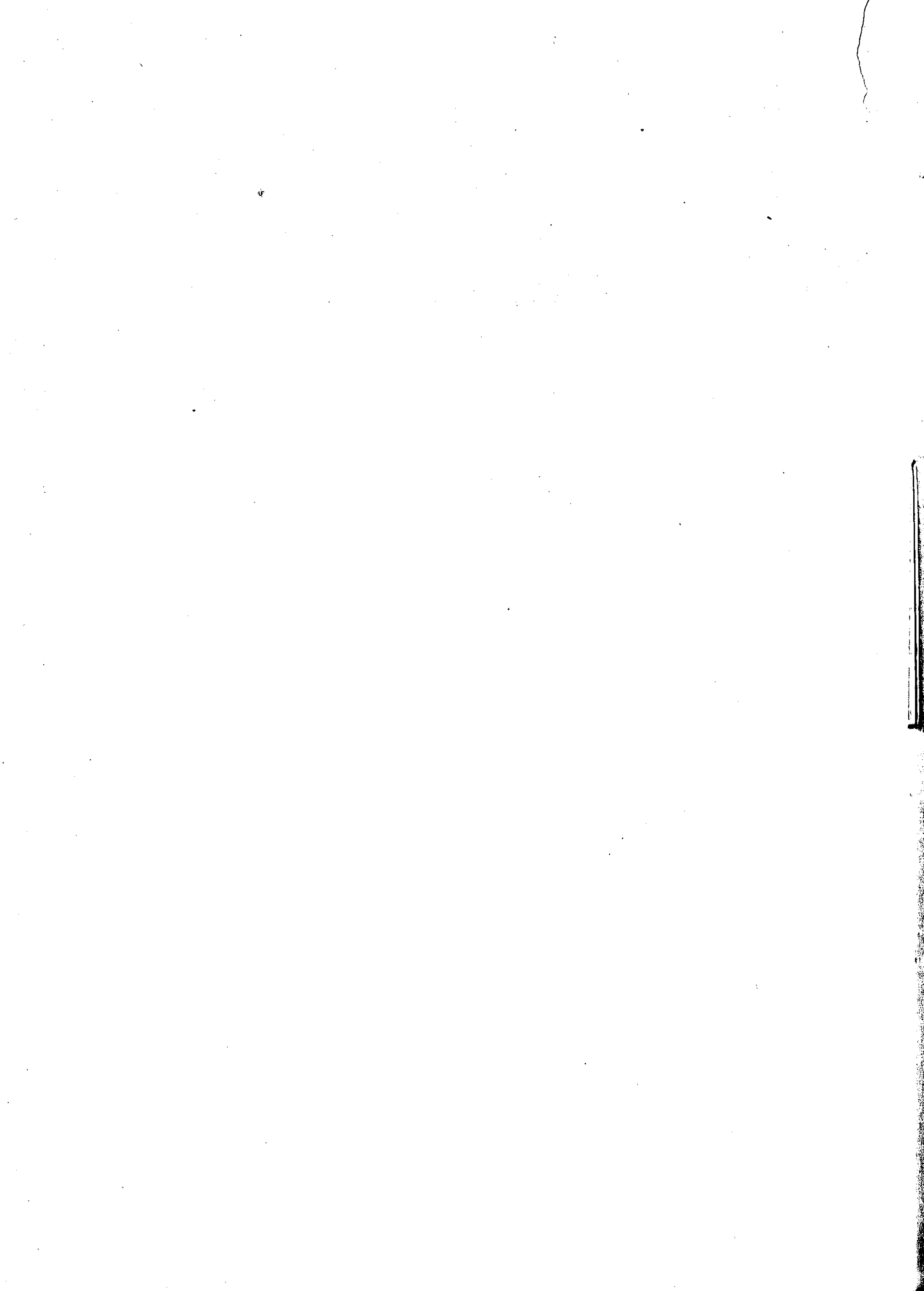
Die Unterjochung unter die biblische Mentalität.

Die Juden sind das verhängnisvollste Volk der Weltgeschichte: in ihrer Nachwirkung haben sie die Menschheit dermaßen falsch gemacht, daß heute noch der Christ antijüdisch fühlen kann, ohne sich als die letzte jüdische Konsequenz zu verstehn.

Der Christ ist der Jude noch einmal, dreimal selbst.

Der Christ ist nur ein Jude freieren Bekenntnisses.

Nietzsche.



1. Von der theologischen Theorie zur theokratischen Praxis.

Rasse äußert sich nicht nur im Schönheitsideal, sondern auch, und mehr noch, in der Geltung menschlicher Hochziele, vor allem der Ehre vor sich selber, und natürlich auch in der Gesinnungsart überhaupt.

Wir haben nun im ersten Buche vor allem die biblische Mentalität im Vergleiche zur arischen in religiöser Hinsicht kennen lernen, und wir sahen auch schon, und werden es noch mehr sehen, daß die biblische Gesinnungsart den europäischen Völkern, dem deutschen Volke zumal, nicht ebenbürtig und nicht kongenial gewesen ist. Wir müssen nun die Bethätigung jener biblischen Theorie in der Praxis aufsuchen, allerdings nicht in der des täglichen Lebens, was eine hier abliegende Aufgabe für sich bedeuten würde, wohl aber in der Richtung, wie die Herrschaft dieser Mentalität die großen Züge der Geschichte und Kultur beeinflußt hat. Es sind also auch nicht die kongenialen Träger der biblischen Mentalität, mit denen wir uns hier zu beschäftigen haben, und die sich durch ihre Bibel von ihrem Gotte auserwählen und rechtfertigen lassen, sondern wir haben es mit einer arisch-germanischen Geschichte zu thun aus dem Gesichtspunkte der biblischen Mentalität, mit der Geschichte von der Auswirkung der biblischen Sekundogenituren sozusagen, nämlich der christlichen und islamitischen Theokratie auf die nicht auserwählten Völker, für die sie bestimmt sind; aber auch von der Auswirkung der biblischen Mentalität mit und neben dem Glauben und ohne ihn nach dem Zusammenbruche desselben in den Geheimbürgschaften als Tertiogenituren und in weiteren Stufen, auf diese Völker, auf das deutsche Volk zumal. Wir werden leider erkennen müssen, daß die Instradierung, die Indiewegeleitung ihrer Geschichte bisher geradezu alttestamentarisch gewesen.

Jede Bindung, die den Menschen zwingen will, wider besseres Wissen zu denken, geht wider die Ehre und wider die Zukunft, und verkettet die so Gebundenen in ein sich zusammenziehendes Netz von Heuchelei und Gewissenlosigkeit.

So vor allem jede Organisation, die an Stelle der guten That die gottesdienstliche Zeremonie setzt, und an die Stelle des wahrhaftigen Denkens und des reinen Gewissens die Denkzeremonie, den Glauben; und die die Mündigkeit durch Terror niederzwingen will*), sei es durch den des Jenseits, sei es durch den des Diesseits. Der Unterschied ist nicht von Wesenheit und beide Schrecken werden oft gemeinsam angewendet. So aber auch jede Organisation neben der legitimen öffentlichen Autorität, die einen Geheimgehorsam verlangt, der immer ein Kadavergehorsam und immer entehrend ist. Wir werden in solcher Richtung wesentliche alttestamentarische Zusammenhänge ersehen. Und so auch der mit der Glaubensnötigung verwandte, gleich minderwertige und gleichwohl zum Glauben im Gegensatz befindliche Nihilismus, deren beider Genosse der vollendete Egoismus ist, mit seinem Lohnstreben für das Diesseits, wie beim Jenseitsglauben für das Jenseits.

---

*) Wir werden sehen, wie die Kirche ganz im Sinne alttestamentarischer Mentalität die Ketzer oder Häretiker behandelt hat. — Der Name Ketzer kommt übrigens vom griechischen Sektennamen der Katharer, d. h. der Reinen; und der Bezeichnung als Häretiker wohnt direkt der Begriff der Autonomie, des mündigen Sichentscheidens inne. Vgl. Platon, Horoi, 412: Hairetikos hon chre der sich für das Richtige entscheidet.

Neben dem Glauben, neben dem öffentlichen und geheimen Terror, neben dem Nihilismus, neben dem Egoismus wartet vergebens das Gewissen, wartet vergebens die echte Religiosität. Neben der konfessionellen Ausbeutung des unablässig alarmierenden Geheimnisses, in dem wir walten, des Geheimnisses des Lebens und des Todes, wartet vergebens das metaphysisch-religiöse Bedürfnis, wartet brachliegend die Bereitschaft zur Hingabe an das Reich des Göttlichen in uns.

Es ist in letzter Linie der Gegensatz zu echter Religiosität, der sich da offenbart, der Gegensatz zwischen Theologie und Religion, zwischen Theokratie und Religion, zwischen Terror und Religion, zwischen Nihilismus und Religion, zwischen Egoismus und Religion: Theologie, insofern sich hierbei auf einen Gott berufen wird; Theokratie, insoferne dessen Regime durch bevollmächtigte Priester ausgeübt wird; Terror, insoferne die Drohung an die Stelle der sittlichen Entscheidung gesetzt wird; Nihilismus oder Materialismus, insoferne es beim Menschen auf gleichgiltige Mechanik ankommen soll, denn er ist Staub und zu Staube muß er wieder werden (Mos. I. 1. 19.); Egoismus, indem es auf die Auserwähltheit statt der Bewährung, und auf den versprochenen Lohn ankommt.

Alle diese in der Geschichte, der europäischen zumal, so bedeutsamen Faktoren, nämlich die Theologie, die Theokratie, die Geheimbürgschaften, der Materialismus und der Egoismus entsprechen der biblischen Mentalität, die am Besten durch die Fiktion charakterisiert wird, als würde die Welt von einem Juden regiert — und drüben am anderen hoffnungsvollen Ufer warten Rechenschaft und Religion.

Demgemäß ist die bisherige germanische Geschichte zum großen Teile eine germanische Tragödie gewesen, die wir nunmehr alsbald kennen lernen werden.

2. Die Geburt des Christentums aus dem Geist des alten Testamentes.

Der älteste Schriftzeuge für die Entwicklung des Christentums ist zugleich ein lebendiges Symbol dieser Entwicklung: der jüdische Pharisäer und spätere Christenapostel Paulus. Er hat eine wichtigere und zugleich selbständigere Rolle gespielt als die Begleiter Jesu selber. Nur Tod und Auferstehung hat er von Jesus verwendet. Er hat sich nach seiner Bekehrung nicht nach Jesus erkundigt (Gal. 1. 16 f.) und es ist, als wäre hierdurch seine eigene Berufung schwächer oder unwirksam geworden*). Die Apostelgeschichte stellt die böswillige Verstockung der Juden als Ursache seines Heidenapostolates hin; andererseits wird seine Absicht, hierdurch die Bekehrung der Juden zu erleichtern, als Grund hingestellt.

*) Wo war der verfolgungsbefließene Pharisäer Paulus zur Zeit der Kreuzigung Jesu? Er wurde in Jerusalem erzogen, er war mit der Steinigung des ersten Märtyrers Stephanos in Jerusalem einverstanden und verwahrte die Kleider seiner Mörder. Diese Steinigung aber erfolgte, wie es im Martyrologium Romanum heißt, non longe post ascensionem domini, nicht lange nach der Himmelfahrt des Herrn. Diese aber geschah vierzig Tage nach der Kreuzigung. (Ap. G. 1, 1—9; 7, 58—60; 8, 1—3; 22, 3—20.)

Jedenfalls fühlt er entscheidend für seine stammverwandten Brüder, „die da sind Israeliten, denen die Sohnschaft gehört und die Herrlichkeit, die Bündnisse, die Gesetzgebung, der Gottesdienst und die Verheißungen". (Röm. 9. 4.) Er erklärt dem Gott seiner Väter zu dienen, indem er alles das glaube, was im Gesetz und den Propheten steht. (Ap. G. 24. 14.) Seine Botschaft ist jüdische Theologie, und seine Ausführungen sind, gelinde gesagt, rabbinistische Argumentationen, oft innerlich widerspruchsvoll, so z. B. wenn er erklärt, daß ohne das Gesetz die Sünde tot ist (Röm. 7. 7 ff.), daß Gott in den Ungehorsam zwingt, damit er Erbarmen üben könne (ebd. 11. 32.), oder daß Christus uns vom Fluch des Gesetzes erkaufte, da er für uns ein Fluch ward (Gal. 3. 13.); oder unvereinbar nebeneinander stehend, wie daß das Gesetz bleibe und nicht bleibe (Röm. 3. 31, 7. 6.); oder wie die Heidenpredigt auf lange Sicht und die unmittelbar bevorstehende Wiederkunft des Messias.

Sein wesentlich jüdisches Empfinden, sein instinktiv jüdisches Ingenium hat ihn wohl zum Versuche veranlaßt, das Heidenwesen von innen heraus dadurch zu beeinflussen, daß die Heiden zu künstlichen Juden, zu nicht auserwählten Dienern des Judengottes gemacht werden. Es war eine Beschneidung der Herzen, die er verlangte (Röm. II. 29.), die Infizierung mit biblischer Mentalität. In solcher Hinsicht läßt sich das paulinische oder Heidenchristentum mit der Freimaurerei vergleichen. Im Judenstaate war die Lage durch innere Zerklüftung, durch eine ganz unfaßbare Korruption, wie sie aus den Schriften des Josephus hervorgeht, und durch fortwährende Revolten unhaltbar geworden. Die immer zunehmende Diaspora, die vielen unter den Heiden zerstreuten Juden, von denen ja die Heidenstaaten als Kolonien zur Bereicherung betrachtet wurden, hatten zu einem allgemeinen Hasse gegen die Juden geführt. Es genügt, auf die bezüglichen Worte des größten Historikers, des Cornelius Tacitus zu verweisen, die wir später aus anderem Anlasse zitieren müssen. Andererseits haben wir schon in der Einführung auf jene Worte des Paulus im ersten Korintherbriefe (1. 27 ff.) hingewiesen, die einer allgemeinen Erniedrigung und Verköterung der Heiden, oder heute der Christen, als Autorität zu dienen vermag. Soweit an ihm gelegen, nahm Paulus den Heiden auch den Sinn für Ehre, indem er sagte (Röm. 9. 16. 18.): „Es kommt nicht an auf Jemandes Wollen oder Gehaben, sondern auf Gottes Erbarmen". „Wessen er will, dessen erbarmt er sich, und wen er will, den verhärtet er."

Das Evangelium ist für Paulus nur ein Übergang. „Sind doch unwiderruflich Gottes Gunst und Berufung." (Röm. 11. 28 f.) Zum Schluß verbleibt das allgemeine Judentum. Das ist Paulus großes Geheimnis. „Denn ich will euch, meine Brüder, über dieses Geheimnis nicht in Unwissenheit lassen, daß die Verblendung über einen Teil von Israel gekommen ist, bis die Fülle der Heiden hereinkommt. Und so wird ganz Israel gerettet werden." (Röm. 11. 25 f.)

Nicht das Ideal des Evangeliums, sondern der Glaube an die Auferstehung des Messias und an das nahe bevorstehende Weltende, bei welchem Christus als Richter wiederkommen werde, war die Grundlage des aufstrebenden Christentums. „O Gott, o Gott, o warum hast du mich verlassen", diese Worte der Verzweiflung hatte Jesus am Kreuze gerufen. Die Auferstehung des Toten aber: welche Entspannung für die Enttäuschung, welche Wohlthat für die Sehnsucht, welche Genugthuung für den Rachedurst, und welche Bewährung für die Worte des Lebendigen: „Wenn

Christus nicht auferstanden ist", sagt Paulus (Kor. 1. 15. 17), „dann ist euer Glaube wertlos"*).

In der Auferstehung lag eine Beglaubigung für die Worte Jesu vom nahen Weltende, das einige noch selbst erleben werden. Gerade darüber sind bekanntlich alle symptomatischen Evangelien einig. Dieser Glaube war der Kern des ersten Christentums; in ihm lag der Antrieb, ehe es zu spät ist, sich zurecht zu machen.

Die Juden freilich meinten, der Messias werde kommen, die jüdische Weltherrschaft zu begründen. Wie der Jude Josephus sagt (Bell. 6. 5. 4.), führten sie den Krieg mit Rom, weil sich in ihren heiligen Schriften ein Orakelspruch fand, daß um diese Zeit einer aus ihrem Lande die Weltmacht erlangen werde. Tacitus, Sueton und Andere erwähnen einer solchen Meinung und beziehen sie auf die Weltherrschaft Roms, das Judäa erobert habe, respektive, wie Josephus selber (ebda), auf den Kaiser Vespasianus, der in Judäa zum Imperator ausgerufen wurde.

Es war nun eine neue Auffassung des jüdischen Messianismus, die Paulus lehrte. Die notorische Sündhaftigkeit im Judenstaate, das durchbohrende Gefühl der eigenen Unwürdigkeit, das Paulus immer wieder bekundet, und die Unfähigkeit für eine Sittlichkeit aus eigener Kraft, führte dazu, eine stellvertretende Genugthuung (Gal. III. 13.) durch den

---

*) Hier eine Ausführung in Hinsicht auf die Auferstehung Christi. Im letzten Bande von Zellers Philosophie der Griechen findet sich ein ausführlicher Abschnitt über den jüdischen Geheimbund der Essäer oder Essener, die zur Zeit Christi neben den Pharisäern und Sadduzäern die wichtigste Sekte, die „dritte Partei", gewesen sind. Ihre von der jüdischen Orthodoxie wesentlich abweichenden Lehren leitet Zeller nicht, wie Andere, vom Parsismus oder vom Buddhismus, sondern von den Neupythagoräern ab, und die Essäer mögen hiernach sozusagen ein neupythagoräischer Tugendbund jüdischer Abart gewesen sein.

Wir wollen uns auch erinnern, daß aus der Mitte der Neupythagoräer der berühmte griechische Philosoph, Prophet und Wunderthäter Apollonius von Tyana stammt, dessen Biographie von Philostratus als zeitgenössisches arisches Gegenbild Christi geschrieben worden ist, wie andererseits auch Christus als Gegenbild jüdischer Herkunft gegen andere frühere Religionsstifter gelten kann.

Es ist nun von vorneherein auffallend, daß sich im Neuen Testamente nichts über diese Sekte der Essäer findet. Und nicht minder symptomatisch mag es sein, daß Jesus zwar gegen die Pharisäer und Sadduzäer, gegen dieses Otterngezüchte, gegen diese übertünchten Gräber, niemals aber von den Essäern spricht.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts sind nun, nachdem schon früher ähnliche rationalistische Hypothesen aufgetreten waren, einige kleine deutsche Schriften erschienen, in denen versucht wird, Jesus als einen Essäer, „als Zögling der essäischen Brüderschaft, gewissermaßen als einer geheimen, hohe Wissenschaft in sich nährenden Gesellschaft, die sicherlich, aus anderen Nationen hervorgegangen, in dem Essäerorden nur jüdische Nationalität angenommen hatte" hinzustellen, also sozusagen als Kreatur einer Art Freimaurerbundes, dessen Geheimwirken er aber nicht gebilligt habe. Diese Schriften, aus deren als erster zu nennenden soeben zitiert worden ist, sind z. B.: „Wichtige historische Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu", „Jesus der Essäer oder die Religion der Zukunft" und andere, in denen die Auferstehung Christi, unter Berufung auf einen vielleicht fingierten ägyptischen Pergamentfund, auf Maßnahmen des essäischen Geheimbundes zurückgeführt wird, u. zw. mittels einer ganz ungezwungenen Erklärung, für die in den Evangelien allerdings thatsächlich Anhaltspunkte gegeben sind.

Der vorzeitige Tod Jesu am Kreuze, über den bekanntlich Pilatus sich wunderte, hat hiernach den Essäern, bezw. deren Mitgliede Joseph von Arimathea Anlaß gegeben, Mut zu fassen und von Pilatus die Erlaubnis der Kreuzesabnahme und die Freigabe des Leichnams zu erwirken. Zufolge des bereits eingetretenen Todes wurden Jesus auch nicht, wie den anderen noch Mitgekreuzigten, die Beine gebrochen. Legitimerweise konnte er nun zum entlegenen Grabe gebracht werden. Dort ließ ihm der essäische Therapeute Nikodemus, der von vorneherein zufolge der Art des der Speerwunde entströmenden Blutes nur einen Scheintod vermutet hatte, entsprechende Pflege zuteil werden, sodaß Jesus endlich aus seiner tiefen Ohnmacht erwacht ist. Nach und nach erstarkt, konnte er

Messias anzunehmen, ähnlich der alttestamentarischen echt werkheiligen Idee des Sündenbockes, gestützt durch ebensolche Prophezeiungen und gehoben durch die triumphierende Auferstehung Jesu. So war die Niederlage und Schande der Kreuzigung überwunden im Sinne einer Auffassung, die eben biblisch ist.

Aus dem irdischen Messias wird ein göttlicher Erlöser und aus der alttestamentarischen Werkheiligkeit wird die innere Werkheiligkeit des Denkens, wird der Glaube an die Erlösung. Die äußere Beschneidung wird ersetzt, wie wir sahen, durch die Beschneidung der Herzen und Hirne. Es liegt eine Verallgemeinerung und zugleich Emporsteigerung vor in Hinsicht auf einunddieselbe biblische Mentalität. Nur in dem Maße der Annäherung an die eine oder die andere Variante der Werkheiligkeit unterscheiden sich die christlichen Kirchen.

Bald nachdem Paulus nach dem Brande Roms, zwei Jahre seit seiner dortigen Ankunft verschollen ist, folgt die Zerstörung Jerusalems, des Tempels und des jüdischen Staates. Was Paulus von Jesus geweissagt hatte, das sahen jetzt Viele, Viele vor sich. Jesus war demnach der richtige Messias gewesen*), und das Christentum das wahre Judentum, wie der damalige Brief des Barnabas, des Begleiters des Paulus, und noch früher der Hebräerbrief bekunden.

---

unter gebotener Vorsicht hier und da erscheinen und seine Wundmale befühlen lassen. Doch waren die Essäer späterhin mit seinem neuerlichen öffentlichen Auftreten noch weniger einverstanden, als vor der Kreuzigung. Jesus wurde nach Galiläa in Sicherheit gebracht und ist dort den Jüngern und essäischen Brüdern zum letzten Male erschienen.

Doch hat er diese hierbei aufgefordert, „die Verborgenheit zu meiden und vor das Volk zu treten. Und er bat sie, sich mit den Jüngern seines Wortes zu verbrüdern und mit ihnen Gutes zu thun", mit anderen Worten, er forderte die Auflösung der Geheimbürgschaft! Dann ist Jesus verschollen und unter dem Schutze der essäischen Brüderschaft an Entkräftung gestorben.

Vielleicht sprechen diese letzteren Mitteilungen aus der ägyptischen Urkunde hinwiederum doch im gewissen Grade dafür, daß dieselbe nicht erfunden sei.

Auch die Gegenwart hat ihre Pharisäer, Sadduzäer und Essäer, und die zweitgenannte Schrift nimmt die hier mitgeteilte Darstellung zum Ausgangspunkte einer Ausführung über die Religion der Zukunft und erklärt als deren doppelte Aufgabe „eine Erlösung von der Hölle auf Erden und der Hölle im Himmel".

Bei diesem Anlasse empfiehlt es sich wohl, auch der spiritistischen Hypothese zu gedenken, die in neueren englischen Broschüren Wallace (Jesus of Nazareth) und Powell (Psychic research in the New Testament ausgesprochen haben, und die dahin geht, daß es sich u. a. bei dem Erscheinen Christi nach dem Tode um spiritistische Phänome gehandelt habe. „Levitation und Dematerialisation decken alle Umstände und treffen alle Notwendigkeiten des Falles", erklärt Powell. „Der Verfasser des neuen Testamentes benützt das Wort Nephele (Nebula), um den Nebel zu bezeichnen, in welchem die materialisierte Gestalt verschwindet." Auch stehe der von den Okkultisten sogenannte Astralkörper mit der Darstellung im Einklang, die Paulus von der Auferstehung im ersten Briefe an die Korinther (15) gibt. Wallace führt ein Protokoll aus Cardiff vom Jahre 1877 an, in dem ganz ähnliche spiritistische Erscheinungen festgelegt sind. Und Conan Doyle meint dazu in „The vital message", daß „es nur dem Okkultisten möglich sei, die heiligen Schriften als eine wirklich exakte Darstellung der Ereignisse zu begreifen". — Nebenbeibemerkt hat er dort (S. 22 ff.) auch erklärt, daß das alte Testament im Gegensatze steht zur modernen Auffassung von Religion und daß dort jede hartherzige Bestie in der Geschichte, in den Religionskriegen zumal, ihre Inspiration gefunden hat.

*) Die Zerstörung Jerusalems veranlaßte eine Verstärkung des Judenchristentums, da das Judentum nunmehr begann, in dieser seiner Sekundogenitur eine Art eigener Zukunft zu erblicken.

Fälschungen, z. B. des Aristobulos, hatten es längst unternommen, die biblische Mentalität vor der niedergehenden Antike zu autorisieren, wozu sich nunmehr die Sybillen und die Altertümer des Josephus gesellten. Andererseits ist der jüdisch-nationale

Aber das messianische Reich blieb aus. Das Judentum kehrte zu seinem Glauben zurück an den erst kommenden Messias und zu seinem Mosaismus, soweit es ihn verlassen hatte.

Die zerfallende semitisierte Antike aber unterlag der christlichen Lehre, die diesem Zerfall entgegenkam und ihn zum hoffnungslosen Untergang gestaltet hat. Zwar ging die innere Unterwerfung nicht von heute auf morgen. Zwar konnte noch zu Beginn des fünften Jahrhunderts z. B. Bischof Synesius sich nicht entschließen, an die Neuschaffung der Seelen, den Untergang der Welt und die realistische Auferstehungslehre zu glauben. Er erklärte (Epist. 105) zuhause Philosoph bleiben zu wollen, und nur nach außen Philomyth, d. h. die Fabeln liebend. Dogmen aber werde er nicht heucheln. Zur selben Zeit erklärte z. B. Bischof Theodoros von Mopsuestia das Hohe Lied der Bibel für kein Ergebnis der Autorschaft Jehovas, sondern für ein Gedicht zur Hochzeit Salamos mit einer ägyptischen Prinzessin, und ebenso das Buch Hiob als von einem Juden heidnischen Schriften nachgebildet. Bald aber gab es nur mehr interne dogmatische Streitigkeiten und Ketzereien; das Mittelalter, das in gewissem Sinne noch heute andauert, hatte begonnen; und schon im sechsten Jahrhundert hielt Papst Gregor der I., der Heilige, der Große, unter Berufung auf den alttestamentarischen völkerfeindlichen Propheten Ezechiel

---

Haß gegen Rom sosehr in die neutestamentliche Apokalypse eingedrungen, daß Spätere sogar das päpstliche Rom darunter verstanden haben.

Wie wenig moralisches Gut aber aus dem ganz wesentlich bolschewistischen Heroismus des jüdischen Krieges sich ergeben hatte, geht daraus hervor, daß Kaiser Vespasianus und Titus, die Besieger Judäas, den Beinamen Judäas abgelehnt haben (Mommsen, V. S. 538, drückt sich viel drastischer aus), obzwar z. B. Claudius Drusus nach seinen Feldzügen gegen die Germanen den Ehrennamen Germanicus stolz annahm und vererbte.

Die Historien des Tacitus über den Untergang Jerusalems sind verschwunden. Aber die Geschichte des Juden Josephus über den jüdischen Krieg wurde erhalten. Selbst dieser sagt über den Untergang Jerusalems (V. 13. 6.): „Zu verschweigen, was mein Gefühl mir eingibt, kann ich nicht über mich bringen; wenn die Römer das Verbrechergesindel nicht alsbald vernichtet hätten, so wäre die Stadt, glaube ich, von der Erde verschlungen oder von einer Sündflut überschwemmt oder, wie Sodoma vom Feuer des Himmels verzehrt worden; denn sie barg ein viel heilloseres Geschlecht als dasjenige war, über welches jene Strafgerichte hereingebrochen sind".

Derselbe Josephus erklärt (c. Ap. II. 23), daß, wer dem Hohenpriester nicht gehorcht, genau so büßen müsse, als hätte er sich gegen Gott selbst vergangen. Dieses alttestamentarische Ideal haben Päpste und Jesuiten in gleicher Gesinnungsart angestrebt und nur insofern nicht ganz erreicht, als jenes durch Unnahbarkeit für Fremde terroristisch geschützt war. „Wenn ein Fremder sich naht, soll er getötet werden", so heißt es bei Moses (IV. 18. 7 f.) in vollendeter alttestamentarischer Unduldsamkeit. Dafür haben freilich hinwiederum die Päpste ein männlich zölibatäres Priestertum zu erreichen gewußt, das am eigenen Volke desinteressiert ist. Diese Variante bedeutet den bloßen Charakter des Christentums als Sekundogenitur, während das jüdische Priestertum auserwählt national ist.

Als unter Kaiser Hadrianus Barkochba als neuer jüdischer Messias anfangs Erfolg hatte, da trat allerdings wieder ein größerer Gegensatz zwischen Juden und Christen hervor, der wohl auch im Evangelium nach Johannes, ja auch in der Apostelgeschichte zum Ausdruck kommt. Nach Barkochbas Niederlage aber war Juda verdrängt aus Jerusalem und das Christentum ist selbständiger geworden. Aber seine Anhänger waren doch zumeist Juden und vermochten ihre Mentalität ebensowenig zu verleugnen, als das Christentum seinen Ursprung. Der hochragende Markion, der um die Mitte des zweiten Jahrhunderts das Christentum von allem Alttestamentarischen reinigen und von Gott Jehova befreien wollte, wurde exkommuniziert und gilt heute noch als Ketzer. Diese Exkommunikation ist für alle Zukunft ominös und symptomatisch.

Israel, so schließt ein moderner protestantischer Theologe sein Werk, „Israel hatte gesät, und ein anderer war gekommen, um zu ernten: das ist menschlich gesprochen das Erschütternde in der Passion des Volkes Gottes gewesen". Das Volk Jahwes hatte seine Mentalität gesäet, und das Christentum hat sie geerntet . . .

geradezu der Stadt Rom eine Leichenrede. Für die zusammengebrochene Antike ist diese eschatologische Stimmung, diese Lehre von den letzten Dingen nicht mehr unverständlich gewesen. Für die Germanen aber war sie disgenial und ein Unglück, wenn sie ihnen aufgezwungen wurde, wie es leider der Fall war.

Heute nach fast zweitausend Jahren wird vom Judentum sein nationaler Messias noch immer erwartet, während vorher für die Christen der internationale Messias schon erschienen ist und dann in der Kirche, als sein Wiederkommen ausblieb, vorerst das tausendjährige Reich gegründet ward, an dessen Ende nach der Offenbarung des Johannes (20. 7 f.) in alttestamentarischer Mentalität die Peinigung des Lügenpropheten „Tag und Nacht, von Ewigkeit zu Ewigkeit" und andererseits die Auferstehung der Toten verkündet wird. So hat man dann nach einem Jahrtausend zur Zeit Kaiser Otto des Dritten von Sachsen „in Furcht und Zittern" den jüngsten Tag für bevorstehend gehalten. Immer wieder tauchen auch heute noch aus den Kreisen der „Bibelforscher" solche Prophezeiungen auf und es hat mehr als symbolische Bedeutung, was die germanischen Christen im Sinne der Offenbarung Johannis (21. 22.) erwarten: ein Neues Jerusalem!

Die „amechane Sigee", das rastlose Schweigen, zu dem im semitisierten Hellenismus die griechische Philosophie gelangte (vgl. Damaskios, Aporiai kai lyseis), bot den Boden für die alsbaldige christliche Weiterentwicklung.

Das Judenchristentum nach der Façon des Paulus hatte den Messianismus Christi in den Vordergrund gestellt. Die hellenistische semitische Abart der hellenischen Logoslehre suchte diesen Messianismus philosophisch zu begründen und so gelangte das christliche Dogma endlich zur Dreifaltigkeit. Daneben blieb als unlogischer Hintergrund die schon besprochene Lehre von den letzten Dingen. Das Evangelium nach Johannes ist ein bedeutsames Dokument dieser Entwicklung, und soweit ging auch die Kirche mit. Die Gnosis aber wurde von der Kirche abgelehnt. Sie wollte das Evangelium darlegen als Neuplatonismus und sie that dies teilweise in einer großen, und angesichts des Schlechten auf Erden auch ehrlichen Spekulation. Ihre Vorgänger waren in gewissem Sinne die Orphiker, die die Menschen als von göttlicher und titanischer Abkunft zugleich ansahen und sie durch den orphikos bios, durch das orphische Leben aus diesem Dualismus befreien wollten, aus dem fatalen Kyklos tes geneseos, aus dem Kreislauf der Geburten. Die Gnosis betrachtete schließlich die Weltschöpfung Jehovas als töricht oder boshaft, und ihn selbst als Gott des Schlechten. Die Kirche aber nahm die Dinge nur wie sie sie brauchte, und in ihrem Bibelglauben ist sie endlich naturnotwendig selber wieder zu dem geworden, was sie nach Paulus gewesen: ein Judentum für die nichtjüdischen Völker.

Wie sehr die christliche Theokratie des Genius der Barmherzigkeit entkleidet war, der seit Christus selbst und immer vergeblich zum Durchbruch rang, das werden wir in den kommenden Abschnitten erkennen. Paulus hatte zwar in asianischem Stile im ersten Korintherbriefe den königlichen Weg der Liebe gepriesen, aber diesen, als seinen Gedankengängen wesentlich fremd, auf die Gläubigen beschränkt und den Brief mit dem so lieblosen Fluche beschlossen: „Wenn einer den Herrn nicht liebt, esto anathema", der sei verflucht.

Es bestand nunmehr ein Dogma, in dessen Bethätigung jene echt alttestamentarische Gesinnungsart sich immer stärker auswirken konnte, die

die Ketzerei, die Wahrhaftigkeit, mit dem Tode bestrafte. Nur war es nicht mehr bloß das Judentum, der Mosaismus, die solche Haß-Gesinnung hegten, sondern mit dem Christentum ward die antike und dann die germanische Welt im Herzen beschnitten und geeignet gemacht zur Werkheiligkeit im Denken und Handeln, an Stelle der ehrlichen sittlichen That.

Die Römer haben diesem Christentume das Absterben ihrer ruhmvollen Res publica zugeschrieben. Schon Tacitus sagt zu Beginn seiner Historien (I. 3.), es sei erwiesen, die Götter wollen nicht mehr Roms Wohlergehen, sondern seine Bestrafung. Die Briefe des Symmachus, Stadtpräfekten von Rom im 4. Jahrhundert, geben noch Zeugnis von jener Meinung. Die christlichen Apologeten wehren sich gegen dieselbe. Lactantius, einer von ihnen, beruft sich (div. inst. 7. 18.) auf den älteren Seneca, der darauf hinwies, daß Rom nach der Unterjochung des Erdkreises seine brach liegenden Kräfte schlecht benütze.

Gobineau hat, von Sorge erfüllt für das Edle, den Untergang der Antike erwogen und ihn auf ihre Durchdringung mit semitischem Blute zurückgeführt. Aber was man kaum vermuten würde, der Jude Heinrich Heine schrieb schon früher, 1834, getrieben vom Geiste der Rache für das von Rom „gemeuchelte Judäa" in seiner Schrift über die romantische Schule:

„Nicht durch die Trennung in zwei Reiche ging Rom zugrunde; am Bosporus wie an der Tiber ward Rom verzehrt von demselben judäischen Spiritualismus, und hier wie dort ward die römische Geschichte ein langsames Dahinsterben, eine Agonie, die Jahrhunderte dauerte. Hat etwa das gemeuchelte Judäa, indem es den Römern seinen Spiritualismus bescherte, sich an dem siegenden Feinde rächen wollen, wie einst der sterbende Centaur, der dem Sohne Jupiters das verderbliche Gewand, das mit dem eigenen Blute vergiftet war, so listig zu überliefern wußte? Wahrlich, Rom, der Herkules unter den Völkern, wurde durch das jüdische Gift so wirksam verzehrt, daß Helm und Harnisch seinen welkenden Gliedern entsanken, und seine imperatorische Schlachtstimme herabsiechte zum betenden Pfaffengewimmer und Kastratengetriller."

Welcher Idealismus bei Gobineau, und welcher Zynismus bei Heine.

Wie einsam müssen sich in Rom einst jene gefühlt haben, die noch echte edle Römer waren! Cicero war sich nicht im Unklaren, als er den Untergang der alten römischen Welt aufhalten wollte, daß der wahre Grund desselben im inneren Wesen der damaligen Römer lag, die kein Ziel mehr fühlten und denen später das Christentum, im vollen Gegensatz zu seiner Lage gegenüber den frischen germanischen Völkern, fast schon kongenial gewesen ist. Cicero freilich wußte sich stark und ist es auch so sehr gewesen, daß er ein Märtyrer der imperalistischen Proskriptionen geworden ist, die die letzten Reste antiker Größe ausgemordet haben. Und da er sich selbst stark fühlte, hat er den Traum geträumt und für durchführbar gehalten von der Wiedergeburt Roms und seiner Größe, wie das zumal aus seinen philippischen Reden und aus seiner zugehörigen mutigen Haltung hervorgeht, bis er, nicht minder mutig, den Häschern sein edles Haupt dahingab. In welcher Einsamkeit!*)

*) Der Historiker Dio Cassius mit seiner Schmährede des Calenus gegen Cicero hat sich dabei nur selbst enthüllt. „Mir würde selbst der Tod ein Geschenk sein, wenn ich mir ihn durch Freimut für euch verdienen könnte", so spottet dieser, daß Cicero prahle — und doch hat Cicero das wahr gemacht.

Rom war entartet. Sein edles Blut war ausgemordet oder aufgesogen und strömte nicht mehr in den Adern der Römer. Das literarische und künstlerische Leben war erstarrt, man setzte alten Statuen neue Köpfe auf. Noch Martialis hatte (11. 94.) im ersten Jahrhundert den Judengott mit dem Spottnamen Anchialus bezeichnet. Jetzt blühte die Literatur der Kirchenväter. Die Charaktere waren empfänglich geworden für das Christentum; und es war nicht eine Lehre der Regeneration und des Lebens, die der müden Antike damit geboten worden ist, sondern eine Lehre des Untergangs und des Todes.

Gobineau beschreibt (III. S. 355 f.) den Römer des dritten bis fünften Jahrhunderts als „einen Menschen von mittlerer Größe, schwach, dunkelhäutig, Mischling aller Rassen und sich für die erste Menschenart der Welt erachtend, um das zu beweisen unverschämt, kriecherisch, unwissend, diebisch, verdorben, bereit um Schwester, Tochter oder Frau, um Vaterland und Herren zu verkaufen, gedrückt durch eine Furcht ohne Gleichen vor Armut, Leiden, Anstrengung und Tod. Gegenüber diesem verächtlichen Wesen nun der Barbar, ein Mensch blonden Haares, weißer und rosiger Haut, breitschulterig, hochgewachsen, stark wie Herkules, tollkühn wie Theseus, geschickt, geschmeidig, nichts fürchtend und weniger als alles den Tod."

Diesen jugendfrischen herrlichen „Barbaren", von denen der Bischof Jornandes in seinem im 6. Jahrhundert geschriebenen Werke De rebus Geticis (3. Kap. S. 612 Ed Grot) erklärt, daß sie den Römern an Körper und Geist überlegen seien, Romanis corpore et animo grandiores, diesen heroischen Germanen ist das jüdische Gift, wie Heinrich Heine also sagte, die christliche Lehre der Verköterung und des Untermenschen aufgedrungen worden! Sie sind bisher an dieser lähmenden Lehre gescheitert. Wie leicht schreibt sich das hin; wie schwer wiegt dieses Schicksal in der Menschengeschichte!

Der Geist des Massenmenschen, der allgemeinen Verköterung und des alttestamentarischen Terrors war die Mitgift, die dem Christentum zuteil geworden ist*) und die es auch verwertet hat.

Das alte Rom ging zugrunde, und an seine Stelle trat, als das Weltende nicht eingetroffen war, das Rom der Kirche nach alttestamentarischem Muster. Dieses Rom aber bot keine Hoffnung auf Regeneration.

Und die alten Griechen? Der große Alexander war zu früh gestorben. Griechenland war längst unter römischer Herrschaft, sein edles Blut war längst dahin, und von Byzanz-Konstantinopel aus erklärte Konstantin das Christentum zur Staatsreligion. Von Byzanz aus wurden die Gothen und Vandalen vernichtet und andere Siege der christlichen Orthodoxie in die Wege geleitet. Das byzantinische Reich, durch ein Jahrtausend ein christlich-orthodoxer lebender Leichnam, vegetiert unter einem geistigen und politischen Despotismus und mit einer unschöpferischen Literatur durch das ganze Mittelalter, bis es 1453 von der anderen alttestamentarischen Sekundogenitur, dem Islam, den Todesstoß erhielt.

---

*) Der Jesuite Hardouin schreibt in seinen Prolegomena ad Censuram scriptorum veterum (S. 26) über die wenigen altchristlichen Autoren, deren Fälschung er nicht nachzuweisen unternahm, und die er für echt hielt: „Durch die große Vorsehung Gottes ist es bewirkt worden, daß diejenigen, die Christus der Herr zu seinen ersten Kirchenlehrern machte, Niedrige waren, Menschen aus der untersten Klasse des Pöbels".

Als das Christentum also von Byzanz her, u. zw. im Jahre 324 zur Staatsreligion des römischen Reiches proklamiert worden war, da begann schon das Papsttum an Bedeutung zu gewinnen, zumal seit dem fünften Jahrhundert und obzwar es an dem ersten Aufstieg des Christentums keinen eigenen Anteil gehabt hat. Es hat sich in der von der Weltherrschaft zwar verlassenen, aber in deren Tradition noch immer angesehenen Stadt Rom entwickelt, u. zw. auf Grund der Nachfolgerschaft in der angeblichen römischen Bischofswürde des Apostels Petrus, dem Jesus den Primat verliehen habe: demselben Simon Petrus, so wundern wir uns, der sein Lohnbedürfnis laut bekundete (Math. 19. 27.); zu welchem Jesus sagte: „Geh weg, tritt hinter mich, Satan! Du bist mir ein Ärgernis, denn du hast nicht Sinn für göttliche, sondern für menschliche Dinge" (Marc. 8. 33; Math. 16. 23.); demselben Petrus, der Jesum später mit falschem Schwur verleugnete (Marc. 18. 71; Math. 26. 74); und der ihn auf dem Leidensweg im Stiche ließ. Ein anderer Simon hat das Kreuz getragen. (Marc. 15. 21; Math. 27. 32; Luc. 23. 26.)*) Der wahre Quell des Papsttums ist jedoch eine christliche Fassung des alttestamentarischen Hohenpriestertumes. Nicht der altrömische Pontifex, wie sich der Papst heute selber nennt, ist der Vorgänger des Papsttums, sondern der Kohen Hagadol im alten Jerusalem. Wie dieser dort, so waltet in Rom der Papst, Romanus Pontifex, Beati Petri in Primatu successor, bald auch die äußere Macht jenes Hohenpriestertums verkörpernd, auf die falsche konstantinische Schenkung sich berufend, wie Jakob auf Isaaks Segen**), und sogar endlich auch die Bedeutung der hohenpriesterlichen „Urim und Thumim" (Mos. II. 26. 30.) dadurch wiederholend, daß er zum äußeren Primate auch die Unfehlbarkeit in Anspruch nimmt, wenn er vom Stuhle Petri herab das Wort ergreift, das alles freilich international. Es ist wie ein Symbol, daß das altrömische Judenviertel ganz ebenso trans Tiberim gelegen war, am Vaticanus, wie das Gebiet des christlichen Vatikan.

Die ursprüngliche Gegenwirkung gegen den sich ausbreitenden christlichen Judaismus Seitens des so sonst duldsamen antiken Römertumes***) war noch kaum vorüber, als im Sinne der alttestamentarischen Mentalität bereits der christliche Terror gegen die Ungläubigen, gegen die Nichtorganisierten, gegen das Edle und Wertvolle seine Giftblüten zu treiben begann.

Die Ermordung der schönen sittenreinen platonischen Philosophin Hypatia zum Osterfeste des Jahres 415 durch den christlichen Pöbel in

---

*) Die Invektiven, die der Apostel Paulus gegen den Apostel Petrus (Gal. 2. 11 ff.) erhebt, seien hier nicht wiedergegeben. Sie wurden ihm übrigens in den Acta Petri und den Clementinen reichlich unter der Adresse des Simon Magus zurückerstattet. (Vgl. auch die 1. Anm. zum 25. Abschnitt des 3. Buches.)

**) Allerdings war den Hohenpriestern bei den Juden auch die Geschichtsschreibung vorbehalten (Josephus, c. Ap. I. 6.), sodaß dort wohl die Falschheit einer so tendentiösen Behauptung nie hätte entdeckt werden können.

***) Wie tolerant die Römer im Übrigen waren, geht daraus hervor, daß sie fremde Götter in ihren privaten, ja öffentlichen Kultus aufgenommen haben. Es sei nur an Mithras, Serapis und Isis erinnert. — Tacitus, der die Welt mit dem Auge des großen Historikers sine ira et studio anblickte, hat sogar trotz der Germanenkriege und trotz der Siege der Germanen die herrliche Germania geschrieben. Die Juden aber nennt er (Hist. V. 8.) despectissima pars serventium, teterrima gens, den verächtlichsten Teil der Sklaven, das abscheulichste Volk. — Die Abwehr der Römer gegen Judaismus und Christentum war keineswegs auf Unduldsamkeit zurückzuführen. — Auch auf die Dichter Horatius und Martialis, die Satiriker Juvenalis und Persius sei verwiesen.

Alexandria unter den Auspizien des heiligen Kirchenvaters und Patriarchen Cyrillus, der offenbar eine Art bolschewistischer Trotzki-Braunstein war, ist eine merkwürdige Bestätigung der gegen die Christen von den größten Seelen der römischen Antike erhobenen Beschuldigungen*).

Diese Ermordung ist auch als Kennzeichen und Merkmal geschichtlich wahr. Ganz ebenso bedeutet es in übertragbarer Bedeutung ein wichtiges Symptom, daß des Cyrillus Gegenschrift gegen die antichristlichen Bücher des Kaisers Julianus von deren Überprüfung befreit worden ist, wie ja auch die antijüdischen und antichristlichen Schriften eines Apion, eines Celsus, eines Porphyrius, oder eines Hierokles verschwinden gemacht, jedoch die Gegenschriften des Josephus, des Origines, des Eusebius erhalten worden sind. Auch auf geistigem Gebiete erscheint also in diesem heranreifenden Christentum der Mord ein Lebensbedürfnis gewesen zu sein.

Kingsley sucht in seinem bekannten Romane die Unthat an der edlen Hypatia im hellenistischen Alexandria durch die Darstellung einer heidnischen Menschenschlächterei, wie sie weder bei den Hellenen, noch bei den Germanen vorkam, in ihrem Eindruck zu mildern. Andererseits aber beschreibt er die Hypatia auf Grund historischer Quellen als den herrlichsten Typus altgriechischer klassischer Schönheit. Ihr schwermütiges Auge war klar und grau, und ihr Haar hatte eine Farbe und einen Glanz wie das Gold selbst. Die Göttin Athene, meint er, hätte sie darum beneiden können.

Das ganze bolschewistische Untermenschentum und die ganzen alttestamentarischen Haßgefühle mögen sich angesichts dieser Erscheinung gegen sie gewendet haben. So lammfromm der Kaiser Theodosius gegenüber den christlichen Bischöfen auch war, so hat er doch nach der Mordthat verboten, daß die Banden des Kirchenvaters Cyrillus mehr als fünfhundert Mann umfassen.

Synesius, der ekstatisch bewundernde Schüler der Hypatia, hätte wohl sein gutgläubig und mißverstanden übernommenes Christentum mit samt seiner Bischofswürde entrüstet von sich gewiesen, hätte er die christliche Schandthat an Hypatia noch erlebt. Ihr Zeitgenosse, der Dichter Palladas, ruft sie an als unbeflecktes Gestirn, als heilige Hypatia.

„In der Blüte der Schönheit und der Reife der Weisheit“, so sagt Gibbon im 47. Kapitel seines herrlichen Geschichtswerkes von ihr, „wies sie ihre Anbeter ab und unterrichtete sie ihre Schüler. Die durch Rang oder Verdienste ausgezeichneten Personen brannten vor Ungeduld, diese philosophische Jungfrau zu besuchen, und Cyrillus sah mit neidischen Blicken den prachtvollen Zug von Pferden und Dienern, die sich vor der Türe ihrer Akademie drängten. Unter den Christen wurde das Gerücht verbreitet, daß Theons Tochter das einzige Hindernis der Aussöhnung des Präfekten mit dem Erzbischof wäre, und dieses Hindernis wurde bald aus dem Weg geräumt. An einem unheilvollen Tage in der heiligen Fastenzeit wurde Hypatia von ihrem Wagen gerissen, nackt ausgezogen, in die Kirche geschleppt und von dem Lektor Petrus und einem Haufen wilder und mitleidloser Fanatiker unmenschlich geschlachtet; das Fleisch wurde mit scharfen

*) Ein Tacitus, ein Plinius, ein Marcus Aurelius Antoninus haben über die ersten Christen geurteilt, wie folgt: Tacitus nennt sie „wegen ihrer Schandthaten allgemein verhaßt“ und „des Menschenhasses überführt“ (Ann. XV. 44.). Plinius wirft ihnen einen „unvernünftigen maßlosen Aberglauben“ vor (Epist. X. 97.). Marc Aurel in seinen Selbstbekenntnissen (XI. 3.) lehnt ihren „nackten Fanatismus“ (psilen parataxin) ab.

Austernschalen von ihren Knochen geschunden und ihre Gliedmassen den Flammen überliefert. Geschenke thaten zur rechten Zeit dem gerechten Laufe der Untersuchung und Strafe Einhalt. Aber diese Ermordung der Hypatia hat dem Charakter und der Religion Cyrills einen unauslöschlichen Schandfleck angeheftet."*)

Keine hundert Jahre später war schon ein erster Religionskrieg über die Festhaltung der Beschlüsse des Konzils von Chalzedon betreffend die Person Christi ausgebrochen, der erste aller Religionskriege, die, wie Gibbon sagt, „im Namen und von Schülern des Gottes des Friedens geführt worden sind". Es geschah aber im Namen Jehovas, der das auch direkt befiehlt, und durch das Priesterwesen, das sich auf ihn stützt.

In diesem Geiste ist die Macht der Kirche zustandegekommen. Die Ermordung der Hypatia war ein außerordentlich bezeichnender Vorgang der alttestamentarischen Mentalität und des dieser entsprechenden bolschewistischen Führergeistes im Christentume. Mit Emphase zitiert Cyrillus in seinem erwähnten Werke gegen Kaiser Julian die Worte des Apostels Paulus im Briefe an die Römer (III. 29.): „Ist der Gott der Juden nur ihrer? Nicht auch der Völker? Gewiß auch der Völker!"

So wie die edle Philosophin Hypatia den Christen, ist auch der antike Kulturbesitz der vorderasiatischen Überflutung erlegen. So wie der Hypatia ist das Christentum auch den germanischen Völkern gegenübergetreten.

Wenn die Herren der Kirche damals, von uns aus gesehen im Übergange von der Antike zum Mittelalter, wußten was sie thaten, so haben sie ein unverzeihliches, unsühnbares Verbrechen begangen. Und das heißt viel! Sie haben die antike Literatur vernichtet und sie haben den edlen

---

*) Unser Wissen von diesem Vorgang stützt sich zum größten Teile auf Sokrates, den Fortsetzer des Eusebius, des „Vaters der Kirchengeschichte", und auf das Lexikon des byzantinischen Grammatikers Suidas. Bardenhewer sagt in seiner Patrologie (S. 333) über jenen Sokrates: „Im Ausdruck schlichter und einfacher als Eusebius, in der Darstellung ehrlicher und aufrichtiger, bekundet er zugleich Sinn für Quellenkritik und für Ermittlung des kausalen Zusammenhanges der geschichtlichen Erscheinungen".

Dieser Sokrates aber urteilt nun über den Anteil des heiligen Kirchenvaters und Patriarchen Cyrillus an der Ermordung der Hypatia mit den Worten: „Diese Missethat beschmutzte sowohl den Cyrillus, als die alexandrinische Kirche mit einem nicht geringen Schandfleck von Infamie".

Suidas stützt sich wahrscheinlich auf die Biographie des Philosophen Isidoros, die der Scholarch der von Justinian schändlicherweise aus orthodoxen und gewinnsüchtigen Gründen aufgelösten ehrwürdigen Platonischen Akademie, Damaskios verfaßt hatte, einer Akademie, deren Scholarchen in goldener Kette bis auf Platon selbst zurückgegangen sind. Suidas sagt: „Einmal geschah es, daß Cyrillus, am Hause der Hypatia vorübergehend, am Tore eine große Ansammlung sah, die einen kamen, die anderen gingen, andere standen. Und als er fragte, was diese Menge zu bedeuten habe und warum bei diesem Hause ein solches Treiben herrsche, hörte er von seinen Begleitern, das sei das Haus der Philosophin Hypatia und das seien Besuche, die sie empfange. Da wurde sein Gemüt so verdüstert, daß er unverweilt gegen ihr Leben Hinterhältigkeiten unternahm und jenen niederträchtigen Mord ins Werk gesetzt hat."

Dieser heilige Cyrillus ist derselbe, der sich in seinem Werke über die Anbetung Gottes zu beweisen bemühte, daß das Gesetz des alten Bundes zwar dem Buchstaben, nicht aber dem Geiste nach aufgehoben sei. So hat er auch diesen Geist in seinen Thaten bewährt. Heißt es doch z. B. bei Moses (V. 13): „Wenn du in einer der Städte, die dir Jaho, dein Elohe, geben wird, darin zu wohnen, sagen hörst, es sind Söhne Belials ausgegangen und haben die Bürger der Stadt verführt, und gesagt: Lasset uns gehen und anderen Elohim dienen, die ihr nicht kennt, so sollst du suchen, forschen und fragen; und wenn du findest, daß es sich so verhält und daß der Gräuel geschieht, so sollst du alsbald die Bürger der Stadt mit der Schärfe des Schwertes schlagen und sie vertilgen mit allem, was darin ist, herab bis zum Viehe".

germanischen Völkern die Schöpfung einer kongenialen Religion und Kultur auf einen Zeitraum von bisher fast zweitausend Jahren entwunden.

Die Zeit Hypatias war auch die Zeit der Gründung des westgothischen Reiches in den Ländern des heutigen Südfrankreich mit der Hauptstadt Tolosa, dem heutigen Toulouse; es war auch das Jahrhundert der Gründung des Frankenreiches durch Chlodwig, den Ausmordungspraktiker, der zum römischen Christentum übertrat und alsbald gegen die arianischen Westgothen zu Felde zog; es war das Jahrhundert des Untergangs des weströmischen Reiches und das Jahrhundert des Papstes Leo des I., des Großen, der zuerst den Primat Roms über die Kirche beansprucht hat. Kurz vorher war, wie schon bemerkt, die Erklärung des Christentums zur Staatsreligion durch Konstantin, ebenfalls den Großen, erfolgt, über den wir früher schon gesprochen haben; und auch das erste allgemeine Konzil, u. zw. zu Nicaea, hat damals stattgefunden, das sofort das arianische Christentum der Germanen verwarf.

Der Mord der Hypatia ist ein Symbol für den Todesstoß an der Antike. Wie ein düster brennendes Fanal leuchtet diese Ermordung der begabten, schönen, unbefleckten Jungfrau Hypatia in die kommenden Jahrhunderte hinaus, in denen unter Schutz und Schirm und Gönnerschaft der Kirche mit den Mitteln des Terrors der Seelenmord, aber auch der leibliche Mord ganzer Völker ins Werk gesetzt worden ist.

3. Der Ketzerkrieg gegen Ostgothen und Vandalen.

Wo der Seelenmord nicht gelang, ist die Ausmordung gelungen.

Ostgothen und Vandalen waren die im arianischen Christentum verharrenden germanischen Nationen. Die Geschichte des Arianismus und des Gothen- und Vandalenkrieges ist von orthodoxen Gegnern geschrieben. Selbst nach den Berichten dieser Gegner waren die arianischen Gothen tolerant. Cassiodorus, der Geheimsekretär des großen Ostgothenkönigs Theoderich, war ein katholischer Heiliger. Dessen Geschichte der Gothen ist leider verschollen. Aber in dem Auszuge, den sein Zeitgenosse Jornandes daraus gemacht hat, wird ausdrücklich zwischen Arianern und Christen unterschieden und der Arianismus eine Perfidie genannt. Intrigen fanatisch-katholischer Aristokraten war im letzten Grunde die Hinrichtung der beiden großen Heiden Boethius und Symmachus an Theoderichs Hofe zuzuschreiben.

Was war der Arianismus? Er betraf die Person Christi selbst und hatte die größten Folgen innerhalb des Christentumes. Um bei seiner Beurteilung die Freiheit und Klarheit des Urteiles nicht zu verlieren, geht es nicht an, den byzantinischen Wortstreit über die verschiedenen Varianten der Homoousia und der Homoiousia Christi, seiner Gleichheit oder bloßen Ähnlichkeit mit Gott zu verfolgen und die achtzehn bezüglichen Glaubensbekenntnisse zu würdigen, sondern wir müssen den Geist beachten, der dem Arianismus wesentlich zu Grunde lag.

Im Gegensatz zu dem kirchlichen „rechtgläubigen" christlichen Massenbekenntnis der verköterten Antike, das in dem gedanklich unvollziehbaren Begriff der Identität von Vater und Sohn gegipfelt hat, lehrten die

Arianer, stolz das Credo quia absurdum, den tollen Glauben ablehnend und offenbar von der althellenischen Logoslehre beeinflußt, Gott habe ein hehres Wesen, dessen Charakter die That sei, geschaffen, den Logos, d. i. die bewußte Mündigkeit, oder „das Wort“, das der Sohn genannt wird, und der sich selber für das Gute bestimmte, Ktisma teleion, das vollkommene vorbildliche Geschöpf, das wir lieben können.

Es gibt zwar viel mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als unsere Schulweisheit sich träumt, doch das bedeutet nicht, daß ein rationaler Widerspruch gelehrt werden dürfe, und so ist es wohl nicht, wie Dahn und Chamberlain meinen, ein Zufall gewesen, daß die frischen germanischen Völker alle, bis auf die Franken, zumal aber die tief religiös empfänglichen Gothen, dem Arianismus anhängig waren. Im Gegenteile. Zuerst Katholiken gewesen, nahmen die Gothen, unter ihnen Ulfilas, der gothische Bibelübersetzer, die arianische Lehre an und verbreiteten sie unter anderen Germanen.

Wir wollen dabei des Meisters Ekkhart gedenken, der (Pfeiffer S. 479) von Christus sagt: „Der Sohn ist ein Ebenbild des Vaters, nur das er alles, was er hat, vom Vater empfanget; und alles Werdens ist er ein Vorbild“. Es ist interessant, daß man solche Gedanken wohl vom arianischen Standpunkt aus fassen kann, nimmermehr aber vom katholisch-orthodoxen. Meister Ekkhart ist auch mit seiner Auffassung Christi und mit seiner großen autonomen Lehre von der Gottesgeburt in der Seele, der Inquisition verfallen. (Vgl. die Bulle De agro dominico.)

Byzanz stand im Christentum dem Range nach vor Rom und war älter als dieses. Von Byzanz-Konstantinopel, der neuen Reichshauptstadt, deren Kaiser auch die Kontrolle der Rechtgläubigkeit in Anspruch nahmen, wurde nach Nicaea das erste ökumenische, d. h. allgemeine Konzil einberufen, von dem im Jahre 325 der Arianismus verworfen und der entscheidende Begriff der Homoousia Christi, nachdem er vorher mit Majorität abgelehnt worden war, unter energischer Einflußnahme des anwesenden Kaiser Konstantin, „des Großen“, zum Beschluß erhoben worden ist. Dieses erste Muster eines Konziles und eines wichtigen Konzilbeschlusses war und ist natürlich auch für Rom von Giltigkeit. Auch die ersten Ketzerverfolgungen wurden von Byzanz aus betrieben. Dort wurde eine Sykophanten-Tscheka errichtet, sozusagen, woferne man den alten Denunzianten-Namen mit dem neuen bolschewistischen Namen kombinieren darf. Dort wurde die Hinrichtung von Männern, die durch Philosophie bekannt waren, beschlossen. Vom dortigen Senate wurde nach dem Tode des Kaisers Valens dem Armeeführer Julius die treulose Ausmordung arianischer gothischer Jugend überantwortet, die man, um ihnen Geschenke zu überreichen, in den größten Städten versammelt hatte. Es war ein ähnlicher Vorgang wie, als Jehu, von Jahwe belobt, den Balverehrern ein Fest gab und sie niedermachen ließ (Kön. II. 10. 18 ff.) und wie bei der Pariser Bluthochzeit, und im selben biblischen Geiste begründet.

Theodosius „der Große“, unter dem das römische Reich noch einmal vereint war, hat in aller Form die Ketzerverfolgungen angeordnet, wie dem Codex Theodosianus seines Enkels zu entnehmen. Unterm 10. Jänner 381 gab er das Gesetz, in dem er allen, die nicht den Glauben im Sinne des nicaeischen Konziles haben, zumal den Arianern, jede Zusammenkunft verbietet und alle Kirchen den Katholiken zuspricht. Später nahm er den Abtrünnigen und den Manichäern das Recht, Geschenke anzunehmen und

Erben zu sein. Zugunsten der Katholiken verbot er (388) jedes öffentliche Religionsgespräch. Andrerseits hat er (393) die Religionsfreiheit der Juden proklamiert.

Angesichts der Ketzergesetze erscheint ein gleichzeitiges Vorgehen zugunsten der jüdischen Religionsfreiheit unerwartet, und doch war ein solches im Christentume regelmäßig mit den stärksten Ketzerverfolgungen verbunden. So hat auch Papst Gregor I. der Große, wie Gfrörer, der Bewunderer der päpstlichen Politik, in seiner Kirchengeschichte (II./. S. 1086) sagt, zwar die Ketzer rücksichtslos verfolgt und nicht verschmäht, sie durch gewaltsame Mittel herüberzuziehen, andererseits aber in mehreren Briefen verboten, die Juden gegen das natürliche Recht zu beschweren, und dabei darauf hingewiesen, das gewaltsame Bekehrungen nichts taugen. Auf Innozenz des III. gleiches Verhalten gegenüber den Ketzern einerseits und gegenüber den Juden andererseits kommen wir später zu sprechen. Die Ketzerverfolgungen sind eben im alten Testamente begründet, und dieses alte Testament, auf das man sich immer wieder für das blutige Vorgehen gegen die Ketzer berief, konnte doch nicht gegen die Juden selbst in Anspruch genommen werden.

Nach des Kaisers Theodosius Tode trat nun für immer die Teilung des römischen Reiches in das östliche und in das von Germanen arg bedrohte westliche Reich ein. Das oströmische Reich dauerte noch weit über tausend, das weströmische nur siebzig Jahre.

In dieser Pause von siebzig Jahren, während welcher Rom wieder die Hauptstadt war, benützte der Bischof von Rom, Leo I., den Anlaß eines gallischen Bischofsstreites, um vom weströmischen Kaiser Valentinianus dem III. die Feststellung des päpstlichen Primates zu erreichen, wobei er auf die Bedeutung Sankt Peters, sowie auf die Prominenz der Stadt, und auf einen angeblichen Konzilbeschluß sich stützte.

Was aber hatte dieser Primat des päpstlichen Stuhles zu bedeuten, seit Rom der arianischen Herrschaft in Italien unterworfen war? Daß die Gothen tolerant gewesen sind, das genügte dem Papsttum ebensowenig, wie der oströmischen Orthodoxie, die, selbst den Primat der Christenheit in Anspruch nehmend, und das alte Rom nunmehr formell repräsentierend, das arianische Reich der Gothen in Italien und der Vandalen in Afrika nicht ertragen wollte.

Gegen den Arianismus wurde sogar mit direkten Fälschungen gearbeitet. Nach der obgenannten Kirchengeschichte Gfrörers (II. S. 929 f.) wurde für eine katholische antiarianische Episkopal-Denkschrift an den Vandalenkönig jene wichtige Stelle über die Natur Christi im ersten Johannesbriefe (5. 7 f.) erfunden, die noch heute in den katholischen Bibelausgaben zu lesen ist.

Auch die Burgunder, die Westgothen, die Sueven und die Langobarden hatte ihre germanische Seele alsbald den Arianismus leichter annehmen lassen als den Katholizismus. Doch bald wurden diese Völker, zumal nach dem Untergang der Ostgothen und Vandalen, katholisch, wie dies bei der Bekehrung der Franken und später der nordischen Länder von vorneherein der Fall gewesen ist. Über die Franken sagt in dieser Richtung der Graf von Boullainvilliers in seinem interessanten Versuch über den französischen Adel: „Nachdem sie nach Gallien gekommen waren, unterwarfen sie sich der christlichen Religion, ohne sie zu kennen, und haben ihr seither ange-

hangen ungefähr in derselben Weise in der sie sie übernahmen". (Amsterd. 1732, S. 275.)

Das arianische Reich der Burgunder am Mittelrhein war alsbald angesichts seines Arianismus im Gegensatz zum damaligen Rom gekommen, von Aetius geschlagen und durch ein in römischen Solde stehendes Hunnenheer vernichtet worden, wovon im Nibelungenliede der Nachklang zu lesen. Die Burgunden des Nibelungenliedes waren Arianer. Der Rest kam nach Sabaudia, dem späteren Savoyen und erstreckte sich zeitweise bis ans Meer. Burgunder war später zum Ketzernamen geworden und zum Geiste der Albigenser und Cevennenstreiter mag wohl auch dieses Nibelungenvolk das Seine beigetragen haben. Vorerst geriet es ebenso unter katholischen Einfluß, wie später, unter dem Eindruck des Schicksals der Ostgothen und Vandalen, das Reich der Westgothen, das vorerst in arianischer Zeit Toulouse zur Hauptstadt gehabt hatte, und dem in Spanien ein Reich der Sueven einverleibt worden war. Katholisch geworden unterlagen diese Westgothen einem schmählichen Priesterregime. Die kirchlichen Synoden von Toledo, als Konzile bekannt, walteten als Reichstag und das Westgothenreich in Spanien war ein Priesterstaat geworden und das Gothenvolk im Innersten gebrochen. Noch Abraham a Sancta Clara weiß zu beschreiben (Judas II. 368), wie dem Papste Adeodatus nach dem Tode König Rekiswinths die Königskandidaten zur Entscheidung mitgeteilt worden sind, dieser aber einen Unbekannten Namens Wamba bestimmte. Wamba nun habe das Grünen seines Stabes zur Bedingung gemacht und thatsächlich wurde die päpstliche Wahl hierdurch bewährt. Verbrecherische Ränke folgten einander. Mit dem Sturze Wambas ist dann das Regime Julians, des jüdischen Metropoliten von Toledo verbunden, der in vollendet alttestamentarischer Weise eine katholische priesterliche Schreckensherrschaft inaugurierte. Der Priesterstaat war nur zu bald zum Untergange reif und fand ihn bald und schnell durch die ins Land gerufenen mohammedanischen Araber in der Schlacht von Cheres de la Frontera, in der der letzte Gothenkönig Roderich-Rodrigo verschwunden ist.

Auch das spätere Reich der Langobarden in Norditalien war zuletzt katholisch geworden, und sein letzter König Desiderius war der Schwiegervater Karls des Großen, des Heiligen, dessen Gewissenlosigkeit er dann unterlag.

Nur die Ostgothen und Vandalen sind in stolzer innerer Unabhängigkeit Arianer geblieben. Beide Völker wurden besiegt und ausgemordet.

Die Sehnsucht nach dem Geist und Wesen dieser Gothen war dann aber groß, sodaß sie dem König Theoderich als Dietrich von Bern im Nibelungenliede jene Rolle zuteilte, die wir alle kennen, daß sich überhaupt um ihn ein ganzer Sagenkreis gebildet hat, der bis zur nordischen Thidrekſaga reichte.

In den letzten Zeiten des Vandalen- und Ostgothenreiches herrschte in Byzanz-Konstantinopel jener Kaiser Justinian, dessen Juristen das römische Recht kodifizierten, und der, da er Mangels eines weströmischen Kaisers auch die Oberherrschaft über Italien in Anspruch nahm, dieses Recht auch in Italien eingeführt hat. Später wurde dieses römische Recht in den germanischen Nachfolgestaaten rezipiert und wurden damit die germanischen Völker zum großen Teile ebenso um die Schöpfung ihres eigenen Rechtes gebracht, wie durch das Christentum um ihre eigene Religionsbethätigung. Dafür hatten sie später die Ehre, an ihren eigenen Uni-

versitäten Doktoren „beider Rechte“, des fremden römischen und des fremden kirchlichen, und Doktoren der fremden Theologie heranzubilden.

Prokopios, der den Belisar, den Feldherrn Justinians im Ostgothenkriege begleitet hat, erzählt nun in seiner Geheimgeschichte, daß dieser orthodoxe Kaiser die Tötung jener Menschen für keinen Mord gehalten hat, „die nicht seines Glaubens (doxes) waren“ (XIII) und daß er, nicht nur nach der Bekehrung der Arianer, sondern auch nach den arianischen Schätzen lüstern war und sie in seinen Ketzerverfolgungen auch erbeutete. Dieser Kaiser hat ja, wie schon erwähnt, auch die ehrwürdige platonische Akademie nach fast neunhundertjähriger Gesamtdauer aufgehoben und ihren nicht unbeträchtlichen Reichtum zur Beute gemacht. Flucht und Hinrichtung haben, wie Prokopios im elften Kapitel seiner Geheimgeschichte erzählt, infolge der Ketzerverfolgungen im ganzen byzantinischen Reiche geherrscht. Dieser fanatisch orthodoxe Kaiser Justinian hat dann den arianischen Staaten und Völkern der Vandalen und Ostgothen ein blutiges Ende bereitet.

Der orthodoxe Dante hat Justinian freilich in sein Paradies versetzt und ihm dort den sechsten Gesang gewidmet.

Über das Ende des Vandalenkrieges in Nordafrika berichtet Prokop zum Schlusse seiner Geschichte desselben, daß endlich die letzten Vandalen sich in die unzulänglichen Schlupfwinkel des Gebirges zurückgezogen haben. „Wenige waren übrig geblieben von der Bevölkerung Afrikas. Nach so großer Drangsal hatten sie nun endlich Frieden. Aber um welchen Preis! Sie waren alle Bettler.“ In seiner Geheimgeschichte schätzt er die Zahl der unter Justinian umgekommenen Menschen ins Ungeheure. „Afrika hat er so verwüstet, daß es schwer ist, auf einem Wege von vielen Tagen Jemandem zu begegnen. Hundertsechzigtausend bewaffnete Vandalen sind vernichtet worden, unzählig aber war die Zahl der ermordeten Knaben, Frauen und Diener.“

Was für ein Volk aber waren diese Vandalen, daß sie von dem allerchristlichsten Kaiser Justinian bekämpft und ausgemordet worden sind? Ja daß noch heute das von einem französischen Bischof geprägte Schmachwort des Vandalismus gang und gäbe ist? Wir wollen dazu ein Wort eines uns schon bekannten unverdächtigen zeitgenössischen Zeugen aus dem fünften Jahrhundert, des Christenpriesters Salvianus wiedergeben, der im 7. Buche seines Werkes De gubernatione Dei die guten Eigenschaften dieses keuschen Volkes nachdrücklich hervorhebt und ausruft: „Wer möchte nach all dem die Vandalenvölker nicht bewundern!“

Während der große Theoderich alle Germanen zu einem Schutzbündnis vereinigen wollte und auch die Westgothen gegen die Franken beschützte, ließen die Zwischenregenten nach seinem Tod die Vandalen sozusagen vor Augen des gothischen Volkes vernichten. Andererseits war damals das Westgothenreich schon ein Ränkereich geworden. Wie anders, wenn die Gothen den Vandalen geholfen hätten!

Nun kam Justinians Krieg gegen die Ostgothen selber. Die vorgegebene Ursache dazu war die Ermordung der Amalasuntha, Theoderichs Tochter und Königin der Gothen, durch den von ihr angenommenen Mitkönig Theodahat. Diese Ermordung ist aber, wie Prokopios im 16. Kapitel seiner Geheimgeschichte mitteilt, von Theodora, der Gattin des Kaisers selbst, veranlaßt worden, die voll Eifersucht auf „den Adel, die Würde, die besondere Schönheit und den starken Geist“ der Amalasuntha sie aus

dem Wege räumen ließ, nachdem deren Absicht bekannt geworden, nach Konstantinopel zu kommen. Theodora war schön; aber Prokopios spricht in seinem Gothenkriege (III. 1.) von gothischen und vandalischen kriegsgefangenen Frauen, „so schön, wie kein Mensch sonst je gesehen".

Der wirkliche Grund des Krieges gegen die Ostgothen war die unversöhnliche Vernichtungsabsicht gegen die arianischen Beherrscher Italiens. Immer wieder suchten diese den Frieden. Bei Cassiodorus sind solche offizielle Gesuche nach ehrenvollem Frieden zu lesen von Theodahat, von Witigis und von Cassiodorus selbst an Justinian, von Theodahats Gattin Gudelinde an Theodora, und wiederum von Witigis an den Obersthofmeister des Kaisers. (Var. X. 19. 22. 23. 32. 33. XI. 13.) Von Totilas, als er wieder Herr von Italien geworden war, sagt Dahn (Urgeschichte, I. S. 276): „Gleichwohl suchte er wohlweislich den Frieden, dem Kaiser abermals Waffenhilfe gegen alle Feinde anbietend. Jedoch Justinian ließ seinen Gesandten gar nicht vor und weigerte jede Antwort. Denn am Hofe zu Byzanz arbeiteten mächtige Einflüsse wider jeden Ausgleich mit den Gothen: die Häupter der beiden Stände, welche das stärkste Interesse an der Austreibung der ketzerischen Barbaren aus Italien hatten, des katholischen Klerus und des römischen Adels: der Papst Vigilius und der Patrizier und Konsular Gothigus (Cethegus)." Der katholische Klerus hatte seine den Gothen geleisteten Eide con amore gebrochen: wahrscheinlich ward schon damals Betrug an den Ketzern als Pflicht betrachtet, und hat man es unter dem Eindruck solcher statutarischen „Pflicht" nicht mehr empfunden, daß man durch schlechte That selbst schlecht wird und durch ehrlose Handlung selbst ehrlos. Kaum war der Krieg gegen die Ostgothen begonnen und Belisar auf der Via Latina im Anzug, als schon Papst Silverius, von Theodahat den Römern aufgezwungen, diese bewog, dem Belisar die Schlüssel der Stadt entgegenzuschicken, weil er, wie Gregorovius in seiner Geschichte sagt, „der Wiederherstellung des orthodoxen Glaubens durch die Griechen entgegensah". Die milden toleranten Gothen wurden endlich durch die Heere des übermächtigen Kaiserreiches und durch den Verrat des katholischen Klerus in Italien ausgerottet. Nur einigen tausend Mann, die nach der Schlacht am Vesuv noch übrig waren und sich nicht ergeben wollten, wurde freier Abzug gewährt. Sie zogen fort nach dem Norden und sind verschwunden in der Geschichte.

„Der Name der Gothen war ausgetilgt unter den Völkern", sagt Dahn in seiner Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker (I. S. 287). „Ganz Italien gehorchte dem Kaiser von Byzanz. Aber nur dreizehn Jahre währte diese Herrschaft. Schon im Jahre 558 erschienen, von Pannonien her in Venezien eindringend, die Langobarden."

Heute aber sind Italien, Frankreich und Spanien romanisch und Nordafrika ist romanisch kolonisiert. Es ist eine erschütternde Tragödie, wie dort überall Ostgothen, Westgothen, Burgunder, Heruler, Sueven, Vandalen und Langobarden verschwunden sind.

Es mag zur Erfassung des Hasses der Päpste gegen die arianischen Ketzer dienen, darauf zu verweisen, daß Papst Gregor der Große in seiner christlichen Feindesliebe die Langobarden nach ihrem Auftreten in Italien als nefandissimi, abscheulich, hassenswürdig und unflätig bezeichnet hat, daß er in seinen Dialogen (III. 30) anläßlich der Einweihung einer früher arianischen Kirche von einem Schweine spricht, das dort entwichen sei, und daß Papst Stephan der IV. in ebensolch biblischer Mentalität sich der

Verehelichung eines katholischen Franken mit einer arianischen Langobardin zu widersetzen suchte als einer Verbindung cum perfida, horrida nec dicanda foetendissima natione Langobardorum. (Gibbon, 49. Kap.) Es ist genügend, diese Worte als von solcher Gesinnung zu bezeichnen, wie sie im alten Testamente allen nicht jüdischen Völkern entgegengebracht wird. Hier war es in übertragener biblischer Gesinnungsart die Verachtung der Katholiken gegenüber den Arianern. In ähnlicher, aber ursprünglicherer Form hatte sich die alttestamentarische Verachtung bei einem Anlasse gezeigt, den Prokopios (Gothenkrieg I. 9.) von Theodahat, dem armseligen Nachfolger Theoderichs, erzählt. Angesichts der Anwesenheit Belisars in Italien hatte sich dieser Theodahat in seiner Unschlüssigkeit an einen prophetischen Juden gewendet, und nahm von diesem folgenden Hohn ganz ernsthaft hin: Er möge drei Gruppen von Schweinen in Ställe sperren, deren eine die Gothen, die andere die Römer und die dritte die Byzantiner bedeute; nach Tagen werde er an dem Schicksal dieser Schweine das Schicksal der von ihnen vorgestellten Völker erfahren.

Die Gothen waren innerlich gebrochen durch das artfremde christliche Bekenntnis und damit unfrei gegenüber der so rechtgläubigen, von alttestamentarischem Geiste so durchdrungenen, so zivilisiert herabgekommenen, so raffiniert verfallenen römischen Welt. „Unter diesem (römischen) Namen", so erklärt in Byzanz der dorthin abgesandte Bischof Luitprand, „begreifen wir alles, was niederträchtig, was feige, was treulos ist, die äußersten Enden der Habsucht und Üppigkeit, und jedes Laster, das die Würde der menschlichen Natur zu schänden vermag".

Treu und unabhängig waren die Ostgothen bis zuletzt Arianer geblieben. Welch begabtes und großes Volk sie gewesen sind, das geht unter anderem aus dem elften Kapitel der Geschichte des Jornandes hervor. Ihr natürliches Genie ist hiernach so groß gewesen, daß ihr Ratgeber Diceneus sie die ganze damalige Philosophie gelehrt hat, daß sie Helden und Weise zugleich gewesen sind. Jornandes schildert da viel zu eingehend, als daß es selbst imbezile Kritik und eitle Verneinungssucht anzweifeln könnte, das Entstehen einer edlen Kultur, und nie war vielleicht das Staatsideal eines Platon der Aussicht auf Verwirklichung näher als damals.

Welche Zukunft hätten die Ostgothen und mit ihnen das ganze damals germanische Europa haben können, ohne das Christentum, ohne das orthodoxe Byzanz, ohne das päpstliche Rom, ohne die biblische Mentalität! Ehe die Ostgothen sich selber untreu geworden, sind sie lieber untergegangen. Lebendigen Tod setzten sie totem Leben entgegen. Sie sind „ein Volk von Königen" gewesen.

4. Die Heiligen: Karl, Olaf, Stephan u. a.

Wir wollen nun die himmelschreienden Sachsengräuel Karl des „Großen", des „Heiligen", erwägen, der einem freien, kulturfähigen, wenn auch in raffinierter Zivilisation rückständigen, umsomehr aber hoffnungsvollen germanischen Volke, um ihm das Rückgrat zu brechen und es dann beherrschen zu können, die Bibel mit ihrer Knechtgesinnung aufzwang, in dem Sinne, wie die Bibel das eben befiehlt; der Tausende von ihnen hingemordet und Zehntausend nach Frankreich deportiert hat, ihre Wohnsitze

Slawen überlassend. Gleichzeitig hat er den Bischöfen zufolge ausdrücklicher Synodalbeschlüsse eine inquisitorische Macht auszuüben gestattet, wie es übrigens bei solchen konfessionellen Gräueln fast immer der Fall war. In der Chronik der Bischöfe von Osnabrück (Ed. Maibomius II. S. 198) heißt es naiv und kennzeichnend: „Viertausendfünfhundert Sachsen wurden vom heiligen Karl mit dem Tode bestraft" (mortis supplicio fuerunt puniti). Ranke, der sich mit den älteren Quellen, darunter den Annales Laurissenses eingehend beschäftigt hat, schreibt in seiner Weltgeschichte im Kapitel über Karl den Großen: „Es ist die Handlung, welche das Andenken Karls am meisten belastet". Es waren lauter sächsische Edle, die er in Verden an der Aller im Jahre 782 hinrichten ließ, ohne Empfindung für deren edles Blut und Wesen; er selber offenbar irgendwie von minderwertiger, jedenfalls „hausmaierischer" Herkunft, der die Kirche brauchte, wie sie ihn. Leibniz, dessen gutes nationales Beispiel schlecht befolgt worden ist, hat schon dem Stamme Karls nachgeforscht und ihn mit Rom in Verbindung gebracht. (De orig. Franc. 36.)

Den Juden, und das ist immer sehr bezeichnend, ging es besonders gut unter ihm. Sie durften Grundbesitz haben, obzwar sie kein Verlangen danach trugen. Der Handel war ganz in ihren Händen und am Sklavenhandel erwarben sie Reichtümer. Nach allen Richtungen wurde ihnen geholfen, trotz vieler bischöflicher Beschwerden. Wie verdächtig ist doch diese Judenfreundschaft Karls, verglichen mit seinem Sachsenhasse! Sein Vater Pipin hatte den Merovingern, deren Hausmaier er war, die Treue gebrochen, der Papst in Rom hatte diesen Treubruch „gestattet", Pipin gekrönt und die pipinische Schenkung erhalten. Pipin nannte sich nun König von Gottes Gnaden.

Karl hungerte die Sachsen aus, zündete ihre Ernten an und verwandelte das Land in eine Wüstenei. Auf dem Sachsenlandtage in Paderborn vom Jahre 785 zwang er Gesetze auf, in denen es z. B. heißt: Jeder Sachse, der sich verbirgt, um der Taufe zu entgehen, soll des Todes sterben. Wer in der vierzehntägigen Fastenzeit Fleisch ißt, soll des Todes sterben. Usw.

Ein noch viel größeres Unrecht, als solche Hinrichtungen, war aber, daß Karl überhaupt den edlen frischen germanischen Völkern die Seele mordete und das Christentum aufzwang, welches die herabgekommenste Abkunft, die größte Ansammlung vorelterlicher Sünde und Niedrigkeit in einem Individuum, die größte Verköterung, jeder noch so edlen Individualität gleichstellte, ja vorzog, wie wir früher durch den Apostel Paulus ausdrücklich bestätigt fanden. Auch hat Karl damit begonnen, den Germanen die römischen Kaiserkrönungen beizubringen, die die Völker dem neuen kirchlichen Rom dienstbar machten und in ihrer späteren Auswirkung ein herrliches Herrschergeschlecht, wie es die Hohenstaufen waren, dem Untergange weihten.

Karls des „Großen" Mentalität erinnert an jene Konstantins des „Großen", von dem wir schon früher gesprochen haben. In einer Denkschrift an den Papst erklärte Karl den Hof von Byzanz nicht rechtgläubig genug und legte dem Papste den Schluß sehr nahe, daß der erste Rang unter den Völkern und das Kaisertum von den Griechen auf die Franken übergegangen sei. (Gfrörer, III. 2. S. 623 ff.) In einem der wenigen erhalten gebliebenen Stücke altprovençalischer Literatur, im Ritterepos Fierabras, wird mitgeteilt, Karl habe Gott gedroht, wenn er ihm seinen Beistand versage, werde er seine Altäre in Frankreich umstürzen und seine Priester verjagen.

Karl des Großen und Heiligen Sachsenschlächtereien waren gar nicht einmal die ersten karolingisch-alttestamentarischen Bannungen in Deutschland. Im Chronicon continuatum des Fredegar ist zu lesen, wie schon Karls Oheim Karlmann mit einem Heere in das Land der Alamannen einbrach und die meisten von ihnen, die sich gegen ihn erhoben hatten, mit dem Schwerte schlachtete (gladio trucidavit). Auch Karlmann trug also schon Sorge, edles germanisches Blut zu vernichten. Den heiligen Bonifatius, den „Apostel der Deutschen" hat das freilich nicht gehindert, sondern wohl vielmehr begeistert, bald darauf einen enthusiastischen Brief an die frommen und gottesfürchtigen Männer in Gallien zu schreiben über die große Schenkung dieses erlauchten Fürsten Karlmann an unsren Herrn und Erlöser (für das Kloster Fulda).

Karl d. Gr. hatte immerhin das Interesse gehabt, daß er, wie sein Biograph Einhard erzählt, uralte deutsche Lieder sammeln ließ, in denen Heldenthaten und Geschichten früherer Zeiten besungen waren. Aber der Niedergang auf der schiefen Ebene der Verchristlichung hat sich in seinem eigenen Geschlechte rasch fortgesetzt. Ludwig, der Fromme, sein Sohn und Nachfolger, war als Kaiser nur mehr römischer Katholik. Er blickte mit unverhohlener Geringschätzung auf das deutsche Heidentum herab und „Volksgesänge verachtete er und wollte sie weder lesen, noch hören, noch lehren", wie sein Zeitgenosse Thegan (cap. 19) berichtet. Sie fielen der Reinheit des Glaubens zum Opfer.

Überhaupt ist es offenbar der altgermanischen Literatur und Kultur noch schlechter ergangen als der antiken, und das Christentum hat dort noch ärger gewütet als hier, sodaß uns nur mehr Spuren übrig blieben, die hochgeartete Ansätze und hoffnungsreiche Anläufe bekunden.

So hat also der biblische Geist des Christentumes den Untergang des größten Teiles der hellenischen, der römischen und der alten deutschen Literatur und Kultur auf dem Gewissen, und wie wir bald sehen werden, auch den Untergang der altprovençalischen Literatur, Kultur und Sprache und hier, wie bei den Ostgothen und Vandalen, der Nation.

Es ist das derselbe alttestamentarische Geist, der in der Bibel die Bannungen befiehlt und auch den Bolschewismus unserer Tage durchweht, welch letzterer mit den Literaturen und Kulturen der Völker, ja mit den Völkern selber nicht anders als biblisch verfährt.

Wir wollen uns auch bei den noch größeren Gräueln nicht lange aufhalten, welche wenige Zeit später die byzantinische Kaiserin Theodora als Mutter des unmündigen Kaisers Michael auf Grund der alttestamentarischen Mentalität in der christlichen Religion der Liebe, und ebenfalls unter Anordnung inquisitorischer Einrichtungen, gegen die manichäischen Ketzer verübte. Die Manichäer haben bekanntlich nicht gewagt, jene Gräuel, welche in dem alten Testamente verzeichnet sind, und überhaupt das Schlechte in dieser Welt, dem guten Gott der Christen zur Last zu legen. Der Jesuite Keri sagt über diese Gräuel Theodoras in seiner Geschichte der orientalischen Kaiser — einem Werke, das nebenbeibemerkt der ungarische Graf Mikesch der Kaiserin Maria Theresia unter besonderem Hinweis auf diese Theodora in eigenem Drucke widmete — Worte, die ebenso naiv und besonders bezeichnend sind, wie die obenangeführten der Osnabrücker Bischofschronik. Keri sagt (S. 256): „Wo immer der Irrtum zu seinem eigenen Verderben standhaft blieb, wurde mit Todesstrafen verschiedenster Art vorgegangen. Einmütig sind alle Berichterstatter dar-

über, daß hunderttausend Ketzer bei diesem Anlaß durch das Schwert zu Tode gebracht worden sind: zweifellos eine bluttriefende und häßliche, mit Recht von allen zu verabscheuende Thatsache, wenn es sich nicht eben um Ketzer handeln würde, das ist um den Auswurf allen Verbrechens."

Es war auch die biblische Mentalität der Bannung, welche den byzantinischen Kaiser Basilius den II. im Jahre 1014 veranlaßte, fünfzehntausend im Kriege gefangenen Bulgaren die Augen ausstechen zu lassen. Der bulgarische König starb darüber an Herzkrämpfen vor Schmerz und Entsetzen. Basilius aber, als er die Bulgaren gänzlich gedemütigt hatte, zog nach Athen und dankte feierlich im Parthenon, das einst der Pallas Athene geweiht war, der Gottesmutter Maria für die ihm erwiesene Gnade.

Hier ist auch des heiligen Olaf von Norwegen zu gedenken, über dessen Fahrt ins Oberland z. B. Snorri in der Heimskringla berichtet: „Waren Welche, die von dem Heidentum nicht lassen wollten, so belegte er sie mit schweren Strafen. Er trieb einige außer Landes, andere ließ er an Händen und Füßen verstümmeln, oder ihnen die Augen ausstechen, wieder andere ließ er hängen oder niederhauen. Keinen aber ließ er ungestraft gehen, der nicht an Gott glauben wollte. In dieser Art durchzog er den ganzen Gau, und er bestrafte in gleicher Weise Mächtige und Geringe." Unmittelbar darauf wird dort erzählt, wie er den König Hrorek auf beiden Augen blenden ließ, dem König von Gudbransdalen die Zunge ausschneiden ließ usw., mit einem Worte, ein christlicher Heiliger wie Karl der Große. Es ist die biblische Mentalität, die auch die Bolschewiken Trotzki und Szamuely entflammte, und auf die sich Kaiser Wilhelm der II. anläßlich seiner bekannten Hunnenrede zur Rechtfertigung berief.

Auch Erich des Heiligen von Schweden ist zu gedenken, der einen Kreuzzug zur Bekehrung der Finnen unternahm, Knut des Heiligen von Dänemark, der ermordet wurde, weil er die nationalen Sitten und Rechte auf das Grausamste unterdrückt hat.

Was endlich den Zeitgenossen Olafs, den heiligen Stephan, früher Herzog Vaik, von Ungarn betrifft, so sei auch diesfalls nur wenig bemerkt. Er war ein Heide und heiratete die Schwester des Herzogs von Bayern, des späteren deutschen Kaisers Heinrich des II., des Heiligen, dessen Gattin die ebenfalls heilige Kunigunde war. Vaik ließ sich taufen, nahm den Namen Stephan an und begann das Christentum zu verbreiten. In dem für seinen Sohn bestimmten Erziehungsbuche, warnt er ihn zunächst, nicht in Ketzerei zu verfallen, und rät ihm, die Kirche sowie ihre Priester zu ehren, da deren Wohlwollen ein Schutz vor allen Gegnern ist. Stephan besiegte die heidnischen Parteigänger in seinem noch heidnischen Lande mit bayrischer Hilfe und mordete sie aus. Der Papst Sylvester der II. erteilte ihm die apostolische Königswürde, gab ihm Ungarn zu Lehen und schenkte ihm die berühmte ungarische Königskrone, die noch heute in der ungarischen Verfassung heilig genannt wird.

Hier geschah schon Ungarn gegenüber um das Jahr 1000, was kein ganzes Jahrhundert später Papst Gregor der VII. Deutschland gegenüber bis zum Gange Heinrich des IV. nach Canossa gelang, und was, wieder ein Jahrhundert später, Innozenz der III. gegenüber allen christlichen Staaten erreichte: die Obervormundschaft der biblischen Theokratie über Reiche und Völker.

Auffallender Weise waren die Namen dieser ganz großen Päpste, nämlich Sylvester des II., Gregor des VII. und Innozenz des III.: Gerbert,

Hildebrand und Lothar, lauter deutsche Namen; doch ist Lothar nur ein Vorname gewesen.

Die Gräuelepisoden christlichen Seelenmordes, die wir hervorgehoben haben, waren nicht die letzten.

Nur auf eine Geschichte aus dem 14. Jahrhundert sei hier noch zurückgekommen. Die heilige Hedwig (Jadwiga), gekrönte Königin von Polen, war mit Wilhelm von Österreich verlobt. Da wandten sich die Polen unter dem Einflusse der Priesterschaft an den mächtigen Herzog Jagello von Litauen*), einen Mörder, der seinen edlen ritterlichen Oheim Kestuit hatte hinrichten lassen und dessen Sippe ertränken. Er versprach, sein Land mit Polen zu vereinen und mit seinem Volk sich taufen zu lassen. Dagegen wollte er Hedwig zur Frau bekommen und selber König von Polen werden. Was hatten die Morde die heilig Gesinnte zu kümmern, wofern ein ganzes Volk sich taufen ließ? Die Taufe wusch die Sünden des Mörders ab und so wurde, unter dem Einfluß der Priesterschaft, Jagello, der vielfache Mörder, König von Polen und der Gatte der heiligen Hedwig.

Bei allen diesen Gräueln ist nicht zu übersehen, daß nach ihnen erst die ganze Vollendung des Unheils in der konfessionellen Erziehung der folgenden Generationen eintritt, bis diese zuletzt, wie beim Protestantismus zu ersehen, innerlich so überwunden sind, daß sie aus Begeisterung ein noch echter biblisches Bekenntnis proklamieren.

Auch des Schicksals der Hugenotten und der Kamisarden wäre zu erwähnen und des niederträchtigen Vorgehens der spanischen Conquistadores in Amerika im Namen des Christentums; des Untergangs der Stedinger Bauern; vor allem aber der Gipfelleistung biblischer Theokratie im Albigenserkreuzzug.

Verehrung edler Menschen ist selber edel. Heldenverehrung ist im besten Sinne kulturell. Sage mir, wen du verehrst und ich sage dir, wer du bist. Die Kirche verehrt als Heilige einen Karl den Großen, einen Olaf, einen Stephan und Andere der gleichen Heiligkeit.

5. Die Gründung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation.

Das heilige, das soll heißen: das christliche Reich. Heinrich der I. hatte ohne Rom das Deutsche Reich begründet. Als Otto der I. der Große, sein Nachfolger, im Jahre 962 sich vom Papste zum römischen Kaiser krönen ließ, zum Kaiser des Imperiums, bezüglich dessen Christus erklärt hatte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, da setzte sich die Tradition der römischen Weltherrschaft germanisch fort, ein kirchlich gefördertes Fehlziel, dem schon Karl der Große anheimgefallen gewesen.

In Frankreich hatten unter diesem römischen Gesichtspunkt die romanischen Elemente von vornherein das Übergewicht bekommen, zumal

*) Ganz nebenbei bemerkt, hat er, nachdem er Christ geworden war, das Wisent seiner Wälder dezimieren lassen, indem er so sein Heer verpflegte. — Für den deutschen Siegfried waren Lindwurm, Auerochse, Schelch und Elch und Wisent Beute edler Tapferkeit. (Vgl. Nibelungenlied 899, 937.)

auch die Kirchensprache die lateinische war. In Deutschland war die Rolle und Verbreitung der Römer seit der Schlacht im Teutoburgerwalde eingedämmt und eine Romanisierung war nicht möglich. Aber das biblische Christentum stand sozusagen in antiker Pseudomorphose da und verlangte selber die römische Weltherrschaft, deren weltlicher Arm nun die deutschen Kaiser geworden sind, vom Standpunkt der Kirche die christlichen deutschen Beherrscher der Welt unter der Ägide des päpstlich-römischen Weltimperiums.

Die anderen Völker haben sich mittlerweile und nach und nach, allerdings von schöpferischem germanischen Blute befruchtet, zu nationalen Staaten organisiert, während Deutschland sich selbst vernachlässigt und sein Herzblut in der Fremde, in Italien, in Rom, dahingegeben hat für den Traum der deutsch-christlichen Weltherrschaft, für diese besondere Folge der disgenialen biblischen Konfession, die es aus dem nationalen Gleichgewicht gebracht hat.

Hatte Karl der Große die den Germanen kongeniale Religionsentwicklung gelähmt, so wurde nun die nationale Konsolidierung, die völkische Sicherung und Organisierung der Deutschen den biblischen Zielen zum Opfer gebracht.

Schon Otto der II. hatte als Schutzherr der christlichen „Religion der Liebe", die agressiv war, wie alle biblischen Konfessionen, der Islam zumal, in Süditalien gegen die dortigen islamitischen Sarazenen gekämpft und eine furchtbare Niederlage erlitten. Diese war ein Symbol für die Wunden, die die späteren Kreuzzügen den europäischen Völkern zufügen sollten, die Kreuzzüge, deren Idee schon Papst Sylvester der II., Gerbert (Ep. 28) verkündete, welchen Otto der III. als den Nachfolger Gregor des V., des ersten deutschen Papstes, eingesetzt hat.

Versetzen wir uns in die Zeiten Otto des III. zurück. Zwei schöne blondhaarige hochgewachsene schwärmerische Jünglinge beherrschen offiziell die Welt: Otto als Kaiser, dessen goldene Krone den Spruch trägt: Roma caput mundi regit orbis frena rotundi, Rom als das Haupt der Welt die Zügel des Erdkreises hält; und der Papst, ein Nachkomme Ottos des Großen, von Otto dem III. designiert, Gregor der V., dessen noch erhaltenes Grabmal seine Schönheit preist und der mit Sittenstrenge die treulosen Römer auf seine Höhe emporheben und gleichzeitig mit Otto das nahe Reich Jahwes begründen wollte auf Erden.

Man glaubte den Prophezeiungen der Bibel. Die Weltgeschichte war in den Augen jener Zeiten eine jüdisch-christliche! Man sah nicht einer nationalen Zukunft entgegen, sondern einem Ende mit Schrecken im Sinne der Apokalypse, deren Bilder Otto selbst auf einem kostbaren Gewebe eingewebt getragen hat. „Und wenn tausend Jahre vollendet sein werden", heißt es in der Apokalypse (20. 7.); und diese tausend Jahre waren vorüber. Daß des Apostels Paulus seinerzeitige Meinung sich nicht erfüllte, daß die mit ihm noch Lebenden werden am jüngsten Tage entrückt werden (Thes. I. 4. 17.) und daß die Zeit der Welt nur mehr kurz sei (Kor. I. 7. 29.), das hat jenen Glauben offenbar nicht erschüttert. Für das letzte Weltreich im Sinne des Buches Daniel hielt man das römische, dessen Fortsetzung das heilige römische Reich deutscher Nation repräsentieren sollte zugleich mit dem jüdisch-christlichen Sabbatreiche der Kirche Jehovas.

Otto der III. ist, noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt, an Gift in Rom gestorben. Er entstammte mütterlicherseits dem byzantinischen Kaiser-

hause und die Vereinigung der beiden Kaiserreiche hat wohl vorgeschwebt, als auch für ihn eine byzantinische Prinzessin zur Braut geworben war. Eine kurze Überlegung lehrt, wie sehr Rom eine solche Verbindung zu fürchten hatte. Andererseits hat Otto die christlichen Königreiche von Polen und Ungarn mitbegründet und hat sie als zum Komplexe des römischen Weltreiches gehörend gehalten.

Die unerwarteten Todesfälle der hoffnungsvollen jungen deutschen Kaiser, die in dem kirchlichen Italien immer wieder erfolgten, werden immer nur nebenbei erwähnt; sie sind aber eine der auffallendsten kirchlichen Erscheinungen. Was ist dem deutschen Volke immer wieder da geschehen! Man denke nur bei jedem Einzelnen derselben, was er bei fortgesetztem Leben hätte bedeuten müssen! Man denke nur an Otto den II., Otto den III., Heinrich den VI., Konrad den IV. und Heinrich den VII.; aber auch an den deutschen Papst Gregor den V. Mit 28, 21, 31, 25, 30 und 28 Jahren sind diese großen Deutschen, wie sie hier aufgezählt wurden, unerwartet und „zur rechten Zeit" gestorben! Es ist ganz offenbar Gift, das in diesen und vielen anderen Fällen gewirkt hat*). Welches Urteil aber hat sich eine Organisation gesprochen, der solches zur Last fällt! Das trugvolle Rom war seit jeher eine große Fallgrube für die Germanen und ein germanischer Stamm nach dem andern ist dort zugrunde gegangen, wobei es genügt, an die Ostgothen zu denken.

Kaiser Heinrich der II., Otto des III. Nachfolger, und seine Gattin Kunigunde waren Heilige. Nur fünf Jahrzehnte nach Heinrichs Tode geschah es schon, daß der deutsche Kaiser Heinrich der IV. vor dem Papste Gregor dem VII. erscheinen mußte, weil dieser den Bann über ihn verhängt hatte, bis er auf einem Gerichtstage vor den deutschen Fürsten von ihm, dem Papste, gerichtet werde. Der Bann aber, das war das alttestamentarische Cherem, das neutestamentarische Anathema, der Gebannte als Gottesgräuel der Vernichtung geweiht. Kaiser Heinrich war in Gefahr, die Krone zu verlieren. Er sah sich genötigt, vor dem Papst zu treten und wanderte in furchtbaren Wegesmühen, zuerst fast allein, im Jänner 1077 vor die Burg von Canossa, wo sich der Papst aufhielt und die der reichen Markgräfin Mathilde gehörte, die von der Bischofs-Synode von Worms in einem Synodalschreiben, vielleicht mit Unrecht, des Konkubinats mit dem Papste bezichtigt worden ist. Dort in Canossa hatte der Papst zuerst vom Kaiser zum Zeichen der Buße in alttestamentarischer Hybris die Niederlegung der Krone verlangt. Dann sei er zu sprechen. Er ließ den Kaiser vor dem geschlossenen Haupttor des Schlosses — ich zitiere das Werk des Papisten Gfröhrer über Gregor den VII. — „mitten im strengen Winter barfuß mit einem wollenen Hemd nüchtern vom Morgen bis zum Abend" stehen. Genau so erging es dem Kaiser den zweiten und den dritten Tag, als hätte ihn der Papst dem Tod geweiht. „Alle Anwesenden waren erschüttert, daß eines Kaisers Sohn, Gebieter des Reiches germanischer Nation und trotz seiner Fehler ein tapferer, hochfähiger und geistvoller

---

*) In Frehers Germanicarum rerum scriptores (I. 1600) findet sich im Anhang aus einem alten Buche ein Gedicht auf den Untergang Heinrich des VII. wiedergegeben, „den Frater Paulinus vom Predigerorden auf Antrieb der Florentiner mit einer Hostie vergiftete". Klemens der V. aber, ein französischer Papst (Panvinius S. 199), sandte dem toten Kaiser noch eine Beschimpfung nach. — Es sei hierzu auch daran erinnert, daß, wie aus Josephus (Ant. XX. 9. 2 f.) hervorgeht, die jüdischen Hohenpriester mit den jüdischen Sicariern, den aus dem Hinterhalt mordenden Dolchmännern und Meuchlern, in Verkehr getreten waren.

Regent, solche Demütigung erlitt." Dann ward dem Kaiser gestattet, in der Kirche vor Gregor sich niederzuwerfen und um Vergebung zu flehen, ja ihm den, wenn auch verdeckten, Vasalleneid zu leisten. Ein Gregorianer sagte vom Kaiser (Ebda. S. 579): „Niemand in unseren Zeiten erschien der Kaiserkrone würdiger durch Geburt und Begabung, durch Mut und Tapferkeit, aber auch durch seinen Wuchs und seine ganze körperliche Wohlgebildetheit". Diesem Germanen stand im Papste ein kleiner Mann gegenüber mit gelber Gesichtsfarbe und stechenden Augen, ein wiedererstandener Samuel!

Die gothischen Albigenser, die hundert Jahre nach dem Tode Kaiser Heinrich des IV. und zwei Jahrhunderte nach den Ottonen durch den schändlichen päpstlich-französischen Kreuzzug heimgesucht worden sind, den wir nun bald kennen lernen werden, hatten wenigstens gewußt, was sie wollten. Die Deutschen aber, die, vom Christentum gelähmt, den Päpsten unterlagen, deren Blut die Gefilde Italiens tranken und deren edelste Söhne dort in jungen Jahren dahingesunken sind, standen im Dienst einer undeutschen alttestamentarischen Geschichtsauffassung. Um Deutschland selber kümmerten sie sich wenig.

Kein halbes Jahrhundert nach dem Untergang der Hohenstaufen und kein Jahrhundert nach dem Albigenserkreuzzug mußte das Papsttum ernten, was es gesät hat. Papst Bonifatius der VIII. hatte die Bulle Unam sanctam erlassen, in welcher mit klaren Worten die weltliche Macht der geistlichen unterstellt worden war. Albrecht der I., Rudolf von Habsburgs Sohn, wurde von diesem Papste als deutscher König anerkannt, weil er, wie der Papst sagt, in Niedrigkeit um Erbarmen gefleht hat. Aber Philipp von Frankreich, den dieser Papst gebannt hatte, überwand ihn. Er zog zwar nicht, wie die deutschen Kaiser gegen Rom mit Heeresmacht, aber in einem räuberischen Überfall ließ er den Papst, von dem schon bei dessen Lebzeiten Dante erzählte (Inf. 19. 56.), daß man ihn in der Hölle erwarte, zum Gefangenen machen, und zwei Jahre später residierten die Päpste in Frankreich.

Die jugendfrische deutsche Volkskraft aber war gelähmt und in die greisenhafte christliche Tendenz gelenkt, bis sie endlich sogar dahin gebracht worden war, eine edle echt germanische autonome Erhebung, die Reformation, nicht, wie seinerzeit die Albigenser, zur Befreiung vom alttestamentarischen Joche, sondern vielmehr zur Stärkung desselben zu vollziehen!

Noch sechshundert Jahre nach den Ottonen hatte Giordano Bruno, der Philosoph, der dann in Rom als Ketzer verbrannt worden ist, den Deutschen zu Wittenberg am 8. März 1588 eine Oratio valedictoria, eine Abschiedsrede gehalten, in der er sagte: „Möge Jupiter gewähren, daß die Deutschen ihre eigenen Kräfte erkennen . . . und sie werden nicht Menschen, sondern Götter sein". Aber die Deutschen waren vermöge der christlichen biblischen Mentalität um die eigenen Kräfte gebracht, und sie schickten sich an, alsbald in einem dreißigjährigen Konfessionskrieg sich selber zu zerfleischen.

Als Napoleon Bonaparte auf dem Wege zur Weltherrschaft schien, kurz nach der Schlacht bei Austerlitz, unmittelbar nach der Gründung des Rheinbunds, und kurz vor der Schlacht bei Jena, einige Tage bevor wegen der Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" der Verleger Palm erschossen worden ist: da hat Franz der II. die Würde eines

römischen Kaisers deutscher Nation niedergelegt. Schiller hatte das schon in seinem Gedichtentwurf von 1801, „Deutsche Größe“ genannt, vorausgesehen. Kaiser Franz aber wurde der Schwiegervater Bonapartes.

Nach 1866 wurde aus dynastischen und biblisch-konfessionellen Gründen Deutschland zerrissen, und im Jahre 1919 setzten die siegreichen Mächte in den Friedensdiktaten die Zerrissenheit fest, zu der Deutschland selber das ominöse Beispiel geboten.

Gleichzeitig erstarken in Deutschland internationale Gedanken, alttestamentarische, christliche und marxistische Ideen; Schwarz und Rot stehen zusammen; und jüdische, jesuitische und freimaurerische Geheimbürgschaften werden übermächtig gegenüber der deutschen Nation.

Das römische Weltreich deutscher Nation ist dahin, nachdem es seine biblische Schuldigkeit gethan. Das zweite Deutsche Reich biblischer Mentalität ist nach dem Weltkrieg als jüdisch-marxistisches, protestantisch-freimaurerisches und katholisch-jesuitisches Reich geblieben. Theisten und Atheisten gehören nämlich wesentlich zusammen. Wenn sie sich trennen müssen, werden die Klerikalen das erste heilige römische Reich deutscher Nation zurückersehnen, die marxistischen Atheisten aber nach dessen bolschewistischen Gegenbild und Seitenstück streben.

„Das dritte Reich, voll schöpferischer Liebe, und soweit von Gnade wie von Demut weg, kommt aber nur heran mit unerschrockener Rechenschaft und Ethik, mit mündiger That.“*)

6. Neues Leben im Gebiet der Lingua Gothica.

Nun wollen wir an der vielleicht größten und zugleich unbeachtetsten aber auch mißverstandensten Katastrophe, die den germanischen, die den europäischen Geist getroffen hat, an den Atrozitäten einer totgeschwiegenen, vergessenen, fast unbekannt gewordenen Epoche, deren Auswirkung aber noch heute in allen christlichen Nationen und Konfessionen, in allen sozialen Schichten und politischen Lagern lebendig ist, an der Gipfelleistung biblischer monotheistischer Theokratie, an der Veranlassung, an der Durchführung und an den Folgen des großen Kreuzzuges Innozenz des III. und der Franzosen, nicht vielleicht gegen die mohammedanischen Morgenlande, sondern gegen die seither südfranzösischen Gebiete, erkennen: wie die Theologie der Bibel, wenn sie zu ungehinderter Macht gelangt, in der Praxis sich auswirkt.

Damals schien eine Epoche echter autonomer Religion und Religiosität angebrochen zu sein, eine Epoche, mit der verglichen die wesentlich nur wiederaufnehmende Renaissance eine matte Erscheinung, der mit ihr verbundene Humanismus eine Ohnmacht, und die Reformation eine Halbheit ist, die zwar vom päpstlichen Rom sich befreite, dessen echtes Lebensblut,

*) Die Deutschnationalen wollen den Nationalsozialisten gegenüber die Idee des dritten Reiches streitig machen. Ihr Vertreter habe den Ausdruck schon 1919 gebraucht. Moeller van den Bruck hat es schon 1922 in einer Schrift zur Geltung gebracht. Aber obiges Zitat ist der Fassung meiner Philosophie der That entnommen, die schon 1909 zu erscheinen begann (S. 69) und schon in meiner arischen Denkschrift von 1896 sagte ich den im Anhang zu diesem Buche über ein drittes Reich zitierten Satz.

das alte Testament, jedoch mit Fanatismus in sich aufnahm und hierin geradezu eine, wenn auch unbewußte, doch hierdurch umso tragischere Funktion jenes großen theologischen Sieges und jener großen religiösen Niederlage darstellte, die wir nun zu besprechen beginnen.

Das Vorspiel jenes theologischen Übersieges ist erfreulich, und der Titel des vorliegenden Abschnittes lautet demgemäß. Im 12. Jahrhundert begann in Südfrankreich, das damals noch nicht französisch war, und begann im Deutschland der Hohenstaufen eine Morgenröte autonomer Religion und Kultur heraufzukommen. Bei näherem Zusehen ergibt sich, daß damals dort, wo die günstigsten Bedingungen vereinigt waren, nämlich vor allem in den teils selbständigen, teils zum deutschen Reiche gehörenden altprovençalischen, früher westgothischen und teilweise burgundischen Gebieten, von Tolosa bis Masselha, von Toulouse bis Marseille, allen späteren Kulturetappen voran, eine Ära eingeleitet war, wie sie an kultureller Bedeutung vielleicht gar nicht mehr erreicht worden ist. Es war ein religiöses Zusichkommen der damals vorgeschrittensten Völker Europas.

Es ist heute im allgemeinen wenig bekannt, und die Franzosen kommen ungern darauf zurück, daß diese damals dort als Feinde und Papstverbündete, und verflucht, ins Land gekommen sind, und daß sie dieses erst mit Hilfe der Päpste und nach Ausrottung der dortigen edleren Bevölkerung sowie der dortigen autonomen Kultur als Sieger übernahmen, und zwar unter inquisitionsmäßiger Ächtung der dortigen Literatur, ja der dortigen Sprache, der Sprache der Trobadors, der ersten Schriftsprache, die sich nach dem Untergange der antiken Welt unter dem Einfluß des neuen Geistes, der in den alten Formen lebte, entwickelt hat*).

Schon August Wilhelm Schlegel beklagte es in seinen französischen Werken (II. S. 149), daß alle Welt von den Trobadors spreche, niemand aber sie kenne. Heute wird geflieszentlich die Meinung verbreitet, und vielleicht auch in manchen Schulen gelehrt, die Trobadors seien Franzosen gewesen. Aus Unkenntnis wird diese Meinung dann weiter wiederholt**).

Was war das für ein Volk, das dort sich eine Schriftsprache schuf, das sich von dem Gotte der Bibel befreien wollte und von dem Joche der levitischen Priesterherrschaft, so daß dort ein Wort der Verachtung gang-

---

*) Es ist interessant, hier das so geheimnisvolle Werden neuer Sprachen zu erwägen. Der neue Geist, der alte Formen gebrauchen muß, weil er in ihrem Milieu lebt und weil sie ihm überlegen sind, verändert im Gebrauche seinem Wesen gemäß diese Formen, ohne sie aus der Welt zu schaffen. Die verschiedenen westeuropäischen Sprachen sind so das Ergebnis eines mehr oder weniger mit Germanentum, teilweise auch mit Keltentum durchtränkten Latinismus. Nur dem Siege des Cheruskers Arminius über die Römer ist es zuzuschreiben, daß Deutschland nicht auch verwälscht worden ist.

**) Es obliegt vielleicht, diese Meinungen aus dem täglichen Leben zu erweisen. In der Zeit, während ich diese Schrift vollende, weist z. B. die Revue des deux mondes unterm 15. August 1926 anläßlich der Säkularfeier des heiligen Franziskus von Assisi mit Genugthuung auf folgendes hin: „Frankreich war die Schule der Welt; im 12. Jahrhundert war keine Dichtung als unsere". Und dann verweist sie auf die Trobadors, darunter auf Peire Vidal, welche in Italien jene unbekümmerte Lebensauffassung, jene schöne Sprache, jene Achtung der Frauen und jenes fröhliche Wissen mit sich trugen, die Franz von Assisi so sympathisch waren. Diese Sympathie bestand. Schon Görres hat eine Schrift veröffentlicht unter dem Titel: Der heilige Franziskus von Assisi, ein Troubadour. Aber die Trobadors waren keine Franzosen. Dieses anzunehmen, würde geradezu dem wirklichen Verlaufe der Geschichte widersprechen und der Genesis der provençalischen Bevölkerung jener Zeiten. Von Peire Vidal, dem obenerwähnten, sei nur hervorgehoben, daß er vor Frankreich warnt, weil von ihm alles Unglück komme. (Diez, Leben und Werke der Troubadours, S. 170.) Ein anderer Trobador, Guillem Figuera wanderte aus, als die Franzosen Toulouse einnahmen, und richtete ein rücksichtsloses

bar war: da wollt' ich fast lieber ein Priester sein. Was war das für ein Volk, das Lebenskraft und Frohmut genug besaß, seine Zukunft auf seine eigenen Schultern zu nehmen, nichts weniger als frivol oder blind, vielmehr sehr aufgeklärt über die Leiden dieser Welt; und das den Sieg über die biblische Mentalität und deren organisierten geistigen und physischen Terrorismus zu einem wahrscheinlichen machte?

Schon die Sprachbildung beweist meines Erachtens, daß das westgothisch-burgundische Blut — Toulouse war, wie schon erwähnt, die Hauptstadt des westgothischen Reiches gewesen, und auch die Ostgothen waren zur Zeit der Minderjährigkeit Amalriks dort die Herren — sozusagen in den alten lateinischen Adern der Sprache sich auszuwirken begann. Aber nicht nur neuerer Geist, sondern auch alte Tradition. So ist in den antiken Mitteilungen des Valerius Maximus aus dem ersten christlichen Jahrhundert zu lesen, daß die Massilier, das sind die Einwohner von Massilia, dem späteren Marseille, gute Zucht halten und daß Leute, welche die Religion zu einem Gewerbe machen, sich nicht einbilden dürfen, dort zugelassen zu werden. Denn Scheinheiligkeit und Heuchelei werde dort nicht geduldet. Auch die koneionische Freiheit war dort gegeben, d. h. wer aus dem Leben scheiden wollte und dessen Gründe vom Senat für triftig gehalten wurden, erhielt das milde Mittel des Koneion, des Schierlingsbechers, ausgefolgt. Gehört es doch zur Mündigkeit, minderwertig gewordenes oder sonst ehrlich aufzugebendes Leben freiwillig abzukürzen; wie ja auch vollwertiges mündiges Leben bedingt ist durch Todesbereitschaft. Das ist also dasselbe Marseille, von dem eine mehr als sechshundert Jahre verschollen gewesene, unter eigentümlichen Umständen in einem einzigen Exemplare erhaltene, 1837 veröffentlichte Reimchronik über den Kreuzzug gegen die Albigenser erzählt, daß es mit Begeisterung die beiden vom Papste verfolgten Grafen von Toulouse aufnahm, ihnen Truppen lieferte und den größten Haß empfand gegen die Kreuzfahrer selbst. (Verse 3737, 3853, 3585, 4063.) In diesen Gegenden von ursprünglich hellenischer Kolonisation, der altrömischen Provincia und des gothischen Langue d'oc vermählte sie damals altgriechisches, altrömisches und germanisches Blut — das dann im albigensischen Kreuzzug ausgemordet worden ist.

Rügelied gegen das trugvolle Rom und seine ruchlose Hetze gegen Toulouse. (Ebenda S. 567.) Noch ein anderer, noch ein größerer, Peire Cardinal, sieht, wie Betrüger Ehrliche ermahnen, Räuber Redlichen predigen, und Verirrte Gerechten Wege weisen. „Franzosen und Pfaffen genießen das Lob der Schlechtigkeit", so ruft er in einer seiner bedeutenden Sirventesen. (Ebenda S. 449 f.)

Griesebach in seinem Weltliteraturkatalog nahm die Trobadors fälschlich unter die Franzosen auf.

Die Gebräuchlichkeit der französischen Form Troubadour statt des echten Trobador hängt mit solcher Unkenntnis zusammen.

Auch in deutschen Zeitungen herrscht dieselbe falsche Auffassung, als wären die Trobadors Franzosen gewesen, oder wäre der deutsche Minnesang von den Trouvères der Franzosen gekommen. So heißt es in der Wiener Neuen Freien Presse vom 24. Oktober 1926 unter dem Titel „Frankreich und wir", daß jeder Gebildete wisse, unser Minnesang sei ohne die Kunst der Trouvères nicht denkbar gewesen. Allein die deutschen Minnesinger, die sehr ähnliche Seiten wie die Trobadors aufweisen, waren von diesen, wenn auch nicht so stark, beeinflußt, wie die französischen Trouvères, keineswegs aber von diesen letzteren. Wir kommen darauf im nächsten Abschnitt zurück.

Wechssler bietet in seinem Werke über das Kulturproblem des Minnesangs Beispiele in Überfülle für die Gemeinsamkeit mit den Trobadors. — Mit seiner Auffassung des Albigensertums als einer christlichen Reformbewegung, wie er es gleich anfangs in der Vorrede bezeichnet, ist er aber keineswegs im Rechte.

Portalis, einer der Schöpfer des Code civil, hat sich, von der französischen Revolution verurteilt, im Ausland über diese Dinge Gedanken gemacht und fragt in der Einleitung zu seinem Esprit philosophique: „Was hätte unsere Nationalliteratur werden können, wenn die biegsame, ausdrucksfähige und vokalreiche Sprache der Occitanier das Übergewicht bekommen hätte, über den von vorneherein harten, monotonen und nasalen Dialekt der Picardie und der Champagne?“ Diese Occitanier sind aber eben die Bewohner der Langue d'oc und der Provence. Schon Estienne Pasquier hat andererseits im 16. Jahrhundert in seinen Recherches de la France (X. I. 13.) dargelegt, daß es statt Langue d'oc eigentlich heißen müßte Langue des Gots, d. i. Sprache der Gothen, und daß es bei den lateinischen Schriftstellern immer Lingua gothica geheißen habe.

Sidonius Apollinaris, ein lateinischer Schriftsteller aus dem 5. Jahrhundert, beschreibt in dem, einem Briefe (VIII. 9) beigegebenen Gedichte, wie damals in Bordeaux die Germanen zusammenströmten, der blauäugige Sachse, der Sigambrer, der siebenfußhohe Burgunder, der blaßäugige Heruler, der Gothe. Ja noch um die Jahrtausendwende erzählt Richerus in seinen Büchern der Geschichte, die er über Veranlassung Gerberts, des späteren Papstes Sylvester des II., schrieb, wie König Odo von Franken (892) gegen die normannischen „Piraten“ u. a. aus Gothien Männer von Toulouse und Nimes zusammengezogen hat. Beide Städte waren damals politisch lange nicht mehr gothisch, aber offenbar waren sie es der Bevölkerung nach.

Dort im Lande der Lingua gothica, im Langue d'oc war also ein neues Leben erwacht. Dort kam eine selbständige autonome Lebensanschauung herauf, von der wir teilweise schon im Kapitel des I. Buches über Schuld oder Unschuld Gottes an der Welt gesprochen haben. Vergebens hatte sich schon damals unter Aufwendung schärfster Intelligenz die Scholastik abgequält, den fremden unverdaulichen Bibelstoff zu assimilieren. Sie war nur betrogen geblieben um den eigenen Genius. Wie nicht mehr seit Markions, des christlichen Bibelhassers Zeiten, war nun die Herrschaft der Kirche in diesen Ländern bedroht. „Wenn sie Moses und die Propheten annehmen würden, wären sie keine Ketzer“, sagt der zeitgenössische Zisterzienser Caesarius von Heisterbach über die Albigenser (Dial. mirac. V. 21.). Auf das Innigste wurde das Böse in der Welt von ihnen als unvereinbar mit der Herrschaft eines guten Gottes empfunden; und der Gott der Bibel, der das Böse selber schafft, der die Herzen selber verhärtet, die Sklerokardia verhängt, wurde aufs Innigste abgelehnt. Kräftig war das Empfinden einer Gotteskindschaft im Gegensatze zu einer Gottesknechtschaft gediehen, und hoffnungsvoll, ja siegesfreudig breitete sich die Überzeugung einer besseren Gemeinschaft, als das offizielle Christentum sie bietet, aus, unter dem Schutze des Grafen von Toulouse und anderer Herrscher jener Gebiete.

Ein erster Kreuzzug gegen diese Ketzer, zum ersten Male gegen christliche Länder, den schon das dritte 1179 einberufene lateranensische Konzil beschlossen hatte, war jämmerlich gescheitert und hatte keinen anderen Erfolg, als den des Zornes und der Verachtung gegen die rohen raubenden Massen, die sich aber bald wieder zerstreut hatten.

Eine große Zeit schien anzubrechen, die Gewissen schienen erwacht, die kirchlichen Preistabellen zur Gewissensabtreibung schienen dort ihre Wir-

kung verloren zu haben, und groß, ja riesengroß war die Gefahr für die Kirche und das Christentum. Der heilige Bernhard schilderte damals in einer Epistel an den Grafen von Toulouse, der die Ketzerei nicht hinderte, wie die Kirchen ohne Volk seien, das Volk ohne Priester, die Priester ohne Funktionen; keine kirchlichen Feste mehr, keine Taufe der Kinder, keine Sakramente ... In seiner englischen Geschichte sagt im 12. Jahrhundert der englische Augustinermönch Guillelmus Parvus über die ketzerischen Katharer, und das sind die Albigenser, daß ihre Verbreitung über Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland zahlreich wie der Sand am Meere war. Caesarius von Heisterbach teilt in seinem damaligen, schon oben genannten Dialogus miraculorum (V. 21) mit, daß der albigensische Irrtum so sehr vorwog, „daß er binnen kurzer Zeit an tausend Städte infizierte, und wäre er nicht durch das Schwert der Gläubigen zerschmettert worden, hätte er, glaube ich, ganz Europa verdorben".

Es ist auffallend, daß man damals ziemlich allgemein die albigensischen Ketzer Arianer nannte. Döllinger will das durch die Volksbezeichnung der Weber in Toulouse erklären, aber der Abt Heinrich von Clairvaux, den er anführt und der der Sache doch näher stand, erläuterte das Albigensertum aus einem Wiederaufleben des Arianismus, über den wir schon im vorvorigen Abschnitt gesprochen haben. Diese ganze, den arianischen Völkern offenbar ebenbürtige hoffnungsvolle Entwicklung, die ihnen so kongenial war, daß, wie Döllinger (Beiträge I. 23) feststellt, wer einmal diese Lehren bekannte, kaum mehr bekehrt werden konnte, dieser Werdegang ist durch den verbrecherischen Kreuzzug zerstört und gemordet worden, den Innozenz der III. mit Hilfe der Franken unternahm, diesem unheilvollen Volke unter den Germanen. Die Blüte einer hoffnungsvollen Kultur ist in einem Reif in der Frühlingsnacht erlegen und diese That gehört mit zu den Gesta dei per Francos, ein Ausdruck, der sich speziell auf die Kreuzzüge bezieht.

Solches war das Schicksal der beginnenden Erholung von dem Niederbruche der Antike und von dem Leichengifte, das diese, den germanischen Völkern an Zivilisation noch immer überlegen, in Form eines biblischen Bekenntnisses und einer ebensolchen Priesterorganisation hinterlassen hatte.

Die Stürme der Völkerwanderung waren zur Ruhe gekommen. Die germanischen Völker hatten die alten Länder mit neuem edlen Blute befruchtet und selber neue Staaten begründet. Es war die Zeit, da im Norden Snorri Sturluson an der Edda und Heimskringla, Saxo Grammaticus an seiner Historia Danica schrieben. Das allgemeine Fellachentum, das nach dem Zusammenbruche der Antike übrig geblieben war, wie Parasiten übrig bleiben, wenn der Zerfall erledigt ist, diese allgemeine Verköterung war durch edle Blutzufuhr in hohem Maße beseitigt. Das Langue d'oc zumal war urgermanisch geworden*). Das Schönheitsideal der

*) Ernst Moritz Arndt sagt hierüber in seinen vergleichenden Völkergeschichten (S. 208 f.): „Wir kommen zu dem reizenden Langue d'oc mit den großen Städten Toulouse, Narbonne, Montpellier, Nimes, Beaucaire, zu der Landschaft, wo der König der Westgothen in Toulouse seinen ersten Sitz hatte, wo die letzten Westgothen in Frankreich zusammengedrängt wurden, zu dem französischen Gothien des Mittelalters. In dieser Landschaft, darf man annehmen, ist der gallische oder gallisch-aquitanische Menschenstamm von den einwandernden herrschenden Germanen nicht nur sehr gedrängt, sondern wohl größtenteils weggedrängt worden ... Der germanische Charakter, ich sollte sagen, das germanische Gemüt, hat sich hier auch fast mehr offenbart, als in irgend einer anderen französischen Landschaft. Dieses germanische Gemüt, diese urgermanische Anlage, die

Trobadors war blonden Haares, blaugrauen Auges, weißer Haut, und der Gott Amor war bei ihnen, wie die deutsche Minne, weiblich. „Seit ich meine blonde Dame sah", so ruft der berühmte Bertrand de Born; und eine Dame blonden Haares bezeichnet z. B. Girot de Calenson als sein Ideal, um nur zwei damalige provençalische Edle und Dichter herauszugreifen. Trotz des Niedergangs des römischen Reiches deutscher Nation, das nie zum Glück der letzteren bestand, trotz der Aktivität der Kreuzzüge, die eine ungeheure Erhöhung der päpstlichen Macht bedeutet haben, war zur Zeit des Überganges vom 12. zum 13. Jahrhundert eine Wende angebrochen, mit viel reineren und edleren Hoffnungen, als sie sich viel später nach neuerlicher Erholung wieder eingestellt haben mögen.

Ganz von selber hatte die vorgeschrittene Kultur, hatte das edlere Blut, hatte die bessere Tradition, hatte die schöpferische Freiheit auf das religiöse Gebiet übergegriffen. Diese Menschen waren vorerst Christen geblieben, ohne sich bewußt zu sein, wie weit und wesentlich sie sich, anscheinend im Sinne von Gedankengängen, wie wir sie im ersten Buche kennen lernten, von der christlichen Orthodoxie entfernt haben. — In den sogenannten Petrusakten (10) wird ein merkwürdiges Wort Christi überliefert: „Die mit mir sind, haben mich nicht verstanden".

Das theokratische Verhalten der Priesterschaft macht es nicht schwer, die albigensische Bewegung als einen Schritt der Annäherung an jenen edlen Sinn Christi, des „unbewußten Schülers Zarathustras", zu begreifen, dessen Spuren in den Evangelien nur hier und da zu finden sind.

7. Trobadors und Minnesinger.

Die provençalische Sprache, diese Sprache der Trobadors, war harmonischer, bildsamer und reicher als die französische. Eine Literatur in Poesie und Prosa begann sich zu entwickeln. Handel und Wandel blühte in zahlreichen germanisch autonomen Städten. Freimütiger religiöser Ernst war vereint mit lebensfrohem Dasein, mit Höflichkeit, mit Courtoisie, die auch in das Bürgertum gedrungen war, und an den Liebesgerichtshöfen wurden die ritterlichen, zum Teil auch herben Pflichten des Minnedienstes entschieden. Aus deren Grundsätzen, den leys d'amors schöpften die Trobadors die gaya sciensa de trobar, die frohe Wissenschaft des Dichtens (Raynouard, Lexique Roman II. S. 63), und mit ihren Rügeliedern, den Sirventes, die zumal auch gegen Roms Priesterwelt gerichtet waren und für die Ketzer Stellung nahmen, erfüllten sie eine bewußte heilige Pflicht*).

---

mehr oder weniger bei allen Völkern des Stammes hervortritt, ist das Philosophische, das Denkende, Grübelnde, Zweifelnde, welches die germanische und deutsche Art zeigt. Die hiesigen Enkel und Urenkel der Westgothen haben diese schöne Anlage mehrmals als ein fürchterliches Unglück büßen müssen . . . Wer kennt nicht die fürchterlichen Religionskriege und Vertilgungen in diesem Lande im 13. Jahrhundert? Die Ächtungen, Hinrichtungen und Verbrennungen der unglücklichen Albigenser?"

*) Das Collége de la gaie science, das später im besiegten Toulouse unter den Augen der Inquisition und der katholischen Universität seine matte flache Praxis übte, erreichte im Vergleiche zur altprovençalischen Dichtung nicht einmal das Verhältnis der handwerksmäßigen Meistersingerei gegenüber der vorangegangenen Poesie eines Walther, Wolfram oder Gottfried.

Als einer der ersten Trobadors ist Wilhelm Graf von Poitiers bekannt, dessen Schwester Agnes die Gattin des deutschen Kaisers Heinrich des III. gewesen ist. Richard Löwenherz von England, dessen Schwester Maud die Gattin Heinrich des Löwen von Sachsen war, und Alphons von Navarra dichteten provençalische Lieder. Der deutsche Kaiser Heinrich VI. von Hohenstaufen war hinwiederum ein deutscher Minnesinger. Zwischen Trobadors und Minnesingern bestanden Beziehungen, und durch das reichsdeutsche Burgund oder Arelat liefen Verbindungslinien von der Provence nach Deutschland, wobei noch zu beachten ist, daß auch die Provence, wenn auch nur formell, zum deutschen Reiche gehörte. Eine weitgehende Gemeinsamkeit bestand zwischen provençalischem und deutschem Minnesang, wie wir schon im vorigen Abschnitt erörtert haben. Bei dem Minnesinger Rudolf von Neuenburg lassen sich direkte Übertragungen von Liedern der Trobadors nachweisen. (Hagen, Minnesinger, I. 10; IV. 47.) Selbst die isländischen Sagas wurden von dem Albigenserlande aus mittelbar angeregt*).

Im westlichen Teil des heutigen Frankreich war damals England, im südlichen war Spanien; im Osten Toulouse, die Provence und Burgund. Das eigentliche Frankreich, damals das wallonische genannt, seit Chlodwig und Karl dem Großen das Unglücksreich für die germanischen Brudervölker, besaß die geringste Ausdehnung unter den vier Gebieten auf dem heutigen französischen Boden.

In Deutschland war die Zeit des freien Minnesangs angebrochen und im Österreich der Babenberger nicht minder, und in diesem Österreich ist damals auch das gewaltige Nibelungenlied gedichtet worden, das die Donaulandschaft und die Sprechart ihrer Bewohner so gut kennt und in der gothisch-österreichischen Gestalt des Rüdiger von Pöchlarn die Treue so herrlich schildert, zur selben Zeit schildert, als schon in der Ferne ein Innozenz der III. die Untreue gegen die Ketzer anbefahl, was ein Rüdiger mit Verachtung von sich gewiesen hätte. Die Minnesinger waren ebensowenig, wie die Trobadors, bloße Liebessänger. Wir haben schon anmerkungsweise die Stellung der letzteren zu den Franzosen berührt, und wollen nun hier einen Sirventes, ein Rügelied Peire Cardinals (nach Diez, Leben und Werke, S. 463 f.), seinen Schwanengesang, mit dem er vor Gottes Richterstuhl treten wollte, teilweise zitieren: „Ich dicht' hiermit ein neues Rügelied, das hören soll am Tage des Gerichts er, der mich schuf und bildete aus nichts . . . Nie sollte uns sein Tor verschlossen sein, und daß der heilige Petrus es bewacht, dient ihm zur Schande; nein, aus eigener Macht, vergnügt und lachend zöge man dort ein! Denn der Hof will mir nicht vollkommen scheinen, wo ein Teil lacht, indeß die andern weinen; und wird er auch als hoher Herr verehrt, wir hadern doch, wenn er den Eintritt wehrt . . . Zum Mindesten würde der Vertrag mir frommen: Schaff mich dahin, von wo ich hergekommen; wo nicht nun, so verzeih mir mein Vergehen, denn lebt ich nicht, so wär' es nicht geschehn."

---

*) Das hatte schon im 18. Jahrhundert A. L. Schlözer in seiner Nordischen Geschichte (S. 217) erkannt: „Nun war eben damals im südlichen Europa das goldene Zeitalter der Trobadoren oder der Provençaldichter: ihre Dichtkunst, welche die gaya Ciencia eine lustige und unterhaltende Wissenschaft hieß, ward die Stamm-Mutter der italischen, französischen, spanischen und deutschen Poesie, der Romanzen und Romane. Auch der reisende Isländer lernte diese neue Wissenschaft im Süden kennen, gewann sie lieb und verpflanzte sie in sein kaltes Vaterland."

Nebenbeibemerkt hat Schopenhauer (P. II. § 178. S. 393) ganz selbständig denselben Gedankengang.

Es war eine fröhliche Wissenschaft mit sehr ernstem Unterton, die damals von Trobadors und Minnesingern verkündet wurde. Wir wollen uns auch an Walther von der Vogelweide erinnern, wenn er fragt, wie lange Gott denn wolle schlafen. „Sein Kämmerer stiehlt ihm den Himmelshort, sein Priester raubet hier und mordet dort, sein Hirte ward zu einem Wolfe unter Schafen." Der zeitgenössische wälsche Dichter Thomasin hat Walther vorgeworfen, daß er tausend Mann betörte, das Gebot Gottes und des Papstes zu überhören, er „der da sprach in seinem hohen Mut, daß der Papst nur wollt' mit deutschem Gut füllen seinen wälschen Schrein". Der Untertitel, la gaya scienza, den Friedrich Nietzsche seinem Werke von der Fröhlichen Wissenschaft gegeben hat, und den er in Briefen auch das gay saber das fröhliche Wissen nannte, sollte wohl an jene Zeiten erinnern. Es ist die Autonomie und das Leben, es ist der Preis von „Liebe, Treue, stetem Mut, Ehr' und anderfältigem Gut", denen der Minnedichter und überlegene Nachdichter der Tristansage, Gottfried von Straßburg seine wonnesamen Verse widmet. Philosophisch gesprochen ist es z. B. die absolute subjektive Ethik, die heroische Wahrhaftigkeit, zu der er gleich im Eingang seines Epos sich bekennt: „Der guote man, swaz der in guot und niwan der werlt ze guote tuot, swer daz iht anders wan in guot vernemen wil, der missetuot".

Wolfram von Eschenbach hebt hervor, daß er zur Grundlage seines Parzival den Provençalen Kiot genommen habe; zugleich verwahrt er sich gegen den Franzosen Chretien de Troyes, weil dessen Wiedergabe eine Verfälschung sei. Kiot ist heute ganz verschollen und wird damals überhaupt nur mehr am Rheine gelesen worden sein; denn in der Provence war ja diese ganze Literatur der Ächtung verfallen. Wolframs Feststellungen: „Kiot ist ein Provenzal, der die Mär von Parzival fand in heidnischem Buch" (416. 25 f.), und überdies, „von Provence ins deutsche Land ward uns die echte Mär gesandt" (827. 9 f.) sind ein Beweis für die Verbindung dieser Gebiete zu damaliger Zeit. Ebensowohl auch, daß Heinrich von Veldek, da er seine Liebe höher pries, als Tristans, der nur einem Zaubertrank erlegen sei, dem Beispiel eines provençalischen Trobadors gefolgt war. (Ranke, Tristan und Isold, S. 62.) Mir gilt auch als ein Beweis für die von heutigen Philologen mit imbeziler Hyperkritik und unfairer Lügenstrafung Wolframs geleugnete provençalische Vorlage die echt provençalische Abwendung Parzivals vom biblischen Gotte: „Weh was ist Gott . . ." Richard Wagner, der geniale Beleber der herrlichen germanischen Mythen, hat das leider noch weniger beachtet, als Wolfram selber. Wagner ging den Weg von Siegfried zu seinem Parzival, reine Toren, einzig hoffnungsvolle Charaktere beide, doch dieser allerdings zum König im Reich des biblischen Messiasheils bestimmt.

Wolfram sagt selber, wie wir sahen, daß seine Sage in letzter Linie einem heidnischen Buche entstamme. Was aber Heidentum und Christentum, letzteres in arischer Auffassung, hier vereinigte, war die Symbolik des Grals, die immerhin jetzt die Fortwirkung befreien wollender That Christi darstellte — gegen den Willen der Kirche, die die arische Gralsidee natürlich ganz ignorierte. Im Heidentum symbolisierte dieselbe, wie Leopold von Schröder dargethan hat, das wiederbelebende göttliche Soma der indischen Mythe, oder hellenisch gewendet, den erweckenden und unsterblich

machenden Göttertrank des Nektar, für Menschen nicht leicht zu erreichen, sie seien denn Heroen. Wolfram nun läßt den Gral, mit dem erlösenden Blut des Heilands die Wiedergeburt bewirken, und Helden sind bei ihm berufen, des Grals zu warten. Die christliche Bevorzugung des Gemeinen ist hier zugunsten des Edlen umgangen. Es ist aber nicht sicher festzustellen, ob diese Templeisen, wie er sie nennt, und die in andern Gedichten die Tempelritter genannt worden sind, jene Templer wirklich darstellen sollen, die später von der französischen Krone im Bündnis mit den Päpsten, wie die Albigenser, gemordet und beraubt worden sind. Richard Wagner seinerseits spricht nun im Parsival den Preis den reinen Toren zu, wie sie das Germanentum hervorbringt, d. h. der Unberührtheit durch die Lüge und durch die Eigensucht. Nach ihm ist die Gnade des Grals die Bannung des Bösen durch Vergeltung mit Gutem, oder wie man das doch wohl auch auslegen könnte: Mitleid, aber nicht Duldung, und demgemäß eigene kongeniale Thaț.

Zum Schlusse noch einige Gedankengänge zum Wesen und zur Vorgeschichte der Trobadors, zumal ja die prosaische altprovençalische Literatur vernichtet worden ist.

Es ist eine rein germanische, jedenfalls hochstehende Empfindung, die wir schon oben in der ersten Wiedergabe von Peire Cardinal beachten konnten, wenn Trobadors es einen mißratenen Herrscher nennen, unter dem neben Freudigen auch Weinende sind. (Vgl. Fauriel, Histoire de la Poésie Provençale, II. S. 183.) Es ist das dieselbe edle vornehme Mentalität, der Rückert in seiner Weisheit des Brahmanen (I. S. 58) Ausdruck gibt: „Wer selig wär' und müßt' unselig andre wissen, die eigne Seligkeit wär' ihm dadurch entrissen".

Welch ein Niveauunterschied gegenüber jener anderen Auffassung, der Papst G r e g o r der I., der Heilige, der Große, Ausdruck gab, daß die Qualen der Brüder in der Hölle die Freuden der Seligen im Himmel steigern*). Hier sehen wir wohl klar den Unterschied zwischen eingeborener Gotteskindschaft und biblischer Jehova-Knechtschaft.

---

*) Sancti Gregorii Papae cognomento Magni Opera omnia, Tomus II. Migne, Paris 1849. Homiliarum in Evangelia libri II. Hom. XL. Cap. 8. (Corb. 21, Lateran. 11, Cod. Reg. Suec. 31): „Justi vero in tormentis semper intuentur injustos, ut hinc eorum gaudium crescat, quia malum conspiciunt, quod misericorditer evaserunt, tantoque majores ereptori suo gratias referunt, quanto vident in aliis, quod ipsi perpeti, si essent relicti, potuerunt. Nec illam tantae beatitudinis claritatem apud justorum animum fuscat spectata poena reproborum, quia, ubi jam compassio miseriae non erit, minuere procul dubio beatorum laetitiam non valebit. Quid autem mirum, si dum justi injustorum tormenta conspiciunt, hoc eis veniat in obsequium gaudiorum, quando et in pictura niger color substernitur, ut albus vel rubeus clarior videatur? Nam, sicut dictum est, tanto bonis sua gaudia excrescunt, quanto eorum oculis damnatorum mala subterjacent, quae evaserunt. Et quamvis eis sua gaudia ad perfruendum plene sufficiant, mala tamen reproborum absque dubio semper adspiciunt, quia, qui creatoris sui claritatem vident, nihil in creatura agitur, quod videre non possint."

Hier sollen nur die wichtigen Stellen übersetzt werden: „Die Gerechten aber sehen die Ungerechten immer in ihren Qualen, damit dadurch ihre Freude wachse . . . Auch der Anblick der Strafen der Verdammten trübt im Geiste der Gerechten nicht das Licht ihrer so großen Seligkeit, denn wo kein Mitleid mehr mit dem Elend ist, kann zweifellos die Freude der Seligen nicht gemindert werden. Was Wunder, wenn der Anblick der Qualen der Ungerechten den Gerechten zur Nahrung der Freude wird . . . Denn wie gesagt, die Freuden der Guten wachsen umsomehr, als unter ihren Augen das Unglück der Verdammten zunimmt, dem sie selbst entgangen sind . . ."

Dieser echt alttestamentarische Geist findet sich auch mit ausdrücklichen Worten im sogenannten 4. Buche Esra, wo es (7. 93) heißt: „Die zweite (Freude der Gerechten) ist,

Um wie viel größer wären Dante und die Maler des jüngsten Gerichtes gewesen, von Giotto, Orcagna und Fra Angelico bis Michel Angelo ohne das sadistische Epigonentum der Bibel! Vielleicht haben diese Gräuel dazu beigetragen, daß Cimabues Ruhm vom Ruhme Giottos abgelöst worden ist, der gegenüber der seligen Hierarchie die Gräuel der Hölle dargestellt hat, und von Dante, dessen Porträt er mit einbezogen hat (Comed. II. XI. 95) als den Ruhm Cimabues verdunkelnd gerühmt ward.

Wie anders steht da doch der damalige deutsche Meister Ekkhart vor uns, der (S. 203) sagt: „Wär all die Pein, die in der Hölle gelitten wird oder auf Erden je gelitten ward und werden wird, auf die Gerechtigkeit gesetzt, das kümmerte gerechte Menschen nicht mehr denn als ein Faden Bast".

Es obliegt nun wohl, bevor wir uns der tragischen Peripetie zuwenden, die die autonome provençalische Kultur und die deutsche Ära der Hohenstaufen durch die Theokratie erlitten haben, uns noch Rechenschaft zu geben über die Vorgeschichte des provençalischen Kulturaufschwunges.

In Spanien war es schon vorher zu einem, wenn auch nicht so ausgeprägt freien und autonomen Kulturanlauf gekommen, und überdies in arabischem Kleide. Der Geist dieser Kultur aber war gothisch und fand daher bei den Provençalen Verständnis. Schon drei Jahrhunderte vor der arabischen Eroberung hatten dort die Westgothen geherrscht, und nur ihre Bekehrung zum Katholizismus (im Jahre 587) und die damit verbundene Priesterherrschaft hatte es wohl verhindert, daß schon damals dort jene freiere Bewegung zustandekam, die vorbereitet war und dann unter der arabischen Herrschaft zur Geltung gelangte. Ranke stellt in seiner Weltgeschichte zwar fest, daß diese Araber nur „den gewaltthätigen noch von keiner Kultur berührten Islam nach Spanien brachten". Auch waren es die jüdischen Sympathien, die ihnen dort hilfreich entgegengekommen sind. Allein im dortigen gothischen Milieu etablierte sich dann eine Poesie, deren Formen, wie Hauser in seiner Weltgeschichte der Literatur sagt, „auf eine gleiche, den spanischen Gothen und den Provençalen gemeinsame Grundform zurückgehen dürfte. Der Geist, der in diesen Gedichten lebt, ist ebenfalls der abendländische". Zur Zeit der Trobadors war übrigens das spanische Kalifat schon gestürzt, das unter Hakam dem II., dem gelehrten Dichter, im 10. Jahrhundert wohl seine kulturelle Höhe erreicht hatte. Später war die Entgothung schon vorgeschritten und die Inquisition trat durchgreifend und vollen Einflusses auf und machte das spanische Volk zu dem, was es ward*).

---

daß sie die wirren Wege schauen, auf denen die Seelen der Gottlosen umherirren müssen und die Strafen, die jener harrt".

Die Predigt des Papstes Gregor hat das Gleichnis vom reichen Manne und vom armen Lazarus zum Anlaß genommen. (Lucas, XVI. 19—31.) Dort ist festgestellt, daß zwischen dem Himmel und der Hölle eine unüberschreitbare Kluft gesetzt ist, daß die Bewohner von Himmel und Hölle aber einander sehen und hören. Der Mann in der Hölle wendet sich dort an Abraham und bittet aus Liebe zu seinen Brüdern: So bitte ich dich, Vater, daß du ihn in das Haus meines Vaters sendest, denn ich habe fünf Brüder, daß er ihnen Zeugnis gebe, damit nicht auch sie an diesen Ort der Qualen kommen. Aber Abraham verweigert das. Und daß Abraham den Gepeinigten überhaupt mit Sohn anspricht, veranlaßt den Jesuiten Arndt, den Herausgeber der Allioli'schen Bibel, oder Allioli selbst in einer Anmerkung gleichsam entschuldigend beizufügen: „Außer der Anrede verrät nichts Mitleid".

*) Schiller sagt über die spanische Inquisition bekanntlich: „Eine geistreiche, treffliche Nation hat sie mitten auf dem Wege zur Vollendung aufgehalten; aus einem

Im christlichen Europa aber verschwanden Trobadors und Minnesinger vor der biblischen Theokratie, und diese machte Europa zu dem, was es ward.

8. Innozenz der III.

Trotzdem gegen Ende des zwölften Jahrhunderts drei Kreuzzüge die Macht des Papstes erheblich gesteigert hatten, hielten doch Heinrich der VI. von Hohenstaufen und Richard Löwenherz von England den Papst und Frankreich in Schranken, von wo die Kreuzzugsbewegung den Ausgang genommen. Heinrich war, wie wir schon sahen, ein Minnesinger, Richard ein Trobador, ein Sohn der Provençalin Eleonore. Die Gebiete zwischen Mittelmeer, Rhone und Garonne hatten sich dieses Zustandes zu freuen, und nicht nur an den Höfen und bei ihren Dichtern, vielmehr in allen Klassen und Ständen und sozialen Stufen griffen die kühnen ehrlichen erhabenen Anschauungen einer religiösen Auffassung um sich, wie sie noch in den Protokollen der Inquisition zutage treten, allerdings von den Gegnern zurechtgelegt und nach all dem Terror und nach all der Ausmordung trübe und pessimistisch geworden. Aber sie waren noch immer so hoch, daß ehrenhafte edle Lebensführung schon an sich ein Merkmal der Ketzerei gewesen ist. Wir werden Näheres im Abschnitt über Sankt Dominicus noch sehen.

Heinrich der VI. stand auf der Höhe des Erfolges. Da geschah es, daß dieser Kaiser und Richard Löwenherz kurze Zeit nacheinander, jener mit zweiunddreißig Jahren plötzlich in Italien, dieser einundvierzig Jahre alt im Limousin an einer Wunde gestorben sind. Nicht genug an dem, bestieg damals der junge energische Junker Lothar aus dem Hause Conti als Innozenz der III. den päpstlichen Stuhl. Er hatte an Stelle des Gewissens den Bibelglauben. Einer der unbefangensten Köpfe des 17. Jahrhunderts, der sich mit der Geschichte Frankreichs ehrlich beschäftigt hat, Boulainvillers, gibt ausdrücklich das politische Interesse Frankreichs am Untergange der Albigenser zu (I. S. 516), und charakterisiert in seinem Geschichtsabrisse (III. Bd. d. Werke, S. 316) Innozenz, indem er sagt, er sei „ein geschickter, lebendiger, betriebsamer Mann gewesen, der sich in alles mit unerhörtem Hochmute hineinmischte und jede Sache zum Äußersten trieb, bei der er Schwäche und Uneinigkeit vorfand“.

Die Exkommunikationen Innozenz des III. spielten eine große Rolle, da sie für ihre Dauer von den Pflichten gegenüber den Exkommunizierten befreiten. Sein Verbot der Ehrlichkeit gegenüber den Ketzern führte zu den entsetzlichsten Praktiken der Selbstsucht und des Verrates, aber natürlich auch zur inneren Erniedrigung dieser Verräter. Seine Durchführung des bequemen Kreuzzuges gegen europäische Völker versammelte Scharen von Verbrechern, Räubern und Plünderern, die nach Herzenslust morden und Beute machen, aber auch die Beute mitnehmen konnten, was bei den asiatischen Kreuzzügen gegen den Islam unthunlich war; und die dafür

---

Himmelsstrich, worin es einheimisch war, das Genie verbannt; und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geist eines Volks hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Weltteil bewohnen, zur Freude berufen war“.

noch Verzeihung aller Sünden erhielten. Sein Zorn gegen anders gerichtete Banden, die z. B. im Gebiete des Grafen von Toulouse ihr Unwesen trieben, die man Cotereser nannte und die auffallend an Schillers Räuber erinnern, war daher nur eine Scheinheiligkeit. Sein Fluch und sein Interdikt traf jene, die sich die Güter der Ketzer nicht aneignen wollten. Sein Argument war die alttestamentarische Bannung unter ausgesuchten Grausamkeiten, was man modern den bolschewistischen Terror nennt.

Mit Recht rief der Trobador Guillaume de Mur: „Ein Räuber kommt zur Seligkeit durchs Kreuzzugskreuz, doch ohne sich zu bessern".

Mord, Seelenmord, Rufmord, das war die Praxis, die hier in Frage kam: im Sinne arisch empfindender Christen die Praxis des Antichrist. Wir wollen nur beim Rufmord kurz noch verweilen. Wie die unbequemen Schriften der Antike, so wurde fast die ganze altprovençalische Literatur vernichtet und dann über sie auf das Infamste abgesprochen. Was mußte es damals bedeuten, wenn die päpstliche Autorität den Grafen von Toulouse einen verpesteten Menschen nannte! Den Bischöfen schrieb Papst Innozenz zur selben Zeit: „Wir raten euch mit dem heiligen Apostel Paulus, gegenüber diesem Grafen die List zu gebrauchen; denn in diesem Falle verdient sie den Namen Klugheit. Zuerst gilt es jene anzugreifen, die sich von dem Glauben entfernt haben, und dem Grafen von Toulouse einige Zeit zu lassen in weiser Verstellung ihm gegenüber, sodaß die übrigen Ketzer umso leichter abgethan werden können und er selbst dann vernichtet werden kann, wenn er schon allein ist." (Ep. XI. 232.)

Leider war der so mächtige Graf Raimund der VI. von Toulouse nicht fest genug. Der Kirche stand er viel zu schwächlich, sozusagen mit gebrochenem Rückgrat gegenüber. Er hat den großen Inhalt der in seinen Gebieten neu und frei aufblühenden Kultur nicht ernst genug genommen. Er hat sich entehrender Buße unterzogen, um den Papst zu besänftigen, der ihn perfiderweise doch nur isolieren wollte.

Bevor wir nun aber weiter die hierher gehörigen Thaten Innozenz des III. besprechen, empfiehlt es sich und sei es gestattet, zwei Episoden zu erwähnen, die allerdings mit seiner Person nichts zu thun haben, deren eine aber, nicht ohne literarisches Interesse, den oben besprochenen kirchlichen Rufmord charakterisiert, deren andere aber die entsetzliche Entsittlichung erkennen läßt, die die biblische Rechtgläubigkeit mit sich gebracht hatte, und die wohl die Möglichkeit der Wirksamkeit eines solchen Papstes erst verständlich macht.

Shakespeares Fettwanst Falstaff ist eine allbekannte humoristische Gestalt feiger Prahlerei und hatte ursprünglich Oldcastle geheißen. Noch jetzt wird er im ersten Teile Heinrich des IV. in einer Szene old lad of the castle genannt. Sir John Oldcastle, ein Führer der Wicliffitischen Lollarden, war ein Held voll sittlichen Mutes und wurde im Jahre 1417 ob seines Bekenntnisses, das sich besonders auch gegen die unter Innozenz dem III. verkündete Transsustanziationslehre richtete, also gegen die Lehre von der faktischen Behandlung des Brotes und Weines in die Substanz des Leibes und Blutes Christi durch die priesterliche Weihe, in London unter König Heinrich dem V. verbrannt. Man hing ihn mit Ketten auf einen Galgen und entfachte unten ein langsames Feuer, während Priester Christi den Galgen umgaben, um Mitleidsäußerungen zu verhindern, selber höhnend und spottend und dem gemarterten Ketzer die letzten

Stunden zu verbittern suchend. Nach seinem Tode wurde der Rufmord vollzogen und man hat ihn in einen Falstaffcharakter verwandelt, sowie unter Heinrich dem VI. bezw. seinem Regenten in Frankreich, dem Herzog von Bedford, die herrliche Jeanne d'Arc von einem kirchlichen Inquisitionsgerichte als eine ketzerische Hexe verurteilt worden ist. Shakespeare*) war dieser schmählichen Tradition über Oldcastle nicht entgangen. Aber er änderte später den Namen und verwahrte sich im Epilog zu seinem Heinrich IV. mit folgenden Worten: „Oldcastle starb als Märtyrer und Falstaff ist nicht dieser Mann".

In der Histoire des Français von Sismondi findet sich eine einfache Geschichte aus Radulphi Coggeshale abbatis chronicon für das Jahr 1201, die für das rechtgläubig-christliche Walten jener Zeiten bezeichnender ist, als lange Ausführungen:

„Als der Erzbischof von Rheims, Oheim des Königs Philipp, außerhalb der Stadt mit mehreren Priestern zu Pferde promenierte, bemerkte einer von ihnen, der es uns selber erzählt hat, Canonicus Gervais de Tilbery ein junges Mädchen, das einsam in einem Weinberg sich erging. Von jugendlicher Neugierde getrieben näherte er sich ihr, begrüßte sie, fragte sie nach ihren Eltern und was sie hier so einsam treibe. Da er nun ihre Schönheit in der Nähe sah, forderte er von ihr in Höflichkeit ihre sinnliche Liebe. Das junge Mädchen aber antwortete ihm mit einfachen Gebärden, aber einer Art von Ernst in ihren Worten, ohne fast die Augen zu ihm zu erheben: ‚Es wäre nicht gottgefällig, du guter junger Mann, daß ich jemals dir angehören sollte oder einem anderen Manne; denn wenn ich meine Jungfrauschaft verlöre, wenn meine Reinheit jemals versehrt werden würde, so fiele ich ohne Zweifel der ewigen Verdammnis anheim.' Bei diesen Worten merkte der Canonicus Gervais sofort, daß das Mädchen jener unheiligen Sekte der Paulikaner angehöre, die man damals überall verfolgte und der Strafe zuführte, die aber insbesondere Philipp Graf von Flandern mitleidlos mit gerechter Grausamkeit belangte. Während nun Gervais den Irrtum des Mädchens zu widerlegen suchte, kam der Erz-

*) Shakespeare selbst ist wohl mit der Gestalt seines Hamlet einer wenn auch unbedeutenderen und vielleicht zufälligen Wandlung zum Opfer gefallen, die mit biblischer Mentalität gar nichts zu thun hat, aber immerhin die edle Gestalt des Hamlet der Gestalt des Falstaff äußerlich näher bringt, als der des John Oldcastle, der sie wirklich näher steht. Darauf, daß der Träger der Hamletrolle, zugleich der einflußreiche Mitbesitzer des Theaters, Burbage, in seinem körperlichen Zustand keineswegs einem idealen Hamlet entsprochen habe, vielleicht aber auch auf einen stehengebliebenen verhängnisvollen Druckfehler, mag es zurückzuführen sein, daß die Gestalt dieses Hamletcharakters so ganz unpassend, ja unmöglich als fett, als wohlbeleibt, als gemästet und kurz von Atem hingestellt wird. Statt „fat" (fett) will die Königin an der bezüglichen Stelle, wie manche, und wohl mit Recht, annehmen, offenbar „hot" (erhitzt) sagen. Sie will dem Hamlet, während er ficht, den Schweiß von der Stirne trocknen und einen Trunk anbieten; denn er ist „erhitzt und außer Atem". Welchen Sinn hätte es doch, ihn, dessen unvergleichliche Gestalt, dessen Aussehen Ophelia so sehr rühmte, „fett und kurz von Atem" zu nennen?

Die früheste Quelle für den Hamletcharakter ist Saxo Grammaticus. Er sagt (IV. Fol. 31 f.): „Wenn er vom Glücke gleiche Gunst wie von der Natur empfangen hätte, wäre er mit seinem Glanze den Himmlischen gleichgekommen, hätte er durch seine Thaten die Arbeiten des Herkules übertroffen". — Shakespeares Hamlet ist „das Meisterstück germanischen Tiefsinns, das engste Band, das Deutschland mit dem stammverwandten Dichter verknüpft". Hamlet ist wie ein Deutscher. Aber wie ein fetter Deutscher ist er nicht. Der fette Deutsche nähert sich eher dem Falstaff. Der materialistische Deutsche ist jedoch der echte Deutsche nicht, wohl aber der andere, der mit Hamlet „wahrhaft groß sein heißt: nicht ohne großen Gegenstand sich regen, doch einen Strohhalm selber groß verfechten, steht Ehre auf dem Spiel".

bischof hinzu. Als er den Gegenstand der Meinungsverschiedenheit erfuhr, ließ er das junge Mädchen festnehmen und in den Kerker der Stadt werfen. Das junge Mädchen, ebenso wie die Lehrerin, die sie unterrichtet hatte und die es unklugerweise genannt hatte, rechtfertigten ihre keusche Lehre mit ebensoviel Wissen wie Bescheidenheit. Sie wurden beide zum Tode in den Flammen verurteilt. Die Lehrerin wußte sich der Strafe zu entziehen und man nahm an, sie sei vom Teufel entführt worden. Das Mädchen aber ertrug, ohne Tränen zu vergießen und ohne zu klagen, die furchtbare Strafe mit einem Mute, der ihrer Bescheidenheit gleichkam."

Das Wesen dieses Mädchens war von der Art Jener, gegen die Papst Innozenz der III. den Kreuzzug aufgeboten hat.

Wes Geisteskind dieser Papst war, das geht zur Genüge daraus hervor, daß auf dem großen von ihm einberufenen Laterankonzile die Ohrenbeichte bei Strafe der Exkommunikation eingeführt, die Macht der Priester, Sünden zu vergeben, festgestellt und das Transsubstantionsdogma beschlossen worden ist, wonach vom Priester Brot und Wein in den wirklichen Leib und in das wirkliche Blut Christi verwandelt werden. Es ist bekannt, zu welchen Kämpfen in späterer Zeit allein schon die Frage dieses Sakramentes und seiner Spendung geführt hat. Betrachten wir andererseits jene Sündenvergebung unter dem Gesichtspunkt der unabwendbaren Rückwirkung der That auf den Thäter! Zu all dem findet sich in des Innozenz Kommentar der Poenitentialpsalmen (Opera 1552 Fol. 133) die ausdrückliche Feststellung, quod fides Christi, quae justificat impium, re vera mundat a culpa, d. h., daß der christliche Glaube, der den Ungläubigen entsündigt, in Wirklichkeit von aller Schuld frei mache, — was direkt die Verpflichtung zum statutarischen Denken ohne Rücksicht auf das Gewissen bedeutet. Darin aber liegt ein wesensgleiches Gegenstück dazu, daß durch die Kreuzzugsplünderung die Tugend ersetzt werden könne, daß es nicht auf die Treue gegen sich selber, sondern auf die Untreue gegen die Ketzer ankomme. Welche judasmäßige Niederträchtigkeit: Untreue gegen die Ketzer, das ist nämlich vom jüdischen Standpunkt aus gar nichts andres, als was Judas Ischariotes, der einzige Apostel aus Judäa, mit seiner unsühnbaren Unthat des Verrates gethan hat. Nach Luther ist diese Untreue überhaupt eine jüdische Vorschrift.

Wer gegen die Ketzer nicht grausam war oder ihnen gar die Treue hielt, der verfiel selber dem Ketzerverdachte und der Grausamkeit, oder doch dem Terror des Jenseits. Wie Innozenz der III. selbst diesen Terror des Jenseits ausmalt, darüber wollen wir die sadistisch grausamen Sätze hören, mit denen er sein Werk De contemptu mundi sive de miseria generis humani, von der Verachtung der Welt oder vom Elend des Menschengeschlechtes, ganz im alttestamentarischen Sadismus des furchtbaren Gottes schwelgend, beschließt: „Wer wird vor dem kommenden Zorne fliehen können? Denn der Menschensohn wird seine Engel entsenden und diese werden in seinem Reiche alle Übelthaten sammeln und alle Übelthäter, und sie werden sie zusammenbinden zum Verbrennen und werden sie in den Kamin des brennenden Feuers werfen. In diesem aber wird Heulen sein und Zähneklappern, Seufzen und Jammern, Kummer und Kreuzigung, Knirschen und Schreien, Furcht und Zittern, Schmerz und Mühe, Hitze und Gestank, Finsternis und Angst, Herbheit und Rauheit, Unglück und Notdurft, Enge und Traurigkeit, Vergeßlichkeit und Durcheinander, Qualen und Stiche, Bitterkeiten und Schrecken, Hunger und Durst, Kälte und

Sengen, Schwefel und brennendes Feuer — von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Es ist wohl gar nicht Wunder zu nehmen, daß unter Verhältnissen, wie wir sie in den damaligen Ländern des heutigen Südfrankreich kennen gelernt haben — das Ketzertum war dortlands öffentlich geworden (Math. Paris 1213) — eine so geartete Kirche sehr gefährdet war, so duldsam auch die Ketzer selber gewesen. Innozenz der III. gab sich hierüber klare Rechenschaft. Er hatte Arnold, den Abt von Citeau, einen Nachfolger des heiligen Bernhard, entsendet, um die Ketzer zurückzubekehren. Doch diese nahmen von dessen Predigten keine Notiz, und hielten ihn bloß für dumm, tenian per sot, wie es in der großen, schon besprochenen Reimchronik heißt, in la canso de la crozada contr els ereges dalbeges, d. h., in dem Liede vom Kreuzzug gegen die ketzerischen Albigenser. Ein Augenzeuge hat sie geschrieben und sie war die Quelle der späteren prosaischen Geschichte dieses Kreuzzuges. Daß sie überhaupt erhalten geblieben ist, hat sie meines Erachtens ihrem Titel und ihrer anfänglichen Parteinahme für die Kirche zu verdanken. Aber ungefähr vom 137. Absatz, nach mehr als dreitausend Versen, in den weiteren mehr als sechstausend Versen, ändert sich dieses Bild, vielleicht weil diesen größeren Teil ein Anderer geschrieben, als der sich zu Anfang Wilhelm von Tudela nennt, vielleicht auch unter dem Eindruck der erlebten und erzählten Scheußlichkeiten.

Diese gereimte Chronik endet voll Hoffnung, elf Jahre nach Beginn und sieben Jahre vor dem Ende des Kreuzzugs — welch entsetzlich langes Sterben — mit folgenden Worten: „Möchten den Bösen zuteil werden die Folgen ihrer Schuld! Voll Stolz kommt nun der Sohn des Königs von Frankreich vor Toulouse mit vierunddreißig Grafen und mit soviel Volk, daß es gar nicht gezählt werden kann. Und der Kardinal von Rom, der predigt, daß Schwert und Tod vor ihnen ziehen sollen, sodaß in Toulouse nichts Lebendes verbleiben soll, nicht Mann, nicht Mädchen noch Frau, noch säugende Mutter noch Säugling, noch andere Kreatur, daß alle untergehen sollen in brennenden Flammen . . . Aber Gott und das Recht, Kraft und Verstand, und der junge Graf werden retten Toulouse." Und schon früher (V. 39251) heißt es, als dieser nach Beaucaire gekommen war: „In der Stadt ist Freude in unsere Seele gezogen, und bald gibt es dort keine Franzosen und Kreuzfahrer mehr".

Nachdem die Sendung Arnolds von Citeau nichts genützt, entsandte Innozenz den Pierre von Castelnau. Auch dieser hatte keinen Erfolg und, wie es in der Reimchronik einfach heißt, exkommunizierte den Grafen von Toulouse. Er verhängte auch das Interdikt, heute würde man es Streik und Boykott nennen, über dessen Gebiet. Und begab sich auf die Rückkehr nach Rom. Auf dieser Rückkehr wurde er im Jänner 1208 von einem Edelmann umgebracht. In Rom aber wurde der große Kreuzzug gegen die Ketzer beschlossen, de lai de Montpeslier entro fis a Bordela — o manda tot destruire si vas lui se revela, wie es in der Reimchronik heißt, von Montpellier bis nach Bordeaux zu vernichten, was nicht gehorchen werde. Mit solch barbarischer Drohung war es ernst. Innozenz hatte schon aus anderem Anlaß persönlich in Viterbo die Häuser der Ketzer niederreißen und ihr Eigentum beschlagnahmen lassen. Wie gründlich jene Drohung gemeint war, geht auch daraus hervor, daß die ganze religiöse Literatur der Albigenser verschwinden gemacht und verloren, das Volk selber aber ausgemordet ist. Im Namen Gottes entband der Papst die Treuverpflichteten der Treue, die Eidesverpflichteten des Eides, er ließ

den Teilnehmern am Kreuzzuge die Sünden nach und sprach ihnen überdies das feindliche Gut zu. Treulose, Eidbrüchige, Schuldbewußte und Räuber sammelten sich in großer Zahl angesichts der in solchem Sinne überall gehaltenen Werbepredigten. Immer gewaltiger wuchs diese Streitmacht Gottes und seiner Kirche. Diese Kirche hätte Gewissensbisse angesichts der anbefohlenen Morde und Raubzüge als neue Ketzereien betrachtet.

Anna Komnena, die Tochter des byzantinischen Kaisers Alexios des I., deren Memoiren bekanntlich Schiller herausgegeben hat, war zwar so orthodox, daß sie mit Inbrunst die Verbrennung eines ketzerischen Bogumilen, d. i. Gottesfreundes, schilderte, während sie mit der Wiedergabe der Lehren, für die er in den Tod ging, ihre Zunge nicht beschmutzen wollte. So sehr stand wohl auch sie unter kirchlichem Terror. Aber trotzdem hat sie nicht nur das Kreuzzugsgesindel, sondern auch die Grafen, die mit ihm ankamen, als Pöbel bezeichnet. Schiller, der große und fein empfindende Dichterphilosoph, hat den Geist dieser Byzantinerin, die, bezeichnend für den Byzantinismus überhaupt, mit vornehmer Zivilisation einen bloßen Mündigkeitsersatz, nämlich unvornehme Orthodoxie vereinte, eine schlechte Gesellschaft genannt. Welches Urteil hätte Schiller in solcher Richtung über Innozenz den III. wohl gefällt?

Die Briefe Innozenz des III. an seine Gesandten sind meines Wissens der Veröffentlichung nicht zugänglich gemacht. Jedoch findet sich im elften Buche seiner Episteln (Migne, Opera Innocentii Vol. II. Sp. 1554. Ep. 26) ein Schreiben des Papstes an die fünf Erzbischöfe der infragekommenden heute südfranzösischen Gebiete und an ihre Suffraganen. Der Papst weist darauf hin, daß Pierre von Castelnau gesandt gewesen sei, den Frieden zu predigen, doch habe der Teufel seinen Diener, den Grafen von Toulouse, angetrieben. Es folgt nun eine Mordbeschuldigung und es folgen Aufträge zur Exkommunikation, zur Anathemisation oder Verfluchung, zumal gegen den Grafen von Toulouse, und zum Interdikte oder Seelsorgestreike für alle Gebiete, wo immer Beschützer der Ketzer sich aufhalten mögen. Jeder katholische Mann könne deren Personen verfolgen, ihr Land aber sich zueignen. Und das gelte auch gegen jene, die sich bloß abseits halten. Die Verfolger mögen furchtlos sein, denn zu fürchten sei nur jener, der in die Hölle entsenden könne. Das schärft er auch dem Abte von Citeau ein (Ep. 32) und den König von Frankreich fordert er auf (Ep. 28), sein Schwert mit dem des Papstes zu verbinden, den Grafen und seine Freunde zu vertreiben und an ihre Stelle Katholiken einzusetzen, die unter des Königs glückbringender Herrschaft Gott dienen mögen. Seine entsetzlichen Maßnahmen aber begründet der Papst in dem zuerst genannten, an die Erzbischöfe gerichteten Schreiben damit, daß juxta sanctorum patrum canonicas sanctiones ei, qui Deo fidem non servat, fides servanda non sit, d. h., daß nach den kanonischen Sätzen der heiligen Väter demjenigen, der Gott den Glauben nicht hält, die Treue nicht zu halten ist. Welch shylockmäßiges Bestehen auf dem Scheine der Gleichheit der lateinischen Bezeichnung fides für Treue und zugleich für Glauben. Die Worte, die Shakespeare in der Historie King John den päpstlichen Legaten sagen läßt, sind also gar nicht übertrieben: „Gesegnet soll der sein, der los sich sagt von seiner Treue gegen einen Ketzer". In diesen grauenvollen päpstlichen Dokumenten gegen die Ketzer wird also der bedenkenlose Betrug proklamiert, und was noch wichtiger ist, die Nichtachtung der eigenen Versprechen und damit der eigenen Ehre und Persönlichkeit. Die Höllenangst wird demagogisch ausgespielt, der skrupellosesten Selbstsucht der Räuber und des Königs von

Frankreich aber der Weg gebahnt. Auch in dieser Richtung erscheinen die Worte des päpstlichen Legaten bei Shakespeare nicht übertrieben, mit denen er, König Johann bedrohend, die vorzitierten Worte fortsetzt: „Und jede Hand soll man verdienstlich heißen, kanonisieren und gleich Heiligen ehren, die durch geheime Mittel aus dem Weg dein feindlich Leben räumt". Ja der Terror wird sogar auf die bloß Gleichgiltigen ausgedehnt, und auf die innere Gesinnung kommt es dabei gar nicht an, sondern nur darauf, ob einer den Glauben bekennt oder nicht.

Papst Innozenz der III. beruft sich nicht auf Christus, sondern vor allem auf Moses, und thatsächlich sind seine hier geschilderten Gesichtspunkte dem alten Testamente angemessen, wo es ja z. B. heißt (Mos. II. 32. 26 ff.): „Wer dem Herrn gehört, schließe sich mir an! Da versammelten sich alle Söhne Levis um Moses. Er aber sprach zu ihnen: So spricht der Herr, der Gott Israels: Jeder gürte sein Schwert um seine Lenden und gehe hin und her, von Tor zu Tor, mitten durch das Lager, und ein Jeder töte seinen Bruder, Freund und Nächsten. Da thaten die Söhne Levis nach dem Worte Mosis und es fielen an diesem Tage dreitausend Mann." Oder (Mos. IV. 25. 4 f. 9.): „Gott sprach zu Moses: Nimm alle Häupter des Volkes und hänge sie angesichts der Sonne an den Galgen, damit mein Grimm sich von Israel abwende. Und Moses sprach zu den Richtern Israels: Ein jeder töte seine Leute, die sich dem Belphegor geweiht haben ... Es kamen aber vierundzwanzigtausend Männer um." Auch der Apostel Paulus hinwiederum bezieht sich in jenem ersten Korintherbriefe, in dem der Hymnus auf die Liebe vorkommt, ausdrücklich und warnend auf diese von Gott verhängte Vernichtung. Die Päpste thaten natürlich desgleichen. Nachdem auf dem von Innozenz einberufenen lateranensischen Konzile offiziell die Einführung der Inquisition beschlossen worden war, berief sich Gregor der IX., der zweite Nachfolger desselben, gegenüber dem Magister Peter, dem Inquisitor von Toulouse, auf die oben zu zweit bezogene Stelle Mosis; und in der furchtbaren Ketzerverordnung Kaiser Friedrich des II., für welchen gegen seinen Gegner Otto den IV. das lateranensische Konzil entschieden hatte und der nach der Erlassung dieser Verordnung mit fünfundzwanzig Jahren zum Kaiser gekrönt worden ist, heißt es: quod Deus zelotes est, weil Gott zelotisch ist. (Epist. Petri de Vinea I. 25.) Der Geist des alten Testamentes, auf den sich also so oft und so offen berufen wird, hatte sich eben mit dem neuen Testamente unauflösbar verbunden. Heißt es doch Mos. II. 34. 14: Der Herr, Zelot ist sein Name, ist ein eifernder Gott. Dominus, Zelotes nomen eius, Deus est aemulator. Wie sehr man sich dieser Verbindung mit der alttestamentarischen Mentalität auch bewußt geworden, geht z. B. daraus hervor*),

---

*) Wie die Reformation über diese Sachlage dachte und das alte Testament in den Vordergrund schob, ergibt sich z. B. aus der sozusagen klassischen bezüglichen Stelle in Luthers Frühschriften, indem es in der Abhandlung „Daß Jesus Christus ein geborener Jude sei" heißt: „Und wenn wir gleich hoch uns rühmen, so sind wir dennoch Heiden und die Juden von dem Geblüt Christi: wir sind Schwäger und Fremdlinge; sie sind Blutsfreund, Vettern und Brüder unseres Herrn. Darumb, wenn man sich des Blutes und Fleisches rühmen sollt, so gehören je die Jüden Christo näher zu, denn wir; wie auch St. Paulus, Röm. 9, sagt. Auch hats Gott wohl mit der That beweiset; denn solche große Ehre hat er nie keinem Volke unter den Heiden gethan, als den Jüden ... Ich bitte hiermit meine lieben Papisten, ob sie schier müde wären, mich einen Ketzer zu schelten, daß sie nu anfahen, mich einen Jüden zu schelten."

Aber auch noch in den antijüdischen Schriften zu Ende seines Lebens, „Von den Jüden und ihren Lügen" und „Vom Schem Hamphoras und vom Geschlecht Christi, Mathei am 1. Kapitel", 1543, wehrt er sich gegen eine andere Annahme und insbesondere

daß Innozenz der III. eine Konstitution de non opprimendis Judaeis herausgab, die angesichts seiner sonstigen Haltung doppelt ins Gewicht fällt und in der es unter anderem heißt: „Auch darf kein Christ, ohne Urteil der weltlichen Macht, der Juden Person verletzen, noch ihre Sachen mit Gewalt an sich nehmen, noch auch die guten Gebräuche, die sie bisher in ihrem Wohngebiete hatten, ändern." Ja in dieser Konstitution, auf deren Nichtbefolgung die Exkommunikation gesetzt ist, schwingt sich der Papst sogar dazu auf, es dürfe kein Jude zum christlichen Glauben gezwungen werden, weil das kein ehrlicher Glaube wäre. Limborch führt diese Konstitution in seiner großen Historia inquisitionis vom Jahre 1692 an und fragt: Was sollen wir dazu sagen, daß diejenigen, die lehren, die Juden seien nicht zum Glauben zu zwingen, gleichzeitig die Ketzer als infam bezeichnen und mit aller Grausamkeit zur Abschwörung ihres Irrtums zwingen? Und er führt das Concilium Toletanum und mehrere Schriftsteller an, die jenen Standpunkt vertreten, weil der Jude ja nicht getauft sei. Daß das die Sachsen Karls des Großen des Heiligen und die Magyaren Stephans des Heiligen usw. auch nicht waren, und daß übrigens die neugeborenen Kinder ja für ihre Taufe gar nicht verantwortlich sind, sodaß von einem verantwortlichen Eintritt in die Kirche gar nicht die Rede sein kann, das wird in diesen Schriften und in diesen Dekreten gar nicht erörtert, ebensowenig, wie Innozenz der III. selbst gegenüber den Ketzern so zartfühlend ist, wie in jener zitierten Konstitution gegenüber den Juden, die Thatsache aufzuwerfen, daß ja ein aufgezwungener Glaube kein ehrlicher Glaube wäre.

Andererseits seien zwei Stellen aus den Evangelien hervorgehoben, die beweisen, wie unzertrennlich die Religion der Feindesliebe mit alttesta-

---

auch gegen den Schluß, daß Christus dem jüdischen Stamme nicht entsproßen sei, weil in den Evangelien nach Mathäus und Lukas der Stamm Davids nur bis Joseph und nicht bis Maria und Christus selbst geführt sei.

Als sich Luther im Februar 1546 in Eisleben, wo der Landesherr den Juden Zutritt gewährt hatte, aufhielt, schloß er dort, zwei Tage vor seinem auffallend plötzlichen Tode eine Predigt allerdings mit einer „Vermahnung wider die Juden". Es waren seine letzten öffentlichen Worte, und Aurifaber hat sie mit den vier letzten Predigten Luthers noch im Juni desselben Jahres herausgegeben: „Vier Predigten des Ehrwirdigen Herrn D. Martini Luthers zu Eisleben vor seinem Abschied aus diesem Leben gethan", Wittemberg bei Hans Luft, 1546.

Luther sagt darin den Juden freilich das Schlechteste nach; er behauptet, daß sie uns alle hassen, daß sie, wenn sie können, mit Gift vorgehen; sich selber gegenüber habe er solches Vorgehen von ihnen schon zweimal zu erkennen geglaubt; und er verlangt ihre Ausweisung: aber nur für den Fall, als sie sich nicht zu uns bekehren. Luther war eben konfessionell in biblischer Mentalität gebunden.

Andererseits hat auch Johannes Scheffler, der berühmte Angelus Silesius, dessen Cherubinischer Wandersmann auch heut noch lebendige Poesie enthält, nachdem er katholischer Priester geworden, sich im 21. Kapitel seines „gerechtfertigten Gewissenszwanges" zu beweisen bemüht, „daß man die Ketzer zwingen soll, ob man gleich die Juden nicht zwingt". Gesteht er doch gerne in seiner Türkenschrift an die hochlöbliche teutsche Völkerschaft: „daß die jüdische Kirche zu Christi Zeiten . . . die wahre Kirche war". Er hatte erkannt, wie wesentlich und untrennbar das Christentum und das Judentum verbunden sind.

Hierzu sei noch bemerkt, daß Melanchthons Siegel nicht vielleicht den Gekreuzigten wiedergab, sondern die alttestamentarische Schlange am Kreuze (Juncker, Ehrengedächtnis Luthers, S. 153 f.), im Sinne von Jahwes Befehl an Moses (Mos. IV. 21. 8 f.): „Mache eine eherne Schlange und richte sie zum Zeichen auf; wer gebissen ist und sie anblickt, soll am Leben bleiben". Jesus aber sagt im Evangelium nach Johannes (3. 14 f.): „Gleichwie Moses die Schlange in der Wüste erhöhet hat, so muß der Menschensohn erhöhet werden, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe".

mentarischem Wesen verbunden ist. So ruft Christus, wie schon berichtet, bei Mathäus (10. 34.): Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Und bei Lukas (19. 27): Diese meine Feinde, die nicht gewollt haben, daß ich ihr König werde, die führt hierher und tötet sie vor meinen Augen.

Es wird da der Vorgang verlangt, wie er bei dem oben geschilderten Morde der Hypatia in Alexandrien geschah, beim Kreuzzug gegen die Albigenser, beim später noch zu erwähnenden Kreuzzug gegen die Stedinger deutschen Bauern; kein anderer Vorgang als unter Heinrich dem VIII. von England gegen die Teilnehmer an der sogenannten Pilgerfahrt der Gnade, oder als in Deutschland und der Schweiz gegen die Wiedertäufer, als unter Calvin in Genf gegen Servet und Genossen, kein anderer Vorgang, als der in der französischen Bartolomäusnacht, welcher Papst Gregor der XIII. ein Te Deum und eine Denkmünze weihte und bei welcher viele Tausende der besten Franzosen in Paris und dann auch in der Provinz geopfert worden sind, kein anderer Vorgang als bei den Autos da fe aller Länder, und als noch später unter Ludwig dem XIV. in den Cevennen, wohin, den Albigensergegenden benachbart, viele seinerzeit Verfolgte sich geflüchtet hatten; usw.

Und so weiter! Heute bethätigen eine gleiche Praxis die unter alttestamentarischer Führung stehenden Bekenner des marxistischen Dogmas in Rußland. Innozenz der III. ist einer ihrer Vorgänger gewesen.

9. Franziskus und Dominikus.

Zu Innozenz dem III. gehört Dominikus. Franziskus gehört nur als Unterlegener zu ihm.

Der heilige Franziskus war ein Troubadour, sagt Görres in seiner schon erwähnten Schrift gleichen Titels. Bis zu seinem 25. Lebensjahre der Courtoisie ergeben, weihte er sich dann, zur Zeit des Kreuzzuges gegen die Albigenser, liebevoller Entsagung, und seine Braut ist die Armut geworden. Sein Wesen war des Mitleids voll. Brüder und Schwestern nennt er in seinem Sonnengesang alle Geschöpfe im Himmel und auf Erden und später fragte er in einem anderen Liede, „ob Christus du die Liebe lobst, die thatlos ist? Ach, schiltst du sie: thätig zu sein vermag ich nicht".

Endlich aber entschied er sich doch zu predigen, und nicht ohne Vorsicht gab ihm Innozenz der III. die Autorisation.

Der Gott des heiligen Franziskus war nicht der eifersüchtige Gott des alten Testamentes, sondern Jesus Christus. Als der Papst Honorius der III., Innozenz's Nachfolger, gegen einige Artikel der zweiten Regel des Franziskus Einwendungen machte, wies dieser darauf hin, daß sie nicht seine, sondern Christi Worte enthalten. Es ist derselbe Papst, der, kaum gewählt, den Dominikanerorden bestätigte, der Friedrich dem II., dem er als Knaben in Sizilien beigegeben war, die Ketzerverordnung und später den Kreuzzug abgenötigt, und der noch gegen Ende seiner Laufbahn die Vernichtung aller Exemplare des großen Werkes des genialen germanischen Philosophen aus dem 9. Jahrhundert, des Scotus Eriugena zur Pflicht

gemacht hat über die Einteilung der Natur, ein Werk, in dem die wahre Philosophie und die wahre Religion als identisch erklärt sind.

In Frankreich hielt man die Ordensbrüder des Franziskus zunächst für Katharer oder Albigenser; in Deutschland für Ketzer; und in Spanien erlitten einige sogar den Ketzertod.

Fra Jacopone, früher Rechtsanwalt und später Franziskaner, der Dichter, der noch in seinem Greisenalter das ergreifende Lied verfaßte: Stabat mater dolorosa juxta crucem lacrimosa, in dem das Bedürfnis nach Mitleid und Liebe so innig zum Ausdruck kommt, und dem Palestrina und Haydn ihre Melodien gegeben haben, auch dieser Jacopone mußte noch im Alter in den päpstlichen Kerker.

Es war damals eine religiöse Bewegung auch in Italien. Plötzlich auftauchend erfüllten die Bettelorden das ganze Land, sagt der zeitgenössische Chronist Mathaeus Paris. Was sollte ein Innozenz, ein Honorius mit einem Franziskus machen? Der Priester fühlte, wie Sabatier bemerkt, die Überlegenheit des Propheten und warf ihm das priesterliche Gewand über die Schultern: „Die Tage enteilen, die Jahre vergehen, es kommt der Augenblick, da die flatterhafte Menge den Unterschied nicht mehr erkennt und in dem Propheten nur einen Zögling der Geistlichkeit sieht!" „Die Bewegung, die mit der Begründung eines Mönchsordens endete, war ursprünglich gegen das Mönchswesen gerichtet gewesen, ein Widerspruch, wie ihn die Geschichte häufig aufzuweisen hat. So konnte der milde Galiläer, der eine Religion unmittelbarer Gottesoffenbarung ohne Dogma und Zeremonie predigte, nur unterliegend triumphieren. Seine Geist und Leben atmenden Worte wurden das Eigentum einer Kirche, deren Wesen Dogma und Priestertum ist." Mit anderen Worten: deren Wesen die alttestamentarische Mentalität ist.

Ganz anders war der Begründer des anderen Bettelordens jener Zeit, der heilige Dominikus. Er begann seine Laufbahn mit der Bekämpfung der Albigenser. Er war am Konzil im Lateran und er hat mitgeholfen, die echte und unverzeihliche Sünde wider den heiligen Geist zu begehen, den Terror gegen die Wahrhaftigkeit im Interesse der streitenden Priesterkirche, die fluchwürdige Verfolgung durch die Inquisition, die seinem Orden anvertraut wurde und an der eine große Zukunft erstickt ist.

Als er 1218 mit Franziskus in der Partiuncula bei Assisi zusammenkam, da zeigte sich, daß Franziskus die Armut um ihrer selbst willen und erfüllt von Liebe und Barmherzigkeit auf sich nahm, Dominikus aber als Waffe im Dienste der Kirche.

Wer war Dominikus, der so begeistert gegen den Adel heroischer Mündigkeit aufstand? Welcher wirklichen Abstammung war er, daß er dem Katholizismus jene Ketzer unterwerfen wollte, von denen der heilige Bernhard von Citeau, wenn auch sie bekämpfend, wie schon im ersten Buche kurz erwähnt, gesagt hatte (Opera, Ven. 1616. I. Fol 328 H): Si fidem interrogas, nihil Christianius. Si conversationem, nihil irresponsabilius et quae loquitur, factis probat... Quid fidelius? Jam quod ad vitam moresque spectat, neminem concutit, neminem circumvenit, neminem supergreditur?" Das heißt: „Befragst du seinen Glauben, nichts Christlicheres; seine Reden, nichts Vorwurfsfreieres; und was er spricht bewährt er auch durch Thaten! ... Nichts Zuverlässigeres. Und was die Lebensführung und Sitten anbelangt, so bedrängt er Niemand, betrügt er Niemand, verachtet er Niemand." Wie kam es doch, daß Dominicus mit

Inbrunst die Sklavengesinnung gegen die freie Mündigkeit vertrat, Ahriman sozusagen gegen Ahuramazda? Was sind das überhaupt für Heilige, die solche Ketzer bekämpfen?

Schon 1130 hatte an jenen heiligen Bernhard ein Priester aus Köln über diese Katharer geschrieben: „O Vater, wäre ich bei Dir, so würde ich Dich fragen, wie es kommt, daß diese Kinder des Satan in ihrer Ketzerei mit einem Mut und einer Beständigkeit verharren, die man selten bei den stärksten Anhängern der christlichen Religion finden kann". (Brunel, Les Vaudois, S. 40.)

Dante in seiner Orthodoxheit sagt im 12. Gesang des Paradieses von Dominikus, er sei „der liebevolle Buhle des echten Christenglaubens, der heilige Athlet, den Seinen mild und grimm den Feinden". In der Reimchronik des Albigenserkrieges, zumal auch in ihrer Schilderung des Laterankonziles wird er nicht genannt. Aber seine Beziehungen zu Simon von Montfort sind historisch. Und wie viel verdankt die spätere Inquisition seinem Orden!

Er wies darauf hin, daß die Pracht und der weltliche Pomp der katholischen Priester die Ketzer nicht bekehren könne, die selbst voll Schlichtheit seien. Warum schätzte er nicht die schlichten Ketzer? Weil ihm die „Glaubenswahrheiten" der Bibel über die Wahrhaftigkeit gingen; weil die Ketzer der autonomen Ethik nahestanden, Dominikus jedoch der biblischen Mentalität. Wie weit, wie weit ist er entfernt von Meister Ekkhart, der auch ein Dominikaner war, jedoch der Inquisition verfiel! Worauf lassen wohl die beständigen Selbstgeißelungen des heiligen Dominikus und sein beständiges Beten schließen? Zumindest darauf, daß er ein großer Heiliger seiner Kirche gewesen.

Im Volke aber hatte die Sehnsucht nach echter Religiosität sehr zugenommen und wuchs und wuchs. Das dogmatische Christentum genügte diesen Menschen nicht mehr, die nach echter Bewährung, nach Thaten dürsteteten. Die Päpste im Verein mit dem Orden des heiligen Dominikus boten dem Volke und den Völkern dafür den Kreuzzug gegen die Ketzer und die heilige Inquisition: Steine statt Brot, Dogma, und was für ein Dogma, und Herrschsucht statt Religion. Sie haben gesiegt.

10. Der Albigenserkreuzzug und der Mord an Volk und Sprache und Kultur.

Vom christlich-jüdischen Standpunkte aus war Innozenz der III., wie wir nach allem feststellen müssen, ganz im Rechte bei seinem schmählichen Vorgehen gegen die Albigenser.

So gratuliert auch der berühmte angloprotestantische freimaurerische Geschichtsschreiber Macaulay diesem römischen Papste Innozenz geradezu, daß er das Mittelalter von dem jedes wissenschaftlichen Wertes baren Manichäismus befreite*). Macaulay könnte sich auf kein Mißver-

*) Es geht andererseits auch nicht an, wie es versucht wird, diesen Kampf auf Leben und Tod zwischen dem arischen Albigensertum und der Kirche zu unterschätzen zugunsten intern christlicher Ketzerstreitigkeiten, wie z. B. mit den edlen, aber christlichen Waldensern.

ständnis berufen; er hat in seiner geistvollen Besprechung von Rankes Geschichte gezeigt, wie gut er zum großen Teile über die Insurrektion gegen die Kirche im Langue d'oc und über die dortigen Verhältnisse orientiert war. Fragen, wie die nach dem Ursprung des Übels oder nach der Grundlage des Sittengesetzes, so meint er aber, können am Besten Knaben stellen. Beantworten könne sie aber auch der Genius eines Locke nicht. Daß jedoch die höchststehende Kultur jener Zeiten, die er bewundernd beschreibt und die sich hierüber ernste Rechenschaft gab, gleichzeitig ausgetilgt worden ist, und ebenso auch die ernste Literatur der Albigenser, und ihre Sprache und ihre gothischen Träger, das ficht Macaulay nicht an. Die Trobadors hinwiederum waren zwar zu seiner Zeit in aller Munde, aber wenig bekannt. Die albigensische Ketzerei scheint ernst und düster. Darüber, daß die hochkultivierten Ritter, die man sogar als frivol hinstellt, sich dieser Ketzerei in blühender Jugend hingegeben haben, zerbricht man sich erst nicht den Kopf. Bezüglich des Meisten aber, was uns die Protokolle der Inquisition berichten, gilt wohl das damalige Wort über die ihr Verfallenen: dixerunt voluntatem torquentium, d. h. sie sagten, was die Folterer wollten. Auch galt den Ketzern gegenüber keine Treue. Was bleibt dem gekennzeichneten Geschichtsschreiber übrig, als den päpstlichen Urheber eines grausamen religiösen Ausmordungskrieges zu beglückwünschen?

Wir waren früher (I. 8.) verwundert darüber, daß Lea, der Verfasser der großen Geschichte der Inquisition die Vernichtung der Albigenser als das einzige Verdienst der Inquisition ansah. Wir fragen nun auch hier wiederum: Ist die gemeinsame Ursache dieser ganz verblüffenden Auffassung im Mosaismus und Monotheismus des Freimaurertumes gelegen?

Zufolge ihres Antimosaismus sind die Albigenser eben auch heute noch bei den drei Geheimbürgschaften, dem Jesuitismus, dem Freimaurertume und dem Judentume selbst in Acht und hierdurch schon verurteilt oder aber verschollen.

Die verschiedenen hohen Herren, die das Kreuz genommen hatten, weigerten sich freilich damals, die Führung dieses Kreuzzuges gegen die Albigenser selbst zu übernehmen. Nur der Franzose Simon von Montfort hat sich nicht geweigert und ließ sich dann auch mit den eroberten Gebieten belehnen, nachdem der Herzog von Burgund, sowie die Grafen von Nevers und von Saint Paul mit Entrüstung abgelehnt hatten und nachdem die unvornehm und biblisch fühlenden Bischöfe ihn auf den Knien gebeten hatten, doch anzunehmen. Zuerst wurde Bezier erobert und alle Einwohner, viele tausend Personen, wurden niedergemacht. Dieux recipia las armas sil platz en paradis, so heißt es in der obgenannten Reimchronik, die bei dieser Schilderung noch päpstlich ist: Gott möge, wenn es ihm gefällig ist, die Seelen in das Paradies aufnehmen. Oder wie von dem Cisterziensermönch Caesarius von Heisterbach, der damals um vierzig Jahre alt war, in seinem uns schon bekannten dialogus miraculorum (V. 21) erzählt wird, hat sein Abt, Arnold von Citeau, entschieden: „Tötet sie alle, Gott wird die Seinen schon finden!“ Derselbe Caesarius beruft sich (II. 1) in der Begründung des Glaubenszwanges auf Jeremias (48. 10.). Dieser läßt nämlich in seinen sadistischen Fluchliedern auf die anderen Völker den Gott Israels rufen: „Verflucht, wer sein Schwert vom Blute zurückhält!“ Mit tragischer Naivität steht demgemäß unter einer alten Reiterstatue zu lesen: Catharos, ut debuit, ussit, pflichtgemäß hat er die Ketzer verbrannt. Der schon erwähnte Limborch erzählt in seiner großen Inquisitions-

geschichte von 1692 (S. 43) unter Berufung auf die Annalen des Raynaldus den Ausspruch des Simon von Montfort, des Kreuzzugsführers, anläßlich der von ihm verfügten Verbrennung eines angeblich zur Orthodoxie zurückgekehrten Ketzers: sei sein Glaube echt, so werde das Feuer seine Sünden lindern; andernfalls erleide er die gebührende Strafe. Ist das alles nicht der reinste Bolschewismus, wie man nach der seit dem Weltkrieg in Rußland, Ungarn und Bayern eingetretenen bezüglichen geschichtlichen Offenbarung nunmehr sich ausdrückt, mit seiner alttestamentarischen Bannung, mit seinen Urteilen ohne persönliche Schuldfrage, und mit seiner Abschaffung der Logik?

Das alles war im ersten Jahre des Kreuzzugs. Als König Peter von Arragonien, der große Trobador, der den Albigensern später zu Hilfe geeilt war, ein Westgothe, wie Lazius in seinem alten Buche über die Völkerwanderung (S. 739) feststellt, bei Muret eine Niederlage erlitt und fiel, da schien die Sache der Kultur und der Ketzer schon verloren. Der Sänger der Reimchronik, die jetzt, vielleicht unter dem Eindruck der Gräuel, nicht mehr päpstlich ist, klagt (Abs. 137), die ganze Welt habe nun an Wert verloren und verschwunden sei das Paradies auf Erden. Fünf Jahre hatte der Kreuzzug gegen die Albigenser schon gedauert, als das von Innozenz dem III. einberufene große Konzil im Lateran zu Rom begann, wohin der Graf von Toulouse mit seinem Sohn, der Graf von Foix und andere sich begaben. Man darf bei Beurteilung des Selbstbewußtseins Innozenz des III. nicht übersehen, daß Konstantinopel damals von den Kreuzfahrern erobert und die päpstliche Macht auch über die griechische Kirche fast zur Gewißheit gebracht war. Es ist ein merkwürdiges, dramatisch bewegtes interessantes Bild, das die Reimchronik von dieser Verhandlung des Konziles (im 143.—152. Absatz) entwirft, in der vor allem Graf von Foix auftritt. Wir wollen uns eine Vorstellung machen davon und wollen anführen, wie der Historiker Peyrat diesen Grafen beschreibt: „Hohen Wuchses, athletischen Körperbaues, blond, blauäugig, von schönem Angesicht, den Kopf hoch wie das Herz, majestätisch und lächelnd, beredt und tapfer zugleich“. Dieser Graf trat vor dem Papst und sagte ihm, daß die Menschen, nachdem sie sich ihm unterworfen, erwürgt worden sind. Dem früheren Trobador, aber jetzigen Bischof von Toulouse und Ketzerfeinde Folquet, der sich ihm entgegenstellt, wirft er vor, daß er alle verraten habe, „Gott und uns“. Er nennt ihn einen Antichrist. Diesen Bischof Folquet hat Dante orthodox, wie er ist, ins Paradies versetzt, wo man die Reu nicht kennt, wie er ihn sagen läßt. Die Reimchronik aus der Zeit des Albigenserkreuzzuges erzählt (V. 3124 f.), daß dieser Bischof Folquet von Toulouse dazu riet, seine eigene Stadt zu plündern und dann zu verbrennen, daß aber Simon von Montfort dagegen war. Die Reimchronik schildert, wie die Schönheit und der Adel des Sohnes des Grafen von Toulouse auf den Papst einen tiefen Eindruck machten. Bel es bos, schön und gut, nennt sie ihn, sowie die alten Hellenen kaloskagathos solche Menschen nannten. Aber das Konzil hat gegen sie entschieden. Selbstverständlich, möchte man fast sagen.

Der Kreuzzug fand seine Fortsetzung, zuletzt gegen den Sohn des verstorbenen Grafen von Toulouse. Simon von Montfort, der Führer des Kreuzzuges, fiel vor Toulouse und sollte heilig gesprochen werden. Das gleichzeitige Epos aber stellt von ihm fest (V. 8681—8694): „Nach Carcassone tragen sie ihn zum Begräbnis, zur Feier in die Kirche Saint Nazaire. Sein Grabmal sagt, daß er heilig ist, ein Märtyrer, und daß er

auferstehen wird, die ewige Freude zu erben und zu genießen, die Krone zu tragen und auf dem Throne zu sitzen. Doch meine ich, daß es anders heißen solle. Nur dann kann er die Krone tragen und im Himmel glänzen, wenn das Reich Christi ein Mann erwerben kann, der Menschen getötet und Blut vergossen hat, der Seelen verderbt hat und Morden zugestimmt, der falschen Ratschlägen folgend Feuersbrünste entzündet, der Edle verdorben und ihre Abkunft verhöhnt hat, Länder geraubt und die Gewalt ermutigt, Frauen erwürgt und Kinder gemetzelt, das Schlechte bestärkt, das Gute aber ausgelöscht . . ."

Frankreich, dessen König, wie Boulainvillier (III. S. 317) berichtet, von vornherein auf seine Kosten fünfzehntausend Mann entsandt hatte, beteiligte sich endlich auch offiziell durch den Sohn des Königs an dem Kreuzzug, der schon viele Jahre dauerte. Das ganze Volk mußte vernichtet werden, aus dessen Schoße Unabhängigkeit des Geistes und vorgeschrittene Kultur entsprungen waren. Noch grauenhafter wurde nunmehr das ganze Land verwüstet, noch gründlicher das edle Volk weit mehr als dezimiert. Thierry sagt im 4. Bande seiner Geschichte der Eroberung von England durch die Normannen über diesen Kreuzzug, daß er eben für die Teilnehmer weniger Risiko und mehr Vorteile versprach als die Kreuzzüge ins gelobte Land, und er fügt hinzu: „Der Haß gegen den französischen Namen war die nationale Leidenschaft der neuen Untertanen des Königs von Frankreich; nie kam dieser Name von ihren Lippen ohne schimpfliche Zuthat. Die Trobadors wünschten in ihren Rügeliedern, daß der Sohn des Grafen von Toulouse mit Hilfe des Königs von Arragonien das Erbe wiedergewinnen möge, das er verloren, und daß er sich dann eine Brücke bauen möge aus französischen Kadavern."

Aber die Finsternis siegte über das Licht, und ein grausamer Friede schloß 1229 den schmachvollen Kreuzzug ab. Gleichzeitig wurde in Toulouse die Inquisition errichtet.

Die altprovençalische Literatur, religiöser und philosophischer Art zumal, und bis auf wenige poetische Reste, ist von der Kirche völlig vernichtet worden. Die Kirche wußte wohl warum. Aus einer alten katholischen Streitschrift lassen sich jedoch wahrscheinlich die Vorwürfe ungefähr wiederherstellen, die die Albigenser gegen den Gott der Bibel erhoben haben. Sie sind daraus im Anhang zum ersten Bande von Leas Geschichte der Inquisition im Mittelalter wiedergegeben. Wir wollen nur den charakteristischen Vorwurf herausheben, daß Jehova unwahrhaftig sei und auch auf den Abschnitt über Jahwismus in unsrem nächsten Buche verweisen. Andererseits wollen wir nun vier Sätze eines deutschen Philosophen vom Rheine aus der letzten Zeit der Minnesinger zitieren, nämlich aus den deutschen Predigten des Meisters E k k h a r t. Die Tragödie der Albigenser war damals schon vorüber, die deutschen Ausläufer dieser Bewegung waren in den Flammen der Scheiterhaufen erstickt*) und Meister Ekkharts Werke sind der Inquisition verfallen. Wir zitieren seine Sätze ohne weiteren Kommentar und weisen nur darauf hin, daß auch sie offenbar der inneren Ablehnung der ihnen entgegengesetzten Grundsätze des alten Testamentes entsprungen sein dürften.

---

*) H a u s r a t, der gelehrte Kenner, hat die Verbreitung der düsteren Seite des albigensischen Ketzertums in Deutschland in seinem interessanten historischen Romane „Die Albigenserin" geschildert.

„Ich will Gott nimmer bitten, daß er sich mir gebe; ich will ihn bitten, daß er mich lauter mache.“ „Wir sollen schaffen, daß wir nicht Gott zu bitten brauchen, daß er uns seine Gnade und göttliche Güte gebe; ja wir sollen das schaffen, daß wir selber nehmen und daß wir ihn darum nichts fragen.“ „Den gerechten Menschen, denen ist es also ernst um die Gerechtigkeit, wäre Gott nicht gerecht, sie gäben keine Bohne auf Gott, ja sie stehen so fest in der Gerechtigkeit, und haben sich ihres Selbst also entäußert, daß sie weder der Pein der Hölle achten, noch der Freuden des Himmels.“ „Möchte sich Gott von der Wahrhaftigkeit kehren, ich wollte mich an die Wahrhaftigkeit heften und wollte Gott lassen.“ (Ausg. Pf. S. 601. 614. 203. 57.)

Welches Dokument gleicher Artung ist es doch, daß der Neupythagoräer Hierokles, den wir hier zitieren, weil sein Kommentar zum Carmen aureum der Pythagoräer zu Ekkharts Zeiten noch gar nicht herausgegeben war, darin als richtige Verehrung des Göttlichen die Vervollkommnung der eigenen Person erklärt: „Wer das Göttliche (to theion), anders ehren will, als durch sich selbst“, der weiht nur äußere Güter, die ohne innere Gesinnung nicht einmal einem ehrlichen Menschen eine angenehme Gabe wären. Das Carmen selbst aber warnt (im elften Spruche) vor der wenn auch geheimen Schandthat und ruft: „Vor allem schäme dich dann deiner selbst“.

Der Papst und die Franzosen haben sich im Albigenserkreuzzug auch der öffentlich begangenen Schandthat nicht geschämt.

Graf Raimund von Toulouse, König Alphons von Navarra, der Graf von Foix und andere mehr, welche Schätzer und Schützer der kulturfrohen und freien Bevölkerung gewesen sind, haben diese ihre Haltung mit Gut und Leben an Frankreich und den Papst bezahlt. Eine herrliche zukunftsreiche Entwicklung war dahin.

Drei Lustren nach dem Frieden fiel auch Montsegur, die letzte starke Zuflucht der Albigenser. Deren waren dort zweihundertfünf, die sich lieber selber in das Feuer der vorbereiteten Scheiterhaufen stürzten, als sich der verlangten moralischen Prostitution zu ergeben.

Der westgothische Adel war dahin. Der reichste und kultivierteste Teil des damaligen Europa ist zum ärmsten geworden. Die Gedankenfreiheit, die fast antike Duldsamkeit waren verschwunden. Die provençalische Sprache selbst wurde als ketzerisch geächtet und verboten. Die edelste Gesellschaft, die begabteste Bevölkerung Europas waren ausgemordet. Es war ein Paradies verloren.

Freiherr von Gleichen-Rußwurm, der Nachkomme Schillers, sagt in seinem Ritterspiegel (S. 279 f.): „Mit dem Ende und dem Verfall der großen philosophischen Macht des Domney“, d. h. des edlen Minnedienstes, „verendet und verfällt manches auf vielerlei Gebiet und nur wo sich dieses Ideal noch fristet, macht sich ein Fortschritt in der Gesittung bemerkbar. Es war einer der brutalsten und fluchwürdigsten Trampelschritte menschlicher Torheit, als die Heimat, von der so viel Edles ausgegangen war, die Länder der langue d'oc von nordfranzösischen, lothringischen, deutschen und burgundischen Rohlingen angegriffen und vollständig verwüstet wurden . . . Mitleidlos wurden die Menschen und ihre Schriften verbrannt, die Sprache als ketzerisch geächtet, weil sich die ketzerischen Albigenser ihrer bedient. Merkwürdig genug, den rohen Zerstörern graute es vor ihrem Werk und als sie der Papst mit den verwüsteten Ländern

belehnen wollte, wandten sie ihre Zügel um und verweigerten den Besitz der blutgetränkten Gefilde. Allein der berüchtigte Simon von Montfort schämte sich nicht, die geschändete Schönheit tot und zerfetzt, wie sie dalag, als seine Eroberung zu beanspruchen."

Frankreich erlangte mit päpstlicher Hilfe sodann durch Friedensdiktate dort alle Gebiete. In seinem Codex diplomaticus (S. 5) hat Leibniz das Schreiben des päpstlichen Legaten veröffentlicht, womit dieser über „Anbot und Verzicht" Amalrics von Montfort den König Philipp von Frankreich bittet, für sich und seine Erben auf immer die albigensischen Gebiete zu übernehmen.

Toulouse aber, durch Jahrhunderte gothisch und zuletzt auch albigensisch, hatte diese seine Einwohner verloren. Diese Stadt wurde so wunderbar katholisch gemacht, daß dort die Inquisition am mächtigsten sich erhielt und immer wieder Opfer forderte, daß alle sich erhebende innere Freiheit immer wieder niedergeschlagen, daß noch mehr als drei Jahrhunderte später, 1562, an viertausend Hugenotten dort ermordet wurden, 1577 vierhundert Hexer dem Feuertode zugeführt und 1619 dem Philosophen Vanini die Zunge herausgeschnitten, damit er zu dem Publikum nicht mehr reden könne, und er dann öffentlich verbrannt worden ist.

Der Albigenserkreuzzug war ein Ereignis ersten und folgenschwersten aber auch traurigsten und tragischesten Ranges. Zweitrangige Geschichtsereignisse, vor allem aber die Folgen seines Ausganges selbst haben ihn schließlich fast vergessen und ganz verkennen gemacht.

Eine Kirche aber, die solche Gräuel, wie die albigensischen und wie die der Inquisition verschuldet hat, muß abgethan sein, wie ihre Quelle, die Bibel, und wie das Bolschewistenregime abgethan sein muß, das in unseren Zeiten die gleichen Gräuelthaten sich zuschulden machte und auch die gleiche biblische Mentalität zur Abstammung hat, nämlich zu bannen, d. h. nicht zu reformieren, sondern zu „liquidieren", auszurotten.

Bis zu Meister Ekkharts autonomer Philosophie reicht wohl der späte Einfluß der provençalischen Gedankengänge. In dem gedankenscharfen, aber öden Wuste scholastischer Reproduktionen des ganz und gar nicht kongenialen Bibelstoffes findet sich bei Ekkhart eingesprengt die innerste Selbstbefreiung einer edlen, durch fremdblütigen Glauben gedrückten, durch ihre unüberwindliche lebendige autonome Veranlagung und Überzeugung aber noch aufrechten herrlichen Seele.

Die freimütige und frohe, aber auch ernste und heroische Kultur der Albigenser, der Höfe und der Trobadors zumal, die alle für sie Partei genommen hatten, ist versunken, verschwunden und vergessen. Fauriel, der Herausgeber der öfter genannten Reimchronik, sagt in einer bezüglichen Vorrede, die auch in seiner Geschichte der provençalischen Literatur abdruckt ist: „Wenn diese Trobadors frei und mutig dem Kreuzzug entgegentraten, so nahm dieser wahrlich seine Revanche. Die Folgen waren tötlich für die provençalische Poesie. Das Vorgehen der Inquisition gegen Personen, die der Heräsie verdächtig waren, die Errichtung einer Universität in Toulouse, der Krieg gegen die Bücher in provençalischer Sprache, zumal der ketzerischen oder der Ketzerei verdächtigen Bücher beschleunigen das Ende der provençalischen Literatur. Sie haben sie in der Blüte getötet, ohne ihr Zeit zu lassen, Früchte zu tragen. Seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts schrieb man fast gar nicht mehr in provençalischer Sprache, und in dem wenigen, das man noch schrieb, erkannte man nicht mehr das

Idiom der Trobadors. Noch einige Jahre später, und die Sprache hatte aufgehört verstanden zu werden."

Raynouard, der bedeutende Erforscher der altprovençalischen Sprache und Literatur, stellt fest, daß diese im heutigen provençalischen Patois fast nicht mehr zu erkennen ist.

Die heuchlerische Charakterlosigkeit, mit der damals die katholische Universität Toulouse ins Leben trat, ist so bezeichnend, daß ihrem bezüglichen Manifeste hier einige Worte gewidmet seien. Sie erklärte, daß sie freier sei, als die Pariser Universität und paradierte in Sätzen von Seneca und Statius. Der philosophische Achilles werde sich vor Toulouse, dem neuen Troja, durch keine Deidameia zurückhalten lassen. Zugleich wies sie hin auf das Kreuz, das hier triumphierend Land und Volk erobert habe. Ihre Ignaurierung fiel zusammen mit dem öffentlichen Flammentode eines albigensischen Würdenträgers. Den päpstlichen Legaten, der von vornherein den Studenten der neuen katholischen Universität einen vollkommenen Ablaß der Sünden erteilt hatte, erklärte sie zu ihrem neuen Moses.

Der Dichter Lenau hat in seinen Albigensern die Bedeutung des Albigenserkreuzzuges für die Herrschaft der biblischen Mentalität nicht erfaßt. Doch wahrlich ahnungsvoll sagt er in seinen warnungsvollen Versen: „Dem Einzlen ist, was er versäumt, verloren; der Menschheit auch, was sie verscherzt; kein Augenblick wird zweimal ihr geboren, so herb es auch die Weltgeschichte schmerzt".

Die Provençalen waren dahin. Es war der tragische Untergang einer bedeutsamen Sprache und Literatur, einer erblühenden Kultur. Es war die Todesfolter eines ganzen edlen zukunftsreichen Volkes.

11. Der Sieg der biblischen Mentalität und die Inquisition.

Der Sieg über die Albigenser ist gründlich ausgenützt worden. Damit er nicht zu kurz sei, damit er fortgesetzt werde, wurde im Anschluß an den Albigenserkreuzzug die Inquisitio haereticae pravitatis, die Untersuchung der ketzerischen Schlechtigkeit eingeführt. Die Inquisition war schon vom Konzil im Lateran im Jahre 1215 unter Innozenz dem III. den Bischöfen als Pflicht auferlegt worden und wurde nun, u. zw. zumal im Konzile von Toulouse, das früher die Hauptstadt der blühenden Ketzerei gewesen ist, im Jahre 1229, gleich nach dem endgiltigen Siege mit erweiterten Bestimmungen organisiert und schließlich vom Nachfolger Innozenz des III. den Dominikanern übertragen.

Der jüdische Sanhedrin war der Vorgänger der Inquisitionsbehörde und Christus war ein Ketzer. Der Gegenstand des zu untersuchenden Verbrechens war die Abweichung vom vorgeschriebenen Glauben, die Ketzerei, welches Wort, wie wir schon im ersten Abschnitt sahen, vom Namen Katharer, den Reinen, stammt, der auch der Albigensersekte zukam. Die Inquisition bedeutet also die Nötigung zum Glauben wider besseres Wissen oder wider die Überzeugung, das Abscheulichste und Entsetzlichste, das es in Wirklichkeit wohl gibt, das geistige Absterben bei vollem klaren Bewußtsein, die pravitas animi, die innere Lüge, theologisch gesprochen die unverzeihliche Sünde wider den heiligen Geist.

Moses befiehlt (V. 13.): „Wenn du etwa hörst, in einer deiner Städte, die dir Jahwe, dein Gott, zur Wohnung gibt, seien Nichtswürdige aus deiner Mitte aufgetreten und hätten die Bewohner ihrer Stadt abwendig gemacht ... so stelle genaue Nachforschung und gründliche Untersuchung an; und ergibt sich dann, daß es sich in der That so verhält, daß solcher Gräuel in deiner Mitte verübt worden ist, so sollst du die Bewohner jener Stadt mit dem Schwerte töten, indem du an ihr und allem, was in ihr ist, den Bann vollstreckest."

Dieser Vollzug, der sich zum Teile auch auf Kinder und Kindeskinder erstreckte, war seit den fluchwürdigen Ketzerverordnungen Kaiser Friedrich des II. Sache des Staates, vere scientes, quod deus zelotes est, et peccata patrum in filios potenter ulciscens, da man ja wisse, daß Gott zelotisch ist und die Sünden der Väter an den Söhnen kraftvoll räche. So heißt es wörtlich, wie zum Teil ja schon erwähnt, in der ersten dieser Verordnungen, die Friedrich 1220, als Preis für seine Kaiserkrönung durch den Papst und vielleicht noch unter dem Einfluß von dessen früherer Vormundschaft, erlassen hatte. Aber schon das Laterankonzil Innozenz des III. hatte fünf Jahre früher an die staatliche Macht bezügliche Forderungen gestellt, ja früher schon Papst Leo der I. im fünften Jahrhundert. Aber auch schon das kodifizierte „römische" Recht biblisch-byzantinischer Mentalität eines Theodosius des II., eines Justinian enthielt solche Vorschriften.

Die Ausforschung, Untersuchung und Entscheidung jedoch, ob einer ein Ketzer sei, oblag der kirchlichen Inquisition, die mit der Folter gearbeitet hat und nach erstmaliger Reue gemäß der Bestimmung des Toulouser Konziles und der Bulle „Excommunicamus" Gregors des IX., lebenslänglichen Kerker verhängte. Andernfalls übergab sie den Schuldigen dem weltlichen Arme zum Feuertode. Der Verfall der Güter der Ketzer war eine große Versuchung. Auch wer duldsam war, wurde verfolgt, und das genannte Konzil ließ selbst jene, die den Ketzern bloß Herberge gewährten, der Sklaverei anheimfallen. Bezüglich zügelloser Söldner u. dgl. hieß es nämlich ebendort: Liberum sit principibus hujusmodi homines subjicere servituti, den Fürsten soll freistehen, solche Menschen zu Sklaven zu machen. Und solchen wurden jene andern angereiht. Einmal im Verdachte, war dem Beschuldigten die Folter und damit zumeist auch das Schuldbekenntnis gewiß. Dem Verdächtigten hat schon das genannte Konzil die Beweislast auferlegt, und zuletzt galt auch schon der bloße Verdacht als ein Verbrechen des Ketzers. Diesen Verdacht hat aber schon ein anständiger Lebenswandel, wie wir ihn vom heiligen Bernhard als den Ketzern eigentümlich haben schildern hören, oder Mitleid mit Tieren, oder gar mit Ketzern wachgerufen. Die heilige christliche Roma war wirklich die Umkehrung von Amor geworden.

Es ist unerträglich, sich die Auslese der Schlechten, Minderwertigen und Feigen, der Heuchler und Betrüger vorzustellen, die aus der Ausmerzung der Mutigen, Ehrlichen, Denkenden und Überzeugungstreuen, der Besten, der Wahrhaftigen und Edlen durch Jahrhunderte sich ergeben haben muß. Da ist ein unsühnbares Verbrechen an den Völkern, aber auch am Ziele dieses Lebens begangen worden. Es war wie der bewußte Vollzug des alttestamentarischen Fluches, der über die Ketzer in den Büchern des Moses ausgesprochen worden ist und den man (z. B. V. 28. 15 ff.) nachlesen möge.

Jahrhunderte, und bei den romanischen Völkern ein halbes Jahrtausend hat die Inquisition gedauert, die heute durch die geheime Schreckens-

herrschaft der drei Geheimbürgschaften, des Jesuitismus, der Freimaurerei und des Judentumes selbst, in Rußland aber derzeit durch den öffentlichen Terror des jüdischen Bolschewismus fortgesetzt wird.

Schopenhauer weist in seiner Ethik (S. 234) darauf hin, wie gering der Einfluß des Christentumes auf die Moral gewesen ist, was sich ergibt, wenn man die unmenschlichen Grausamkeiten in den zahlreichen Religionskriegen erwägt, die es begleitet haben, in den unermüdlichen Ketzerverfolgungen und himmelschreienden Gräueln der Inquisition usw.

Das Verfahren ihrer Gerichte ist nicht unbekannt. Es war geheim und von langer Dauer im einzelnen Falle in qualvoller Haft. Folter und geistige Pein waren seine Mittel. Zumal im Albigenserlande wurden sie in empörender Weise gehandhabt. Auch Zeugen wurden gefoltert. Die Folter sollte zwar nicht wiederholt werden, allein man hat sie eben an weiteren Terminen bloß „fortgesetzt". Verteidigung war sehr erschwert, ja faktisch unmöglich gemacht. Das Urteil lautete, wenn der Ketzer bei seiner ehrlichen Meinung verblieb oder wenn er rückfällig war, auf diese Schuld, und dann wurde er der weltlichen Behörde übergeben, die sein Vermögen beschlagnahmte und ihn selbst dem Feuertode überlieferte. Auch die Häuser, in denen ein Ketzer gewohnt hat, wurden zerstört, dem Erdboden gleichgemacht oder, später, konfisziert.

Daß die Kirche mit diesen Ketzerstrafen der weltlichen Behörden einverstanden war, das geht, trotz ihrer heuchlerischen Bitte um Milde, aus ihrem ganzen Verhalten hervor, aber auch z. B. aus dem maßgebenden Satze des heiligen Thomas von Aquin, eines jüngeren Zeitgenossen Innozenz des III. Seine Schriften hat noch Papst Leo der XIII. gegen Ende des 19. Jahrhunderts neu herausgeben lassen und in einer Enzyklika als Norm für katholische Denker erklärt. Dieser heilige Thomas von Aquin stellt nun in seiner Summa Theologiae (II. II. Qu. 10 und 11, Resp. ad 3, ad 8 ꝛc.) fest: Haeretici possunt juste occidi et rebus suis privari, „die Ketzer können mit Recht getötet und um Hab und Gut gebracht werden".

„Es sind ja nur Ketzer, die man brennen sieht", so beruhigen sich die Damen am spanischen Hofe in Schillers Don Carlos.

Wie sich in späterer Zeit, ein Jahrhundert nach den Albigensergräueln, in den früheren Landen dieser Ketzer die Inquisition noch ausgewirkt hat, das geht aus dem ebenso interessanten, wie traurigen Urteilsbuche der Inquisition von Toulouse vom Jahre 1307 bis 1323 hervor, das im Anhange zu dem schon genannten Foliowerke Limborchs auf 394 Seiten abgedruckt ist.

Noch nach ungefähr vierhundert Jahren nach der Gründung der Inquisition wurde der Philosoph Giordano Bruno in Rom wegen Ketzerei verbrannt, nachdem er jahrelang im Kerker geschmachtet hatte. Sein „Freund" Mocenigo hatte ihn über Veranlassung des Beichtvaters nach Italien gelockt, wo er der Inquisition ausgeliefert worden ist. Lagarde nennt Bruno einen „Mann, an den mehr als ein über Bruno hinaus berühmter und gefeierter Philosoph seinen erstohlenen und erschlichenen Ruhm abtreten muß". (Mitt. III. S. 148.) Wir werden noch bei Besprechung des Fortschrittsproblemes seiner gedenken. Was mag Bruno in den sieben Jahren der Kerkerhaft geschaffen haben? Denifle, das ist jener päpstliche Unterarchivar, der den Meister Ekkhart als einen scholastischen Nachbeter des heiligen Thomas von Aquin ansah, schrieb an Lagarde: „Der Prozeß des Giordano Bruno befindet sich nicht im vatikanischen Archiv . . . Wo er stecken mag, kann ich leider nicht ermitteln." Ein Bericht

über Brunos Verbrennung liegt in einem Brief des deutschen Jesuiten Scioppius vor. Dieser Brief ist in Chaufepiés Ergänzung zu Bayles Dictionnaire historique abgedruckt, und seit man auch den Bericht der zeitgenössischen Avisi di Roma gefunden hat, ist dem Versuche, die Verbrennung zu leugnen, aller Halt entzogen.

Campanella, der Philosoph, wurde von den Spaniern ungefähr zur selben Zeit in den Kerker gebracht, sieben Male der Folter unterworfen und erst nach 26 Jahren wurde er befreit. Von Vanini haben wir im neunten Abschnitt gesprochen. Johannes Hus in Konstanz, Savonarola in Florenz wurden verbrannt. Von vielen Hervorragenden unter Hunderttausenden Verbrannter wurden hier nur einige wenige genannt.

Selbstverständlich verfielen auch die Schriften der Ketzer der Vernichtung. Wir haben das schon von der altprovençalischen Literatur überhaupt berichtet. Das Gleiche gilt von den großen Bibliotheken im christlichen und mohammedanischen Altertum. Schon Konstantin der „Große" hatte die Todesstrafe festgesetzt für das Verbergen arianischer Bücher. Es ist das alles dieselbe biblische Mentalität, der überhaupt der Untergang so vermißter Schätze der antiken Literatur und Kunst in erster Linie zur Last fällt. Im bolschewistischen Rußland unserer Tage gilt Ähnliches mutatis mutandis. Ein Index verbotener Bücher wie in Rom ist auch dort aufgestellt, und Kant und Plato z. B. sind ihm unterworfen worden. Auch dort ist Gesinnungsinquisition und Gesinnungsterror an der Tagesordnung und auch dort soll der Mensch zum seelenlosen Sklaven gemacht werden.

Die Bücherverbrennung, die in China zwei Jahrhunderte vor Christum von der Nomadendynastie der Ts'in bei Todesstrafe verhängt worden ist, war immerhin nicht im Zusammenhang mit dem Zwange eines Glaubens, sondern sollte vielmehr von dem Zwange der Überlieferung befreien. Andererseits ist aber die Begründung, die der damalige dortige Justizminister für diese kulturelle Katastrophe vorgebracht hat, die eines Fremden, dem die Werke der Literatur, die er zerstören will, nicht kongenial sind: „Die Gelehrten studieren, statt sich nach der Gegenwart zu richten, die frühere Zeit, um die Gegenwart ins Unrecht zu setzen und Verwirrung im schwarzhaarigen Volke hervorzurufen". Haben wir es nicht auch hier, zum mindesten dem Inhalt nach, mit einer alttestamentarisch-bolschewistischen Mentalität zu thun?

Auch die Protokolle der Weisen von Zion sind ausgezeichnet durch die alttestamentarische Furcht vor dem wahrhaftigen Denken, durch die Sehnsucht nach dem geistigen Tode, durch das Lob der Inquisition. Dort heißt es in der 16. und 17. Sitzung: „Wir werden aus dem Gedächtnisse der Menschheit alle Thatsachen der Geschichte streichen, die uns unbequem sind". „Wie unsere Glaubensbrüder schon jetzt verpflichtet sind, ihrer Gemeinde, dem Kahal, jeden Verstoß gegen die Glaubens- und Sittenvorschriften der Juden und jeden Abfall von der gemeinsamen Sache unseres Volkes anzuzeigen, so wird es in unserem künftigen Weltreiche als Ehrenpflicht aller treuen Unterthanen gelten, die Regierung durch Späher- und Angeberdienste zu unterstützen." Und zu Beginn der 14. Sitzung heißt es: „Sobald wir die Weltherrschaft erlangt haben, werden wir keinen andern Glauben dulden, als allein unsern Glauben an den einzigen Gott, der uns auserwählt hat unter den Völkern, damit wir die Geschicke der Welt bestimmen".

Der Sieg, den die Inquisition krönen und sichern sollte und gesichert hat, ist dieser Krönung auch heute noch nicht verlustig. Der Vorgänger des obengenannten Papstes Leo des XIII. hat ja in seinem Syllabus das geistliche und weltliche Schwert gegen die Ketzer reklamiert; vom vatikanischen Konzil ist die Unfehlbarkeit des Papstes ex cathedra, proklamiert worden und demgemäß hat der Nachfolger des genannten Papstes 1910 einen unfehlbaren neuen Syllabus der modernen ketzerischen Irrtümer verkündet und den Modernisteneid eingeführt.

Der Sieg der Inquisition war nur die Fortsetzung einer Tragödie, die, wie wir sahen, schon begonnen hatte, als die germanischen Völker zum ersten Male der christlichen Theokratie gegenüberstanden, eine Tragödie, die auch heute noch nicht zu Ende ist: die noch immer dauernde öffentliche Unmündigkeit, die ganze alttestamentarische Misère unserer Tage, die allgemeine Erniedrigung und Entwürdigung, der dominierende Einfluß der unschöpferischen drei Geheimbürgschaften, das Aufsteigen des Untermenschen, und der drohende Zusammenbruch.

12. Meister Ekkhart und Dante.

Welcher Wandel der Zeiten seit den Trobadors und Minnesingern, seit einem halben Jahrhundert, da die Früchte hätten reifen sollen einer blütenreichen Zeit! Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, und flügellahm wurden die größten Genies. Zur Zeit der Albigenserblüte war in Österreich das Nibelungenlied gedichtet worden und in Deutschland waren Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide. Nach diesen wundervollen Zeiten, — wo sind sie hin! — war in Deutschland die genialste Persönlichkeit der Dominikaner Meister Ekkhart, den wir in den früheren Abschnitten schon immer wieder kennen gelernt haben. Er ist zuletzt der Inquisition verfallen.

Um dieselbe Zeit wie dieser war in Italien Dante geboren. In Italien kam die hohe Lyrik spät. Es genügt, den alten Italiener Crescimbeni zu lesen, oder den neueren Franzosen Fauriel, um nicht mehr zu bezweifeln, daß diese hohe Poesie nach Italien aus der Provence gekommen ist. Aber diese Poesia volgare in Italien war nicht mehr frei, wie die der Trobadors und wie auch die der Minnesinger. Nur nebenbei sei hier bemerkt, daß das College de la gaie science, daß die schon erwähnte Schule der fröhlichen Wissenschaft, die im Toulouse der Inquisition im 15. Jahrhundert bestanden hat, nur eine bloße Farce gewesen ist, eine Gaukelei, die nicht einmal den Namen eines Epigonentums verdiente. Als der Hohenstaufe Friedrich der II.*) in Palermo die Akademie begründete und als dort

*) Dieser Kaiser Friedrich der II., der dem Papste die fluchwürdigen Ketzergesetze in jungen Jahren dargebracht hatte, —Innozenz der III. war sein Vormund gewesen —, war im übrigen ein Gönner übriggebliebener Trobadors seiner Zeit, und hatte Walther von der Vogelweide, dem armen und doch unabhängigen Minnesinger, ein Lehen und damit ein unabhängiges Alter gegeben. Das waren kleine Symptome seines großen Freimuts, demzufolge Papst Gregor der IX. ihn öffentlich angeklagt hat, er habe Moses, Christus und Mohammed „die drei Betrüger“ genannt. Friedrich nannte den Papst dafür in einer Gegenschrift den Antichrist. Andererseits aber hatte er wahrscheinlich die Erkenntnis von der innigen Verwandtschaft der drei Bekenntnisse des Judentums, des Christentums und des Islam, als einer Primogenitur mit ihren zwei Sekundogenituren.

das erste Gedicht in der vulgären, d. h. volkstümlichen, italienischen Sprache entstand, da war die kirchliche Inquisition schon geboren, und die Schrecken des provençalischen Kreuzzugs, des Albigenserkrieges, des Untergangs der Ketzer waren da in allen Herzen. Petrus de Vinea, der Geheimsekretär dieses Kaisers beklagt in einem seiner Briefe (I. 37), daß fast jeder Italiener, fast jede Italienerin dem Orden der Franziskaner oder der Dominikaner angehören. Diese „Tertiarier" waren geneigt, im Sinne der franziskanischen Sekte der Joachiten, Kaiser Friedrich den II. selber für den Antichrist zu halten. Und als in Norditalien die schon mächtige Persönlichkeit des jungen Dante die Trobadors nachahmte, da war zwar auch bei ihm der Haß derselben gegen die Franzosen zu finden angesichts der schandvollen Verheerung und der Einverleibung der Provence, und auch der unverzeihlichen Hinrichtung Konradins, des letzten Hohenstaufen. Aber es schlug in ihm ein orthodoxes Herz, fremd den flammenden Gefühlen der Trobadors für heroische Autonomie, der auch noch Dantes deutscher Zeitgenosse Meister Ekkhart in seinen Predigten und Traktaten feuerzüngige Aussprüche geweiht hat. Dieser war ja insoferne, wenn auch wohl unbewußterweise, gar kein Christ, als er wie Kant die Religion auf die Moral gegründet hat. Was soll es nämlich anderes bedeuten, wenn er z. B. (S. 203 d. Pfeiffer'schen Ausg.) sagt: „Den gerechten Menschen ist es also ernst um die Gerechtigkeit, daß, wäre Gott nicht gerecht, sie gäben keine Bohne auf ihn". Wenn Meister Ekkhart die Abgeschiedenheit preist, so ist es wie ein Hinweis auf die volle Mündigkeit, und wenn Schopenhauer die Verneinung des Willens zum Leben preist, so ist es wie ein Hinweis auf heroische Autonomie. Dante aber bevölkert orthodoxerweise Himmel und Hölle.

Die Trobadors hatten kühn die innere Freiheit gesucht. Die italienischen Dichter nach ihnen wandten sich ab von dieser durch die Schrecken der inquisitorischen Orthodoxie kompromittierten Freiheit und suchten ihre Seelenruhe in der ungefährlichen Renaissance der Antike, vermöge deren sie übrigens Rom als das Haupt der Welt betrachtet haben.

In diesem Sinne und angesichts des Epigonenstolzes der Römer und Italiener war die Renaissance sogar germanenfeindlich. Die herabgekommenen Römer betrachteten sich als die legitimen Herren der Welt. Petrarca, kein Römer, schreibt (Ep. Fam. X. 1.) an Kaiser Karl den IV.: „So oft du nach Deutschland blickst, denke an Italien . . . hier findest du das Haupt der Monarchie". Und Dante stellt, wohl schon ein halbes Jahrhundert früher, zu Anfang des dritten Buches seiner Monarchie, fest, daß der römische Monarch von rechtswegen der Monarch der Welt sei.

Andererseits preist Dante die Philosophie. Ohne Philosophie der Tod, sagt er im Gastmahl, und es sind wohl über sie noch keine begeisterteren Worte gefunden worden, als die er ebendort (II. 16) spricht: „Ich sage und versichere, daß die Dame, in die ich mich verliebte, gleich nach der ersten Liebe, die schönste und ehrenhafteste Tochter des Herrn der Welt gewesen ist, welcher Pythagoras den Namen der Philosophie gibt". Es ist die Donna da fenestra aus der Nuova vita Dantes gemeint, die der Maler Rossetti so wunderbar als Lady of the window dargestellt hat.

Mag Dante auch über den Papst die Worte (Par. 27. 22 ff.) finden: „Er, der auf Erden meines Stuhls sich anmaßt, meines Stuhls, der ledig ist im Angesicht des Sohnes Gottes, hat meine Ruhstatt zur Kloak entweiht, voll Bluts und Stanks, mit welchem der Verruchte, hier entthront, sich in der Höll' ergötzet". Es ist doch der heilige Petrus, dem er diese

Worte in den Mund legt. Gebeugt hat sich Dante der orthodoxen Autorität so sehr, und doch wohl nicht bloß äußerlich, daß er in seiner gewaltigen Inschrift am Höllentore eben von dieser Hölle die geradezu entsetzlichen, aber vollkommen orthodoxen Worte schrieb: Fecemi il primo amore, die erste Liebe wirkte mich zu gründen! Liebe und ewige Höllenstrafen orthodox vereinigt! So sehr beugte sich Dante vor der orthodoxen Autorität, daß er im vierten Gesange des Inferno die antiken Größen, darunter einen Sokrates und Plato, einen Cicero und Seneca in die erste Stufe der Hölle verweist, wo sie Leiden ohne Marter tragen, weil sie die Taufe nicht kannten und Gott nicht entsprechend verehren konnten. Jakob und David aber, die auch vor Christum waren, habe dieser mit ins Paradies genommen — einen Jakob, der seinen Bruder bewuchert und seinen Vater an dessen Totenbette betrogen hat; einen David mit dem Uriasbriefe und mit der bolschewistischen Grausamkeit gegen die Ammoniter! Der Titel einer Komödie, den Dante dem Inhalt seines großen Epos gibt, hatte keineswegs den manichäischen Sinn, den man dabei vermuten könnte. Es ist wahrlich schade, daß Dante den Aeschylos, zumal des letzteren gefesselten Prometheus, noch nicht gekannt hat.

Während Meister Ekkhart bei den Werken des Dionysius Areopagita sich charakteristischer Weise für dessen mystische und negative Theologie interessiert, war für Dante dessen Hierarchie des Himmels von Bedeutung. Freilch darf trotz allem nicht übersehen werden, daß Dante, bei dem das Dogma von der Gottesknechtschaft und die orthodoxe Henkerphantasie in seiner Göttlichen Komödie ja nur zu sehr zum Ausdruck kommt, dabei doch andrerseits so sehr der Wahrhaftigkeit ergeben ist, daß er in die tiefste Hölle die Judecca setzt, nach Judas benannt, die Stätte des Verrates, und daß er sich, weitab vom Gebiete der Commedia, von der Philosophie die Worte zurufen läßt: Segni il tuo corso e lascia dir le genti, nimm deinen Weg und lass' die Leute reden.

Auch nimmt er offen seine Stellung gegen die päpstliche Korruption*) und benützt gerade auch dazu, wie wir schon oben sahen, die Gesänge in seiner Göttlichen Komödie.

Das Wesen Dantes, „des Florentiners von Geburt, doch nicht von Sitten", wie er selbst sich nannte, vertrug nicht die elende Parteienwirtschaft seiner Heimat und, ganz ghibellinisch, ganz kaiserlich gesinnt, hoffte er auf Heinrich den VII., den römisch-deutschen Kaiser, den er dringend ruft und ruft und ruft.

Meister Ekkhart und Dante, deren Gegenüberstellung allerdings mehr zeitlich bedingt war, denn wesentlich genommen wäre Meister Ekkhart

---

*) Es ist zu beachten, daß seinerzeit Gebriele Rossetti, der Vater des englischen Dichters und praeraffaelitischen Malers, nachzuweisen versucht hat, es seien Dante, Petrarca und Boccaccio überzeugt manichäisch und prinzipiell antipapistisch gesonnen gewesen. A. W. Schlegel hat das in einem Essay in der Revue des deux mondes vom Jahre 1836 alsbald zu widerlegen versucht, wenn er auch irrtümlich Katharer und Waldenser identifizierte. Jedenfalls behauptet Rossetti selbst, die Bestrebungen der Genannten seien geheim und nur für Eingeweihte verständlich gewesen. Es ist nun freilich nicht zu übersehen, daß, als diese Männer erzogen wurden, die Gräuel der Inquisition schon durch die Dauer von mehr als einer Generation auf das heftigste gewirkt hatten. Andererseits ist es aber doch anzuzweifeln, ob ein solches Geheimnis der stolzen Persönlichkeit jener Männer trotz der drohenden Inquisitionsgräuel entsprochen hätte.

Noch unmittelbar nach dem entsetzlichen Kreuzzug gegen die Albigenser und nach der Einführung der Inquisition hatten die Trobadors ganz offen gesprochen. Guillem

mit Kant zu vergleichen, erlitten beide das Schicksal der Verfolgung und der Einsamkeit. Nach der Aufrollung der Religionstragödie, die wir an unseren Augen vorüberziehen sahen und deren Opfer im Grunde alle beiden großen Genies gewesen sind, überblicken wir klar den Einfluß des biblischen Regimes sowohl auf sie selbst, als auch auf ihr Verhältnis zur Umgebung. Als Cangrande, Dantes geschätzter Gastfreund, ihn fragte, warum Possenreißer mehr Anklang fänden als er, antwortete Dante: Similis simili gaudet, Gleich und Gleich gesellt sich gern. Meister Ekkhart hätte ähnlich antworten können.

Es ist ebenso interessant wie entscheidend, daß Dante, der zwar das Gebiet des Jenseits sosehr in den Vordergrund rückt, und wie Henoch überirdische Reisen vollbringt, doch nur dadurch uns noch zu ergreifen vermag, daß er selber eine Persönlichkeit war und daß seine Poesie ein ganzes Weltbild umfaßt; während Meister Ekkhart, dessen Lebenswerk durch das Urteil der Inquisition in Versandung geleitet und später auch von der Reformation nicht gewürdigt wurde, uns anmutet wie ein Künder erst kommender Zeiten. Dante schildert die Hölle, und der ehrenhafte und heroische Meister Ekkhart sagt (S. 287): „Der Mensch soll Gott nicht fürchten". Wer in den Predigten und Traktaten Meister Ekkharts die Sätze schrieb, die wir von ihm in diesem Werke kennen lernen, möge ihr selbständiger Inhalt auch noch so umrankt sein von scholastischem Beiwerk: er ist ein Künder der Idee heroischer Autonomie.

13. Politische Ketzerverfolgung.

Noch heute wird der Albigenserkrieg in Frankreich als seiner Grundlage nach berechtigt anerkannt. So hat die Association Française pour l'avancement des sciences im Jahre 1887 eine Geschichte von Toulouse herausgegeben, in der (S. 33) dieser Krieg als „légitime dés son principe", als von Grund aus gerechtfertigt erklärt wird. Und weiter heißt es dort (S. 41): „Indem die Montforts, die das Instrument des Krieges gewesen sind, verschwanden, war das Ziel erreicht, der Geist des Nordens bemächtigte sich der südlichen Länder, die Einheit Frankreichs war gesichert und die albigensische Ketzerei, schon zurückgetrieben in die hohen Täler der Aude, Ariège und Garonne, mußte nach und nach, immerhin im Laufe eines Jahrhunderts, ganz und gar verschwinden". Kann man eine furchtbare Ketzerverfolgung noch mehr vom politischen Standpunkte fassen?

Figueira rief klar und freimütig: „Daß Gott dich vernichte, o Rom!" „Ohne Grund hast du ein ganzes Volk zu Tode gebracht!" „Wie eine rasende Bestie hast du Große und Kleine verschlungen." „Rom, du schließest deine Krallen so fest, daß dir kaum entrinnt, was du einmal gepackt hast; verlierst du nicht in Kurzem deine Macht, so ist die Welt in eine böse Falle geraten und verloren!" Welche Erkenntnis der Bedeutung und letzten Auswirkung biblischer Mentalität bei diesem Trobador!

Auch Petrarca, in jenen Sonetten, wo er Rom eine schamlose Metze und eine Werkstatt des Betruges nennt, zumal aber in seinen „Briefen ohne Titel", und nicht minder Dante in seiner Komödie haben offene und mutige Angriffe gegen Rom gerichtet; aber gegen das Prinzip haben sie sich offen doch nie ausgesprochen. Darüber, daß dies aber doch geheim geschehen sei, wollen wir zum Schlusse einen Hinweis Rossettis zitieren. Im übrigen entnehme ich dem Buche Rossettis eine Stelle aus dem vierten jener Briefe Petrarcas, wo er über Avignon, den damaligen Sitz der Päpste, ausruft: „Die Sonne hat noch nie eine schamlosere Stadt beschienen als dieses westliche Babylon, wo ich jetzt

Übrigens war jener „Geist des Nordens" im Gegenteile der alttestamentarische Geist Roms und Frankreichs, der „ältesten Tochter der Kirche"; in den Albigensern aber lebte der germanische Geist der Gothen, der in diesem verkannten frühen Mittelalter erwacht war, wie nie mehr später.

Nach dem Weltkriege hat in der Wiener „Neuen Freien Presse" (1927) Coudenhove-Calergi, der Freimaurer, der Bewunderer Frankreichs, der Agitator für Pan-Europa, für die allgemeine Bastardierung und für die jüdische Adelsrasse, ein Feuilleton über „die vier Gebote des Lebens" erscheinen lassen, in welchem es heißt: „Das fünfte Gebot Gottes, du sollst nicht töten, stand im Widerspruche zu den Lebensnotwendigkeiten eines antiken Volkes . . . darum folgten die alten Juden nicht dem fünften Gebote Gottes, sondern dem zweiten Gebote des Lebens: sei stark, töteten ihre Feinde und erhielten ihre Rasse".

Ein Verfasser desselben Namens hat schon früher ein Propagandawerk gegen den sogenannten Antisemitismus geschrieben. Deswegen nun, weil die jüdisch-freimaurerisch-jesuitische Weltpresse Coudenhoves Artikel und Schriften propagiert, wird deren Inhalt noch nicht wahr, ebensowenig wie die Ausführungen der von ihr totgeschwiegenen Ketzer dadurch unwahr werden. Coudenhove fühlt wohl zugunsten dieser modernen politischen Ketzerverfolgung und er fühlt offenbar vor allem zugunsten der alttestamentarischen Mentalität und geht infolgedessen über die Thatsache hinweg, daß der Jude, der über die ganze Welt zerstreut und doch durch die jüdische mit ihm geborene Geheimbürgschaft mit seinen Volksgenossen fest verbunden ist, zugleich international und national ist, eine nationale Internationale, überall ein Staat im Staate, daß aber für die arischen Nationen der Internationalismus den Untergang und zwar nicht nur als Nation bedeutet. Im Sinne seiner oben zitierten Ausführungen müßte Coudenhove vom antiken Standpunkt den arischen Völkern raten, „ihre Feinde zu töten, um ihre Rasse zu erhalten". So versteht er diesfalls den Antisemitismus. Dieser Name ist aber doppelt irrtümlich. Die arabischen Gegner der Zionisten in Palästina sind bekanntlich selber Semiten. Aber auch der erste Teil des Wortes Antisemitismus ist nicht zutreffend. Denn es gilt keineswegs einen Angriff gegen das Judentum, sondern eine arische Abwehr, und die Judenfrage ist uns eine arische. Die große Frage lautet im Grunde also: Soll unsere Zukunft arisch oder gar nicht sein?

Was Coudenhove, wie wir sahen, von den Juden rühmt, das hat Voltaire nach der heiligen Schrift in seinem Drama Saul geschildert: wie dieser vom hohen Priester Samuel verflucht worden ist, weil er zwar

---

weile . . . Im Namen Jesu, aber mit den Werken Belials werfen sie Mengen unglücklicher Christen in den Kerker und, wenn sie sie dann gänzlich ausgeplündert haben, verurteilen sie sie zum Feuertode." Dante läßt im 27. Gesange des Paradieses bekanntlich den Sankt Peter, aber unter Hinweis auf frühere tugendhafte Päpste, jene Worte sagen, die wir oben kennen lernten.

Rossetti hat nun in ganz interessanter Weise die nach verbreiteter Meinung unübersetzbaren Worte zu Beginn des siebenten Gesanges des Inferno: „Pape Satan, Pape Satan, Aleppe", folgendermaßen gedeutet. Er weist darauf hin, daß Aleph im Hebräischen den Fürsten, und hier sinngemäß den Höllenfürsten, bedeutet; andererseits heiße es in alten Ausgaben: Pap e Satan, was übrigens meines Erachtens auch der Betonung nach durch den Versfuß festgestellt ist. Auch weist er mit Recht darauf hin, daß das Endakrostichon bald folgender Verse desselben Gesanges dreimal papa gibt. So übersetzt er also, und so hätte also Dante, für Eingeweihte verständlich, gesagt: „Der Papst ist der Satan, der Papst ist der Satan, der Fürst der Hölle". (I. S. 84 f. der englischen Ausgabe von Rossettis Werk.)

das Volk der Amalekiter ausgemordet, dessen König Agag aber verschont hatte, und wie Samuel diesen König Agag kommen ließ und ihn selber in Stücke hackte. (Sam. I. 15.)

Die entsetzlich grausame Methode des Verbrennens der Ketzer stützte man auf das Vorgehen des Königs Josias, „nach dem Worte Jahwes, das der Gottesmann verkündet hatte", indem er die Gebeine ausgrub und verbrennen ließ, und die „Priester der Höhen" schlachtete er bei den Altären und verbrannte die Gebeine darauf; man stützte jene Methode aber auch auf Christi gleichgesinntes Wort bei Johannes (15. 6.): „Wer nicht in mir bleibt, der wird weggeworfen, wie eine Rebe, und verdorret, und man sammelt sie und wirft sie ins Feuer, daß sie verbrenne".

Andererseits hat der russisch-bolschewistische Minister des Äußeren zufolge einer Mitteilung des Pariser „Journal" (1927) eine Unterredung mit dessen Korrespondenten gehabt, in der er darauf hinwies, daß sich in Rußland eine neue und zwar materialistische Gesellschaft gebildet habe. Auf den Einwand des Korrespondenten, daß die Sowjets noch immer nicht davor zurückschrecken, ihre politischen Gegner ins Gefängnis zu werfen und hinrichten zu lassen, entgegnete der Minister: Primum vivere! Selbsterhaltung!

Das alte Testament war eine national-politisch-theokratische Staatsverfassung; die mittelalterliche Kirche war eine international-theokratische Priesterstaatsverfassung, und der Bolschewismus ist ein international eingestelltes Regime geborener alttestamentarischer Geheimbürgschaft. In jedem dieser Lager, die nach alttestamentarischer Methode organisiert sind, ist die politische Ketzerverfolgung ein grundlegendes Prinzip. Um nur dieses darzulegen hätten wir statt der mittelalterlichen Kirche auch das Regime der alttestamentarischen Theokratie oder das des Bolschewismus schildern können.

Es handelt sich aber um die germanische Kulturtragödie.

Wie weit im Mittelalter die theokratische Herrschaft gediehen war, dafür ist z. B. als Symptom anzusehen, daß Innozenz der III. den englischen König Johann der Verpflichtung entband, die von ihm 1215 gewährte berühmte Magna Charta, das große Staatsgrundgesetz, aufrechtzuerhalten. Natürlich war es das alte Testament, auf das er sich hierbei (im Breve vom 24. August 1215) beruft, nämlich auf die Worte Jahwes, die er dem Papste durch den Mund des Propheten (Jeremias I. 10) gesagt, nobis a Domine dictum est in propheta: Constitui te super gentes et regna, ut evellas et destruas, aedifices et plantes, ich habe dich über die Völker und Reiche gestellt, um auszureißen und zu zerstören, aufzubauen und zu pflanzen. (Math. Par. 1215.)

Ein weiteres Beispiel für die theokratische Herrschaft ist der Brief Gregor des IX., des zweiten Nachfolgers nach Innozenz dem III., an Kaiser Friedrich den II., vom 23. Oktober 1236. Darin weist der Papst in aller Überhebung auf die Schenkung Konstantin des Großen hin, wonach dadurch, daß er Rom dem Papste geschenkt hat, ein Symbol der diesem zustehenden Weltmonarchie geschaffen worden ist. Über diesen Konstantin haben wir schon im letzten Abschnitte des ersten Buches gesprochen. Die Kirche hat sich noch im 8. Jahrhundert für die moralische Unterstützung dieses „Großen" neuerlich durch die Fälschung seiner Schenkung an den Papst bezahlt gemacht. Schon der Kanzler Kaiser Otto des III. hatte die Schenkung bezweifelt, die österreichische Reimchronik aus dem Ende des

13. Jahrhunderts hat sie tief bedauert (V. 51565 ff.), Dante sie in seiner Monarchia kritisiert. Laurentius Valla aber, beschützt von König Alphons von Neapel, hat 1440 in einer kühnen und glänzenden Schrift ihre Fälschung endgiltig nachgewiesen. Und wenn sich nunmehr, so sagt er, die römische Kirche auf die Ersitzung beruft, so gilt dies nicht, denn der Besitz der Kirche ist mala fide gewesen. Er übersah nur, daß sie sich auf den Rat des Herrn berufen kann, sich Freunde zu machen mittels des ungerechten Reichtums. (Luc. 16. 9.)

Ein besonderes Beispiel der Ketzerverfolgung im Dienste der Politik und des eigennützigen Erwerbes boten bald nach dem Albigenserkreuzzug deutsche Bischöfe und Herren im Kreuzzuge gegen die herrlichen Stedinger Bauern, die im Jahre 1234 nach langem heldenmütigen Kampfe vernichtet worden sind. Ihre Ketzerei bestand nur im Ungehorsam gegen die Kirche und in der von ihnen bewahrten Autonomie.

Das war in der Zeit Konrads von Marburg, des verruchten Ketzerrichters, des Beichtvaters und Peinigers der heiligen Elisabeth. In dem vom Philosophen Leibniz herausgegebenen Chronicon trium fontium Alberici monachi (S. 544 f.) ist zu lesen, wie der, den Konrad einmal verdächtigt hatte, nur mehr die Wahl hat zwischen Geständnis mit seinen furchtbaren Folgen und dem Feuertode. Auch sein Schicksal ist dort geschildert. Es war bekanntlich ähnlich dem des Pierre von Castelnau, das wir bei der Besprechung kennen gelernt haben über die Entstehung des Kreuzzugs gegen die Albigenser. Konrad von Marburg wurde unterwegs erschlagen.

Hundert Jahre nach dem Laterankonzile Innozenz des III., das die Inquisition zu einer Institution gemacht hatte, war der Ungehorsam gegen Rom zur Ketzerei geworden und war man schon so geübt im Exekutionsverfahren, daß es, diesem einmal unterworfen, kein Entrinnen mehr gab. Die Folter, die die christliche Kirche zur Anwendung gelangen ließ, erzeugte beliebige Geständnisse, die, wenn sie dann nicht wiederholt worden sind, zur neuerlichen Folterung führten, und zum Feuertode. So wurde die Inquisition in ihrer ungeheuren Macht zum niederträchtigsten Mittel politischer Ziele, und so hat König Philipp der IV. von Frankreich mit ihrer Hilfe den Ritterorden der Tempelherren vernichtet*).

---

*) König Philipp der IV., der Schöne, von Frankreich war ein begabter, weitblickender und zielbewußter Monarch voll unbeugsamer Unversöhnlichkeit. Er hat zu Anfang des 14. Jahrhunderts die Grundlage geschaffen für manche große Lagen Frankreichs in späteren Zeiten. Dieser Enkel Ludwig des Heiligen hat die Generalstände eingeführt und die ungeheure Gefährdung Frankreichs erkannt durch die alttestamentarischen Mächte seiner Epoche: durch das Judentum, durch das Priestertum und durch die Geheimbürgschaft des großen und reichen Ordens der Tempelherren, deren Großmeister bereits in Paris residierte. Philipp seinerseits bediente sich jener verbrecherischen grausamen Mittel, die in Glaubenssachen im alten Testamente vorgesehen sind und unter der Autorität der Kirche, wie wir sahen, ins Christentum Eingang gefunden hatten. Den Kampf gegen die Templer zumal hat er geführt durch eine rein politische Ketzerverfolgung. Darum ist dieser Fall an dieser Stelle etwas eingehender zu betrachten.

Den seiner Macht widerstrebenden Bonifazius den VIII. hat Philipp in Rom, wie schon einmal erwähnt, mit Hilfe von dessen Gegnern gefangennehmen lassen. Ja er wollte ihn sogar zum Ketzer erklärt haben, ein Fall, der uns deshalb ungewöhnlich erscheint, weil das angesichts der päpstlichen Unfehlbarkeit in Sachen der Lehre jetzt gar nicht möglich wäre.

Die Tempelherren nun sind als Geheimbürgschaft offenbar die Vorläufer der Freimaurer gewesen. Das Geheimnis, das ihren Orden umgab, die verschiedenen Grade, die sie umfaßten, die geheimen Kapitel die sie abhielten und der unbedingte Gehorsam, den die überall verbreiteten Mitglieder dem Großmeister leisten mußten, machte diesen Orden

Französische Inquisitoren waren es übrigens, die auch Jeanne d'Arc der Ketzerei und des Rückfalles in dieselbe schuldig erklärten, sodaß sie von den von ihr besiegten Engländern endlich lebendig verbrannt werden konnte.

---

schon hierdurch zu einer unlauteren und drohenden Gefahr und ließ Vermutungen, vor allem auch über ketzerische Aufnahmszeremonien aufkommen, die nicht kontrollierbar waren. Es war das ein ähnlicher Fall, wie später beim Jesuitenorden, und der Papst, der diesen aufgehoben hatte, Clemens der VII., hat sich auch darauf berufen. Lessing sagt in seiner posthum erschienenen Fortsetzung von Ernst und Falk, u. zw. in der Wiedergabe, die sein Freund Nicolai in seinem Templer- und Freimaurerwerke (z. B. I. S. 156) bietet, während die Stellen in der ersten Ausgabe dieser Fortsetzung und meines Wissens auch in den heutigen Ausgaben durch Punkte entstellt sind, die statt der Bezeichnungen gesetzt sind: „Man darf die Geschichte der Tempelherren nur mit Bedacht lesen, um den gehörigen Punkt zu bestimmen, in welchem die Tempelherren die Freimaurer ihrer Zeit waren". Und so faßt sie wohl auch Condorcet auf in seiner posthumen Esquisse des progrés (7. Epoche).

Nun war die Macht der Templer dem Könige zu groß geworden. Auch die Päpste waren keineswegs zufrieden. Schon Innozenz der III. hatte sich gegen sie gewendet, und seine Vorwürfe klingen dahin aus, daß die Templer seinen Legaten nicht genügend geachtet hatten. Papst Urban der IV. hatte, wie Lea mitteilt, unternommen, den Marschall des Ordens abzusetzen und ihn exkommuniziert. Der Orden aber ließ ihn nicht fallen, „unzufrieden darüber, daß die für das heilige Land angeworbenen Truppen für das päpstliche Unternehmen gegen Manfred verwandt wurden", worüber wir im nächsten Abschnitt hören werden. König Philipp schuldete an den reichen Orden große Summen und derselbe, wie auch dessen Mitglieder, unterstanden auch in Frankreich nicht seiner Jurisdiktion. Der Templerorden war für ihn unangreifbar, — es sei denn mit Hilfe der Inquisition, mit Hilfe der Ketzerverfolgung.

Als nun 1305 eine neue Papstwahl stattfand, erklärte Philipp sich bereit, den Erzbischof von Bordeau, einen Franzosen und seine Kreatur, zum Papste zu machen, stellte aber u. a. die Bedingung der Verfolgung des Templerordens. Thatsächlich wurde jener Erzbischof zum Papste gewählt und hieß sich, wohl in Erinnerung an Clemens den IV., den wir erst im nächsten Abschnitte kennen lernen werden, Clemens den V. Er zuerst nahm seine Residenz in Avignon.

Nun leitete also König Philipp seine Verfolgung des Ordens ein, indem er ihn der Ketzerei bezichtigte. Clemens der V. kam ihm zu Hilfe. Er lud den Großmeister vor, um ihn darüber zu vernehmen. Dieser kehrte danach ruhig nach Paris zurück. Offenbar hielt er sich und den Orden für gerechtfertigt. Aber der Großinquisitor von Frankreich, Wilhelm von Paris, war Philipps Kreatur weit mehr noch als der Papst. Er eröffnete das Verfahren wegen Ketzerei und ersuchte Philipp um den weltlichen Beistand. Dieser ließ alsbald die Tempelherren verhaften und, was offenbar nicht minder wichtig war, ihre reichen Güter konfiszieren. Viele Angeschuldigte starben unter der Folter. Der Großmeister und seine hohen Chargen blieben in Haft. Erpreßte Geständnisse wurden verwertet. Aber es waren Geständnisse von Ketzereien, für die nie jemand eingetreten war. Während die Albigenser den Scheiterhaufen der Inquisition als stolze Märtyrer ihrer Lehre bestiegen, starben die Tempelherren den Feuertod für die Ableugnung behaupteter Ketzereien. Endlich wurde ein Konzil nach Vienne einberufen. Durch zahlreiche neue Folterungen suchte der Papst sich neues Material zu beschaffen. Schließlich einigte man sich dahin, daß der Papst den Orden nur wegen des Ärgernisses, zu dem er Anlaß gegeben, verbiete. Das geschah 1312 mittels päpstlicher Bullen. Noch immer waren der Großmeister und seine Genossen in Haft. Diese sollten nun auch erledigt werden. In Hinsicht auf jenen hatte Clemens sich in widerspruchsvollen Behauptungen ergangen. In der Hoffnung auf Schonung hatte jener seinerzeit Geständnisse gemacht. Nun wurden sie alle von einem delegierten Kardinalkollegium als geständige Ketzer zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Doch dieser Großmeister Jakob von Molay und Meister Charney widerriefen zum Entsetzen der Kardinäle. Sofort ließ sie Philipp als rückfällige Ketzer verbrennen. Ihre Standhaftigkeit blieb aber auch im Feuer vollkommen.

Im zweiten Teile seiner Mantissa hat Leibniz (S. 76—92) interessante bezügliche Aktenstücke abgedruckt, z. B. die Bulle Clemens des V. von 1307 über die Geständnisse der Templer, mit hundertachtzehn Vorhaltungen, die denselben zu machen seien.

Lea hat in seiner großen Geschichte der Inquisition ausführliche quellenbelegte Daten gegeben. Limborch teilt in seiner bedeutenden Historia inquisitionis vom Jahre 1692 (S. 67) sogar mit, daß in Österreich viele verbrannt worden und diese alle mit großem Frohmut, magna cum hilaritate in den Feuertod gegangen sind. In alle Länder

Kirchen, die solche Urteile fällen lassen, solche Kirchen können, wenn es die Politik empfiehlt, auch anders: Jeanne d'Arc wurde nach dem Sieg der Franzosen im Weltkrieg 1919 von der Kirche heilig gesprochen*).

---

hatten König und Papst die Verfolgung getragen. Vielleicht ist es bezeichnend für die Meinung, die man sich schon damals darüber gebildet hatte, daß das Gerücht ging, Molay habe aus den Flammen heraus den Papst und den König vor Gott geladen. Thatsächlich starben beide noch im selben Jahre.

Es ist wertvoll für die Erkenntnis der Herabgekommenheit, in die die biblische Mentalität die Menschen aus früherem germanischen Heroismus verfallen ließ, daß man nun solchen Heroismus, im Grunde die heroische Gewissenhaftigkeit, dem Satan zuschrieb! Die Gewissenlosigkeit war jedenfalls auf Seiten von König und Papst.

*) Das Geschick der Jeanne d'Arc ist ein Schulfall politischer Ketzerverfolgung und sehr charakteristisch für unsere Probleme. Wir müssen hier ihre Geschichte näher betrachten.

Von den Erscheinungen und Stimmen, die sie sah und hörte, sehen wir ab; wozu ihr Genie sie trieb, was ihr Herz zu ihr sprach, nahm wohl Gestalt und Worte an und redete mit ihr in ihrer Sprache, dem ihr anerzogenen Glauben gemäß.

Wir sehen auch ab von den außerordentlich ungünstigen Auswirkungen, die es für das germanische Schicksal haben mußte, daß sie erfolgreich die Befreiung Frankreichs von der schon im Zuge gewesenen Anglisierung eingeleitet hat.

Aber Johanna selbst war eine edle nationale Heldin und eine hohe Idealistin.

Den Dank des von ihr gekrönten Königs hat sie nicht empfangen; die Heerführer, denen sie half, scheinen froh gewesen zu sein, als sie gefangen war; und die Art wie diese Gefangennahme geschah, sieht nach Verrat aus, dessen Dokumente bei Bergot (Jeanne d'Arc, Tours 1901 S. 488 ff.) zusammengestellt sind.

Johanna war offenbar voll Talent und Takt und Mutterwitz und Energie zugleich, ein schönes sittenreines arisches Mädchen. Kein Bild hat sich von dieser Ketzerin erhalten, Schandthaten zur Zeit und im Geiste der französischen Revolution haben die letzten Spuren vernichtet. Perceval de Boullainvillier, der sie kannte, beschreibt sie in einem Berichte an den Herzog von Mailand vom 21. Juni 1429 nach der Schlacht von Patay: „Sie hat die gebührende Schönheit, mit männlichem Gehaben . . . eine milde Stimme wie eine Frau . . . ihr Angesicht ist von klarer Heiterkeit". Welch hohe Schönheit hat wohl für die Rolle einer solchen Jungfrau, die damals siebzehn Jahre alt war, als gebührend gegolten!

Ihr Wesen war von großem Selbstvertrauen und keusch, ohne Prüderie, also ohne schlechtes Gewissen. Als Robert de Baudricourt ihr scherzhaft nahetreten wollte, da hat sie ebenso scherzhaft gesagt: Gentil Robert, nenni nenni, il n'est pas temps, nein nein, mein lieber Robert, keine Zeit.

Johanna ward vor Compiegne im Kampfe gegen zahlreiche Belagerer im Stich gelassen, wurde gefangen und von Johann von Luxemburg um eine große Summe Geldes dem englischen Herzog von Bedford verkauft. Dieser englische Heerführer schämte sich nämlich, von einem Mädchen besiegt worden zu sein; er wollte das lieber sein von einer Hexe. Auch sollte den Truppen der Schrecken genommen werden.

In der Not von Volk und Vaterland waltete die solcher Sorge gänzlich fremde biblische Mentalität, und ihr gemäß wurde diese heroische herrliche Jungfrau von französischen Inquisitionsrichtern der Ketzerei für schuldig erklärt und dem Verbrennungstode geweiht. Der Vorgang war himmelschreiend. Aber der Himmel blieb stumm wie zu allen Gräueln.

Der Bischof von Beauvais, besonders aber die Pariser Universität und der Generalvikar der Inquisition von Frankreich hatten mit Nachdruck, um die Wette sozusagen, daß Inquisitionsverfahren gegen dieses Heldenmädchen wegen Ketzerei gefordert. Diese Pariser Universität hat sofort nach der Gefangennahme an den Herzog von Luxemburg die Aufforderung gerichtet, sie dem geistlichen Gerichte auszuliefern, weil es Ehrensache der Ritterlichkeit sei, Gott, den Glauben und die Kirche zu verteidigen. Auch an den König von England hat sich diese Universität gewendet, damit geziemende Strafe, „reparacion comme an cas appartendra" erfolge. Die Theologen dieser Universität haben auch noch nachträglich in einem feierlichen Schreiben an Kaiser, Papst und Kardinäle die Verbrennung gerühmt. Freilich schrieb eine alte Hand später dem Originale lateinisch hinzu, die Universität sei vom Satan geleitet gewesen. Wir sagen: von der biblischen Mentalität.

Unter anderem wurde Johanna zur Last gelegt, — diese Sünden, die das entsetzliche Verdammungsurteil mit sich brachten, sind nur zu charakteristisch für die Be-

Noch 1703 wurden in Frankreich nach der biblisch gewiß gerechtfertigten Aufhebung des Ediktes von Nantes, wie ja auch die schändliche Bartholomäusnacht gewiß biblisch gerechtfertigt war, in denselben Gegenden, wo einst der Albigenserkreuzzug stattfand, und wo sich eine religiös mutige Bevölkerung anscheinend regeneriert hatte, Ketzer, die man Kamisarden nannte, verbrannt und lebendig gerädert. Diese Ketzer waren nicht mehr gegen die Schrecklichkeit der Bibel und ihres Gottes gestimmt, — wo waren solche hohe Zeiten hingekommen! — und daher waren sie auch selber grausam, bis der kühne, aber milde Cavalier, ein bescheidener blonder Jüngling, mit Jeanne d'Arc gewiß vergleichbar, es dahinbrachte, mit Ludwig dem XIV., dem Roy Soleil, einen Vertrag auf mittlerer Linie zu schließen, der seinen Regimentern Religionsfreiheit gewährte, die nach des Königs Tode bald auch alle Anderen erhielten. Es war das ein zweiter Ketzerkrieg in der Langue d'oc gewesen, die schwächere Auflage einer ernsten, ganz großen Angelegenheit.

Noch drei Jahrzehnte später aber wurden infolge des aus der Reformationszeit stammenden konfessionellen Territorialrechts, unter schmählicher Ketzerverfolgung, die Salzburger Protestanten vertrieben.

Das alte Testament ist das Muster eines politischen Bekenntnisses und das Beispiel solcher politischer Ketzerverfolgungen. Schopenhauer sagt (Par. II. S. 382): „Wenn einmal im Lauf der Zeiten wieder ein Volk erstehen sollte, welches sich einen Gott hält, der ihm die Nachbarländer schenkt, die sodann als „Länder der Verheißung" zu erobern sind, so rate ich den Nachbarn solchen Volkes, bei Zeiten dazuzuthun und nicht abzuwarten, daß nach Jahrhunderten endlich ein edler König Nebukadnezar

---

urteilung der wahren Natur der Inquisition —, daß sie lieber vom Turme sprang, als in die Hände der Feinde zu fallen; daß sie behauptete, die heilige Katharina und die heilige Margarete hätten französisch mit ihr gesprochen; daß sie an himmlische Besucher geglaubt, ohne Priester heranzuziehen (die natürlich erst beschließen müssen, ob man es mit Gott oder dem Teufel zu thun hat); daß sie Männerkleider und kurzes Haar getragen habe (offenbar um unter den Kriegern den Geschlechtsunterschied nicht hervorzukehren); daß sie sich weigerte der Kirche zu gehorchen, wenn das Gebot derselben dem angeblichen Befehle Gottes widersprach; usw. Die Prozeßprotokolle sind von Gegnern geführt, die — das galt schon seit zweihundert Jahren, seit dem Untergang der Albigenser — nicht verpflichtet gewesen sind, der Ketzerin Treue zu bewahren. Wir wollen übrigens ein Protokoll zitieren. In der von Ballet veröffentlichten unmittelbaren Aufnahme (S. 149), u. zw. der 37. Sitzung des Inquisitionsgerichtes vom 28. März 1431 wird ihr z. B. vorgeworfen, daß sie angesichts der drei gleichzeitigen Päpste — es handelt sich um das Schisma zwischen Martin dem V., Clemens dem VIII. und Benedikt dem XIV. — sich vorbehielt, ihre Meinung zu äußern, welcher der echte sei, daß sie also am wahren Papste zweifelte, der nur einer sein könne.

Zuerst wurde sie als reuige Ketzerin „bloß" zu lebenslänglichem Kerker beim Brote der Trübsal und beim Wasser der Bedrängnis (I. Kön. 22. 27.) verurteilt. Weil sie aber im Gefängnisse Männerkleider anzog, wahrscheinlich war auch hier Verrat im Spiele, so hat man sie als rückfällige Ketzerin neuerlich in Untersuchung gezogen. Heißt es doch bei Moses (V. 22. 5.): „Ein Weib soll nicht Männertracht tragen und ein Mann nicht Weiberkleider anziehen, denn wer solches thut ist Jahwe, deinem Gott, ein Gräuel". Johanna widerrief dann ihren Widerruf.

Voltaire hatte sehr recht, wenn er in dem bezüglichen Artikel seines philosophischen Lexikons und im 76. Kapitel seines Essay sur l'histoire générale sagt: „Es ist unbegreiflich, daß wir nach den zahllosen Gräueln, die wir verübten, andere Völker barbarisch nennen können". „Die Richter verurteilten sie zum Tode durch Feuer, sie, die ihren König gerettet hatte, und die Altäre bekommen hätte, in heroischen Zeiten, wo die Menschen ihren Befreiern sie errichteten."

Jeanne d'Arc war eine Ketzerin und daher bald verschollen. Aus dem Gesichtskreis der Madame de Sevigné z. B. war sie ebenso verschwunden wie die gothischen Trobadors. Das Epos von Chapelain fand keinen Anklang. Der im Druck von ihm herausgegebene

komme, die verspätete Gerechtigkeit auszuüben, sondern solchem Volke zeitig die Verheißung auszutreiben, wie auch den Tempel des so großmütig die Nachbarländer verschenkenden Gottes bis auf den letzten Stein zu zermalmen, — und das von Rechts wegen."

Das gilt auch für die Grundlagen politischer Ketzerverfolgung. Solche Glaubensbekenntnisse können natürlich nur geoffenbart sein.

Die politische Ketzerverfolgung entstammt der konfessionellen Entartung der höchsten menschlichen Errungenschaft, der Religion, zum Mittel des niedrigsten Triebes, der Selbstsucht.

14. Der Untergang der Hohenstaufen.

Manche Lehrsätze der Albigenser waren zu einleuchtend und daher zu gefährlich, um diskutiert zu werden. Ihre Schriften wurden alle dem Untergang geweiht. Der alte französische Historiker Gaguin schreibt im 15. Jahrhundert in seiner Geschichte von Frankreich (VI. Fol. CIV) über die Albigenser, daß ihr Bekenntnis bis zum heutigen Tage kein Schriftsteller hinterlassen hat. „Obzwar man sie aber Ketzer nennt und obzwar bekannt ist, daß sie deshalb ausgerottet worden sind, berichtet doch niemand über die Art ihrer Ketzerei. Soweit meine eigene Meinung reicht, sind sie der arianischen Pest nachgefolgt." Ganz Unrecht hat nun Gaguin insoferne nicht, als es wirklich eine Erraffung germanischen Geistes gewesen ist, ganz wie beim Arianismus, die die Albigenser zu ihrer Ketzerei veranlaßt hat.

Teil reicht bis zur Gefangennahme. Die andere, jedenfalls interessantere Hälfte (Gesang 13—24), befindet sich in der Bibliothèque Nationale in Paris. Voltaire verspottet die Jungfrau in seiner Pucelle wegen ihres Aberglaubens. Nach dieser bejubelten Lächerlichmachung war Schillers edles Drama eine That. Bernard Shaw meint in der Vorrede zu seiner unlängst erschienenen Heiligen Johanna, daß der Bischof und der Inquisitor aus guter Absicht gehandelt haben. Soweit hätte also, wenn er Recht hat, ehrliche Menschen die biblische Mentalität gebracht! Moses sagt ja, Zauberer sollst du nicht leben lassen (II. 22. 18; III. 20. 27.).

Vielleicht waren die späteren Heiligsprecher ebenso ehrlich.

Es ist aber nicht zu bestreiten, daß die Stellung der Kirche mit den politischen Verhältnissen sich geändert hat.

Hierzu gehört auch, daß lebendige Heilige der Hierarchie nicht entsprechen können. Einmal tot, oder getötet, ist die Sache eine andere, ungefährlichere.

Das Interesse der Kirche war diesfalls solidarisch mit jenem der Engländer, bei denen die Verordnung de haeretico comburendo schon seit Jahrzehnten durchgesetzt und deren Macht in Frankreich damals groß gewesen.

Wie der Herzog von Bedford aber lieber von einer Hexe als von einem Mädchen besiegt sein wollte, so wollte Karl der VII. von Frankreich lieber von einem Mädchen als von einer Hexe zur Krönung geführt sein. Nachdem sich das Blatt gewendet hatte, so wurde Johanna nach fünfundzwanzig Jahren in einem neuen Prozesse rehabilitiert. Ihr edles Wesen wurde nun an den lichten Tag gebracht.

Die Kirche, die Johanna für die Engländer verurteilt hatte und zum Flammentod führen ließ, hat sie für die Franzosen nach dem Weltkriege heilig gesprochen. Johanna war nach ihrer Verurteilung offenbar auf ewig in der Hölle, und zufolge ihrer Heiligsprechung schon nach ihrem Tode im Himmel.

Die Franzosen aber thaten gegen sich selber an diesem Mädchen, was sie gegen die Albigenser verbrochen hatten. Selbst ihr erfolgreiches Verlangen nach ihrer Heiligsprechung nach dem Sieg im Weltkriege beweist denselben Charakter.

Jeanne d'Arc war gar keine Heilige im Sinne der Kirche. Zum Leben zurückgebracht, hätte sie wohl protestiert gegen solche Heiligkeit. Jeanne d'Arc war edler: eine echte Heldin.

Bekanntlich behaupteten die Arianer, zu denen die Gothen gehörten, Christus sei — das ist natürlich modern ausgedrückt — ein bloßer Übermensch gewesen. Auch Milton nennt in seinem verlorenen Paradies gleich zu Anfang Christus einen greater man, einen höheren Menschen. Diese Auffassung ist bekanntlich bereits im ersten allgemeinen Konzil zu Nicaea, unter dem Einflusse des byzantinischen Hofes verflucht worden.

Nicht nur die Albigenser, sondern auch die Hohenstaufen waren schon ausgerottet, als noch Meister Ekkhart die Auffassung hatte, Christus sei als ein Ideal zu uns gekommen, „alles Werdens ein Vorbild" (S. 497). Noch waren die Sympathien auch äußerlich orthodoxer Größen in Italien, wie Dante eine war, auf Seite der Ghibellinen, der Parteigänger der Kaiser. Als Ghibelline trat Dantes mächtige Persönlichkeit hervor und seine „Monarchia", in der er den Kaiser unabhängig und ebenbürtig dem Papste gegenüberstellt, wurde als ketzerisch vom Kardinallegaten verbrannt. Den Stammvater der französischen Dynastie aber läßt Dante (Purg. XX. 52 ff.) bekennen: „Solang die große provençalische Beute meinem Blute nicht die Scham genommen, galt es zwar wenig, doch es that nichts Böses; seitdem verübt es seine Räubereien mit Lügen und Gewalt. Darauf zur Buße nahm es Poitiers, Gascogne und Normandie. Karl kam nach Welschland und, zur Buße, brachte er als Opfer Konradin."

Die germanischen Hohenstaufen gereichten der Kirche zum Hasse und zur Furcht. Kaiser Friedrich der II. hat das mit den Worten festgestellt, die er in seiner Aufforderung an alle Prälaten aussprach, den Papst von seinen unerlaubten Sitten zurückzuhalten: „In Wirklichkeit erfährt der kaiserliche Erfolg den Neid der Päpste". (Petr. de Vin. I. 31.) Friedrich I. Barbarossa wurde in der Markuskirche zu Venedig 1177 von Papst Alexander dem III. aufgefordert, sich zu Boden zu beugen, was er treuherziger Weise that, worauf der Papst ihn demütigte, indem er den Fuß auf seinen Nacken setzte und die Worte des Psalmisten sprach: „Auf Ottern und Basilisken wirst du schreiten und Löwen und Drachen wirst du zertreten"*).

---

*) Es ist unverständlich, wie Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen diesen Vorgang leugnen kann, obzwar er zugeben muß, daß unter Pius dem IV. Gemälde im Vatikan diese Szene dargestellt haben. Dort stellt in der Scala regia ein Freskogemälde Vasaris jenen Papst Alexander in solcher Pose gegenüber Friedrich Barbarossa dar, und die Szene wurde auch in einem Freskogemälde Zuccaris im Dogenpalaste geboten. Auch der Stein, auf den der Kaiser sich beugte, war vorhanden, und auf demselben war der zitierte Psalmentext eingemeißelt. Mabillon hat ihn in Venedig gesehen und berichtet ausführlich darüber in seinem Museum Italicum. (Paris, 1687: I. 1. S. 31 f.) — Übrigens bedeutet die Darstellung im Vatikan eine Wiederholung der Demütigung.

Daß die veröffentlichten päpstlichen Akten den Vorgang nicht erwähnen, ist nur zu begreiflich. Daru sagt in seiner Geschichte von Venedig mit Recht, die Verschweigung sei im Interesse des Papstes und nicht des Kaisers, und er bringt für die Thatsache selbst ein wohl unwiderlegliches Quellenmaterial bei. Luther hat noch im letzten Lebensjahre eine Schrift herausgegeben über die Treulosigkeit der Päpste gegenüber Friedrich dem I. von Hohenstaufen. Er stellt dar, wie der Papst den Kaiser an den Sultan verraten hat, schildert eingehend die obige Szene und meint, der Papst sei nicht würdig gewesen, dem Kaiser die Schuhe auszuziehen. — An die zahlreichen von Daru angeführten Quellen wäre noch Nauclerus anzuschließen, der exakte Quellen benützte.

Papst Alexander der III. hat auch Heinrich den II. von England zu einer schimpflichen Buße am Grabe Thomas Beckets gezwungen, indem er sich selber geißeln mußte.

Die Saat ist aufgegangen. In Deutschland und England ist, leider Hand in Hand mit Bibelfanatismus, der Protestantismus herrschend geworden.

Als Gregor der IX., ein Greis von fast achtzig Jahren, den päpstlichen Thron bestieg, war es seine erste Handlung, Friedrich den II. von Hohenstaufen an den von ihm versprochenen Kreuzzug zu erinnern, und als dieser den Zug, erkrankt, unterbrach, ihn in den Bann zu thun. Es ist das, wie schon erwähnt, das alttestamentarische Cherem, wonach, was Gott geweiht wird, des Todes sterben soll. (Mos. III. 27, 28 f.) Friedrich der II., vom Papste in einer Proklamation heftig angegriffen, verwies in einem Manifest auf das verräterische Verhalten des Statthalters Christi gegenüber dem Grafen von Toulouse zur Zeit des Albigenserkreuzzugs und gegen England zur Zeit des Königs Johann, nannte die päpstlichen Prälaten reißende Wölfe im Schafsgewande, und später den Papst, während in Rom die Scheiterhaufen brannten, den großen Drachen, der die ganze Welt verführt hat, den zweiten Balaam, den Antichrist*).

Als Kaiser Friedrich der II. tot und auch der junge Kaiser Konrad der IV., sein Sohn, in Italien plötzlich gestorben war, da hat Papst Urban der IV., ein Franzose, die Politik der französischen Anjous gegen die Hohenstaufen angebahnt, die durch Friedrich des II. Sohn Manfred in Italien noch vertreten waren. Der Papst bot einfach dem Karl von Anjou, dem Bruder Ludwig des IX. von Frankreich, Manfreds Krone von Sizilien an. Bald aber starb Urban der IV. Sein Nachfolger Clemens der IV. war abermals ein Franzose, u. zw. war er der frühere, verheiratet gewesene Sekretär eben jenes Ludwig des IX. von Frankreich, wie Panvinius in seiner Epitome Pontificum (Venedig 1557, S. 169) feststellt. Man ahnt die Wirksamkeit heute vergessener persönlicher und politischer Beziehungen beim Statthalter Christi. Thatsächlich rief jetzt Clemens jenen Grafen von Anjou zum Kreuzzug gegen Manfred auf, der in Italien siegreich war. Hierdurch hat er die Kraft der Italiener auf Jahrhunderte gebrochen. Vorerst aber galt dieser Ruf gegen die Deutschen. Auch die für den morgenländischen Kreuzzug geworbenen Truppen des Tempelordens wurden ohne dessen Zustimmung gegen Manfred verwendet.

Der englische Mönch Mathaeus Paris, der durch seine Beziehungen zu König Heinrich dem III. von England und zum König von Norwegen gut informiert war, erzählt in seiner Chronik zum Jahre 1254 und 1255, daß der Papst schon zu Lebzeiten Kaiser Konrads des IV. den Versuch gemacht hatte, England zur Annahme der sizilianischen Krone zu bewegen, und daß er später einen Magister Rustan dorthin mit der Vollmacht entsendet hatte, den englischen König Heinrich den III. vom Kreuzzugsgelübde zu entbinden, wenn er gegen Manfred von Hohenstaufen das Kreuz nehmen wolle; dann könne auch des Königs Sohn Edmund der Nachfolger Manfreds in Sizilien werden.

Nun war also solches mit Karl von Anjou gelungen. Clemens der IV., der offizielle Vertreter der alttestamentarisch-christlichen Mentalität, sympathisierte völlig mit dem grausamen, olivenfarbig gehäuteten Satan Anjou gegenüber dem schönen, königlich blonden, blauäugigen, herrlichen Manfred von Hohenstaufen. Gott hat eben das Unedle auserwählt. (I. Kor. 1. 27 ff.)

Manfred mußte sich natürlich gegen Karl von Anjou verteidigen. Aber der Papst lud ihn einfach vor das Ketzergericht, und als Manfred dorthin

*) Raumer, Geschichte d. Hohenstaufen III. S. 468; Petrus de Vinea I. 21. 31; Math. Paris ad ann. 1228, 1239, ꝛc.; Gregorovius, Gesch. d. Stadt Rom V.; Baur, Kirchengesch. III. S. 224.

nur Prokuratoren sandte, um seine Reinigung anzubieten, und ihn zu entschuldigen, da die Entscheidungsschlacht um sein Reich bevorstand, wollte ihn der Papst als der Ketzerei in contumaciam überwiesen verurteilen; denn um der Vorladung folgen zu können, hätte er bloß sein Reich preiszugeben gebraucht. (Epist. Cl. d. IV. ad Card. San Martino.)

Diese boshafte Art der Verurteilung wäre vielleicht für den Sieger eine Erschwerung gewesen. Allein fünf Tage später fiel dieser herrliche Hohenstaufe bei Benevent, durch italienischen Verrat im Kampfe mit dem französischen Kreuzheere Karls von Anjou, dem der Papst einfach die Nachfolge Manfreds verliehen hatte. Als Manfreds Leichnam gefunden und vor Karl gebracht worden war, ließ ihn dieser verscharren und Ritter errichteten über dem Grabe ein Steinmal. Später hat der Erzbischof von Cosenza die Steine auseinanderwerfen und die Gebeine Manfreds ausgraben und zerstreuen lassen. Manfreds jugendliche Gattin Helene starb, von ihren Kindern getrennt, nach fünf Jahren im Gefängnis, beider Tochter Konstanze wurde die Gattin Peter des III. von Arragonien, während die Söhne, damals unschuldige Kinder, aber Erben der Krone Siziliens und nach Konradins Tode auch Neapels in jahrzehntelanger Kettenhaft jammervoll im Kerker verkamen.

Karl von Anjou aber, der schändliche Vollstrecker schändlicher päpstlicher Verfluchung, erlebte selber noch die Schmach der sizilianischen Vesper. Diese war die herotische Selbstbefreiung der sizilianischen Patarener, wie die Franzosen sie nannten, d. h. katharischen Ketzer, von diesen verachteten und gehaßten Unterdrückern. Sizilien blieb verloren für die Anjous. Ludwig der IX., der Heilige, Karls Bruder, der in Tunis die Reste hohenstaufischer Parteigänger vernichten sollte, starb dort an der Pest, bevor Karl ihn erreichte. Der Traum eines lateinischen Kaisertums in Byzanz, der im großen Hintergrunde schwebte, blieb für den Papst nicht minder als für Karl ausgeträumt. Karls Sohn aber war, als dieser starb, in der Gefangenschaft Konstanzes, der durch ihren Gatten Peter den III. von Arragonien erfolgreichen Erbin Siziliens, der Tochter Manfreds! Wie eine rächende Krimhilde wird diese Königin Arragoniens in der großen österreichischen Reimchronik geschildert in Hinsicht auf das Schicksal dieses Gefangenen. In Wirklichkeit aber bewährte sich ihr edles Hohenstaufenblut und das westgothische ihres Gatten, und sie retteten den an Konradins Tode und Manfreds Schicksal schuldlosen Sohn ihres ärgsten Feindes aus den Händen der Einwohner von Messina. Fünf Jahre später erlangte er sogar seine Freilassung gegen Bedingungen, die er auf sich nahm. Als er aber frei war, ermächtigte ihn der Papst zum Wortbruch und krönte ihn zum König von Sizilien.

Das Volk von Sizilien hat jedoch bewiesen, das man auf Befehle solchen Papsttums nichts zu geben braucht. Es krönte die Erbin Manfreds, trotzdem der Papst in gewohnter Überhebung die Krone an Karl von Anjou übertrug, und es lehnte später auch dessen Sohn ab, den der Papst, wie oben erwähnt, gekrönt hat.

Das deutsche Volk jedoch blieb abseits. Die Hohenstaufen hatten es von Rom befreien wollen. Friedrich der II. wußte fast, daß es eine Befreiung vom Christentume gilt. Aber der neue König Rudolf von Habsburg war dem Papste hörig und verpflichtete sich sogar, jedes Unternehmens gegen Karl sich zu begeben; ja er hat ihm die Provence übertragen: der Dank vom Hause Habsburg an den Hohenstaufenmörder. Wir werden im zweitnächsten Abschnitt weiteres hören.

Aimery de Pegulin, der Trobador, beklagt den toten Hohenstaufen Manfred: Alle Ehre und aller Adel sei mit ihm dahin. (Diez, S. 423.) Biondo era e bello e di gentile aspetto, blond war er und schön und edlen Angesichtes, so sagt Dante (Purg. III. 107.).

Manfredonia, die Stadt, die heute noch besteht, am adriatischen Meere und am Fuße des Vorgebirges Gargano gelegen, hat Manfred gegründet. Auf diesem Vorgebirge ist aber auch noch heute das Heiligtum des Erzengels Michael, des Schutzengels des auserwählten Volkes Gottes (Daniel 10. 21., 12. 1.) und der christlichen Kirche (Apokalypse 12. 7.). Der große Maler Raffael, der nach dem anderen Erzengel heißt, hat ihn in seinem herrlichen, im Pariser Louvre befindlichen Gemälde ganz arisch dargestellt, wie Michelangelo, der nach ihm selber heißt, in seiner herrlichen Skulptur den David. So sehr aber ist vor diesem Michelkult, überhaupt vor der alttestamentarischen Mentalität das deutsche Wesen versiegt, daß Micheltum seither die Bezeichnung für deutsche Saumsal und Stumpfheit geworden. Mit Recht. Der Deutsche ist ganz in biblischer Gesinnungsart versunken, der glaubenslose Deutsche wie der gläubige, und die Hohenstaufen verfielen im Kyffhäuser dem tiefen Schlafe der Vergessenheit. Nur wenn bei den Deutschen noch das andere Micheltum zur Geltung kommt, ihr eigenes nämlich, die Größe*), und aus dem deutschen Michel ein michel Deutscher, ein großer Deutscher geworden sein wird, — nur nach dem Ende des biblischen Zeitalters! — werden die Hohenstaufen im Kyffhäuser wieder erwachen und werden die Deutschen wieder ein großes Volk werden können, mit „michel Ehre", wie es im Nibelungenliede heißt, ein großes Volk von großer Ehre.

Konradin, des letzten Hohenstaufenkaisers Sohn, zog damals, vom Papste gebannt und der Thronfolge in Deutschland für verlustig erklärt, mit fünfzehn Jahren, ein Heldenjüngling, nach Italien, sein italienisches Erbreich zu behaupten. Die ghibellinischen Städte von offenbar langobardischer Bevölkerung nahmen ihn auf wie einen Kaiser, und die französische Flotte war besiegt. Allein bei Scurgola wurde er nach anfänglichem Siege geschlagen und später mit seinem Freunde Friedrich von Österreich durch Verrat gefangengenommen. Als Frevler gegen Kirche und König wurden sie vor Gericht gestellt. Dieses Gericht sprach sie frei. Da fragte der Sieger Karl von Anjou den Papst, der Franzose den Franzosen, der Christ den Christen, um Rat. Die österreichische Reimchronik aus jener Zeit berichtet (V. 3146 ff.), daß König Ottokar von Böhmen die Herrschaft über das an die Hohenstaufen gefallene Österreich und Steiermark anstrebte und den Papst, „dieses Otterngezücht", bestach. Schon damals waren der Papst, die Franzosen und Tschechen gegen Deutschland im Bunde. Der Papst nun antwortete dem Karl von Anjou in teuflischer Gesinnung, wie aus dem Hypomnema (Basel 1566) zu entnehmen: Vita Conradini mors Caroli, Vita Caroli mors Conradini, das heißt, das Leben Konradins ist Karls Tod, der Tod des Konradin das Leben Karls. Diese Worte waren ein grausames Todesurteil. Konradin und Friedrich wurden hingerichtet, und mehr als tausend Anhänger mit ihnen. Sie haben sich heldenhaft benommen. Torwaldsens herrliche Statue Konradins in der Chiesa del Carmine in Neapel läßt uns ahnen, was verloren war.

---

*) Michel, das noch mittelhochdeutsche Wort, hängt mit dem sanskritischen maha, dem griechischen megas, dem lateinischen magnus zusammen, die alle „groß" bedeuten, mit dem englischen might und mit dem deutschen Worte gleicher Bedeutung Macht. Das deutsche Wort Michel bedeutet Größe. Wir wissen es aber nicht mehr. Wir kennen nur mehr den biblischen Michael.

Das Papsttum aber, und mit ihm die Franzosen, hatten, wie den gothischen Geist und Einfluß in der Provence zu Innozenz des III. Zeiten, so jetzt, ein halbes Jahrhundert später, den deutschen Geist und Einfluß in Italien, zerstört.

Die Nutznießer des Untergangs der Albigenser waren auch die Nutznießer des Untergangs der Hohenstaufen.

Das Vorbild Clemens des IV., der, wie wir oben sahen, Konradins und Friedrichs Tod verschuldet hat, ist Samuel, der Hohepriester, der Saul verflucht, weil er Jahwes Befehl, die Amalekiter auszurotten, nicht ganz befolgt, vielmehr sich barmherzig gezeigt und Agag, ihren König verschont hat. „Und Samuel zerstückte den Agag vor Jahwe in Gilgal." (Sam. I. 15.)

Geradeso wie Sir John Oldcastle, der edle Anhänger Wicliffs, von der Kirche zum Urbild Falstaffs gemacht worden war, so wurde auch hier dem Morde der Rufmord gesellt und das Geschlecht der Hohenstaufen verleumdet, der Giftmischerei beschuldigt und vom Papste als Otterngezüchte beschimpft. Der englische Mönch Mathaeus Paris erzählt davon in seiner schon charakterisierten Chronik (1254) und stellt die Beschuldigungen als ganz unglaubwürdig hin. Hoc finxit Papa, ut dicitur, ut sic regem Angliae contra ipsum Conradum excitaret provocatum: solches erfand der Papst, wie es heißt, um den englischen König gegen Konrad aufzubringen. Dem Rufmord gesellte sich der wirkliche Mord. Dort ist des weiteren (1252) zu lesen, daß Konrad einer ersten angeblich päpstlichen Vergiftung entronnen ist, und daß zwei Jahre später (1254) der Kaiser sterbend, wie es heißt, veneno propinato impellente, vom gegebenen Gifte getrieben, die Kirche als eine lieblose Stiefmutter gebrandmarkt hat. Der Papst aber habe sich zügelloser Freude hingegeben.

So war es erreicht, daß die Deutschen nun Ausländer zu Kaisern bekamen, und später deutsche Hörige des Papstes.

Bartelemi Zorge, ein später Trobador, rief die Deutschen zur Rache auf. Er sang nicht um Lohn und Gunst, er sang für eine edle verlorene Sache. Seine mutigen kraftvollen Worte an die Deutschen fanden bei diesen keinen Widerhall*). Er hatte über Konradins und Friedrichs Ermordung gerufen (Diez, S. 496): „Wie können Deutsche und Allemanen nur leben, wenn sie das Andenken an diesen Verlust im Herzen tragen! Sie haben ihr Bestes mit diesen Beiden verloren! Gewonnen aber haben sie an Schmach!"

15. Der Untergang der Babenberger und einer großen Epoche Österreichs.

Die Österreicher waren eine Gens prisca canens, ein Volk, das alte Sagen singt, wie Metellus von Tegernsee um die Mitte des 12. Jahrhunderts festgestellt hat. Auch der Wiener Gelehrte Lazius spricht in seinem Werke De migrationibus gentium, d. i. über die Völkerwanderung

*) Das von Bartelemi Zorge beklagte Verhalten einer Nation wiederholt sich. Seit den Friedensschlüssen nach dem Weltkriege kann man fragen: Wie können die Nordamerikaner nur leben, wenn sie die nicht gehaltenen Versprechungen ihres offiziellen Vertreters, des Präsidenten Wilson, bedenken, dem die Deutschen vertraut haben, als sie sich ergaben?

(S. 757), um die Mitte des 16. Jahrhunderts, davon, daß österreichische Lieder (Cantilenae nostrae gentis) den Stoff besungen hatten, den er mit Zitaten aus einem von ihm aufgefundenen ganz alten „Annalenkodex" erläuterte. Diese Zitate waren aber Strophen aus dem Nibelungenliede, das nur in der habsburgischen Ära ganz vergessen worden war.

Wir wollen bloß eine seiner bezüglichen Ausführungen wiedergeben (S. 707) und dazu erinnern, daß schon zu Anfang des fünften Jahrhunderts der Westgothenkönig Alarich, der später Rom erobert hat, das österreichische Gebiet für seine Gothen in Anspruch nahm und daß Theodorichs Ostgothenreich, später das Langobardenreich, dasselbe umfaßte. „An den hauptsächlichsten Wohnsitz der Gothen im Ufernoricum", sagt Lazius, „spielt ein alter Annalenkodex an, der die Geschichte Attilas und Theoderichs von Bern enthält, wo auch Rüdigers von Pachlarn, eines gothischen Fürsten, Erwähnung geschieht, welcher Ort noch heute am norischen Ufer, jetzt Österreich, besteht. Der Ausgang jener Geschichte ist aber der, daß Attila mit den Burgundern, die damals am Rheine wohnten, wie auch Ammianus im 28. Buche bezeugt, einen Krieg zu führen beschloß, zu welchem er Rüdiger von Pachlarn, den Vogt, zu kommen berief. Dazu ward dieser aber widerwillig bemüßigt, denn es ging gegen seinen Schwäher Gunther und seinen Schwiegersohn Gieselher, burgundische Fürsten, und gegen andere Kleinkönige jenes Volkes, nämlich Volker, Hugo, Dankwart. Die Ursache dazu aber war ein schreckliches Weib, Grimhilde, die gothische Gattin Attilas." Dieselbe Ursache des Untergangs der Nibelungen, nämlich die Rache für Siegfried, gibt auch Wolfram an in seinem Parzival. (421. 7.) Die bei der oben angeführten Stelle von Lazius sohin zitierten Verse des Nibelungenliedes sind nun gerade jene, in denen die tragische Gewissenslage Rüdigers gekennzeichnet wird (der Beginn der 36. Aventiure der Laßbergschen Handschrift des Liedes; Strophe 2072 bei Lachmann). Daß das Nibelungenlied in Österreich gedichtet ist, wird außer den im 7. Abschnitt angeführten Momenten geradezu durch diese Episode, sowie dadurch bewiesen, daß die Gothen darin in letzter Linie entscheidende Sieger bleiben.

Es war die österreichische Jugendzeit unter den Babenbergern, da, unter ihrem ersten, vom sächsischen Kaiser Otto dem II. 976 eingesetzten Markgrafen Leopold, der Bischof Pilgrim von Passau aus dem Hause der Arnulfinger, die Sagen sammeln und lateinisch wiedergeben ließ. Diese Bischöfe waren mehr vornehme Herren voll literarischer und historischer Interessen, denn wälsche Kleriker. So schrieb z. B. bald darauf Bischof Otto von Freisingen, der Sohn des Babenbergers Leopold des III. von Österreich und seiner Gattin, der Tochter Kaiser Heinrich des IV. und Witwe Friedrichs von Staufen, kunstvolle Werke, darunter die erhaltene wertvolle Geschichte Kaiser Friedrich Rotbarts, während leider seine österreichische Geschichte verloren gegangen ist. Das war dann auch die Zeit, da in Österreich ein Walther von der Vogelweide am „minniglichen" Babenbergerhofe, wohl heute „Am Hof" in Wien, gedichtet hat, und da die poetischen Sänger in den Ritterburgen vor der anteilvollen adeligen Gesellschaft die Abenteuer und die tragischen Schicksale kühner Helden besangen. Unter Herzog Leopold dem VI. hatten die von der Kirche verbotenen Turniere und das Anhören der Dichtersänger eine große Unlust zur Teilnahme an den Kreuzzügen bewirkt. Der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein zog, feierlich begrüßt, in Wien ein, und Friedrich der II., der Streitbare, der letzte Babenberger, ein Heros, dem schon Königswürde

zugedacht war, ist selbst ein Minnesinger gewesen und hat an seinem Hofe mit dem Tannhäuser gesungen. (Hagen, Minnesinger I. S. XLI.) Dieser wohnte bei Wien und besang Friedrich als den Helden von Österreich. Er ist derselbe, den Richard Wagner mit seiner herrlichen Musik zum Gegenstand eines Musikdramas gemacht hat. Das „Fürstenbuch von Österreich“ des Wieners Enikel aus dem Ende des 13. Jahrhunderts hat die Babenberger überhaupt gefeiert. In den lebensvollen gereimten Schilderungen des Ritters Seifried Helbling aus jener Zeit ist die Unzufriedenheit mit den Habsburgern und die Sehnsucht nach den Babenbergern kundgethan. Ottokars*) so freimütige große „Österreichische Reimchronik“ aus dem Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts ist ein Geschichts- und Literaturdenkmal für sich. Sie hat das Nibelungenlied wahrscheinlich gut gekannt**). Auch diese Reimchronik wurde von Lazius, wie er in seiner österreichischen Genealogie (Basel, 1564, S. 234) berichtet, im Gaminger Kloster entdeckt. Er hat sie dort in zwei starken Bänden „den Würmern entrissen“. Soweit war es unter Habsburg gekommen.

Das schon damals alte Wien wurde unter den Babenbergern zu der bedeutenden lebensvollen Stadt, als die es im Nibelungenlied beschrieben wird, und in der dieses auch das große Hochzeitsfest der Krimhilde stattfinden läßt. Das waren die herrlichen Zeiten, da in Österreich ein dichterisches Genie allerersten Ranges die Sagen und wohl auch vorliegenden Gesänge zu diesem gewaltigen Nibelungenliede umgedichtet hat. Dieser Dichter hatte nicht nötig, wie Wolfram, wie Gottfried usw. an verhältnismäßig fremde Stoffe sich zu halten. Das Nibelungenlied schuf auf dem großen Hintergrunde der Siegfriedmythe aus dem dramatischen und tragischen Stoffe von Krimhilds Leid und Krimhilds Rache eine Verbindung des österreichisch-gothischen mit dem niederrheinisch-burgundischen Sagenkreis, eine Verbindung, der ja geschichtliche Ereignisse zugrundeliegen. Aber neben der echt germanischen Seite der Sagen und Ereignisse und neben der vielleicht noch aus gothischen Zeiten herübergekommenen traditionellen Pflege der Dichtkunst an den Höfen und Burgen, war dieses Epos das selbständige Werk eines genialen ganz großen Dichters germanischer, mehr noch heroischer als bloß ritterlicher Gesinnungsart. Das Nibelungenlied reicht — von der herrlichen altgriechischen Sprache abgesehen — an die Ilias des Homer heran, ja übertrifft sie weit in dramatisch-tragischer Hinsicht. Das Christentum spielt darin kaum eine Rolle. Ich halte das Nibelungenlied für die bisher größte Dichtungsthat des deutschen Volkes überhaupt.

Dieser große Dichter aus der Zeit der Babenberger ist uns unbekannt geblieben, wie Homer, wie Shakespeare, deren Namen wir bloß nennen können. Aber sein Werk war, wie durch die Zahl der Handschriften, aber auch durch ihre Verschiedenheit bewiesen wird, auf kongenialen Boden gefallen, weit verbreitet und gewürdigt, und diese Verbreitung entsprach der Sanges- und Sagenfreude und der Kultur, wie wir sie oben bezüglich des damaligen Österreich besprochen haben; aber auch der Macht der

*) Grillparzer hat den Verfasser dieser Chronik in seinem Drama von König Ottokar die berühmten Worte über Österreich sprechen lassen, und nennt ihn gleich Lazius, der dazu seine Gründe gehabt haben wird, Ottokar von Horneck. — Den wahren Akteur, den Papst, hat Grillparzer in seinem Drama umgangen.

**) Vers 8157 ff.: Anläßlich der Hochzeitsfeier der Tochter König Belas von Ungarn in Wien im Jahre 1261 wurden die Ungarn plötzlich ängstlich und Bela ließ den Deutschen sagen, sie mögen sich das fernere Gastmahl ersparen, es sei wie Krimhildens Hochzeit.

poetisch-dramatischen Gestaltung, und vor allem, wie gesagt, der Kongenialität sowohl des Stoffes, wie des Dichters, dessen Persönlichkeit nur die Imbezillität verdrossener Neidinge und Überkritiker zu leugnen vermag.

Auch das zweite große deutsche Nationalepos, die Kudrun, ist in Österreich, u. zw. in der letzten Babenbergerzeit, gestaltet worden. Welche germanischen Charaktere! Welche Persönlichkeiten! Welche heroische Treue der doch echt weiblichen Heldin!

Die einzige erhaltene Handschrift hat Maximilian von Habsburg anfertigen lassen, der letzte Ritter, der Hauptautor des „Weißkunig" und „Teuerdank", der sympathische tragische edle und echt deutsche Kaiser, der aber der Nachfolger des schwachen Friedrich des III. gewesen ist, unter welch letzterem sogar Wien zur Residenz des ungarischen Königs geworden war, bis Maximilian sie ihm zurückerobert hat.

Seither war die Kudrun verschollen, und erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts, um die Zeit des Wiener Kongresses, ist sie wieder von Wien aus entdeckt worden.

Zur Zeit Kaiser Maximilians war längst durch die Macht der Kirche, zumal durch die Inquisition, das allgemeine Interesse für eine deutsche Heldendichtung durch kirchliche und biblische Ideen verdrängt gewesen, und die bald sich erhebende Reformation ersetzte sogar die heroischen persönlichen Vornamen, die noch eine Erinnerung an die deutschen Heldensagen enthielten und noch nicht durch christliche verdrängt worden waren, durch solche des alten Testamentes.

Wie es in der Natur der Sache liegt, und wie wir auch bei den Albigensern gesehen haben, ging mit der Bildung, mit dem Interesse an edler Dichtung, mit dem Erlangen innerer Freiheit auch das Bedürfnis Hand in Hand nach mündiger Religiosität. Gegen das Papsttum und das Priestertum waren diese Bestrebungen gerichtet, aber nicht minder gegen das alte Testament und dessen Jehova. Sittenreine Menschen predigten gegen die offenbare Unsittlichkeit. Aber auch hier wie bei den Albigensern stammen die Schriften, die sich mit der Ketzerei befassen, aus später Zeit und von den Inquisitoren selbst. In Döllingers Geschichte der gnostisch-manichäischen Sekten (Beiträge II. S. 305 ff.) ist der Bericht eines Inquisitors von 1395, schon aus Habsburgerzeiten, abgedruckt, der damit beginnt, festzustellen, daß die Ketzereien in Österreich seit mehr als 150 Jahren dauern. Der Verfasser einer Geschichte der Babenberger, Juritsch, hat gewiß Recht, wenn er in den Mißständen des Klerus zwar eine Unterstützung, aber nicht die Ursache der Verbreitung der Ketzerei erblickt, die vielmehr in der kulturellen Höhe der maßgebenden Gesellschaft gelegen war. Jener sagt (S. 405 f.): „Die großartige Bewegung der Geister, in den Bekennern der neuen Richtung eine ausgesprochene Todesverachtung erzeugend, ist sicher nicht dadurch entstanden, daß die Zisterzienser in Zwettel die von Würmern angefressenen Hostien im Speisekelche nicht erneuerten". Zur Zeit Friedrich des II., des Streitbaren, richtete der Papst an die eben in Wien ansässig gewordenen Dominikaner das dringende Gebot, die Ketzer zu verfolgen. Ärger noch als in Deutschland seien sie in Österreich. Andererseits darf natürlich in Hinsicht auf deren Wesen, soweit es überliefert ist, nicht übersehen werden, daß es nach Ausbruch der Verfolgungen insoferne ein düsteres Gesicht annimmt, das es früher nicht hatte, als es eben früher Hand in Hand ging mit der herrschenden Kultur, während diese Ketzer jetzt Märtyrer wurden gegenüber der einschreitenden Unkultur und Grausamkeit.

Es fiel auch hier ein Reif in der Frühlingsnacht. Kaiser Heinrich der VI. von Hohenstaufen starb, wie längst erwähnt, jung und plötzlich Ende 1197 in Italien, und der Babenberger Herzog Friedrich der I., jung und plötzlich Anfang 1193 im „heiligen Lande". Papst Innozenz der III. war gewählt, und eine seiner ersten Aktionen war die Androhung des Interdikts, d. i. des Priesterstreiks in Österreich, aus dem Anlasse der Gefangennahme und des Lösegelds von Richard Löwenherz, der Österreich schwer beleidigt hatte, aber schon fünf Jahre vorher freigegeben war.

Die Babenberger waren mit dem ebenfalls süddeutschen Geschlechte der Hohenstaufen stammes- und sinnesverwandt. Wir haben das schon bei Otto von Freisingen gesehen. Und als nach dem Tode Kaiser Heinrich des V. 1125 in Mainz die Wahl zwischen Lothar von Sachsen und dem Hohenstaufen stand, da wurde die Kaiserwürde von den zur Wahlvornahme bestimmten Fürsten dem Verwandten der Hohenstaufen, Markgrafen Leopold den IV. von Österreich, angetragen; doch hat er ernstlich abgelehnt. Dreizehn Jahre später wurde der erste Hohenstaufe zum deutschen Kaiser gewählt. Friedrich der I. von Österreich hatte zum Nachfolger Leopold den VI. Dessen Tochter war später die Gattin des ältesten Sohnes Kaiser Friedrich des II. von Hohenstaufen. Als nachher Philipp von Hohenstaufen vom Papste nicht anerkannt worden ist, protestierte Leopold von Österreich dagegen und versuchte Philipp mit seinem Heere zu unterstützen. Bald wurde aber Philipp ermordet. Als dann Leopold die in Österreich liegenden Güter des Bischofs von Bamberg, der der Beihilfe zum Morde verdächtig war, einzog, da drohte Innozenz der III. abermals und beauftragte schon den Erzbischof von Salzburg mit dem Vollzug von Bann und Interdikt.

Solche Drohungen haben eine gewisse Wirkung gehabt. Wir erinnern uns aus früheren Abschnitten gut, daß der Papst die Untertanen der Treue und Wahrhaftigkeit entband und daß diese in biblischer Mentalität solchem Befehle zum Teile zu gehorchen pflegten. Leopold begann also die Ketzer zu verfolgen, und er unternahm sogar einen übrigens mißlungenen Versuch, am Kreuzzug gegen die Albigenser teilzunehmen, über welche die abenteuerlichsten Gerüchte in Deutschland verbreitet worden waren.

Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach und später Meister Ekkhart starben in Deutschland dahin. Des letzteren Werke verfielen der Inquisition. Auf der Kirchenversammlung in dem besiegten Toulouse hatte der Papst die Inquisitionsgerichte eingeführt und in Deutschland übte der heilige Konrad von Marburg, der Beichtvater der heiligen Elisabeth, sein inquisitorisches Schreckensregiment gegen die Ketzer, zumal auch gegen die herrlichen Stedinger Bauern, ein alttestamentarischer Terror, der dann in der französischen Revolution und später im bolschewistischen Rußland wieder erstarkt ist.

Friedrich der Streitbare von Österreich aber stand nicht gut mit dem Papste. Er war zwar auch mit dem Kaiser in Streit geraten, versöhnte sich aber wieder, nachdem dieser vom Papste in Bann gethan worden war. Ja, wie schon erwähnt, bekam er sogar begründete Aussicht auf die Königskrone. In Petrus de Vineas, des Kanzlers Kaiser Friedrich des II., Briefen, ist einer (VI. 26.) über das an den Herzog von Österreich erteilte Privilegium, König zu werden. Aber auch als dieses letztere Projekt vorläufig scheiterte, hielt Friedrich weiter zum Kaiser, trotzdem der Papst viel Geld nach Deutschland zu Bestechungszwecken schickte, während ein Schwager des Papstes eine Mordverschwörung gegen den Kaiser ange-

stiftet hatte. Friedrich von Österreich blieb aber auch weiter ein Freund des Singens und Sagens, und als er starb, da war die Klage bei den Dichtern laut und tief. Jung und in siegreicher Schlacht gegen Bela von Ungarn, fiel Friedrich, sowie einst Alarich zu früh für seine Heimat, „während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben". Er wurde wahrscheinlich aus eigenen Reihen ermordet. Alsbald nach seinem Tode war man überzeugt davon. Der Mörder soll ein Frangipan gewesen sein, gleichwie der junge Hohenstaufe Konradin von einem Frangipani verraten worden ist.

Nun brach über Österreich, obzwar es vorerst an die Hohenstaufen fiel, das Interregnum herein, wie bald auch über Deutschland selbst. Der Papst verlieh einfach das hohenstaufenfreundliche Österreich den Königen von Ungarn und von Böhmen zur Eroberung! Der Geschichtsschreiber Ottokar von Lorenz stellt die Frage, „welche Wendung die Dinge in Deutschland genommen hätten, wenn (durch Verleihung Seitens des Kaiser Friedrich des II. von Hohenstaufen nach dem Tode Friedrich des Streitbaren) ein Hohenstaufe in den Besitz von Österreich gelangt wäre". Und er legt dar, daß später für die Nachfolge bloß derjenige Mann in Frage kam, der dem Papste „wie bei einer Konkursversteigerung die meiste Abhängigkeit und die tiefste Ergebenheit als bare Münze bot".

Mit Konradin von Hohenstaufen und Friedrich von Österreich wurde die Hoffnung eines großen Volkes, eines großen Stammes begraben. Der Stamm Österreich hatte doppelt zu tragen. Es war wie ein Wahrzeichen für gemeinsames Unglück Deutschlands und Österreichs, als die beiden schönen Heldenjünglinge Konradin von Hohenstaufen und sein Freund Friedrich, der Neffe Friedrich des Streitbaren von Österreich in Neapel hingerichtet worden sind. Eine ebenso bedeutsame, aber ganz aus dem Gedächtnisse entschwundene Parallele zwischen dem babenbergischen Österreich und dem deutschen Kaiserreiche, aber auch mit dem altprovençalisch-gothischen Albigensergebiete ist nicht von der Hand zu weisen. Ein hehrer autonomer Aufstieg in Österreich und Deutschland wie in der Provence, mit einer hohen Leistung gesellschaftlicher, dichterischer und religiöser Kultur; aber dann auch das Eindringen des alttestamentarisch-römischen Terrors dagegen, gegen die Fürsten und Ketzer, dort durch den Albigenserkreuzzug und den Untergang von Volk und Sprache und Kultur, in Deutschland und Österreich durch den Untergang zweier stammverwandter, kongenialer und genialer Dynastien, der Hohenstaufen und der Babenberger, durch den gewaltsamen Tod ihrer letzten Sprossen, aber auch durch die Lahmlegung einer hochemporstrebenden autonomen Kultur. Für Österreich aber war die Katastrophe doppelt, die seines Reiches und die seiner selbst.

Welches Dokument liegt doch darin, daß das Nibelungenlied, dieses hochdramatische, tieftragische Epos in der alsbald kommenden Habsburgerzeit verschollen ist. Dem Buchdrucke, der zwei Jahrhunderte später eingesetzt hat, ist dieses Lied gar nicht mehr zugeführt worden. Ebenso wie die große österreichische Reimchronik wurde es erst im 18. Jahrhundert gedruckt. Dafür wurden massenhaft die biblischen Denkmale des jüdischen Volkes hergestellt, so die Bibel in einer herrlichen Ausgabe vom Erfinder der Buchdruckerkunst selbst. Was sollte die Treue eines Rüdiger, der Heroismus der Nibelungenhelden bedeuten, wo Jakob und David bewundert werden mußten. Das Nibelungenlied blieb verschollen. Es war

daran, das Schicksal der altprovençalischen Literatur zu erleiden. Ausgelöscht wurde immer mehr heroisches Denken und Fühlen, und die Denkmale desselben sind versunken und der Vergessenheit anheimgefallen. Lazius, der österreichische Gelehrte im 16. Jahrhundert, von dem wir oben gesprochen haben, kennt das Nibelungenlied als solches gar nicht mehr, dessen Verse er aus einem von ihm aufgefundenen Kodex wiedergibt. Bald waren auch nicht einmal mehr solche Verse bekannt.

In Deutschland wie in Österreich stieg aus den Wirren, die den Untergang der Dynastien, der Dichter und Ketzer gefolgt sind, das dem Papste verschriebene Geschlecht der Habsburger ohne Dichter und Ketzer hervor, das konstantinische Schwert der Kirche, wie rühmend während des Weltkrieges Kaiserin Zita die Habsburger nannte.

Ein Sargdeckel legte sich auf Deutschland und zumal auf Österreich. Eine große Epoche Österreichs war dahin.

Mit Ingrimm erfüllen uns die nun kommenden Zeiten, die ihre Ursache hatten in den Päpsten und in der alttestamentarischen Mentalität.

Die Höhen der Zeiten der Hohenstaufen, der Babenberger und des Nibelungenliedes erfüllen uns mit Heimweh und mit Zukunftssehnsucht.

16. Habsburg.

Dieser Name reicht bis in die Gegenwart.

Die Päpste haben nach dem Untergang der Hohenstaufen und der Babenberger Deutschland auf Jahrhunderte erobert.

Vielleicht zum einzigen Male wäre gerade damals für die Deutschen ein Zug nach Italien wichtig gewesen.

Fünf Jahre nach der Hinrichtung Konradins von Hohenstaufen wurde Rudolf von Habsburg zum deutschen Könige gewählt. Er war von vorneherein päpstlich. Er empfand vielleicht nicht die Schmach, die die deutsche Nation durch den Papst und durch die Franzosen erlitten. Er ging als Herrscher gar nicht nach Italien*).

Dante war empört über Rudolf von Habsburg und sagt daher im Fegefeuer (VII. 91 ff.) über ihn: „Ihm, der den Mund nicht rührt, sieht man es an, daß er versäumt, was er vollbringen sollte“ und er setzte seine

*) Der allerdings nicht sehr zuverlässige Trithemius aus dem 15. Jahrhundert, derselbe dessen Grabmal ein Til Riemenschneider gestaltet hat, letzterer ein genialer bürgerlicher Künstler, der gefoltert worden ist, weil er sich gegen den Bischof von Würzburg gestellt hat, läßt in seinen Annales Hirsaugenses (II. 56 f.) Rudolf von Habsburg sagen: „Mehrere deutsche Könige gingen um die Kaiserkrone nach Italien; aber wenige sind ohne Schaden zurückgekehrt. Italien ist die Höhle eines wilden Löwen, der immer hungrig nach der Habe der Deutschen strebt und nach ihrem Blute dürstet. Welch deutschen Fürsten hat es nicht umgebracht oder beraubt, wenn es konnte, oder verfolgt oder verspottet, wenn es ihn nicht besiegen konnte. Es gehe nach Italien, wer sich und das Seinige haßt.“ Im Hypomnema (Basel 1566) wird (unter Hinweis auf die Paralip. Ursperg.) erzählt, Rudolf habe Italien mit der Höhle des Löwen verglichen, in die die Spuren zwar hineinführen, keine aber wieder heraus. — Erst unter Kaiser Ludwig dem Bayern fiel es den Kurfürsten im Jahre 1338 ein, den gewählten deutschen König in seinem kaiserlichen Rechte vom Papste unabhängig zu erklären.

ghibellinische Hoffnung auf Heinrich den VII. von Luxemburg. Zwar kam, fast ein halbes Jahrhundert nach dem Untergang der Hohenstaufen, Heinrich, von Dante mit Sehnsucht erwartet, nach Italien. Aber alsbald starb auch er so plötzlich und in jungen Jahren in diesem Lande, so auffallend, wie vor ihm Otto der III., Heinrich der VI., Konrad der IV. dort gestorben sind.

Als die Kurfürsten, „der Pfaffenfürsten drei", wie Reimar von Zweter sagt, und vier weltliche Wähler, über Auftrag des Papstes Gregor des X. zur Wahl geschritten waren, der sich andernfalls die eigene Verfügung vorbehielt, und Rudolf von Habsburg gewählt worden war, da schrieb dieser, der ursprünglich durch den Hohenstaufen Kaiser Friedrich den II. als dessen Anhänger in den Vordergrund gekommen war, an den Papst: Sanctitatis vestrae pedibus provolvimur, wir wälzen uns vor die Füße eurer Heiligkeit; mit Macht und gutem Willen wollen wir vollbringen, was immer (quaecumque) uns der Papst und die hehre Mutter Kirche auferlegen werden. (Lambacher, Österr. Interregnum, 38. Urkunde.) Gregor der X. anerkannte Rudolf und kam mit ihm nach dem Konzil von Lyon, wo sich um diesen auch der scholastische Philosoph Albertus Magnus angenommen hatte, in Lausanne zusammen. Dort sagte Rudolf zu, allen Besitz und alle Rechte der Kirche zu beschützen, anerkannte ihre weit ausgedehnten Gebietsansprüche in Italien, versprach die dortigen Gegner der Hohenstaufen zu begünstigen, und dem Papste als seinen Herrn, sowie dessen Nachfolgern Gehorsam zu leisten. Dies alles hat er schriftlich wiederholt. (Zisterer, Gregor der X. und Rudolf von Habsburg, S. 144 ff.) So hat Rudolf auch mit Papst Nikolaus dem III. ein weiteres Konkordat geschlossen und an den Mörder Konradins von Hohenstaufen, Karl von Anjou, der überdies damals die Söhne König Manfreds von Sizilien, des Hohenstaufen, in Ketten schmachten ließ — erst nach Jahren hat sie der Tod aus dem Kerker erlöst — sogar die Provence zu Erblehen gegeben, u. zw. mit allen Privilegien, wie sie einst Graf Raimund besessen. Leibniz gibt den Wortlaut dieses Dokumentes vom 5. April 1280 in seinem Codex (S. 20.) wieder. Dem französischen König aber hat Rudolf Gebiete westlich des Rheines, so jenes von Toul, zur Schutzherrschaft überlassen. Nicht genug an alledem hat dieser Habsburger über Wunsch des Papstes dem Enkel des Hohenstaufenmörders Karl von Anjou seine eigene Tochter Clementia zur Gattin gegeben. Ein Bischof hat sie nach Italien gebracht, kein Jahr vor dem Ausbruch der sizilianischen Vesper, deren Bedeutung wir schon im 14. Abschnitt besprochen haben.

Die Habsburger haben eine päpstliche Eroberung Deutschlands bedeutet. Österreich, wo, wie wir sahen, unter den Babenbergern das Nibelungenlied gedichtet worden ist, und Walther von der Vogelweide erstanden war, war damals den Hohenstaufen zunächst. Daher beauftragte Papst Innozenz der IV. seine Legaten, daß sie die Landesherrn von Österreich mit Kirchenstrafen vom Kaiser abbringen sollen. (Lambacher, 11. Urkunde.) Unter den Habsburgern hat Österreich dann auf lange lange Zeit keinen echten Dichter mehr gehabt und war auf die Seite der ideallosen Kirche gesunken. „Horcht, wie christlich jetzt der Papst verlacht, wenn er seinen Willen sagt: Ich habs gemacht", so hatte Walther gesungen. (Hagen, Minnesinger I. 45. LXXI. 10.) Selbst der populäre Abraham a Sancta Clara erklärt im letzten Bande seines Hauptwerkes „Judas der Erzschelm" (S. 143 f.) unter der Überschrift „Nichts umsonst", daß dem Rudolf von Habsburg seine große Priesterachtung den

Thron gebracht habe. Weniger dem deutschen Volke*), als dem Papste, sind die Habsburger treu gewesen und zumeist sind sie daher gelähmt geblieben an begeisternden hinreißenden Ideen. Ja sie haben zumeist selbst die Lähmung solcher Ideen bedeutet.

Zur Zeit des Weltkrieges hat Österreich darunter sehr gelitten.

Wir haben vom Anfang der Habsburger gesprochen und es gehört hierher, daß wir auch von ihrem Schicksal sprechen. Den Habsburgern hat nämlich nach dem Weltkrieg ihre katholische Kirchlichkeit, ihr Reliquienkultus usw. keineswegs geholfen, während es freimaurerischen oder verjudeten Dynastien besser ergangen ist. Immerhin ist das Ende der Habsburger nicht so gründlich, wie das der Hohenstaufen oder der Babenberger, oder später der Romanows, und auch keineswegs von so ganz hoher Tragik. Wohl aber erheben sich die tragischen Ereignisse, die ihrem Ende vorangegangen sind, über die Stufen der Hybris, die dem Schicksal eines anderen deutschen Herrschergeschlechtes vorgearbeitet haben.

Es ist richtig, Franz Josef, der vorletzte Kaiser von Österreich, hätte verdient, der letzte zu sein, denn er hatte dieses Reich durch achtundsechzig Jahre ideenlos allem Widerspruche ausgeliefert und auseinanderregiert**).

---

*) Die undeutsche Politik der Habsburger mag wohl den Glauben an die eminent jüdische Legendenbildung unterstützt haben, von der G r e g o r o v i u s in seiner Geschichte der Stadt Rom (VIII. 3.) anläßlich der Wahl des Papstes Anaklet des II. aus dem Judenstamme der Pierleoni berichtet: „Man erzählte im 15. Jahrhundert, daß zwei Brüder eines Pierleone Massimo, sogenannte Grafen von Aventin, nach Deutschland gewandert seien, wo sie das Haus Habsburg gründeten. Selbst die österreichischen Kaiser fühlten sich geehrt, Verwandte der Pierleoni zu sein, bis sie entdeckten, daß sie in diesem Falle ihre Ahnen im Ghetto Roms zu suchen hätten". Gregorovius weist dann noch auf eine Inschrift aus dem Jahre 1582 in der Kirche S. Maria della Consolatione hin: Lucretia de Pierleonibus Filia nobilissimae Romanorum e Austriae gentis etc. Immerhin beweist diese Inschrift die Ruhmredigkeit der Pierleoni selber.

Ebenso fabelhaft, und vielleicht aus der gleichen Quelle entsprungen, ist die Verbreitung ähnlicher Legenden über die Hohenstaufen. „Man sagt", wie Gregorovius sich auch hier dem Sinne nach ausdrückt, daß der Normanne Roger der II. von Sizilien eine Pierleone geheiratet habe. Dessen Tochter Konstanze wurde nun die viel ältere Gattin des römisch-deutschen Kaisers Heinrich des VI. von Hohenstaufen, dem sie das Königreich Sizilien zubrachte und deren Sohn der spätere Kaiser Friedrich der II. gewesen ist. Roger soll übrigens mehrere Frauen gehabt haben. Nach Gerüchten soll Konstanze ihren Sohn untergeschoben und ihren Gatten, der im 33. Lebensjahre schnell dahinstarb, vergiftet haben. Richtig ist, daß sie an einem Aufstande mitschuldig war, der Heinrich dem VI. nach dem Leben trachtete. Richtig ist auch, daß Roger der II. mit dem schon obenerwähnten jüdischen Gegenpapste Anaklet dem II. verbündet war und von ihm sein Königtum anerkennen, legitimieren und salben ließ.

Alles andere steht auf der Stufe der Fabel von Habsburgs jüdischer Anstammung.

Es ist vielleicht das Bezeichnendste an diesen Fabeln, daß sie sich beide auf das jüdische großsprecherische Geschlecht der Pierleoni beziehen. Die Stämmlinge dieses Geschlechtes zeichneten sich übrigens, wie mehrfach bezeugt ist, durch spezifisch jüdischen Habitus aus. Von Konstanze ist das nicht bekannt. Anaklet dem II. als Papst konnte dieser jüdische Habitus wohl nicht unangenehm sein. Im Gegenteile ist er dadurch den Apostelfürsten Petrus und Paulus nur umso ähnlicher geworden.

Immerhin nennt ihn der berühmte Kardinal Baronius in seinem Werke über die sizilische Monarchie einen Nachfolger des Antichrist und einen Diener des Satans.

Es ist fast wie ein Treppenwitz, daß das Oberhaupt eines österreichischen Nachfolgestaates es für richtig hielt, mittelbar die jüdische Herkunft des Hauses Habsburg in Diskussion zu ziehen.

**) Seine Staatsmänner hat dieser Kaiser immer eifersüchtig und mißtrauisch behandelt. Wer sich ihm aber rücksichtslos und mit Erfolg überlegen zeigte, dem erwies er Berücksichtigung: so den Magyaren, die seine Dynastie abgesetzt hatten; so den Franzosen, die ihn besiegt hatten; so den Preußen und Hohenzollern, die ihn und Österreich aus Deutschland verwiesen hatten; so den Liberalen durch die Verfassung von 1867, als sein Bruder Maximilian in Mexiko dem Liberalismus des Präsidenten Juarez erlegen war.

Der vor dem Weltkrieg zur Thronfolge bestimmt gewesene Erzherzog Franz Ferdinand allerdings, dem die österreichischen Hofkreise bis über seinen tragischen Tod hinaus feindlich gegenüberstanden, — noch sein Leichenbegängnis „dritter Klasse" und in der Nacht war dafür ein Dokument — und dessen Ermordung durch serbische Freimaurer zum furchtbaren Weltkrieg geführt hat, war wohl anders, soweit meine persönlichen Erfahrungen reichen. Und ich führe das an angesichts des verbreiteten wohlfeilen Absprechens über Gefallene. Andererseits entspricht es wohl auch der Sachlage, hierbei etwas meinen Erinnerungen nachzugehen.

Im Frühjahr 1896 erschien meine arische Denkschrift über Österreich, ein Buch von 160 Seiten, nachdem ich sie das Jahr zuvor zum wesentlichen Teile in Norwegen geschrieben. Ich proklamierte darin die nationale Autonomie und Solidarität der arischen österreichischen Völker als den Reichsgedanken Österreichs, eine Solidarität, die sich mit der Zeit auf Europa erstrecken konnte. Ist doch später sogar das englische Weltreich durch die nationale Föderation zusammengehalten worden. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Durchführung der Idee der nationalen Autonomie Österreich auch im Weltkriege stärker gemacht und die desorganisierenden Ideen

---

Ich will aber ein recht symptomatisches Beispiel erzählen, wie, ganz abgesehen von aller Politik, bedeutsame Österreicher unter diesem Regime behandelt worden sind, wenn sie nicht die Unterstützung einer Koterie gefunden haben. Allerdings haben sich, — das muß festgestellt werden —, diese Zustände in der Republik noch verschlechtert, weil das Gefühl der Solidarität mit allem Edlen hier derzeit wohl im Großen und Ganzen traditionell der christlich-alttestamentarischen „schwarzroten" Auffassung unterliegt.

Im Sommer 1895 hatte ich den Norden Norwegens besucht. Auf der Rückkehr sah ich an einem Ausflugsort in der Nähe von Kristiania, heute Oslo, ein Monumentalbild von Fritjof Nansen, der sich damals auf seiner Polarexpedition befand und erst ein Jahr später zurückgekehrt ist. Ich faßte Interesse für die polargeographischen Probleme, und als ich im Winter darauf in Schlesien war, lernte ich dort im Dezember den österreichischen Nordpolarforscher Payer kennen, der mit Weyprecht die große Entdeckung des Franz-Josef-Landes machte, auf dessen Existenz der letztere schon anläßlich einer Vorexpedition als wahrscheinlich hingewiesen hatte. Payer hatte, als ich ihn kennen lernte, schon die herrlichen Polarbilder gemalt, die uns als Studenten entzückten, aber keine öffentliche Anerkennung fanden, vielleicht weil er nicht, oder doch nicht mehr zu jenen Geheimbürgschaften gehörte, die für die Kritiker maßgebend waren, und dadurch auch für das große unselbständige Publikum.

Payer stand damals im 54. Lebensjahre. Er wollte sich meines Erinnerns durch Vorträge die Grundlage für eine Malerexpedition nach Grönland schaffen. Eingehend kamen wir auf Nansens im Zuge befindliche Expedition zu sprechen. Daß dieser mit seinem Schiffe Fram die Trift ausnützen wollte, die den Tegetthoff Payers zum Franz-Josef-Lande getrieben hatte, war anscheinend nicht bekannt. Franz-Josef-Land war damals schon wiedergefunden und verifiziert. Payers Verbitterung aber war unleugbar und er schien vorzeitig gealtert. Von seiner Familie schien er isoliert. Er sprach nicht von ihr; aber man hörte, daß unvereinbarliche Abstammungen vorlägen.

Von der Polarexpedition zurückgekehrt, hatte er seinerzeit erfahren, daß man in der Wiener „Gesellschaft" das Franz-Josef-Land für ein Märchen hielt! Der Erzherzog Albrecht, an den Benedek im Jahre 1866 die von diesem vorbereitete und aussichtsvolle Führung des italienischen Feldzuges abgeben mußte, und bei dessen Sieg bei Custozza Payer sich ausgezeichnet hatte, scheint der ihm beigebrachten Meinung von der gar nicht erfolgten Entdeckung selbst Ausdruck gegeben zu haben. Payer legte alsbald sein Offizierspatent nieder. Wie sehr ihm die große Entdeckung, die er in seinem Werke so bescheiden und froh zugleich verkündete, und die ohne Ausdauer und Pflichttreue gar nicht hätte zustandekommen können, verleidet worden war, beweist jene Anmerkung, die er zum Schlusse des Werkes nach vollendetem Satze desselben beigefügt hat und in der er seine Freude zurücknimmt.

Payers geographische Vorarbeiten über das Franz-Josef-Land blieben ungenützt und seine wertvollen künstlerischen Skizzen verstreute er in alle Winde. — Das Franz-Josef-Land wird aber vielleicht die einzige wertvolle Erinnerung an die achtundsechzigjährige Regierung des Kaisers Franz Josef bleiben.

der Geheimbürgschaften ins Unrecht gesetzt hätte. Ich habe diese Denkschrift noch kurz im Anhang zu diesem II. Buche erwähnt. Sie wurde beschlagnahmt, und erschien dann zu Ostern in zweiter Auflage unter Hinweglassung der beschlagnahmten Stellen. Sie hatte eine philosophische Einleitung, in der die Grundgedanken meiner Philosophie der That gestanden sind. Und sie hatte einen Abschnitt über den Klerikalismus, in dem ein Wort aus Nietzsches Antichrist zitiert war, das diesem Buche als Leitspruch vorangestellt ist, und in dem es (S. 29.) im Sinne des vorliegenden Werkes hieß: „Strafe und Lohn schaffen wir uns selbst durch unsere That". Scharf kritisierte sie das damalige Regime. Waren mir auch damals die Geheimbürgschaften zum Teile unbekannt, zum Teile unerkannt, so war ich doch mit dieser Schrift dem jesuitischen, dem freimaurerischen und jüdischen Kahal, zu deutsch der Ächtung, für immer verfallen. Aber der Thronfolger, dem ich aus einem zufälligen Anlasse ein ursprüngliches Exemplar in gewöhnlicher Aufmachung und unter Bekanntgabe der Beschlagnahme nach Innsbruck übersandte, nahm die Schrift mit bestem Danke entgegen und hat sie noch viele Jahre später vor anwesenden Journalisten, wie damaligen Zeitungsberichten zu entnehmen, anerkannt. Es war das eine für ihn nicht ungefährliche, die Geheimbürgschaften warnende Feststellung. Nach seinem Tode wurden mir Stellen des Buches bekanntgegeben, auf die er besonderen Wert gelegt hatte. Wer den freimütigen Inhalt dieser arischen Denkschrift erwägt, wird demnach wohl zugeben müssen, daß mit diesem Thronfolger eine selbständige, furchtlose Persönlichkeit dahingerafft worden ist. Ich will diese Beurteilung alsbald durch ein zweites Beispiel bekräftigen, und schalte nur vorher zwei im übrigen abliegende, aber doch nicht zu unterschätzende Bemerkungen in Hinsicht auf meine Denkschrift ein.

Theodor Herzl, ein Charakter, hat am Ende desselben Jahres, in welchem zu Ostern die zweite Auflage meiner in erster beschlagnahmten Denkschrift erschien, ebenfalls in Wien, ja sogar in derselben Straße, wenn auch nicht als offizielle Gegenschrift, seinen „Judenstaat", seine Begründung des Zionismus erscheinen lassen. Ihn hat freilich kein Kahal geächtet. Es waren damals bewegte Zeiten. Ich hatte in meiner Denkschrift einen Judenstaat angeregt, indem ich ja den Arierstaat proklamierte und andererseits (S. 15.) über die Juden ausdrücklich schrieb: „Nur wenn es ihnen gelingt, ihre lange Entwicklung in einem außerarischen Staate zu verleugnen, werden sie glücklich sein". Ich glaube, Theodor Herzl hat den zionistischen Judenstaat zum Teile auch aus Stolz geschrieben. Jerusalem war freilich einstens eine Stadt, wie sie Jahwe (Mos. V. 6. 10.) den Juden zugeschworen, die sie selber nämlich nicht erbauten. Doch seit dem Weltkrieg ist wohl die russische Sowjethölle der arischen Völker, in gewissen Gebieten zumal, ein Judenparadies, das heute weitaus Palästina übertrifft.

Es ist mir als wäre es gestern, und doch war es Mitte Dezember 1903. Ich war damals Gemeinde- und Stadtrat von Wien und als Delegierter dieser Stadt mit Anderen über Moskau nach Petersburg gekommen, wo unter dem Protektorat des dortigen Kaiserhauses eine soziale Ausstellung stattfand, die von der Stadt Wien beschickt war. Es hat sich hierbei um die Förderung der Kinderfürsorge gehandelt, die bekanntlich seither der Gegenstand einer ebenso grauenhaften wie planmäßigen Vernachlässigung durch den Bolschewismus geworden. Als Graf Berchthold, der damals dort den österreichischen Botschafter Ährenthal vertrat, und der bekanntlich bei Ausbruch des Weltkrieges Österreichs Minister des Äußeren war, nach

meiner Rede in der Kolonie gratulierend auf mich zukam, geschah es in magyarischem Magnatenkostüme. Er war aber nicht anwesend, als ich beim Mahle in diskreter Weise von der sicher erkannten bevorstehenden Gefahr eines Krieges zwischen dem russischen Kolosse und Japan zu sprechen begann, wobei ich irgendwie meine Denkschrift zitierte, in der es (S. 128) hieß: „Es wird vielleicht nicht sehr lange dauern, die Anzeichen sind ja schon da, bis Japan, unterstützt vielleicht von England, einen Waffengang wagen wird gegen das russische Reich". Das hatte man ja von vorneherein für unmöglich gehalten, und mit nachsichtsvollem Schweigen ging man jetzt gastfreundlich über diese Marotte eines Ausländers hinweg. Aber einige Wochen später, Anfang Feber 1904, brach Japan unerwartet und plötzlich die wegen der Lage in Ostasien gespannten Beziehungen zu Rußland ab, Port Arthur wurde überfallen und der russisch-japanische Krieg brach aus. Japan war diplomatisch unterstützt von England. Rußland aber war zuwenig vorbereitet.

Als ich ein Jahr später aus dem Wiener Stadt- und Gemeinderate austrat, u. zw. gegen den Willen Luegers, der mich vergebens zurückrief, — I stood among them but not of them —, da war es sehr belehrend, daß sich damals Klerikale und Marxisten, Jesuiten und Freimaurer, darunter der später ermordete Schuhmeier und Reumann, der Bürgermeister nach dem Kriege, damals die einzigen Marxisten im Gemeinderate, beide Freimaurer, gegen mich in gemeinsamem Hohne vereinigt haben.

Im Frühjahr 1914 verfaßte ich nun angesichts der Dringlichkeit der Lage eine sehr freimütige politische Denkschrift. Gegen Ende derselben stand der folgende Kassandra-Ruf: „Österreich muß materiell und moralisch gerüstet sein, wenn nicht zu vielleicht ungeahnter Stunde ein verhängnisvolles Zuspät alle Hoffnungen zunichte machen soll. Hier liegt die größte Gefahr für Österreich." Eine der letzten Agenden des Thronfolgers, bevor er von Wien fortfuhr, den deutschen Kaiser auf Schloß Konopischt zu begrüßen, und dann nach Sarajewo sich zu begeben, wo er ermordet worden ist, was dann zum Weltkrieg und zum Untergang des Reiches führte, war nun die Bekundung seines Interesses an dieser Denkschrift*), die dann 1915 vereint mit meiner Kriegsgedenkschrift bei Diederichs in Jena unter dem Titel „Europäische Ideen" als „Thatflugschrift" erschienen ist. Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe!**)

*) Diese Bekundung war behördlich. Im Namen des Österreichischen Reichsvereines, dessen Obmann ich war, war die Denkschrift hinausgegangen. Der Schriftführer hatte damals, nach Mitte Juni 1914, eine bezügliche Vorladung zur Polizei erhalten. Er war in Karlsbad und sein Bruder überbrachte mir ängstlich die Ladung. Ich erklärte ihm, ich werde bekennen, daß ich der Verfasser sei. Er wisse das, könne es bestätigen und möge mich begleiten. Da ich aber anläßlich der Beschlagnahme meiner arischen Denkschrift von 1896 eine Art Untersuchung mitgemacht hatte, und später anläßlich einer öffentlichen Rede abermals, so erklärte ich zuhause, es sei nicht ganz sicher, ob ich heute wieder zurückkomme. Als ich mich aber bei der Behörde als der Verfasser bekannt hatte, reichte mir der Referent die Hand und gab dann ein Dekret aus der Kabinettskanzlei des Thronfolgers bekannt, wonach dieser sich für die Denkschrift interessiere und den Verfasser kennen wolle.

**) Vielleicht darf ich angesichts der Fruchtlosigkeit und fast lächerlichen Vergeblichkeit umsichtiger und mutiger Denkschriften daran erinnern, daß es damit einem L e i b n i z oder D a n t e auch nicht anders erging.

In dem Organe des Österreichischen Reichsvereines, dessen Obmann ich war, d. i. in der Österreichischen Zukunft, habe ich in der Nummer vom 1. September 1909 z. B., oder vom 30. November 1909, auf die Gefahr hingewiesen, die von den Völkerfeinden, nämlich den Juden und Jesuiten, droht, welche sich, jede von beiden auf ihre Weise, die

Nebenbeibemerkt wollte der österreichische Kaiser anfangs das Ultimatum an Serbien, das zum Weltkrieg geführt hat, gar nicht genehmigen, und hat seine Zustimmung dem von Ischl bereits abgereisten Minister des Äußeren Grafen Berchthold erst mittels „Stafette" nachgesendet. Auch der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza war ursprünglich gegen das Ultimatum; war doch der Thronfolger ein Feind der magyarischen Hegemonie.

Wer mögen die Sekretäre der drei maßgebenden Persönlichkeiten in Versailles und Saint Germain gewesen sein, der Herren Wilson, Lloyd George und Clemenceau, sodaß es möglich war, die Kenntnis der europäisch-kontinentalen Verhältnisse hermetisch vor ihnen abzuschließen, wie die Friedensdiktate beweisen?*) Oder war dies gar nicht nötig? Was war ihnen die Solidarität der europäischen Völker! Was waren ihnen europäische Ideen! Was waren ihnen die Befreiung der Völker, die nicht wie die Steine auf einem Schachbrett hinundhergeschoben werden dürfen, nach Wilsons Vorfriedensworten. Was waren ihnen Wilsons Versprechen! Was war ihnen die wirtschaftliche Zusammengehörigkeit Mitteleuropas!**) Sie haben Österreich zerrissen und doch das deutsche Volk in Österreich vom deutschen Brudervolke geschieden.

Der große Moment, um im Friedensschlusse Großes, Organisches, Zukunftsreiches zu schaffen, fand ein armseliges, vom Kriege verkommenes Geschlecht unter kleinlicher, minderwertiger und hinter den Kulissen diabolischer Führung. Geradeso ist auch in Rußland das siegreiche Proletariat, statt ein Reich der schöpferischen Brüderlichkeit zu gründen, von seinen alttestamentarischen Führern ganz im Sinne des alten Testamentes in eine selbstsüchtige Klassendiktatur voll Zerstörung und Grausamkeit geleitet worden, wie es ja in der Bibel (Mos. II. 34. 12.) heißt: „Hüte dich,

---

Völker tributpflichtig machen, sodaß diese wie ein Fangball von der Herrschaft der einen in jene der anderen übergehen.

So habe ich auch, in einer vielleicht merkwürdigen Vorahnung der fünf Jahre später folgenden Ereignisse vor dem Weltkrieg, in demselben Organe unter dem 1. April 1909 einen Aufsatz über „Österreich, Europa und die Weltmächte (die Ursachen der Friedenskrise)" geschrieben, in welchem es hieß: „Über Österreich entluden sich in den letzten Monaten die schärfsten diplomatischen Rankünen; die serbische Meute — man entschuldige diesen Vergleich, er ist nur in der Sache treffend und es liegt jede Beschimpfung eines Volkes ferne — sollte das zusammenbrechende Wild stellen, und vor England, Rußland, Frankreich und Italien sollte dem zerfallenden Reiche Halali geblasen werden".

Solche und noch viele andere ehrliche Warnungen, die vielleicht umsichtig oder offenäugig genannt werden dürften, habe ich der Öffentlichkeit übergeben. Was aber war diese meine Öffentlichkeit gegenüber jener, die die Geheimbürgschaften, die Jesuiten, die Freimaurer und die Juden selber zur Verfügung hatten!

*) Angeblich sind es drei Juden gewesen: Baruch für Wilson, Sassoon für Lloyd George und Mandl für Clemenceau. Henry Ford, der bekannte Automobilkönig in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, schreibt in seinem „Internationalen Juden" (II. S. 34 und 41 f. der deutschen Ausgabe von 1922): „Ein Jude ist Präsident des Völkerbundes, ein Zionist Präsident des Rates des Völkerbundes; Präsident von Frankreich ist ein Jude; ebenfalls einer stand an der Spitze des Komitees zur Feststellung der Kriegsschuldfrage; unter seinem Vorsitze ereignete es sich, daß wichtige Dokumente verschwanden". „Das jüdische Weltprogramm war das einzige, das ohne Abstrich in Versailles durchging. Franzosen, die mit Staunen sahen, wie Tausende von Juden aus allen Erdteilen zusammenströmten und als auserwählte Berater der Staatsoberhäupter mitwirkten, haben die Friedenskonferenz die Koscherkonferenz genannt." — Ähnliche Zusammenhänge finden offenbar auch unter „normalen" Verhältnissen statt.

**) Jetzt, da sich die verheerenden Folgen herausstellen, ist allerdings leicht darüber zu reden. Ich aber hatte diese wichtige Frage in den oben genannten Europäischen Ideen im Jahre 1915 hervorgehoben.

je mit den Einwohnern des Landes Frieden zu machen, da es dir zum Untergange gereichen würde."

Österreich ist ein geschichtlich altes Land. Ich habe in einem Zeitungsaufsatze im Jahre 1896 unter dem Titel: „Stätten der Vergangenheit" darauf hingewiesen, daß es elfhundert Jahre her sei, seit die Ostmark nach den Siegen Karls des Großen über die Avaren 796 gegründet und gerade auch neunhundert Jahre, seit zum ersten Male der Name Österreich in einer Urkunde verzeichnet worden ist. Die Habsburger aber hatte das ebensowenig gekümmert, wie, daß Österreich das Mutterland des Nibelungenliedes ist, oder ebensowenig, wie je die historische Weihe der Stätten in und um Wien, auf dessen Nibelungenstrome schon die Argonauten fuhren bis zur Adria hin (vgl. Apollonios IV. u. Scholie zu Vers 284), einem Strome, der jetzt nach dem Weltkrieg für das deutsche Volk von neuer Bedeutung wird, und wo vor fast anderthalb Jahrtausenden Odovakar auszog, dem römischen Reiche ein Ende zu machen*), wo im nahen Carnuntum vor damals sechszehnhundert Jahren Kaiser Diocletian in der berühmten Zusammenkunft mit Galerius und Maximianus die von ihm eingeführte Teilung der Herrschergebiete zu sichern und dadurch das römische Imperium zu bewahren**) suchte und wo, in Wien selbst, apud oppidum Vindobonam, wie der Geschichtsschreiber Eutropius (in seinem 10. Buche) sagt, vor mehr als siebzehnhundert Jahren der Große Kaiser Marc Aurel, dessen Selbstbetrachtungen zum Teil in Carnuntum geschrieben wurden, im Bereiche des heutigen Wiener Platzes Am Hof gestorben ist.

Aber gleichwie in Rom die Päpste die Büste Marc Aurels auf seiner kolossalen Säule durch jene des Apostels Paulus ersetzten, so hat man pietätlos in Wien in katholisch-jüdischer Mentalität durch mehr als ein halbes Jahrtausend alles Althistorische verachtet und verkommen lassen. Auch die Stephanskirche enthält kaum aus der Zeit der Babenberger

---

*) Eugippius erzählt in seinem Leben des hl. Severinus, dessen Genosse er war (Sievering in den Wiener Weinbergen heißt nach dessen dortigem Aufenthalt), daß Odovakar, in österreichischer Fassung Ottacker, ein Jüngling von hoher Gestalt in schlichter Kleidung zu diesem kam, sich beugend, um nicht mit seinem Scheitel das Dach der Zelle zu berühren, und daß ihm Severinus beim Abschied späteren großen Ruhm prophezeite und sagte: „Ziehe aus nach Italien; jetzt in Felle gehüllt, wirst du bald Vielen reiche Gaben spenden". (Nach Ottackers Anwesenheit soll die Wiener Ortschaft und jetzt der Stadtbezirk Ottakring seinen Namen haben.)

**) Ähnlich dieser Teilungspolitik des Diocletianus hat der Habsburger Karl der V., ein Weltkaiser wie jener, in Deutschland-Österreich durch seinen Bruder Ferdinand eine jüngere habsburgische Linie errichtet und das damalige spanische Riesenreich seinem Sohne vorbehalten. Diocletian und Karl traten beide zurück, der Erstere nach vielen Siegen, um die neue Ordnung des Reiches unter seiner Autorität sich einleben zu lassen, aber auch „korestos tes tyches", satt an Schicksal; der Letztere nach vielen Siegen, wahrscheinlich aus ähnlichem Grunde und aus Enttäuschung und innerer Gebrochenheit. Diocletian lebte in Salona und soll sein Leben, als es ihm nicht mehr von Wert schien, also in göttlicher Freiheit, selber sich genommen haben. Karl endete im Kloster. Beide in Zurückgezogenheit, wie sie schon im uraltindischen Gesetzbuch des Manu dem müde gewordenen Alter geraten wird.

Diocletian war zuerst duldsam gegen die Christen, gleichwie Karl dem Luther freies Geleite gab und sein Wort hielt. Später waren beide Kaiser anders, beide ohne Erfolg. Diocletian ordnete die große Christenverfolgung an. Diese Christenverfolgungen seitens der sonst so toleranten Römer sind wahrscheinlich ähnlich zu erklären, wie, daß Tacitus den Germanen eine herrliche Monographie widmete, den Juden aber das Wort vom Odium generis humani. Karl trat gegen die Protestanten auf und unter seine Regierung fällt auch die schmähliche Verfolgung und Ausrottung der altamerikanischen Kulturen zugunsten des Christentumes und der spanischen Weltmacht. Unter Karl ent-

kümmerliche Reste. Sie ist übrigens nicht vielleicht dem heiligen Könige Stephan von Ungarn geweiht, sondern dem ersten christlichen Märtyrer dieses Namens, an dessen Hinrichtung der spätere Apostel Paulus Wohlgefallen hatte, wie es in der Apostelgeschichte (8. 20.) heißt.

Als ich jene „Stätten der Vergangenheit“ schrieb, da war ich in einer Rechtsanwaltskanzlei „Am Hof“ beschäftigt, ganz nahe der Freiung, wo Doktor Faust bei den Studenten war, nachdem er zur Zeit der ersten Türkenbelagerung gegen die Türken geholfen. Und nicht selten las ich in weihevoller Stimmung gerade dort in arbeitsfreien Pausen den Marc Aurel, die Gedichte Walters von der Vogelweide und Goethes Faust.

Mit welchem Verständnisse vernahmen wir österreichischen Studenten schon lange vor dem großen Kriege, wenn wir der habsburgischen Dynastie gedachten, Iphigeniens großes, so gelassen ausgesprochenes Wort: „Ich bin aus Tantalos Geschlecht“. Das erste große Ereignis, das wir in der frühen Jugend erfuhren, war die unsern Stolz so beleidigende Hinausstoßung aus der deutschen Gemeinschaft infolge dynastischer und konfessioneller Gründe*). Österreich hatte 1866 zwar auf Venetien schon verzichtet; aber um des Papstes willen und aus Hörigkeit gegenüber der Kirche, auch gegen Italien Krieg geführt und so seine Kräfte vergebens vergeudet. Dann kam der Zeit nach das Schicksal Maximilians, des heldenhaften, in Mexiko so tragisch hingerichteten Bruders des Kaisers, der eigentlich dem Siege der Nordstaaten im nordamerikanischen Bürgerkriege zum Opfer gefallen ist. Er hat im Augenblicke der Gefahr seinen Posten ebensowenig verlassen, wie später nach dem ersten Attentate und vor seiner Ermordung der österreichische Thronfolger in Sarajewo. Nach den deutschen Ereignissen zu Ende des Weltkrieges verdient das Erwähnung. Maximilians Gattin, im Stiche gelassen von Napoleon dem III. und dem Papste, zu denen sie eilte, ist nach dieser tragischen Enttäuschung in Wahnsinn verfallen. Dann kam

---

stand, sehr begünstigt, der Jesuitismus. Dieser war ihm alsbald so sehr über den Kopf gewachsen, daß das tridentinische Konzil, statt wie der Kaiser es gewollt hatte, zur Glaubenseinigung, zur Glaubenstrennung der Deutschen führte.

Zweihundert Jahre nach Diocletian war das römische Reich zertrümmert; dreihundert Jahre nach ihm hält Papst Gregor der Große der leeren verlassenen Stadt die oben im zweiten Abschnitt erwähnte Leichenrede; und ebenso lange nach Karl dem V. war das römische Reich deutscher Nation vorüber, von dessen Kaiser noch Dante in seiner Monarchia das Heil erhofft hatte; und nach noch einmal hundert Jahren das alte Österreich. Und dahin war auch längst die spanische Weltmonarchie. Zwölfhundert Jahre hatte das erste Rom gedauert; elfhundert Jahre Österreich; und ein Jahrtausend das römische Reich deutscher Nation.

Das heutige englische Weltreich umfaßt Europa gar nicht, und mit staatsmännischem Verständnis lenkt es in das Regime national-autonomer Dominien hinüber, derzeit wenigstens. In Europa aber herrschen die Sieger des Weltkrieges mit ihren Pfuscherfriedensdiktaten. Dieser Krieg bewies, daß man von einer Pax Anglosaxonica ebensowenig reden konnte, wie früher von einer Pax Romana der Römer und von einer Pax Christiana des Papstes.

*) Vgl. Lagarde, Mitteilungen (IV. S. 112 f. vom 28. Feber 1890, dem Jahre vor seinem Tode): „Der größte politische Fehler unsres Jahrhunderts, die Gründung Kleindeutschlands, ist ein Werk der protestantischen Furcht vor dem katholischen Österreich“. — Nach dem Weltkrieg sieht man wohl diesen Fehler endlich ein.

Der österreichische Agitator, der sich später trotzdem den siegreichen Hohenzollern zugewendet hat, und der auch statt „Los von der Bibel“ das bloße protestantische „Los von Rom“ verkündete, Georg Schönerer, war uns aus diesen Gründen keineswegs sympathisch. Die Art aber, wie der freimaurer- und jesuitenhörige deutsche Reichstag anläßlich des achtzigsten Geburtstages Bismarcks sich verhalten hat, war uns trotzdem ebenso verächtlich und zuwider wie, daß derselbe deutsche Reichstag vorher den Tod Richard Wagners unbeachtet ließ.

die Internierung und der Selbstmord des Bayernkönigs Ludwig, der der Befreier Richard Wagners gewesen war. Er war der Schwester der österreichischen Kaiserin verlobt und ist dann aber allein geblieben. Dann später der Verbrennungstod dieser Schwester in Paris. Es kam der Selbstmord des österreichischen Kronprinzen; er hat wenigstens zu sterben verstanden. Und später die Ermordung seiner Mutter, der edlen Kaiserin Elisabeth in Genf. Endlich kam die Ermordung des Thronfolgers und seiner Gattin in Sarajewo und damit der Weltkrieg. Zuletzt der Zusammenbruch und die entsetzliche Hungerszeit des zusammengebrochenen Volkes durch die von den Nachfolgestaaten mit aufgenommene Blockade bis zur Annahme des Friedensdiktates und zur Entthronung der Habsburger. Der letzte Kaiser, trotz seiner Jugend durch die Zwischenfälle seiner Verbannungszeit körperlich geschwächt, war nicht einmal in der Lage, in seinem Verbannungsorte Madeira dementsprechend zu wohnen, und starb. Die damalige halbmarxistische Regierung war nicht stolz genug, die Kaiserfamilie im Ausland durch Belassung entsprechender Mittel außer solche Sorge zu stellen. Die Enkelin des Kaisers Franz Joseph aber, die Tochter seines einzigen Sohnes, des seinerzeitigen Kronprinzen, begann ihren bevorzugten Platz an den öffentlichen Parteitagen jenes Teiles der österreichischen Arbeiter einzunehmen, der durch den jüdischen Marxismus klassenmäßig und als Proletariat vom Volke getrennt ist. Man hat es damit zu erklären versucht, daß sie die Tochter einer Koburgerin gewesen und daß diese Familie jüdisches Blut in sich habe, wie Professor Lujo Brentano, selbst ein Judenstämmling, seinerzeit in einem Leitartikel der Wiener „Neuen Freien Presse" festgestellt hat. Doch widerspricht dieser Erklärung die Erscheinung dieser Frau. Überhaupt muß in Hinsicht auf jüdische Gerüchte über die jüdische Abstammung mächtiger oder historisch bedeutender arischer Familien nicht nur besonnene Überlegung, sondern dieser gemäß das größte Mißtrauen walten, wie wir ja schon in einer obigen bezüglichen Sonderausführung, der zweiten Anmerkung zu diesem Abschnitte, erkannten.

Das zermürbte österreichische Volk aber hat doch Widerstandskraft bewiesen. Der Bolschewismus, der in alttestamentarischer Reinzucht in München und in Budapest bereits ausgebrochen war, ist bei ihm nicht durchgedrungen. Österreich hat vielleicht damals, allerdings bloß durch passiven Widerstand, eine Rolle gespielt, wie Wien im Jahre 1683 gegen die nach Europa drängenden Türken. Das mag hinwiederum die Friedensherrn von Saint Germain beruhigt und bewogen haben, Österreich erst recht allein zu lassen und in trauriger Siegerfurcht ihm seine nunmehr einzig obliegende, naturgegebene Vereinigung mit seinem Mutterland erst recht zu erschweren*).

Die Habsburger hatten im Weltkrieg den freilich gar nicht wahrgemachten Ideen Wilsons keine Ideen entgegenzusetzen und klammerten sich, ihrer Tradition gemäß, an eine Theokratie, die einst eine Weltmacht gewesen.

---

*) Im gleichen Sinne hatte ich in der zweiten Philosophie der That (S. 65 f.) geschrieben: „Vor dem Weltkriege war Österreich getragen von einem großen, aber vernachlässigten Staatsgedanken, einer bloße Fiktion für die damalige Gegenwart, aber gleichzeitig einem Postulate für die Zukunft: der Autonomie und Solidarität der Völker. Seither ist jenes Österreich ein beklagtes Symbol. Das alles gilt freilich nicht mehr vom Österreich des Vertrages von Saint Germain, das ein Teil des großen deutschen Volkes ist. Etwas mehr nordische Jugend, und die Österreicher wären nicht nur ein begabter, sondern auch ein zukunftsfroher deutscher Stamm."

In der Epoche aber, die durch Friedrich den Großen, Katharina von Rußland und Kaiser Joseph gekennzeichnet ist, wurde dessen Schwester, Maria Antoinette, die Österreicherin auf dem französischen Königsthrone zu einer Mater dolorosa. Ungebeugt und nie von Würde und Herzensgröße verlassen, starb sie inmitten gemeiner Beschimpfung auf dem Schafotte. Der große Engländer Edmund Burke fand bewundernde Worte dafür, daß sie vornehm und standhaft blieb, „ihrem Rang und ihrer Rasse entsprechend". Über ihre frühere Zeit sagt er sodann: „Nie hatte wohl der Erdkreis eine holdere Erscheinung begrüßt, strahlend wie der Morgenstern, und voll Leben, Schönheit und Frohmut". Nicht anders wird sie als blonde Dauphine von der Baronin Oberkirch in ihren wertvollen anspruchslosen Erinnerungen beschrieben. „Alles an ihr atmete die große Rasse." Ganz ähnlich ist auch ihre Großmutter, Elisabeth, die Gattin Kaiser Karl des VI., von der Lady Montague in deren interessanten Briefen geschildert worden.

Es sei hier unterbrechend darauf hingewiesen, daß seither, unter gleichen Umständen, die gleiche Seelengröße bewahrend, wie Maria Antoinette, die Zarin Alexandra, auch sie eine deutsche Prinzessin, in der Fremde alttestamentarisch-bolschewistischem Sadismus zum Opfer gefallen.

Bald nach dem Wiener Kongreß, in der Blütezeit Metternichs, entfloh der Österreicher Sealsfield-Postl, ein Kreuzherrenordensbruder, nach Nordamerika. In seinem Buche „Austria as it is" schildert er die damalige Heimsuchung des Philosophen Bolzano und seiner Genossen in Prag, die an die Zeit der Inquisition erinnert (S. 91 d. gleichzeitigen franz. Ausgabe). Sealsfield vertrat in seinen Werken Gedanken, die viel später Nietzsche faßte, läßt aber auch plastisch in die Erscheinung treten, wie im Völkerleben alles darauf ankommt, daß die Bürger tüchtige, ernste, mündige, innerlich freie Männer seien, und wie die beste Verfassung wertlos ist, wenn es die Menschen sind. Dieser Mann schloß das oben zitierte Buch mit den Worten: „Die Richtung, welche die Dinge in Wien einschlagen, geht dahin, das Volk in großer Unmäßigkeit zu bestärken, die öffentlichen Stellen zu stummen Gehorsam zu zwingen, und im Adel Mißtrauen und Korruption zu verbreiten, während die Regierung, einem vollendeten Despotismus zuschreitend, mit den eisernen Banden ihres Wappens, des Doppeladlers, alle Teile ihrem verhängnisvollen Einfluß unterwirft".

Vielleicht bietet meine arische Denkschrift, die ich, wie gesagt, zu Ende desselben Jahrhunderts, 1895, über Österreich herausgab, ein Gegenbild. Auch sie ist, wie gesagt, beschlagnahmt worden. Darin ward unter Anderem der Satz konfisziert: „Dank vom Hause Österreich? Österreich ist unser!"

17. Die Reformation zugunsten der biblischen Mentalität.

Der große autonome Gedanke, den wir zumal bei Meister Ekkhart bewundernd mitempfinden, der aber schon der provençalisch-gothischen Bewegung zugrundelag und dann in deutschen Landen aufgekeimt ist in den Zeiten der Hohenstaufen und Babenberger, war dem Bibelglauben gewichen, dessen Durchsetzung der Zweck der Inquisition gewesen.

Die Literatur der Provençalen ist vernichtet worden. Die Predigt Meister Ekkharts ist der Inquisition verfallen und bleibt für immer ein

Denkmal für die Höhe, die in deutschen Landen damals, wenn auch umrankt von scholastischem Beiwerk, die religiöse Rechenschaft erreicht, und für die Tiefe, die sie erschürft hat. Auch Albrecht Dürers Darstellung der heroischen Autonomie gehört hierher, die er noch vor der Reformation geschaffen hat in seinem Stich des Ritters mit dem Tod und Teufel.

Die Reformation aber war nicht nur von auflodernder religiöser Sehnsucht erfüllt, sondern gleichzeitig vom Fanatismus für die Bibel, in der für alle Zukunft alle göttliche Wahrheit enthalten. Sie setzte den Zutritt der Laien durch zu diesem von Jehova geoffenbarten Worte, ein Zutritt, der, wie wir schon wissen, unter Innozenz dem III. in aller Form verboten worden war. Um objektiv zu bleiben darf hierbei nicht übersehen werden, daß die Kirche sich offenbar bewußt geworden war, was es heiße und bedeute, den Inhalt der Bibel Allen preiszugeben. Nun erschien das Priestermonopol zwar in der neuen Kirche gebrochen, aber das alte Testament drang in die Familien ein und die Psalmen Davids wurden als Psalter ein Familienbuch. Nicht grundlos warf Lessing dem Protestantismus Inkonsequenz vor. Gleich im zweiten Psalme, der in der Apostelgeschichte selbst David zugeschrieben wird (4. 25—28), sagt Jehova, daß er seinen König auf Sion eingesetzt hat. „Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben, und der Welt Ende zum Eigentum; du sollst sie mit eisernem Besen zerschlagen, wie Töpfe sollst du sie zerschmeissen." So läßt David Jehova sprechen zugunsten der Weltherrschaft seines auserwählten Volkes, David, der Mann nach dem Herzen Jehovas, die Idealgestalt der jüdischen Geschichte, der die Einwohner von Rabba zersägen und verbrennen ließ, der dem Urias, seinem treuen Feldherrn, zuerst seine Gattin nahm und ihn dann morden ließ, der am Totenbette noch seinen treuen Feldherrn Joab dem Tode weihte. Dieser eidbrüchige Winkelkönig, wie Voltaire ihn nennt, wurde zum deutschen Familienfreund.

Jenen Worten Jahwes und dem Beispiel Davids gemäß hat Oliver Cromwell, der bibelfeste Puritaner, gehandelt, als er gefangene Royalisten als Sklaven in der neuen Welt verkaufen ließ, als er 1649 in Irland Drogheda eroberte und die ganze Besatzung von dreitausend Mann hinrichten ließ, und als er es bald darauf in Wexford ebenso machte. Seine entsetzliche Grausamkeit und Härte hat er in seinem Berichte mit seiner Überzeugung zu rechtfertigen vermeint, „es sei ein gerechtes Verhängnis Jehovas gewesen".

Die Reformation hat die Emanzipation des Laientums bedeutet, aber nur von der päpstlichen Kirche und ihren besonderen Mißbräuchen, die schon Kardinal Niklaus Cusanus, der große deutsche Philosoph, getadelt hatte*), nicht aber von der Bibel und ihrer Mentalität. Die Reformation steigerte im Gegenteile die innere Unterwerfung unter den alttestamentarischen Jahwe**), von welchem Paulus in seinem Briefe an die Römer (9. 18.) seine Willkürherrschaft, seine Despotie verkündet. Das war aber die

---

*) In einer Predigt vom 25. August 1432 sagte er: „Leider, die Kirche von heute ist so tief gefallen als möglich . . . Sie ist nicht mehr umgeben von der Sonne der Gerechtigkeit, der Klugheit und der guten Sitte; vielmehr ist sie gekleidet mit dem Mantel der Unwissenheit, mit dem Felle einer Bestie. Sie wälzt sich im Schmutze der Begierden und der Schwelgerei, und ihre Habsucht zieht sie zu Boden nieder."

**) Heinrich Heine sagt mit Genugthuung über die Reformation (zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland I.): „Die Religion selber wird eine andere, es verschwindet daraus das indisch-gnostische Element, und wir sehen, wie sich wieder das jüdisch-deistische Element darin erhebt".

dogmatische Überbordwerfung der That, die ja im alten Testamente als Strafe angesehen wird. Es war eine Überbordwerfung der letzten Spuren einer Auffassung, die der altindischen Lehre vom Karma, von der Bedeutung der Thaten entspricht. Es war gegenüber der unerträglichen Lehre von der Entscheidung bloßer Werkheiligkeit an Stelle der Gesinnung, eine Lehre von der statutarischen Gesinnung selber, die Hinwegnahme der letzten Bürgschaft innerer Autonomie, die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben*).

Aber gleichwie der Protestantismus zuerst aus freier Wahrhaftigkeit das biblische Bekenntnis forderte, so müßte er es nunmehr aus freier Wahrhaftigkeit von sich weisen und ablehnen. Wir haben darüber schon im achten Abschnitt des ersten Buches gesprochen.

Auch kann die Einigung des deutschen Volkes nicht erfolgen, sei es durch ein Entweder-oder in Hinsicht auf die trennenden beiden christlichen Konfessionen, sei es durch ein Kompromiß, sondern nur durch ein entschiedenes Weder-noch.

Das deutsche Leben in Kultur und Kunst, in Literatur und Erfindung vom 12. bis zum 15. Jahrhundert ist untergegangen. Der dreißigjährige Konfessionskrieg ist möglich geworden. Kopernikus ist ohne die Reformation erstanden, von ihr zuerst verfolgt, dem Hakenkreuz und unbekannten Ziel im Wesen näher als dem Kreuze.

Daß das deutsche Volk in zwei Konfessionen zerfiel, ist aber im Grunde dem Protestantismus als solchen nicht zur Last zu legen. Luther hat ursprünglich gegen die Bannbulle Leos des X. an ein allgemeines Konzil berufen, wenn auch in antipapistischem Sinne. So hat er ja auch, als ein Konzil in Mantua geplant war, diesem eine Übersetzung von Vallas Invektive gegen die Lüge von der Konstantinischen Schenkung gewidmet. Bekanntlich stand das Konzil nämlich nach den Beschlüssen von Basel und Konstanz über dem Papste. Zwanzig Jahre nach Luthers erstem Auftreten trat das Konzil von Trient zusammen. Kaiser Karl der V. hatte unnachgibig dazu gedrängt, um eine Glaubenseinigung herbeizuführen. Luther starb das Jahr darauf. Der Kaiser ließ endlich das große Interim auf dem deutschen Reichstage beschließen, das aber keinen Teil befriedigte. Den Protestanten wurde über Betreiben des Kaisers vom Konzile freies Geleite in mehrfacher Fassung zugesichert. Sie kamen unter Ablehnung des Papstes und es wurde ihnen Stimmrecht und Sitz nicht zugestanden. Als der Papst das Konzil von Trient nach Bologna verlegte, kam es zum Bruche zwischen ihm und dem Kaiser. Das Konzil wurde anläßlich des Einbruches Moriz von Sachsens nach Tirol wegen angeblicher Kriegsgefahr vertagt und sein erster Teil war vorüber.

Luther ist noch im letzten Jahrzehnt seines Lebens in heftiger Weise gegen die sogenannten Antinomer aufgetreten, die eine Antinomie, einen Gegensatz zwischen dem alten und dem neuen Testamente behauptet hatten.

Das berühmte Reformationsdenkmal in Worms stellt Luther mit Recht dar, wie er, die Bibel in der Linken, die rechte Faust auf sie stützend, erhobenen Hauptes die Welt in die Schranken fordert. — Es ist die Darstellung einer unbewußten Kulturtragödie!

*) Lagarde erklärt in seinen Mitteilungen (IV. vom 28. Feber 1890, S. 112 f.): „Die Lehre von der Rechtfertigung ist nicht evangelisch, sondern paulinisch". „Die Geschichte ist mit dem Protestantismus fertig . . . Nur wo man ihn abgeschüttelt hat, nachdem er Rom abgeschüttelt hat, ist irgend welches Leben möglich gewesen, aber nur ein von dem Evangelium und der Kirche abgewandtes, vielleicht gar ein den beiden feindliches Leben."

Es darf nicht übersehen werden, daß sowohl der Kaiser, als der Papst als auch die Protestanten sich vor diesem Konzile in einer falschen Situation befanden. Der Kaiser war zugleich spanischer Weltherrscher und nicht über den Parteien, sondern katholisch gebunden und festgelegt. Der Papst stand im Gegensatze zur Idee der Konzilien überhaupt — ein Gegensatz, der viel später im vatikanischen Konzil gesiegt hat — und war als oberster Einberufer zugleich Partei. Die Protestanten aber waren uneinig unter sich selber.

Als das Tridentiner Konzil zehn Jahre später wieder zusammentrat, da war die große Persönlichkeit Karl des V. gebrochen ins Kloster gegangen und gestorben. Da war die furchtbare Geheimbürgschaft der Jesuiten erstanden und erstarkt. In diesem zweiten Teile des Konziles hatten die Jesuiten das Übergewicht. Sie schritten zur Gegenreformation, bei deren Beurteilung nicht unbeachtet bleiben soll, daß der protestantische Bibelfanatismus im Grunde auch zur Konsolidierung des Katholizismus beigetragen hat. Der Jesuitengeneral Lainez, Loyolas Nachfolger, erklärte zum neuerlichen Antrag auf freies Geleite für die Protestanten, sie seien „anzuhören, aber in vorschriftsmäßiger Weise, u. zw. von dem Konzile als einem legitim zu erachtenden, und damit sie belehrt und unterrichtet würden, nicht aber damit die Glaubensstatuten geändert werden". (Disput. Trid. II. S. 20.) Sein Bestreben war es, die Hierarchie, die Priesterherrschaft, an ihrer Spitze den Papst, unter allen Umständen zu halten, ja zu stärken, wenn die Kirche selbst hierdurch auch verringert werde. Sein Plan, eine Versöhnung der Konfessionen zu verhindern, ist glänzend gelungen, und vielleicht war er auch deshalb ein Meister in dieser Sache, weil er als Jude zumindest kein Gefühl gehabt hat für den Frieden der anderen Völker, des deutschen Volkes zumal. Bald folgte der dreißigjährige Konfessionskrieg. Das deutsche Volk blieb in zwei Teile getrennt, zerklüftet und desorganisiert, und seine beiden Konfessionen waren beide gestärkt in ihrer biblischen Mentalität. Darum auch blühte beiderseits die Ketzerverbrennung.

Wenn die katholische Priesterschaft Ketzer angeblich zu deren Heile verbrannte, damit durch die kurz dauernden Flammen des Scheiterhaufens deren jenseitige Verantwortlichkeit gemildert und sie so von den ewigen Flammen der Hölle erlöst werden*) — eine furchtbare, entsetzliche Lehre —, so wurde im konsequenten Protestantismus, z. B. in Luthers Schrift De

---

*) So lehrt der Apostel Paulus (I. Kor. 5. 4 f.) angesichts eines Unzüchtigen und verkündet den Ratschlag: „daß wir uns unter feierlicher Anrufung des Namens unseres Herrn Jesu versammeln, Ihr und im Geiste ich zusammen mit der Kraft unseres Herrn Jesu, und diesen Menschen dem Satan zur Vernichtung seines Fleisches übergeben, damit der Geist am Gerichtstag des Herrn gerettet werde".

Was besagt dieser Vorgang übrigens? Muß das nicht verstanden werden, daß dieser Mensch vor der Gemeinde in irgend einer Weise getötet werden soll? Paulus hat auch zwei Menschen, einen Namens Alexander, „der ihm viel Böses erwiesen" (2. Tim. 4. 14.), gemeinsam mit einem gewissen Hymenäus (1. Tim. 1. 20.) „dem Satan übergeben". Der letztere war wohl ein tiefsinniger Ketzer; denn er lehrte (2. Tim. 2. 18.), daß die Auferstehung bereits vollzogen sei, die er also offenbar als einen geistigen inneren Prozeß empfand. Und den Elymas hat Paulus blind gemacht. (Act. 13. 11.)

Ein ähnlicher Vorgang und ähnlich verschleiert wird in der Apostelgeschichte (5. 1—12) von Petrus und den Aposteln in Hinsicht auf Ananias und Saphira erzählt, wozu man auch das 7. Kapitel Josua lesen möge. Weil jene beiden die Hälfte des ihnen geschenkten Erlöses aus dem Verkaufe ihres Ackers verhehlt haben, sterben sie augenblicklich und „große Furcht kam über die ganze Gemeinde". „So geschahen durch die Hände der Apostel viele Zeichen und Wunder unter dem Volke." In welche terroristischen Vorgänge, in welches Milieu gewinnt man hierbei vorübergehenden Einblick?

servo arbitrio, vom unfreien Willen, alle Verantwortlichkeit überhaupt für hinfällig gehalten. Dort heißt es: „Das ist die höchste Stufe des Glaubens, daß man den für gnädig hält, der so Wenige zur Seeligkeit und so Viele zur Verdammnis bestimmt; daß man den für gerecht hält, der uns nach seinem Willen so schafft, daß wir mit Notwendigkeit verdammt werden müssen, sodaß es, wie Erasmus sagt, aussieht, als ob er sich an den Qualen der Unglücklichen ergötze und eher unseren Haß als unsere Liebe verdiene. Wenn ich nun durch vernunftmäßiges Denken begreifen könnte, wie der Gott mitleidig und gerecht sein kann, der solchen Zorn und solche Ungerechtigkeit zeitigt, so bedürfte ich ja des Glaubens nicht." (I. 23.)

Hier war die Wurzel des Manichaeismus bloßgelegt und die Seele des biblischen Glaubens getroffen. Meister Ekkhart hat, wie wir sahen, erklärt, von solchem Gotte sich abzuwenden. Aber die Hinwendung zu diesem und solcher Glaube wurden von Luther als Pflicht gelehrt. Glauben kann aber nie Pflicht sein, sondern Glaube ist nur Sache der Wahrhaftigkeit vor sich selber. Konfessioneller Glaubenszwang verlangt in Wirklichkeit Gewissenlosigkeit des Denkens. Das gilt von der servilen Hinnahme jener Prädestinationslehre geradeso, wie von der jener Werkheiligkeit, für deren Unmoral es vielleicht kein drastischeres, wenn auch unfreiwilligeres Dokument gibt, als des christlichen Dichters Calderon berühmtes Drama, die „Andacht zum Kreuze".

Die Lehre von der Prädestination, von der Gnadenwahl, hat ein Seitenstück im Kismet des Islam, dieser anderen Sekundogenitur des alten Testamentes. Diese Lehre macht die Menschen zu pflichtgemäßen Indifferentisten, zu unbekümmerten Fatalisten. Gleichwie Josef in der Bibel (Mos. I. 50. 19.) seinen gewissenbeschwerten Brüdern zuruft: „Fürchtet euch nicht, können wir etwa Gottes Willen widerstehen?"

Calvin in Genf, das auch die Stadt Rousseaus und des Freimaurer-Völkerbundes ist und wo die edle Kaiserin Elisabeth von Österreich ermordet wurde, verhielt sich ganz alttestamentarisch richtig, wenn er, ohne jedes menschliche Bedenken, einfach weil Gott es in der Bibel so vorschreibt, den Michael Servet, nebenbei der Entdecker des Blutkreislaufes und Erfinder der vergleichenden Geographie, den Mann aus der weiteren Heimat der Albigenser, und viele andere berauben und töten, in diesem Falle in stundenlangem kleinen Feuer feuchten Holzes lebendig verbrennen ließ. Hatte sich doch Servet u. a. gegen Moses und das alte Testament vergangen, wie Calvin ihm ausdrücklich außerhalb des Urteiles vorwarf. (Vgl. Allwoerden, Historia Serveti, 1727.) Es war eine entsetzliche scheußliche Hinrichtung, zu der Luther und Melanchthon bibelbegeistert ihre ausdrückliche Zustimmung gaben. Schon 1530 hatte letzterer die Tötung der Ketzer u. zw. mit den Worten befürwortet: „Dies lehrt uns des Moses Gesetz", ein Standpunkt, den auch Luther im selben Jahre in seiner Erklärung des 82. Psalmes eingenommen hat. Melanchthon schrieb ausdrücklich über Servets Hinrichtung in der Schrift gegen Thamer in Minden 1557: „Der Magistrat der Genfer Republik hat heute vor vier Jahren ein frommes und für alle Nachwelt denkwürdiges Beispiel gegeben, wie man unheilbare Lästerungen gegen den Sohn Gottes strafen müsse, indem er den Arragonier Servet hingerichtet hat" (sublato Serveto Arragone.) Wir wissen schon, daß Caesarius von Heisterbach, der Zeitgenosse der Albigenser, von diesen ähnliches gesagt hatte, wie Calvin von Servet: „Si Moysen et prophetas reciperent, haeretici non essent", sie

wären keine Ketzer gewesen, hätten sie nur Moses und die Propheten anerkannt. Diese Albigenser nahmen aber ihre Religion „suo corde" d. h. ihre Religionsauffassung war eine autonome (Caesar. Dial. V. 21.)

Auch an die Gräuel der deutschen Bauernkriege ist hier zu erinnern, die biblisch und nicht deutsch entschieden wurden, und an die Verbrennungen und Enthauptungen der Wiedertäufer. Auch die Hinrichtung des Oldenbarnevelдt und die Verfolgung des großen Hugo Grotius in Holland gehören hierher.

Mit solchen Gräßlichkeiten und Abscheulichkeiten war es aber nicht genug. Es schlummern im Menschen — man möchte fast sagen leider — ungewohnte Kräfte, die kein größeres Wunder sein mögen als das gewohnte Leben selber, als Zeugung und Wachstum, als Sehen und Hören und Schmecken und Fühlen und willkürliches Sichbewegen. Diese okkulten Kräfte scheiden sich wie das Leben selber nach den beiden Richtungen der Physiologie und Psychologie, z. B. in Fernbewegung und in Fernerkenntnis. Träger solcher ungewohnten, häufig ganz trivial sich äußernden Fähigkeiten und Empfänglichkeiten nennt man heute Medien. Im klassischen Altertum waren solche Erscheinungen sehr geachtet. In Indien suchen Yogis solche ungewohnten aktiven und passiven Kräfte durch Willensanspannung der menschlichen Mündigkeit zu unterwerfen. Aber im Reiche der Bibel, bei Katholiken und Protestanten, sowie dem diesen je entsprechenden Aufkläricht, werden ihre Träger noch heute verfolgt, und wurden sie vor noch nicht langer Zeit als Zauberer und Hexen verbrannt. Heißt es doch in der Bibel (Mos. Exod. 22. 18.): „Zauberer sollst du nicht leben lassen". Und heißt es doch ebenda (Lev. 20. 27.): „Wenn sich in einem Manne oder in einem Weibe der Geist der Zauberei oder Wahrsagerei findet, so sollen sie des Todes sterben; man soll sie steinigen; ihr Blut komme über sie". Mit Jahwismus, mit Monotheismus, mit Gottglauben, sind solche Kräfte eben nicht verträglich. Die psycho-physiologische Anlage zu mediumistischer Fähigkeit, die offenbar vererbbar ist, wie man bei den Verwandten der Medien zu erkennen vermag, wurde bis ins 17. Jahrhundert und noch darüber hinaus ganz gründlich ausgetilgt. Goethes Faust erklärt dem Kaiser bekanntlich: „Da wirkt Natur so übermäßig frei, der Pfaffen Stumpfsinn schilt es Zauberei". Die Dominikaner Institoris und Sprenger lehrten in ihrem alsbald anerkannten Hexenhammer, im Malleus maleficarum, der die Hexenverfolgung in ein fluchwürdiges System gebracht hat, genau die nötigen Martern und Strafen. Die Päpste aber haben die Hexenverfolgung autorisiert. Was ohnehin so oft verschwiegen wird, weil es nur persönlich erfahren, nicht aber bewiesen und begründet werden kann, das wurde terroristisch ausgerottet.

Im Hexenhammer hat es bald zu Anfang geheißen: „Einzig und allein an die Worte der Heiligen uns haltend, können wir die echt katholische Wahrheit erschließen, daß, was Hexenwerke betrifft, worüber wir gegenwärtig reden, die Hexen immer mit Dämonen zu thun haben, und der eine ohne den andern nichts ausrichten kann". Und noch vorher wird sich auf das alte Testament berufen: „Deutero 18 wird befohlen, alle Hexer und Beschwörer zu töten. Levit. 19 heißt es: Wessen Seele sich zu Magiern und Wahrsagern neigte und mit ihnen hurte, gegen den will ich mein Antlitz erheben und will sie vertilgen aus der Schar meines Volkes. Ebenso 20: Ein Mann oder Weib, in denen ein pythonischer oder wahrsagender Geist war, soll sterben; mit Steinwürfen soll man sie töten."

Zur Zeit als der Malleus maleficarum entstand und als Papst Innozenz der VIII. die Hexenbulle erließ, da gab 1489 der Doktor Molitor einen Dialog mit dem Erzherzog Sigismund von Österreich noch zu dessen Lebzeiten heraus über pythonische Weiber, das sind Hexen. Der Erzherzog steht auf einem freien unvoreingenommenen Standpunkt, und Molitor beruft sich im Titel auf dessen Richtigstellung (emendatio). Es ist derselbe Erzherzog, der den bekannten Streit mit dem genialen Nikolaus Cusanus, dem früheren Rechtsanwalte und späteren Kardinal, als dem Bischof von Brixen hatte. In diesem Dialoge werden gewisse Erscheinungen durch bloße Einbildung erklärt (oculi nostri decipiuntur et ad aliam speciem erroneo judicio deducuntur) und die Sache erinnert auch etwas an die Hypnosetheorien unserer Zeiten. Der Erzherzog bezweifelt die Beweiskraft der Folter (cum metu tormentorum quis inducitur ad confitendum) und weist darauf hin, daß doch ohne Gottes Zulassung die Weiber nicht von Dämonen geleitet werden könnten. Aber eine solch ehrliche und freie Auffassung wird durch Hinweise auf die heilige Schrift, des alten und des neuen Testamentes, einfach widerlegt. Diese Art der Widerlegung ist für das ganze Hexenwesen, sowohl auf katholischer als auch protestantischer Seite, maßgebend gewesen. Bekannt ist ja der Teufelsglaube Luthers, und selbst in England, dessen König Jakob der I. seine Daemonologia geschrieben, sind nach Walter Scott die Hexenprozesse unter calvinistischem Einfluß zahlreicher geworden.

Die ganze Hexenverfolgung stützte sich auf die heilige Schrift und auf die heiligen Väter und ist mit ein Beweis des Fluches, der sich über die Völker ergossen hatte.

„Unsichtbar wird Einer nur im Himmel, — und ein Heiland wird am Kreuz verehrt; — Opfer fallen hier, — weder Lamm noch Stier, — aber Menschenopfer unerhört“, so sagt Goethe in der Braut von Korinth, die in Schillers Musenalmanach erschien.

Nur zu lehrreich ist die Geschichte der Hexenprozesse. Mit ihren unerhörten Ungerechtigkeiten, Torturen und Todesmartern haben sie zu einer immer allgemeineren Überzeugung von der Nichtigkeit der ganzen Materie geführt und ein doppeltes bewirkt: einesteils wie gesagt die Zurückdrängung jener Fähigkeiten, wie sie heutzutage so selten im Mediumismus zutage treten; andernteils die Überzeugung von dem Nichtvorhandensein derartiger Fähigkeiten überhaupt.

Langsam regten sich hier und da Stimmen mutiger Männer gegen die Hexenverfolgung. Der Arzt Johannes W i e r um 1550, der Jesuite Friedrich S p e e, zugleich ein wirklicher Dichter, 1631, und, vor allem zu erwähnen, Balthasar B e k k e r, der 1691 seine vier Bücher über die bezauberte Welt herauszugeben begann. Ausgestoßen und verfolgt von der reformierten Kirche müht er sich ab, der heiligen Schrift, dem alten Testamente zumal, die Nichtigkeit des Aberglaubens abzuringen. Seine Bücher sind in ihrem Inhalt ein unumstößlicher Beweis dafür, welches Unheil der dem Christentume wesentlich anhaftende Bibelballast voll Arglist und Aberglauben mit sich gebracht hat.

Andererseits gaben sich solche Männer auch Rechenschaft von der Bedeutung mancher okkultistischen Erscheinungen. So lautet der Titel des 23. Hauptstückes vom 4. Bande des Bekkerschen Werkes, den ich der ältesten deutschen Übersetzung von 1693 entnehme: „Was am meisten der Zauberei gleichet und dennoch am wenigsten Gemeinschaft damit hat, ist

das Finden des Ursprungs der Wasser, der Gold- und Silbergänge und das Aufsuchen der Mörder und Diebe, vermittels eines Reisleins in der Hand; und insonderheit das von dem Bauer, der noch im Wesen, bei Lyon". Der im Jahre 1644 verstorbene ältere van Helmont hatte in seinem Traktate über magnetische Kuren, natürlich unter vielen Referenzen für die Bibel, immerhin direkt darauf hingewiesen, wie ungereimt es sei, die eigenen Vortrefflichkeiten dem Satan zuzuschreiben (Kapitel 172). Es wäre ganz unvernünftig, zu leugnen, um wie viel bedeutsamer als alle menschlichen äußeren Erfolge der Technik die Erreichung einer einzigen neuen menschlichen Fähigkeit wäre, die aus dem Gebiete des Vor- oder Überrationalen, des Vor- und Überindividuellen emportaucht und dem müdigen Leben dienstbar wird.

Die Bibel erklärt alle Erscheinungen theistisch-historisch und stellt allem die geoffenbarten Worte und Gebote Gottes gegenüber. Diese Bibel ist Katholiken und Protestanten gemeinsam. Sie anerkennend bilden wir uns ganz vergeblich ein, Kultur zu haben. Die kopernikanische Lehre wurde aus biblischen Gründen, wie oben bemerkt, zuerst von protestantischer Seite angegriffen. Unter katholischem Regime aber litten die ehrlichen Philosophen und Gelehrten unerträglich. Wir haben schon von Campanella gesprochen, der sechsundzwanzig Jahre im Kerker der spanischen Inquisition geschmachtet hat. Im 13. Jahrhundert mußte der Mönch Roger Bacon, der autonomistische Neigungen in seiner Theologie, Philosophie und bedeutsamen Naturwissenschaft bekundete, als Zauberer nach Paris in den Kerker wandern, den er zehn Jahre nicht verlassen durfte. Wie leicht spricht sich das alles aus und schreibt sich hin; wie schwer ist es zu ertragen gewesen. Wahrlich, der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an. Die von den edlen Weisen in ihren Gefängnissen erdachten Werke sind bei den einen ganz, bei den andern zum Teile verloren. Der Deutsche Adami hat, von Jerusalem kommend, Campanella im Kerker der spanischen Inquisition zu Neapel besucht und dieser übergab ihm einige von ihm in diesem Gefängnisse geschriebenen Werke, die Adami dann in Frankfurt drucken ließ, darunter mit der Philosophia realis zum ersten Male die platonisch utopistische Civitas Solis, und früher die Apologia pro Galileo. Es ist ein tragischer Jammer, wie sich Campanella da in vorsichtiger Weise bemüht, die Lehren des Galilei mit dem Worte Gottes, mit Moses zumal, in Einklang zu bringen. Welche Tyrannei der heiligen Bibel! Es ist übrigens interessant, daß er sich für Galilei auch darauf beruft, daß das Buch des Kopernikus unbeanständet blieb und daß schon Nikolaus Cusanus diese Meinung hatte, hanc sententiam amplexus est. Während Campanella im Kerker saß, war 1616 das Werk des Kopernikus von der Inquisition verboten und gleichzeitig dem Galilei Stillschweigen auferlegt worden. 1633 hat bekanntlich Galilei seine Lehren abschwören müssen. Vanini wurde 1619 anläßlich eines Werkes über die Geheimnisse der Natur, wie schon erwähnt, in der nun so heilig gewordenen, so katholisch gemachten Stadt Toulouse verhaftet, vom dortigen Parlament verurteilt, und dann mit ausgeschnittener Zunge, damit er nicht reden könne, verbrannt. Wie christlich war doch jetzt Toulouse! Welcher Erfolg der biblischen Kultur! Welche bolschewistisch impotente Grausamkeit! Viktor Cousin hat über diese Vorgänge einen interessanten Essay geschrieben, in welchem er sagt: „Toulouse war damals die katholische Stadt par excellence. Die Inquisition, die das übrige Frankreich zurückgestoßen hatte, war dort etabliert und ein übertriebener Eifer war

dort an der Tagesordnung". Giordano Bruno wurde 1600 in Rom nach siebenjährigem Kerker verbrannt und seine im Kerker wohl erdachten Werke sind dahin. Galilei war, wie wir sahen, der Inquisition unterworfen, und der geniale Kepler vermochte kaum seine greise Mutter vor der Verbrennung als Hexe zu retten. Noch von Descartes sagt der Bischof Bossuet, daß er immer fürchtete, von der Kirche angemerkt zu werden; man sehe ihn in dieser Richtung Vorsichten gebrauchen, die bis zur Übertreibung gingen. Das sagte jener Bossuet, der auch bedauerte, daß so viele tugendhafte Menschen Mangels rechten Glaubens in der Hölle verloren sind. Und dieser Bossuet hat sich solcher Lehre und solcher Gottheit einfach unterworfen! Welch ein Unterschied von unserm großen Meister Ekkhart! Bossuet ist berühmt, aber unablehnbar und unabwendbar werden seine Säumnisse sich ausgewirkt haben, auch an ihm selber. Selbst Kant schrieb bekanntlich, wie wir schon einmal bemerkten, es war schon im 18. Jahrhundert und in einem protestantischen Lande, es war unterm 6. April 1766, also lange vor den Bedrückungen unter Friedrich Wilhelm dem II.: „Zwar denke ich vieles mit der allerklarsten Überzeugung und zu meiner großen Zufriedenheit, was ich niemals den Mut haben werde, zu sagen; niemals aber werde ich etwas sagen, was ich nicht denke".

Die Christen, ihre Priester zumal, und alle Konfessionen, haben ganz vergessen, daß die alttestamentarische Ketzerverfolgung ihre Höhe in der Kreuzigung Christi erreicht hat und daß es kaum ein Symbol gibt, das mehr manichäisch wirken sollte, als den gekreuzigten Herrgott.

Die Flucht aus den Grausamkeiten und disgenialen Dogmen der Kirche, die sogenannte Renaissance, konnte natürlich keine wirkliche Rückkehr bedeuten, sondern war nur eine Flucht und eine Befreiung durch die kongenialeren, wohlthätig toleranteren und freieren Gedankengänge der klassischen Antike.

So erstand immerhin ein Laurentius Valla, ein unerschrockener Kritiker, nicht nur des saloppen Sprachgebrauches, sondern auch der Geschichtslügen und der hergebrachten kirchlichen Selbstsucht. Seine kühne Deklamation gegen „die fälschlich geglaubte und erlogene konstantinische Schenkung" Italiens an den Papst, die wir schon kurz erwähnt haben, war epochemachend, und wurde von Ulrich von Hutten mit einer Einleitung wieder herausgegeben, in der er das griechische Wort zitiert: Lügen ist knechtisch, die Wahrheit aber edel. Schon Papst Hadrian der I. erinnerte in einem Schreiben an Karl den Großen, womit er die Erfüllung der pipinischen Schenkung betrieb, an den „so frommen" Kaiser Konstantin, „durch dessen Freigebigkeit die heilige katholische Kirche Gottes und die apostolische römische Kirche erhöht worden sind und Macht erhielten in Italien. Nebenbeibemerkt hatte das Papsttum anläßlich der Kaiserkrönung Karls den Gedanken der „konstantinischen Schenkung" in Hinsicht auf Italien in die Wirklichkeit übertragen. Es hatte sich aber auch durch diese Krönung im Sinne derselben Schenkung unabhängig gemacht vom byzantinischen Kaisertume, von dessen Anspruch auf die Leitung der christlichen Hierarchie und von dem allgemeinen Wettbewerb der griechischen Kirche und ihres ökumenischen Patriarchen. Sylvester der II. und Leo der IX. und andere Päpste, haben sich später in aller Form auf jene falsche Urkunde berufen, die mit den Pseudoisidorianen in das Corpus Juris Canonici aufgenommen wurde. Andererseits ist es zur Charakteristik der Renaissance nicht ohne Bedeutung, daß später Papst Nikolaus der V. den kühnen Valla an seinen Hof berufen hat.

Leider aber kam die Renaissance zu einer Zeit, als die Inquisition schon bestand. Es ist traurig, zu sehen, wie der nun auftauchende Humanismus dahinwelkte; wie ein Erasmus, über die konfessionellen Bibelstreitigkeiten seiner Zeit humanistisch erhaben, und in bedeutendster Weise thätig, mit Luther und Hutten in bittere Fehde geriet. Oder daß Größen, wie Petrarca, der sich so unvergängliche Verdienste um die Bewahrung antiker Geistesschätze erworben hat, daß solche Größen eine doppelte Wahrheit haben, die Vernunftwahrheit der antiken Philosophie und die geoffenbarte Wahrheit des alten und neuen Testamentes.

So erkennen wir, daß die Inquisition ihren gewollten Erfolg erreicht hatte, daß selbst dort, wo eine große Charakteranstrengung gemacht wurde, im Bereiche der Renaissance und im Bereiche der Reformation trotz allem nur eine halbe Befreiung erzielt worden ist, ja daß die Reformation auch gar nicht mehr erzielen wollte und in diesem Sinne, wie wir sahen, eine unbewußte Funktion der den Bibelglauben wiederherstellenden Inquisition gewesen und geblieben ist.

Immerhin liegt aber also zwischen der humanistischen Renaissance und der Reformation in dieser Richtung ein Unterschied. Erasmus von Rotterdam hatte das wohl begriffen. Die Reformation hat an die Stelle der Renaissance einer Mündigkeit eine andere Renaissance gesetzt: die Renaissance der Bibel. Der Minnesang wich dem seelenlosen Sang der Meistersinger und die Morgendämmerung des Genius ist dahingeschwunden.

Luther hat zwar in der Weisheit seines Alters die alttestamentarische Mentalität an ihren geborenen Trägern erkannt und diese Erkenntnis in seinen letzten deutschen Schriften deutlich einbekannt. Daß diese in den meisten neueren Sammlungen nicht zu finden sind, spricht eine nicht minder deutliche Sprache, als jene Luthers war. Aber in seinen theologischen Schriften ist für Luther die biblische Mentalität unanfechtbar. Man lese nur z. B. die vierzig lateinischen Folioseiten des traurigen 27. Kapitels seiner Enarratio in Genesin, das den Betrug Jakobs und Rebekkas am sterbenden Isaak behandelt. Luther hat diesen Betrug ganz alttestamentarisch hingenommen und keineswegs als das empfunden, was ein Betrug eben ist, noch dazu am sterbenden Vater. Ja er hat den Glauben und die Zuversicht Rebekkas an das Gelingen ihres Werkes gepriesen und er hat damit geschlossen, daß wir selber in keiner anderen Weise des Herrn sind und Erben des ewigen Lebens, als Jakob der Erbe des Segens Isaaks gewesen . . .

Letzte Epigonen erkannten wohl noch das „Lumen naturale“, das natürliche Licht in uns, aber woferne sie nicht als Ketzer, wie Jakob Denk und Kaspar Schwenckfeld gejagt worden sind, plagen sie sich, gleichwie in viel früherer Zeit Abaelard mit seinem Sic et non, nun wie Sebastian Frank, vergrämt und in abgeschiedener Einsamkeit mit dem „verbütschiert mit sieben Siegeln verschlossenen Buch“ der heiligen „Schrift und Gegenschrift“, um zuletzt dem Folianten von 430 Blättern einen Beschluß zu geben, in dem er erklärt: „Gott kennt die Seinen, ich nit“.

Der Charakter der Reformation kommt in den Versen zum Ausdruck, die Konrad Ferdinand Meyer den Ulrich von Hutten in den „letzten Tagen“ sprechen läßt (58): „Wo Zeus und Herakles zu lesen stand, schrieb Jesus Christus ich mit fester Hand. Statt Nektarkrügen und statt Bachanal

setzt straks ich Abrams Schoß und Himmelssaal . . . Es ist gethan. Was sagt dem nordschen Ohr, was schiert ein deutsch Gemüt der Musenchor!" Wir aber lesen lieber Schillers Götter Griechenlands. Jenes ist der Geist Ludwig des Frommen, des Karolingers, der an die Stelle der arisch-germanischen Heldenlieder den Heliand setzen ließ, eine altsächsische Evangeliumharmonie. Die vielen hebräischen Vornamen unter den Deutschen stammen aus Huttens Zeiten. Los von Rom! Hin zu Judäa! Das lag im Wesen der Reformation, die ja im deutschen Urtext der Augsburger Konfession dem Kaiser das „Exempel Davids" in Erinnerung bringt.

Soweit war es thatsächlich gekommen. Die heroische Persönlichkeit, deren Leitspruch war: Ich hab's gewagt!, sie trat nicht in die Schranken für heroische Autonomie, sondern sie kämpfte und siegte für artfremdes, seelenfremdes, tragisch aufgedrungenes Bibelwesen! Ulrich von Hutten im Kampfe gegen das römische Priestertum ist wie Hermann der Cherusker. Ulrich von Hutten im Kampfe für die Bibel ist wie Thumelicus, Hermanns Sohn, als römischer Gladiator!

18. Konquistadores.

Zur Zeit der beginnenden Reformation in Deutschland und ungefähr ein halbes Jahrhundert nach Beginn der Organisation der Inquisition in Spanien wurde in Mexiko Volk und Kultur der Azteken von dem Spanier Cortez, und in Peru Volk und Kultur der Inkas von dem Spanier Pizarro durch Verrat unterworfen, versklavt und ausgerottet, in ganz alttestamentarischer Weise gebannt. Der Schandthat des katholischen Konquistadors Cortez reiht sich ebenbürtig die Schandthat des katholischen Konquistadors Pizarro an.

Wir haben schon bei Erörterung der Frage von Gottesknechtschaft oder Gotteskindschaft von dem elenden Schicksal gesprochen, das dem Aztekenkönig Montezuma sowie seinem Volke in Mexiko bereitet worden ist. Darauf ist hier zu verweisen.

Bald wurde auch das Reich der Inkas in Peru zugrundegerichtet. Ungefähr fünfhundert Jahre hatte es damals bestanden und war daran, den Gipfel seiner Kultur zu erreichen. Doch was kümmerte die spanischen Christen solche heidnische Kultur, da doch in der Bibel schon alles entschieden ist, vor allem aber entscheidende Befehle Gottes und aneifernde Beispiele zur Genüge dort gegeben sind. „Wir nahmen alle Städte ein und vollstreckten in jeglicher Stadt an Männern, Weibern und Kindern den Bann. Nur das Vieh und den Raub aus den eingenommenen Städten behielten wir für uns als Beute." (Mos. 5. 2. 34 f.) „So spricht Jahwe der Herr: Fürwahr, ich will nach den Heiden hin meine Hand ausstrecken und mein Panier erheben . . . und Könige sollen deine Wärter sein und ihre fürstlichen Gemahlinnen deine Ammen; mit dem Angesicht zur Erde sollen sie dir huldigen und den Staub deiner Füße lecken." (Jesaias, 49. 22 f.) Waren Azteken und Inkas nicht Heiden?

Thronstreitigkeiten schwächten gerade das Inkareich, als Franz Pizarro mit seinen Genossen eintraf. Dieser bemächtigte sich des bei ihm zu

Gaste weilenden Inkaherrschers Atahualpa durch Verrat und ließ ihn nach Übernahme eines ungeheuren Lösegeldes hinrichten, besonders weil er den Christengott gelästert habe. Um dem Verbrennungstode zu entgehen, mußte er sich taufen lassen und wurde darauf zur Erdroßlung begnadigt. Die Kultur der Inkas wurde mißachtet und ausgetilgt; nur Straßen, die sie gebaut, werden noch heute benützt. Das zahlreiche Volk ging, lieblos unterjocht, aber christlich geworden, jammervoll zugrunde.

In Westindien setzten sich die Franziskaner, hier im Gegensatze zu dem anderen Bettelorden, für die Repartimientos ein, das ist für die Verteilung der Eingeborenen an die Pflanzer und Minenbesitzer. So wurden sie versklavt und ausgerottet und dann die Neger zu Sklaven herangezogen.

Unter Englands Patronanz und unter derselben biblischen Mentalität verübten die seeräuberischen Bukkanier ihre Gegengrausamkeiten.

Es war noch kein halbes Jahrhundert seit der Entdeckung Amerikas vorüber, als bereits der Priester Las Casas, der als Jüngling mit seinem Vater den Columbus begleitet hatte, nicht umhin konnte, zu schreiben: „Gott hat es zugelassen, daß die Räte unserer Könige eine große und reiche Welt zu ungeheurer Schmach des christlichen Glaubens ausgeraubt und verödet haben. Für diese Verwüstung und für diese ungeheure Verminderung des Menschengeschlechtes steht ihnen keinerlei Entschuldigung zur Seite." (Relacion de la Destruccion de las Indias.) Zu jenen Räten gehörte der Theologe und Historiograph Kaiser Karl des V., Sepulveda, der in einer Schrift die Grausamkeiten an den Indianern durch das göttliche Recht und durch das dementsprechende Verhalten der Juden gegenüber den kanaanitischen Völkern gerechtfertigt hat.

In Mexiko und Peru ist, auf verhältnismäßig kurze Frist zusammengedrängt, zu ersehen, was ernst genommenes Bibeltum aus hochentwickelten Kulturen zu machen vermag.

Am Zustand des spanischen Volkes aber mag wohl zu erkennen sein, wie die Thaten sich auswirken und wie sich biblische Grausamkeit, wie sich Auto da fe und Konquista für das seinerzeitige Weltreich bewährt hat.

Eine zweite Konquista, eine zweite Eroberung amerikanischer Kultur, nämlich, was vielleicht noch mehr bedeutet, der Kultur der Vereinigten Staaten, die sich unter dem Regime der ursprünglichen Angelsachsen zu selbständiger Größe erhoben, erfolgte seit dem Bürgerkriege. Seit damals, den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, wurde dort immer weniger Rücksicht auf die Abstammung genommen. Die „große Rasse" schwand dahin. Die alttestamentarische Tertiogenitur, das Freimaurertum dominierte immer mehr. New-York wurde zur größten Judenstadt der Erde. Die Monroe-Doktrin ist im Weltkrieg aufgegeben worden. Wenn der Eindruck nicht trügt, macht sich dort ein nicht unbedenkliches Steigen der Zerrüttung, ja der Kriminalität bemerkbar. Zu diesem Eindruck ist jedoch zu sagen, daß die örtliche Ferne und zeitliche Nähe ihn nur mit Vorbehalt wiederzugeben gestatten. Daß aber Wilsons, des dortigen Präsidenten feierliche Punkte in den Friedensdiktaten des Weltkriegs unter seinem eigenen Vorsitz zu wichtigem Teile in ihr Gegenteil verkehrt worden sind, ist leider klar und unbestreitbar und erinnert an das Vorgehen der ersten Konquistadores.

19. Holländische Bibelleiden.

Die Entdeckung der neuen Welt und die Konstituierung der Reformation haben wohl eine Art von Epoche bedeutet. Nicht jedoch in Hinsicht auf die biblische Mentalität. Immerhin mag sich vorerst eine kurze rückblickende Überlegung empfehlen.

Wir haben die Grundsätze und Lehren der religiösen Bekenntnisse im ersten Buche dieses Werkes soweit auseinandergesetzt, um eine selbständige Beurteilung darüber zu ermöglichen, inwieweit ihr konfessioneller Inhalt für eine innere Erhöhung oder Erniedrigung wirksam werde, als Heilmittel oder als Gift. Welchen kulturellen Einfluß auf den Menschen z. B. der in Hinsicht auf ein Jenseits angenommene Lohnstandpunkt haben müsse, oder die Inanspruchnahme und Isolierung der Individuen durch die Sorge für ihre „ewige Seeligkeit“ und noch mehr durch die Furcht vor dem Höllenterror; oder die Abwendung von dem Streben für ein Reich des Edlen auf Erden, weil das Elend theokratisch verfügt, oder weil im Jenseits ohnehin alles erfüllt sei; oder der Ersatz der Wahrhaftigkeit durch einen vorgeschriebenen Glauben; oder das Verderben edlen kongenialen Wesens durch biblisches Beispiel; oder die konfessionell vorgeschriebene Gleichgiltigkeit für edleres Werden, für edle Individuation und gegen die allgemeine Verköterung; oder die Ehrlosigkeit anderen Konfessionen, Ketzern und Heiden gegenüber; usw.

Die ganze Tragweite dieser hier nur beispielsweise hervorgehobenen und der anderen ähnlichen Umstände kulturgeschichtlich zu erfassen, ist unsere Zeit vielleicht noch gar nicht unbefangen genug. Man mag das an der symptomatischen Thatsache beurteilen, daß dort, wo die mehr oder weniger konfessionelle Erziehung, für die die kirchliche Technik gesorgt hat, ausgeschaltet, und wo der Glaube geschwunden ist, daß dort das ganze religiöse Bedürfnis ruiniert oder doch gelähmt erscheint zugunsten eines selbstsüchtigen destruktiven Nihilismus.

Eine Konfession einzuführen, sie zum selbstverständlichen Gegenstand der Kindererziehung zu machen, ist freilich schwer. Solches für das Christentum dauernd zu erreichen, waren angesichts des so artfremden disgenialen Bibelstoffes immer wieder Terrorakte ohnegleichen nötig, wie wir sie in den vorangehenden Abschnitten kennen gelernt haben. Den späteren Generationen kam das aber eben infolge ihrer Erziehung gar nicht mehr zum Bewußtsein.

Das innen weiterwirkende Gift machte auch vor den Toren der Reformation nicht Halt und das war selbst hinwiederum ein Erfolg der Inquisition. So war das niederländische Volk gegenüber dem damals weltmächtigen Spanien, dem es nach Karl des V. Abdankung zugekommen war, und nachdem zehntausende seiner Besten — das spricht sich viel zu leicht — der spanischen Inquisition zum Opfer gefallen waren, zwar fest und charaktervoll genug, nach vielen Jahrzehnten unsagbaren Leidens und tapferen zähen Ringens die Höhe eines Weltverkehres einerseits, und im Jahre 1609 andererseits einen längeren Waffenstillstand mit Spanien zu erringen, der schließlich zur politischen Selbständigkeit führte. Aber das Gift des biblischen Konfessionalismus wirkte in seinen Reihen weiter bis zur schließlichen dauernden Trennung des Südens und Nordens.

Der Traum von Freiheit, den Goethes Egmont vor seiner Hinrichtung träumte, war ein edler Wahrheitstraum. Aber auch Schillers Worte, mit

denen er die Einleitung zu seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande beschließt, indem er die alten Kriege der dortigen Bataver mit den Römern zum Vergleiche heranzieht, sind wahr: „Die Römer und Bataver kriegen menschlich, denn sie kriegen nicht für die Religion". Nur darf man hierbei jene Einschränkung nicht übersehen, die Schopenhauer in dieser Hinsicht ausspricht: „Zur Steuer der Wahrheit", sagt er, „muß ich hinzufügen, daß die aus diesem Grundsatz entsprungenen fanatischen Gräuel uns eigentlich doch nur von den Anhängern der monotheistischen Religionen, also allein des Judentumes und seiner Verzweigungen, Christentum und Islam bekannt sind".

So hatte sich also das niederländische Volk zur Höhe durchgerungen, daß es das Bibelwort, weil von Gott den Menschen zur Darnachachtung gegeben, sich nicht wollte vorenthalten lassen. Todernst hat es den Inhalt dieses Gotteswortes genommen. Dieses aber barg den Keim des inneren Zwiespaltes und seiner Folgen in sich, gleichwie ja auch bald darauf im deutschen Volke aus gleichem Grunde der dreißigjährige Krieg noch ganz andere Opfer an Menschen und Kultur gefordert hat, als jener Zwiespalt in den Niederlanden.

Lehrreich sind die holländischen Bibelleiden.

Calvin, dessen Lehren in den Niederlanden Eingang und Verbreitung fanden, hat in völliger Ernstnahme der biblischen Lehren, ebenso wie sein Schüler und Nachfolger Beza, eine Abhandlung zur Rechtfertigung des Haereticidiums, d. h. der Tötung der Ketzer, geschrieben und aus den heiligen Schriften bewiesen, daß es Pflicht der Behörden sei, gegen die Ketzer vorzugehen mit Feuer und Schwert. Wir haben schon gesehen, daß unter diesen getöteten Ketzern auch der in langsamem Feuer verbrannte geniale Gelehrte Michael Servet war, dem neuerdings José Echegaray, der spanische Meisterdramatiker, eine Tragödie gewidmet hat.

Die hochstehenden holländischen Arminianer oder Remonstranten — so wurden sie nach der Remonstranz geheißen, die sie im Jahre 1610 gegen extreme Glaubensartikel, vor allem in Hinsicht auf die Prädestinationslehre, den Ständen überreichten — sammelten u. a. gegen das Haereticidium, gegen den Ketzermord, ihre Argumente. Sie sind im allgemeinen Calvin weitaus überlegen. Sie sagen, jene Auffassung widerstreite dem Geiste des Christentumes, das Kreuz auf sich zu nehmen, nicht aber anderen es aufzuerlegen; sie widerspreche dem Geist der Liebe, zumal der Feindesliebe; man dürfe die bona fides der Wahrhaftigkeit nicht mit der fides verwechseln, die den Glauben bedeutet; Geistiges sei geistig zu erledigen und die Ketzertötung sei überhaupt eine fleischliche Sache, die vom Christentume verabscheut werde; in alten Zeiten seien die Ketzer auch gar nicht getötet worden; der Irrtum, nicht aber der Mensch, sei zu vernichten; der Irrende verdiene nicht Strafe, sondern Mitleid; die Vorschrift in den paulinischen Briefen, die Ketzer zu meiden, hätte keinen Sinn, wenn sie vernichtet werden sollen; ja vielleicht haben die Ketzer sogar Recht, wofür ja sogar die Haltung des Apostels Paulus ein Beispiel sei, als er noch der Saulus war; die Freiheit des Gewissens dürfe doch nicht unterdrückt und der Glaube könne ja durch äußeren Zwang gar nicht herbeigeführt werden.

Aber, auf die Stellen der Bibel zurückkommend, quälten sich diese hochstehenden Remonstranten vergeblich ab, vor allem mit der Abschwächung der furchtbaren bezüglichen Vorschriften des alten Testamentes, die Ketzer zu töten, denen Christus selbst zum Opfer gefallen ist (Deut. XIII. 1 ff.; XVIII. 20; Lev. XXIV. 16.); mit dem Beispiel des Elias, der

Feuer und Schwert die Ketzer verfolgt; mit dem Gleichnis des Evangeliums vom zu verbrennenden Unkraut; mit der anderen Stelle desselben über jene, die den gläubigen Kindern Ärgernis geben; über die Thaten des Petrus an Ananias und Saphira; des Paulus an Elymas; über des Paulus Wunsch, daß die Irreführenden weggeschnitten werden; über sein Wort, daß er den Hymenäus und den Alexander dem Satan überliefert habe, damit sie verhindert werden ferner zu lästern, wozu Calvin bemerkt, daß Paulus sie gewiß lieber einer frommen strengen Behörde übergeben hätte, wäre sie zur Hand gewesen; über die Verbrennung der gottlosen Weltstadt in der Apokalypse; über das Wort des Paulus, daß die Obrigkeit das Schwert nicht zwecklos führt; daß man ja auch Räuber hinrichte und daß das Evangelium die Ketzer reißenden Wölfen vergleiche usw.

Wozu aber all das Hin und Wieder, wenn der allmächtige und allwissende Gott ohnehin alles vorausbestimmt und daher auch für alles verantwortlich ist, mag er dem Menschen einen freien Willen geben oder nicht! Der Kirchenvater Augustinus, der Afrikaner, hatte diese Prädestination, ganz ebenso wie die Ewigkeit der Höllenstrafen gelehrt; Luther hatte seine Schrift de servo arbitrio geschrieben; Melanchthon seine Loci; Calvin aber hat der Vorherbestimmung zur Ungläubigkeit und zur Verdammung in Form von zahlreichen Hinrichtungen Rechnung getragen. Und wenn man dagegen die Frage stellt, wozu jemand wegen des von Gott Vorherbestimmten gestraft werden solle, da er doch also selber unschuldig sei, so haben Calvin und Beza darauf hingewiesen, daß die Ketzertötung eben einfach in der heiligen Schrift geboten sei.

Es macht fast einen bemitleidenswerten Eindruck, wie z. B. angesichts des unleugbaren Prinzipes willkürlicher Prädestination im 9. Kapitel des Paulinischen Römerbriefes, der so bedeutende Arminianer Hugo Grotius sechzehn Großquartseiten seiner Annotationes in novum testamentum (II. S. 288—303), Limborch sechs Folioseiten seiner Theologia Christiana (S. 334—339) dazu verwenden, um den Sinn und die Konsequenzen von Aussprüchen zu mildern, wie z. B. die folgenden, schon früher teilweise erwähnten, des Apostels Paulus sind: „Als die Kinder noch gar nicht geboren waren und noch gar nicht Gutes oder Böses gethan hatten, sondern weil Gottes Vorherbestimmung aus seiner freien Wahl bestehen bleiben sollte, ganz unabhängig von Werken, ganz abhängig allein von seiner Berufung, wurde der Rebekka verkündet, daß der Ältere der Sklave des Jüngeren werden solle, wie es ja auch in der Schrift heißt: Jakob habe ich geliebt, den Esau aber gehaßt." So lauten die Verse 11—13 des 9. Kapitels des Römerbriefes. Die folgenden Verse 14—18 lauten: „Was werden wir nun sagen? Gibt es bei Gott Ungerechtigkeit? Nimmermehr. Sagt er doch zu Moses: Ich werde Mitleid haben mit wem ich Mitleid habe und ich werde mich erbarmen, wessen ich mich erbarme; daher kommt es auf den Willen Jemandes oder auf sein Streben nicht an, sondern auf Gottes Mitleid; denn die Schrift sagt zu Pharao: Ebendazu habe ich dich erweckt, daß ich an dir meine Macht zeige und daß mein Name verkündet werde auf der ganzen Erde. Also erbarmt sich Gott, wessen er will und verhärtet er, wen er will."

Ein edles Volk setzt gewiß die Bewährung an die Stelle der Auserwählung. Hier aber ist die Fruchtlosigkeit aller Bewährung gelehrt, und, wie wir sahen, wurde sogar das Haereticidium, die Anthropothysie, wurde die Ketzertötung, dieses konfessionelle Menschenopfer, als pflichtgemäßer Vollzug der göttlichen Verstoßung empfunden. Über der Bibel aber, die solches kundthut, gibt es für den, der an sie glaubt, keine Instanz.

So ist ein Teil des niederländischen Volkes der Mentalität zum Opfer gefallen, wie sie in den Schriften des Apostels Paulus, früheren Saulus, klar zutage tritt, wie sie aber zumal im alten Testamente verankert ist. Auf der Dordrechter Synode vom Jahre 1619 wurden die milden Arminianer verdammt und Moriz von Oranien hat unmittelbar nach dieser Synode die Hinrichtung des hochverdienten und edlen arminianischen Staatsministers von Holland Oldenbarnevelds durchführen lassen und die Verurteilung des berühmten Philosophen, Theologen, Juristen, Staatsmannes und Dichters Hugo Grotius, der der arminianischen Lehre geneigt war, in die Wege geleitet. Grotius wurde zu lebenslänglichem Kerker verurteilt und das Urteil wirft ihm vor allem vor, daß er die Religion habe vernichten und die Kirche Gottes unterdrücken wollen. Er wurde in die Festung Löwenstein gebracht, konnte aber später durch eine heldenmütige Unternehmung seiner Gattin entweichen. Wie sehr aber die oben gedachten Bekenntnisfragen auf hochstehende aber gläubige Menschen gelastet haben, wie Grotius einer war, das geht daraus hervor, daß er alsbald nach seiner Flucht von Paris aus an den Nachfolger des Arminius, den aus der calvinischen Gemeinde ausgestoßenen Episcopius die Bitte richtet, eine Erläuterung des besprochenen 9. Kapitels des Paulinischen Römerbriefes zu geben, und diese Bitte nach einiger Zeit mit dem Beisatze wiederholt, er werde nicht aufhören zu drängen, bis diese erläuternde Paraphrase erschienen sei. (Epist. Nr. 170 und 186, vom 14. I. und 1. IX. 1622.)

Nunc istae reliquiae nos exercent, nun quälen uns diese Überreste, so muß man wohl mit Kant auch zu diesen Dingen sagen. Grotius schrieb in dem letzten Briefe an Episcopius, der in der großen Amsterdamer Sammlung abgedruckt ist, Holland sei diesem zu größerem Danke verpflichtet dafür, daß er nicht verzweifelte, als Rom dem Varro verpflichtet war nach dem Untergang der Republik.

Noch fast hundert Jahre später wurde der früher schon genannte Amsterdamer Theologe Balthasar Bekker, als er in seiner „verzauberten Welt" gegen die Hexenverfolgung Stellung nahm, bedrängt, exkommuniziert und abgesetzt. Er wurde als Ketzer verdächtigt, als Anhänger des Sozinianismus, einer Sekte, die des Arianismus bezichtigt und von der katholischen Inquisition wie von den protestantischen Ketzergerichten in gleicher Weise verfolgt worden ist.

So wirkte das innere Gift weiter und so erlitten die Niederlande ihre Bibelleiden. So kam es, daß die Bemühungen des großen Grotius, die Konfessionen des Christentumes zu vereinen, die Limborch hervorhebt, scheitern mußten und ihn in den Kerker und in die Verbannung brachten, und daß auch später die gleichen Bemühungen des großen Leibniz gescheitert sind.

Ebenso wie in Deutschland war auch in den Niederlanden ein späterer Verfall nicht zu leugnen. Belgien ist noch heute von den Niederlanden getrennt, und Deutschland ist noch heute in zwei politisch-konfessionelle Lager geteilt.

Die Beseitigung der konfessionellen Spaltungen kann der ganzen Natur nach nur durch die an sich noch viel wichtigere Befreiung zu kongenialer Religiosität erfolgen, die eine wie die andere also nicht durch ein Sowohl-als auch, auch nicht durch ein Entweder-oder, sondern einzig und allein durch ein entschiedenes Weder-noch.

20. Der dreißigjährige Konfessionskrieg.

Wenn auch das deutsche Volk im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert nicht auf der Höhe des dreizehnten war mit seinen damaligen Dichtern, einem Gottfried von Straßburg, einem Wolfram von Eschenbach, mit der eigenartig tiefen Philosophie eines Meister Ekkhart, so bestehen, nachdem die Reformation zur Ruhe gekommen und sich ausgewirkt, doch die Anzeichen einer wider mächtig schreitenden Entwicklung. Erasmus, den man zu den Deutschen rechnen darf, ist der bedeutendste Gelehrte seiner Zeit gewesen. Kopernikus und Kepler waren Sterne allererster Größe am Himmel der deutschen und der allgemeinen Kultur.

Im übrigen aber, bei Protestanten wie bei Katholiken, herrschte die biblische Mentalität. Schiller sagt diesbezüglich im ersten Buche seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges: „Die Protestanten hatten auf eine nicht zweideutige Art gezeigt, wessen die Katholiken sich zu versehen hätten, wenn sie das Unglück haben sollten, der unterliegende Teil zu sein. Die Lüsternheit der Protestanten nach den geistlichen Gütern ließ keine Schonung, ihr Haß keine Großmut, keine Duldung erwarten. Aber auch den Protestanten war es zu verzeihen, wenn sie zu der Redlichkeit der Papisten wenig Vertrauen zeigten. Durch die treulose und barbarische Behandlungsart, welche man in Spanien, Frankreich und den Niederlanden gegen ihre Glaubensgenossen erlaubte, durch die schändliche Ausflucht katholischer Fürsten, sich von den heiligen Eiden durch den Papst lossprechen zu lassen, durch den abscheulichen Grundsatz, daß gegen Ketzer kein Treu und Glaube zu beobachten sei, hatte die katholische Kirche in den Augen aller Redlichen ihre Ehre verloren. Keine Versicherung, kein noch so fürstlicher Eid konnte aus dem Munde eines Papisten den Protestanten beruhigen."

Nun bricht der dreißigjährige Konfessionskrieg herein. In Deutschland wird es still. Kepler, dieser geniale Astronom und Weltanschauungsmensch, dem vielleicht Newtons Gravitationsprinzip gar nicht genügt hätte, hat den Krieg noch erlebt. Er kam in die drückendsten Verhältnisse. Seiner greisen Mutter mußte er, wie schon gesagt, in seine württembergsche Heimat zu Hilfe eilen, damit sie nicht als Hexe verbrannt werde. Mit seinen Gehaltsrückständen vom Kaiser an Wallenstein verwiesen, begab er sich in dürftigster Lage zu diesem, und da er auch von ihm nichts erreichte, zum Reichstage nach Regensburg, wo er der Erschöpfung nicht mehr widerstehen konnte.

Keplers Schicksal war symbolisch für das ganze deutsche Volk. Nach dem dreißigjährigen Kriege war dieses Volk in einer entsetzlichen Lage. Siebzig vom Hundert seiner Menschen, und zwar die besseren von ihnen, waren dahin. Überall Elend, überall geistiger Tod. Was war den Deutschen jetzt Kepler, was Kopernikus! Was wußten die meisten Deutschen überhaupt noch von ihnen! Den Deutschen verblieben konfessionelle Zänkereien und Bedrückungen, für welche das Schicksal des Jakob Böhme schon ein Vorspiel war, dessen tiefsinniges aber unbeholfenes Lehren einer eigenartigen Autonomie von protestantischen Orthodoxen zum Anlaß schonungsloser Verfolgung gemacht worden ist. Eine allgemeine geistige Versumpfung war das Schicksal Deutschlands infolge des dreißigjährigen Krieges. Es wurde auf Jahrhunderte gelähmt.

Ein tragisches Beispiel für diese Versumpfung ist das intellektuelle Schicksal Johann Schefflers, der unter dem Namen Angelus Silesius

als Schöpfer jener tiefsinnigen Reime bekannt ist, die er zumal im Cherubinischen Wandersmann vereinigt hat. „Man sagt, Gott mangelt nichts, er 'darf nicht unsrer Gaben; ist's wahr, was will er dann mein armes Herze haben?" „Es gibt eine Gerechtigkeit auf Erden, daß die Gesichter wie die Menschen werden."

Angelus Silesius — wir haben schon im Abschnitt über Innozenz den III. von ihm gesprochen — wurde im Todesjahre Jakob Böhmes geboren. Die Atmosphäre des dreißigjährigen Krieges mag die Reinheit seiner Empfindung getrübt und der protestantische Bibelfanatismus ihn abgestoßen haben, sodaß er zum Katholizismus übertrat, und dort erst recht der alttestamentarischen Lehre vom Glaubensdespotismus verfiel. Dieser tiefbegabte Mensch ist so recht ein Beispiel dafür, wie die arischen Völker durch das „Gift aus Judäa" verdorben worden sind. Mir liegt seine Streitschrift „Alleiniges Himmelreich" vor, deren weiterer Titel schon erweist, daß der Verfasser nichts mehr wußte von der Bedeutung der Güte des Herzens: „Alleiniges Himmelreich, das ist die Abweisung des schädlichen Wahns, daß man wohl selig werden könne, wenn man gleich nicht katholisch wird, und Erweisung, daß außer der katholischen Kirche, welche die römische ist, niemand selig wird, ob er gleich tugendhaft lebt, an Christum glaubt und sich dessentwegen auch lebendig verbrennen läßt."

Eine symbolische Persönlichkeit angesichts der exzessiv biblischen Mentalität dieser Zeiten ist auch die Tochter Gustav Adolfs, Königin Christine von Schweden, eine Idealisten, die auf den Thron verzichtete und, religiös interessiert, den Jesuiten anheimfiel. „Sie hat die schönsten blauen Augen und das Haar vom schönsten Blond der Welt", so schildert sie die Scudery in ihrem Grand Cyrus (VII. 2. S. 377 ff.) als Königin von Korinth, und an Geist ebenso herrlich wie an Charakter. Die Königin aber war indigniert über Indiskretionen in dem sie betreffenden Teile dieses Romanes. Christine trat übrigens als mutige Helferin z. B. zweier großen Männer und Menschen auf, eines Descartes, des so bedeutenden Philosophen, der in seiner abenteuerlichen Jugend z. B. die Schlacht am weißen Berge mitgemacht hatte; eines Hugo Grotius, von dem wir im vorigen Abschnitte sprachen, und der aus konfessionellen Gründen aus Holland verbannt war. Christine war religiös sehr empfänglich, und viel zu freimütig, die Konfession, in der sie erzogen, für unfehlbar zu halten. In den sie betreffenden Memoiren (IV. S. 511) ist eine Darlegung zitiert, wonach sie jahrelang mit den größten Gelehrten darüber sich aussprach. Alle Bekenntnisse wollte sie kennen lernen. Da kam der portugisische Gesandte mit einem Jesuiten Namens Macedo nach Stockholm, der ihm bei der Königin als Dolmetsch diente. Ohne Wissen des Gesandten erreichte letzterer von der Königin einen Brief an Piccolomini, den Jesuitengeneral, worin sie um Entsendung von zwei Italienern bat, mit denen sie sich in religiösen Dingen beraten könne. Sie, die freimütige, stand so Jesuiten gegenüber. Kardinal Chigi, der spätere Papst Alexander der VII., erfuhr ihre Absicht, als Königin zurückzutreten, was sie dann im 23. Lebensjahre mit großer Willensstärke vollzog, nachdem sie schon vier Jahre früher den ersten Versuch gemacht. Nun trat sie zum Katholizismus über. Älter geworden versuchte sie vergebens von Cromwell die Bewilligung zum Aufenthalte in England zu bekommen, und verblieb im päpstlichen Rom, von wo sie noch gegen die französische Protestantenverfolgung harte Worte fand und den Untergang des englischen Königs seiner Hinneigung zu den Jesuiten zu-

schrieb. Mit zweiundsechzig Jahren starb sie, die zu großen Hoffnungen berechtigt hatte, „still auf gerettetem Bote", in Rom.

In England, in Frankreich, ja selbst in Spanien kam man damals Deutschland zuvor. Zumal auf geistigem Gebiete. Bacon und Shakespeare, Herbert, Locke und Newton; Corneille und Molière, Descartes und Bayle; Cervantes, Lope und Calderon sind Zeugen dafür.

Einsam erstand als Bote eines neuen Heraufkommens des deutschen Geistes, im Ausland anerkannter als zuhause, Leibniz, der Mathematiker, der Philosoph, der Staatsmann, der sich vergeblich bemühte, die tragische konfessionelle Spaltung des deutschen Volkes auf der Grundlage eines theologischen Systemes aus der Welt zu schaffen. Mehr als hundert Jahre erst nach dem Ausbruch des hier erörterten Krieges wurden Kant und Goethe und Schiller geboren.

Aber auch Englands Vormacht zur See und Frankreichs kontinentale Hegemonie erstanden während des Wütens des dreißigjährigen Krieges in Deutschland. Deutschland wurde übergangen bei der Verteilung der Welt.

Im westfälischen Frieden siegte Frankreich auf Kosten Deutschlands, wo, traurig und lächerlich zugleich, die Gegensätze des Konfessionalismus bestehen blieben.

Wir wollen uns kurz den bezeichnend konfessionellen Anfang dieses Krieges zum Bewußtsein bringen, der zur offenen Einmischung Frankreichs und zur gründlichen Auflösung Deutschlands geführt hat. Die unheilvolle Ursache dieses Unglücks war die Bekenntnisspaltung, die Deutschland in zwei bewaffnete Lager schied, die nur zu leicht zu einem Krieg verleitet werden konnten. Der Kaiser stand nicht über den Parteien, er war päpstlich eingeschworen, und so wurde in Böhmen die protestantische Kirche in Königsgrab zerstört und jene zu Braunau geschlossen. Die böhmischen Stände aber stürzten die kaiserlichen Räte zum Fenster hinunter. So ist dann das theokratische Unheil, dem später der große kaiserliche Feldherr Wallenstein selbst geopfert ward, mit nicht mehr zu bändigender Gewalt und verhängnisvoll über Deutschland hereingebrochen.

21. Die „Niederträchtige" in den Briefen Friedrich des Großen.

L'Infame, das ist das Wort, das in der Korrespondenz Friedrich des wirklich Großen in der Reife seines Alters öfter dann wiederkehrt, wenn er das alte und neue Testament des Christentumes kennzeichnen will, deren gemeinsamer Angelpunkt der alttestamentarische Gott ist. Daß Friedrich l'Infame, die Niederträchtige, in diesem Sinne verstand, und die Bibel und die christliche Kirche meinte, das ergibt sich alsbald aus Briefen selbst, die dieses Angriffswort enthalten. So jener vom 25. November 1766 an Voltaire, in welchem Bayles Artikel in dessem historisch-kritischen Wörterbuche über David — der von Voltaire seinerseits als Mann nach dem Herzen Gottes in seiner Tragödie Saul zur Genüge gekennzeichnet wird — als ein kleiner Angriff gegen die „Niederträchtige" herangezogen erscheint. Oder in dem Briefe vom 16. Jänner 1767, in welchem sich Friedrich auf Voltaires Drama „das Triumvirat" bezieht, in dem er

Stellen bemerkt habe, die nicht einmal von Celsus erreicht worden seien. Celsus ist aber der Verfasser einer durch des Origenes Gegenschrift noch teilweise bekannten und wohl wegen ihrer Unwiderleglichkeit verschwinden gemachten Streitschrift gegen das Christentum. Voltaire selbst hatte das genannte Drama, wie es in dessen Vorerinnerungen heißt, nur wegen der Gelegenheit zu Anmerkungen und Anhängen erscheinen lassen. Ein solcher Anhang war der über „Verschwörungen gegen die Völker", wobei an der Spitze auf die alttestamentarischen Proskriptionen (Mos. II. 32. 27 ff.; IV. 25. 5—9; Richter 12; 19; 20.) verwiesen wurde, und auf jene weitere als auf die entsetzlichste aller, welche in Cypern und der Kyrenaica im 2. Jahrhundert nach Christum die Juden, wo sie zahlreicher waren, gegen alle Nichtjuden veranstaltet haben. Damals haben sie nämlich, nach den historischen Quellen, in Cypern 240.000, in Kyrene 220.000 Menschen (vgl. Mommsen V. S. 543) zumeist unter Martern umgebracht und vielfach sogar ihr Blut getrunken. Voltaire ist so entrüstet, daß er meint, die Bestrafung der Juden sei nicht groß genug gewesen, denn sonst würden sie nicht mehr bestehen. Er zitiert das 13. Kapitel des 5. Buches Mosis, das 6. Josuae und das 15. des ersten Buches der Könige, diese Vorbilder aller „Bannung", alles Terrors, alles Bolschewismus. In dem Briefe Friedrich des Großen an Voltaire vom 8. Jänner 1766 heißt es: „Die Niederträchtige bringt nur giftiges Kraut hervor; Ihnen ist es vorbehalten, sie zu zermalmen". Daß Friedrich den Ausdruck l'infame als Attribut eines Gegenstandes weiblichen Geschlechtes meint, was aus der französischen Diktion nicht unmittelbar hervorgeht, als Eigenschaft, Merkmal und Kennzeichen eines nach dem Sprachgebrauche weiblichen Begriffes (der Bibel nämlich und der Kirche), das ergibt sich ohne weiteres z. B. aus diesem Briefe. Es ist nach allem nun klar, daß Friedrich unter der „Niederträchtigen" versteht, was oben angegeben ist.

Friedrich der Große, Voltaire, Holbach und andere haben die Befreiung der europäischen Völker vom Joche des mosaisch-christlichen Konfessionalismus mit Eifer betrieben. Voltaire hat dieses Programm mit einer Devise gekennzeichnet, in der die „Niederträchtige" ebenfalls vorkommt und er hat seine Briefe hier und da sogar mit dieser Variante unterfertigt, auf die z. B. in obigem Briefe angespielt wird: Ecrasez l'infame, zertritt die Niederträchtige. Holbach hatte unter andrem den Esprit du Judaisme, den Geist des Judentumes, und Le Christianisme dévoilé, das enthüllte Christentum, geschrieben. Es ist ihnen gelungen, den positiven Konfessionalismus in Frankreich zu entwurzeln; aber eine Änderung der biblischen Mentalität hatten sie nicht zu bewirken vermocht.

Holbach war wohl der edelste unter diesen französischen Enzyklopädisten*). Wir wollen hier den Schluß von seinem Tableau des Saints von seiner Darstellung der Heiligen, wiedergeben: „Wenn Einer Gott erfüllt glaubt von Güte, Weisheit und Gerechtigkeit, so höre er doch auf zu fürchten, daß er ihm mißfalle, wenn er von dem Lichte Gebrauch macht,

*) In seinem berühmten Romane Heloise schildert Rousseau, wie es heißt, und wie es jedenfalls auffallend stimmt, in der Person des Herrn von Wolmar den Baron Holbach. Selbst Rousseau, der Gottgläubige, läßt z. B. im achten Briefe des sechsten Teiles die Heldin des Romanes, die blonde Julie, von ihrem Gatten Wolmar, der nicht an Gott glaubt, wohl aber an die Moral, sagen: „Er thut das Gute, ohne Belohnung zu erwarten, er ist tugendhafter und selbstloser als wir. Leider ist er zu beklagen. Doch weshalb soll er bestraft werden? Nein, nein; die Güte, die Rechtschaffenheit, die Sittlichkeit, die Tugend, das ist doch, was der Himmel begehrt" . . .

das dieser Gott ihm doch verliehen hat, um ihn in dieser Welt zu geleiten. Fürchte er doch eher Gott zu kränken, wenn er dieser Vernunft zu gehorchen sich weigert, mit deren Hilfe Gott sich allen intelligenten Wesen offenbart; fürchte er doch ihn zu beleidigen, wenn er vermeint, daß dieser Gott Verbrechen billigt und Frevelthaten anerkennt; fürchte er doch Gottes Größe herabzusetzen, indem er Betrügern Gehör schenkt, die ihm sagen, für Gottes Ruhm und Ehre dürfe man ungerecht, gemein und unbarmherzig sein. Fürchte er endlich, das Göttliche zu verwunden, wenn Menschen, die es zustandebringen, alle Gesetze der Natur und der Vernunft zu verletzen, für Heilige hält, nachzuahmend, zu verehrend und als Mittler anzurufend bei dem hochheiligen, hoch gerechten und tief mitleidvollen Gotte."

Schon aber wuchs, wie wir sehen werden, durch geheime Kräfte gefördert, aus der alttestamentarischen Denkart und Gedankenrichtung, wonach es nicht auf die Qualität des Menschen ankommt, da Gott ja einen Abraham, Jakob und David auserwählt hat, und ebenso aus der neutestamentarischen Mentalität, da Gott ja beschämen will, was der Welt für edel gilt, eine neue Bewegung hervor, für die Rousseau mit seinem Diskurs über den Ursprung der Ungleichheit der Menschen und mit seinem Contrat social Epoche gemacht hat. Rousseau führt die Ungleichheit der Menschen auf die Mündigkeit, mit anderen Worten darauf zurück, daß sie, wie es in der Bibel heißt, vom Baume der Erkenntnis gegessen. L'homme, qui médite, est un animal depravé (S. 22.), zu deutsch: „der Mensch, der nachdenkt, ist ein verdorbenes Lebewesen". Die Bewegung gipfelte in der französischen Revolution, vor deren Beginn Friedrich der Große und die Andern schon gestorben waren.

Andererseits waren damals die Folgen jahrzehntelanger höfischer Mißwirtschaft kaum mehr zu vermeiden und die ständischen Privilegien waren unabhängig geworden von wirklich bestehendem Verdienste. Wie ernst und wichtig aber die Lehre der That ist, daß alles sich durch sich selbst bewähren und rechtfertigen muß, soll es nicht parasitisch werden oder zugrunde gehen, das geht aus der ganzen Menschengeschichte hervor. Was Frankreich anbelangt, so hatte schon zur Zeit Ludwig des XIV. Fenelon in einem seiner Memoires gesagt: „Man lebt nur noch wie durch ein Wunder; der Staat ist nur mehr eine abgetakelte Maschine, die bloß noch durch den früher empfangenen Anstoß weiterläuft, die aber beim ersten Widerstande in die Brüche gehen wird."

Dieser Widerstand kam. Die französische Revolution war siegreich: die Mühe Friedrich des Großen, Voltaires, Diderots und Holbachs war vergeblich*). Nicht die Antijudaisten Voltaire und Holbach, sondern Rous-

*) Ein drastisches Bild des Gegensatzes der Philosophen zu den Thatsachen der Revolution, eine packende Tragikomödie der Vergeblichkeit ihrer ursprünglichen Bestrebungen gegen die biblische Mentalität bietet das merkwürdige Schriftstück, das 1806 in der Einleitung des ersten Bandes von Laharpes nachgelassenen Werken (S. XVII ff.), also nicht unter diesen selbst, als Abdruck eines im Nachlaß vorgefundenen Papieres zum Vorschein kam: die Prophezeiung des Cazotte. „Es scheint mir als wäre es gestern, und doch war es anfangs 1788." Es wird nun eine Tischgesellschaft bei einem Grandseigneur und Akademiker geschildert. Man erwartet das goldene Zeitalter der Philosophie und man erwägt, wer von den Anwesenden das glückliche Reich der Mündigkeit noch erleben werde. Nur Cazotte nimmt keinen Anteil an der freudig bewegten Unterhaltung. Deswegen befragt, meint er, er habe etwas von der Gabe eines Sehers: Alle werden die Umwälzung erleben. Nun aber drängt man in ihn um weitere Auskunft. Zuerst ist es Concordet, der seinen schrecklichen Tod vorausgesagt bekommt. Dann Chamfort, Bailly, Malesherbes und Andere. Und als Laharpe drankommt, da sagt ihm Cazotte voraus, daß er Christ werden werde. Das allgemeine Gelächter über diese beruhigende Ungereimt-

seau und Robespierre haben gesiegt. „L'Infame", „die Niederträchtige", gestärkt durch die alttestamentarische Mentalität der Freimaurer und Illuminaten und damit der Jakobiner ist in einer Form, die freilich für die nicht auserwählten Völker eine neue war, siegreich hervorgegangen im Kampfe gegen germanische Freiheit durch Persönlichkeit, gegen germanische Gleichheit durch Solidarität, und gegen germanische Brüderlichkeit durch Liebe.

22. Christentum und Islam als alttestamentarische Sekundogenituren.

Wir sind uns darüber klar geworden, daß dieselbe alttestamentarische Mentalität die Grundlage des Judentumes zumal, aber auch des Christentumes ist. Sie ist es auch des Islam.

Angesichts der bezüglichen Überlegungen, die uns besonders auch in den nächsten Abschnitten bevorstehen, und bevor wir hier auf die große Folge des Zusammentreffens dieser beiden Sekundogenituren, auf die Kreuzzüge, zu sprechen kommen, ein Zusammentreffen, das ganz im Sinne der alttestamentarischen Primogenitur geschah, wollen wir über die Zu-

---

heit verstummt erst, als Cazotte sein eigenes tragisches Schicksal verkündet und als er die spöttische Frage der Herzogin von Grammont verneint, ob ihr denn überhaupt ein Beichtvater werde gelassen werden. Nur einer, sagt Cazotte, werde diesen Vorzug bei der Hinrichtung haben, der König von Frankreich. Das ging zu weit. Der Gastgeber erhebt sich und mit ihm die ganze Gesellschaft, deren An- und Absichten ja nicht die der Revolution gewesen sind, sondern jene Holbachs, Diderots, Voltaires und Friedrich des Großen.

Freilich hatte der bekehrte Laharpe die Absicht, bei seinen Aufzeichnungen die Philosophie in ihren Epigonen als straffälliges Opfer ihrer eigenen Frivolität hinzustellen. Allein es ist in letzter Linie doch der Gegensatz zwischen den Absichten jener Philosophie und der Revolution, der sich zur Evidenz ergibt.

Eine andere, für die Beurteilung der damaligen Verhältnisse keineswegs gleichgiltige Frage ist es, ob diese Weissagung wirklich stattgefunden habe. Der Kritiker Sainte Boeuve erklärt unter Hinweis auf ein von ihm wohl mißverstandenes Nachwort Laharpes die Prophezeiung als von diesem erfunden und bezeichnet sodann Idee und Ausführung als dessen Meisterwerk. (Lundis V. S. 132 f.) Aber Cazottes Sehergabe ist auch anderweitig festgestellt, und Zeugen haben behauptet, bei diesem Gastmahl anwesend gewesen zu sein, und Andere, daß sie die Erzählung noch vor der Revolution von Mitgästen selber, von Vic d'Azyr, Mdme. Beauharnais, Laharpe, bestätigen hörten. Jung-Stilling hat zwei Jahre später in seiner Geisterkunde (149 ff.) einiges zur Echtheit beigebracht. Mit feiner Psychologie führt er auch Laharpes Bekehrung mit dazu an. Andererseits bestanden wohl schon damals in Freimaurer- und Illuminatenkreisen später verwirklichte terroristische Absichten. Jung selbst hat solches angedeutet, und Cazotte seinerseits hat zu den Anhängern des theistischen „unbekannten" Philosophen Saint Martin gehört, der selber zu den Freimaurern starke Beziehungen hatte. (Weiteres, zumal auch über den zugrundeliegenden jüdischen Einfluß im 25. Abschnitt.) Ferner ist im letzten Kapitel der anspruchslosen und wertvollen Memoiren der Baronin Oberkirch, die 1803 gestorben ist, und deren Manuskript, geschrieben 1789, Zar Nikolaus der I. in Händen hatte, von der Seance eines ausländischen Mediums im Jänner 1789 die Rede, das die Cazottesche Prophezeiung bestätigt habe. „Genug Leute haben von ihr gehört und es war unmöglich, ihr Vorhandensein zu leugnen." „Ich selbst hatte sie gelesen; Laharpe hatte sie nach Rußland gesendet und die Großfürstin hatte sie mir zukommen lassen." Madame Genlis stellt in ihren Memoiren (II.) fest, daß Laharpe einem russischen Großfürsten Korrespondenzen sandte, und mir liegt andererseits die Originalausgabe von Laharpes Briefen an den späteren russischen Zaren Alexander den I. und an den Grafen Schuwa-

sammengehörigkeit dieser Konfessionen neben anderen vor allem zwei unserer größten Genies zu Worte kommen lassen: Schiller und Schopenhauer.

Schiller sagt in seiner Sendung Moses: „Zwei Religionen, welche den größten Teil der bewohnten Erde beherrschen, das Christentum und der Islamismus, stützen sich beide auf die Religion der Hebräer, und ohne diese würde es niemals weder ein Christentum, noch einen Koran gegeben haben".

Schopenhauer aber erklärt (in seinen Parergen, II. S. 380 ff.): „Der demoralisierende Einfluß der Religionen ist weniger problematisch als der moralisierende. Wie groß und gewiß müßte hingegen nicht dieser sein, um einen Ersatz zu bieten für die Gräuel, welche die Religionen, namentlich die christliche und mohammedanische, hervorgerufen und den Jammer, welchen sie über die Welt gebracht haben! Denke an den Fanatismus, an die endlosen Verfolgungen, zunächst an die Religionskriege, diesen blutigen Wahnsinn, von dem die Alten keinen Begriff hatten; dann an die Kreuzzüge, die ein zweihundertjähriges, ganz unverantwortliches Gemetzel, mit dem Feldgeschrei „Gott will es", waren, um das Grab dessen, der die Liebe und Duldung gepredigt hat, zu erobern . . . (Schopenhauer läßt nun eine erschütternde Aufzählung der von Christen und Mohammedanern aus konfessionellen Gründen verschuldeten Gräuel folgen.) Auch das auserwählte Volk Gottes laß uns nicht vergessen, welches, nachdem es, in Ägypten, auf Jehovas ausdrücklichen Spezialbefehl, seinen alten zutrauens-

---

low vor, doch reicht sie nur bis 1785; ein dort für später angekündigter weiterer Band ist mir nicht zugänglich geworden. Übrigens will die Genlis, die selber im Dictionnair des girouettes mit vier Windfahnen gekennzeichnet ist, dem Laharpe auch selbst vor der Revolution seine spätere Bekehrung vorausgesagt haben. (Mem. V. S. 120.) Vielleicht wirft Cazottes Verhalten vor seiner Hinrichtung ein Licht auf sein Wesen. Angesichts der heldenmütigen Liebe seiner Tochter war er schon freigegeben; aber er warnte, er werde in einigen Tagen dennoch das Blutgerüst besteigen müssen. Er hatte wahrgesehen. Vier Tage danach, am 30. September 1792, brachte der Moniteur einen bezüglichen Bericht, aus welchem die hinreißende Vaterliebe seiner achtzehnjährigen Tochter hervorgeht, aber auch die Ehrfurcht, die die Persönlichkeit des vierundsiebzigjährigen Greises eingeflößt hat, und seine „unerschütterliche Kaltblütigkeit" während der siebenundzwanzigstündigen Verhandlung und auf dem Blutgerüste. „Zweimal hielt der Karren, der Cazotte zur Hinrichtung führte, bevor er den Hof des Gebäudes verließ. Dieser Greis richtete seine Blicke auf die Menge, die den Hof erfüllte, und schien etwas sagen zu wollen. Es entstand ein großes Schweigen."

Wie die Philosophen dachten, geht z. B. aus einem Briefe Voltaires vom 2. April 1764 an den Marquis de Chauvelain hervor, in dem er einen Umschwung prophezeite, dessen Zeuge er leider nicht mehr werde sein können. „Glücklich die jungen Leute, die diese schönen Dinge erleben werden."

Den wesentlichen Unterschied zwischen den Erwartungen Friedrich des Großen, Voltaires, Holbachs usw. einerseits und andererseits dem geheimbürgschaftlichen Jakobinismus der Revolution läßt aber der Inhalt und die Aufnahme der Prophezeiung des Cazotte klar in die Erscheinung treten.

Man könnte einem begabten Maler kein bedeutenderes und zugleich packenderes Sujet empfehlen, als dieses Gastmahl des Herzogs von Choiseul, oder wie andere meinen, des Herzogs von Nivernais. Dutens, der Herausgeber von Leibnizens sämtlichen Werken, schildert aus eigener Erfahrung in seinen Memoiren (II. S. 295 f.) beiläufig die Atmosphäre dieser Gelage. Ich stelle mir nun vor, im Vordergrunde eines solchen Gemäldes sei der düstere Seher; en face in scharfer Charakteristik übermütig oder etwas nachdenklich die späteren Opfer der Revolution; und hinter ihnen, für sie nicht sichtbar, grau in grau die furchtbaren Gesichte, der jakobinische Pöbel, mit seinen Führern und deren jüdischen Inspiratoren. Und auf der Guillotine der Schinderknecht, emporhaltend an den lichten Haaren des bluttriefende Haupt der Chienne, der Autrichienne, der Königin Maria Antoinette.

vollen Freunden die dargeliehenen goldenen und silbernen Gefäße gestohlen hatte, nunmehr, den Mörder Moses an der Spitze, seinen Mord- und Raubzug ins gelobte Land antrat*), um es, als „Land der Verheißung", auf desselben Jehova ausdrücklichen Befehl, nur ja kein Mitleid zu kennen, unter völlig schonungslosem Morden und Ausrotten aller Bewohner, selbst der Weiber und Kinder (Josua, Kapitel 10 und 11), den rechtmäßigen Besitzern zu entreißen . . . weil ja eben die Leute Ungläubige waren . . . Doch gehe ich vielleicht zu weit, wenn ich sage, alle Religionen: denn zur Steuer der Wahrheit muß ich hinzufügen, daß die aus diesem Grundsatz entsprungenen fanatischen Gräuel uns eigentlich doch nur von den Anhängern der monotheistischen Religionen, also allein des Judentumes und seiner zwei Verzweigungen, Christentum und Islam, bekannt sind."

In jeder Enzyklopädie kann man übrigens unter dem Stichworte Heidentum die Zusammengehörigkeit der jüdischen, christlichen und islamitischen Konfession festgestellt finden, welche drei nämlich nicht unter den Begriff des Heidentumes fallen.

Was aber das Christentum als solches anbelangt, so teilt Gregorovius in seinen Wanderjahren mit, daß die Juden jedem neuen Papste in Rom eine in Gold gebundene Thora überreichten, worauf der Papst erklärte, „wir billigen das Gesetz" und dann kurz ausführte, der Messias sei aber schon erschienen.

Die Kirche kennt das alte Testament. Sie lehrt es sogar und weiß, daß die Juden nach ihrem Glauben noch immer die Vorschriften Jehovas

---

*) Schopenhauer hält sich hier an die Bibel. Im weiteren Verlaufe verweist er aber auf Tacitus und Justinus, die als den wahren Grund des Auszuges der Juden aus Ägypten hygientische Maßnahmen des Pharao angeben, weil jene die Träger ekelhafter ansteckender Krankheiten gewesen seien. —

Der ägyptische Oberpriester Manetho, dessen nationale, aber griechisch geschriebene ägyptische Geschichte leider nur in einigen Fragmenten erhalten ist, erzählt, wie die alten Ägypter — es war mehr als einundeinhalbes Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, und Ägypten besaß damals schon mindestens ein Jahrtausend geschichtlicher Tradition — in einer Weise, die man heute bolschewistisch nennen würde, unterjocht wurden, u. zw. durch die sogenannten Hyksos, semitische Nomaden, deren Herrschaft dann durch ungefähr zweihundert Jahre dauerte. Ihr Bestreben war, wie Manetho erklärt, „Ägypten von Grund aus zu verderben". Jedenfalls hat damals dieses uralte Reich unwiederbringlichen Schaden erlitten und war nach der Vertreibung der Hyksos nicht mehr dasselbe, wie vorher. Deren erster König sei Saltes gewesen, wozu zu erwähnen wäre, daß dem ägyptischen Josef der Bibel der semitische Titel Schalit beigelegt war. Josephus Flavius Judaeus zitiert nun in seiner Schrift gegen Apion (I) den Manetho und läßt ihn feststellen, daß die Hyksos nach ihrer Vertreibung aus Ägypten in Judäa eingewandert seien und dort Jerusalem gegründet haben. —

Als später der Pharao Amenophis die Unreinen und Aussätzigen aus Ägypten ausweisen ließ, haben diese sich in offenbar bestandener Beziehung nach Jerusalem mit Erfolg um Hilfe gewendet. Sie verfuhren dann gegen die Ägypter also, „daß die Zeugen ihrer Unthaten keine ruchlosere Herrschaft für möglich hielten". „Der aber ihre Verfassung einrichtete und ihnen Gesetze gab, war, wie es heißt, ein Priester aus Heliopolis mit Namen Osarsiph, sogenannt nach dem in Heliopolis verehrten Osiris, und seitdem er an dieses Volk sich anschloß, soll er den veränderten Namen Moyses angenommen haben". „Aber längere Zeit nachher rückte Amenophis heran, siegte in einem Treffen und trieb die Feinde bis nach Syrien." —

„Die Thatsache des Doppelnamens Osarsiphos-Moses", sagt der Ägyptologe Lauth in seiner Darstellung der ägyptischen Geschichte und Kultur, „würde allein schon hinreichen, die Unabhängigkeit dieser Quelle von der Bibel darzuthun, da in dieser der erstere nicht vorkommt". Andererseits weist Lauth auf den Schutt und Wust hin, den die Verfasser von Auszügen „seit dem fälschenden Juden Artapanos über des Manetho echten Bericht gehäuft haben".

gegen die Völker zu befolgen haben als Volk dieses Gottes, des Gottes der Juden und der christlichen Kirche zugleich. Das alles wissen die Priester der christlichen Kirche.

„Gewiß ist wenigstens", so sagt Nietzsche in seiner Genealogie der Moral über das Christentum, „daß sub hoc signo Israel mit seiner Rache und Umwertung aller Werte bisher über alle anderen Ideale, über alle vornehmeren Ideale immer wieder triumphiert hat".

Hierher gehört auch die Auffassung Lagardes über Giordano Brunos Judenhaß, den er aus dessen Hasse gegen die Kirche ableitet, „die er als eine Ausgeburt des Judentumes ansah". (Mitteilungen, III. S. 158.)

Im Evangelium selber aber (Luc. 2. 32.) wird die christliche Lehre bezeichnet als „ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und zur Verherrlichung des Volkes Israel".

Die Antike war dahin. Im christlichen Rom war sie fast ganz verschollen. Im Großen und Ganzen war in Rom in Geltung, was im 2. Jahrhundert der älteste lateinische Kirchenvater Tertullianus in seiner berühmten Abweisung des Heidentumes (VII.) sagte, daß die christliche Lehre von der Stoa Salamonis ausgeht, der uns empfahl, mit Einfalt im Herzen dem Herren zu dienen. „Wenn wir nur glauben, so bedürfen wir nichts Weiteres." Im byzantinischen Reiche selbst, das doch das alte Hellas umfaßte und wo die griechische Sprache noch herrschte, war die althellenische Philosophie seit der Auflösung der Philosophenschulen durch den christlich-orthodoxen Justinian im Jahre 529 ganz in den Hintergrund getreten, und erst aus scholastischem Bedürfnis, besonders aber nach der Eroberung Konstantinopels im Jahre 1453 durch die Mohammedaner wurden einige altgriechische Philosophen aus dem Originale übersetzt und auch im Originale nach Europa gebracht. Die griechische Kulturstadt Alexandria hatte sich vergebens gegen den Untergang ihrer Kultur gewehrt. In den ersten Jahrzehnten unserer Zeitrechnung noch hatte sie zum Kaiser nach Rom den Gelehrten Apion als Beschwerdeführer gegen die Juden entsendet, gegen den sich dann bekanntlich Josephus Flavius Judaeus wendete. Dessen Werk ist erhalten, das des Apion verschollen. Es ist das eine sehr bezeichnende Thatsache. Im fünften Jahrhundert war Alexandrien zu einer Hauptstätte christlicher Kämpfe geworden, die edle Philosophin Hypatia wurde dort, wie wir schon sahen, unter den Auspizien des heiligen Patriarchen Cyrillus in bolschewistischer Manier ermordet, und 641 wurde Alexandria ein Opfer der islamitischen Eroberung durch die Araber und sank immer tiefer und tiefer. Arabische Gelehrte aber vermochten nunmehr ihre Anleihen bei der griechischen Philosophie zu machen. Durch Avicenna und Averroes lernte Europa den Aristoteles und den Galenus in semitischem Aufgusse kennen, und der nicht minder von Aristoteles angeregte jüdische Rabbi Maimonides wurde zur Fundgrube für die Scholastik, den Albertus Magnus und den Thomas von Aquin zumal.

Es ist ein Unglück ohnegleichen, daß im christlichen Regime, das auf die Antike folgte, und desgleichen im mohammedanischen Regime, zwar das alte Testament erhalten blieb, nicht aber die antike, und zumal die hellenische Literatur, und diese noch dazu geschrieben in der schönsten Sprache aller Zeiten. Man kann Männern wie Petrarca nicht genug danken dafür, daß sie gerettet haben, was zu ihrer Zeit noch zu retten war an antiken Schriftwerken. Man empfindet es als ein doppelt großes Glück, daß die indische Literatur bewahrt geblieben ist.

Mit welcher Trauer muß man doch wohl die Episode aus der Apostelgeschichte (19. 19) lesen, wie die Gläubigen ihre sündhaften heidnischen wertvollen Bücher, in Ephesus allein 50.000 Silberlinge wert, zusammenschleppten und öffentlich verbrannten.

Es ist wohl Pflicht, sich über die Auswirkung der christlichen und islamitischen „Kultur" in Hinsicht auf den Untergang der antiken Schriftwerke noch etwas näher zu orientieren. Rom hatte große öffentliche Bibliotheken; Alexandrien, Athen und Konstantinopel nicht minder, und alle waren sie gemäß der den Werken dargebrachten Achtung und auch zu ihrem Schutze in Tempeln oder doch in zugehörigen Gebäuden derselben untergebracht. Die alten Götter waren nicht zelotisch. Der erste Anstoß zur Vernichtung der antiken Literatur war wohl, daß Konstantinus das Christentum zur Staatsreligion erhob. Die Alexandrinischen Bibliotheken waren die berühmtesten. Dorthin wurden auch unmittelbare Manuskripte der Autoren gebracht. Schon in Julius Caesars alexandrinischem Kriege ist dort eine große Bibliothek durch Zufall verbrannt. Dann aber war es die Wut des christlichen Pöbels, der, aufgestachelt von seinen Priestern, die Tempel und die mit diesen verbundenen Bibliotheken zerstörte. Über Auftrag des Kaisers Theodosius des „Großen" wurde auch der bis dahin geschonte Tempel des Serapis in Alexandria, eines der herrlichsten Bauwerke der alten Welt, mit einer ganz großen Bibliothek zerstört und mit einer berühmten Kolossalstatue des Gottes, nach Tacitus (Hist. IV. 83.) dem Abbilde einer jugendlichen außerordentlich schönen Mannesgestalt von mehr als menschlicher Größe. Vor der Zerstörung war erst an den Kaiser appelliert worden, natürlich erfolglos. Die schwermütige Rede des griechischen Weisen L i b a n i u s hyper ton rhetoron, über das Unterrichtswesen, in der er den Untergang der Denkmäler der Genies infolge der christlichen Verfolgung beklagt, und seine Rede hy er ton hieron, an Theodosius gerichtet, betreffend die Tempel, waren vergeblich. Im übrigen zeichneten sich besonders der heilige Martin und der heilige Marzell aus bei Vernichtung der antiken Kulturwerke, denen sogar die Engel hierbei geholfen haben sollen. Nur das italienische Reich der Ostgothen, das aber alsbald dem orthodoxen Kaiser Justinian zum Opfer fiel, und das Reich der Westgothen in Spanien bildeten eine nur zu kurz dauernde Ausnahme. Auch Britannien ist später eine solche Ausnahme gewesen. Johann von Salisbury aus dem 12. Jahrhundert erzählt (in seinem Policraticus VIII. 19.), daß Papst Gregor der „Große" die Palatinische Bibliothek in Rom den Flammen selber überliefert habe, um die göttliche Gnade zu steigern, fertur bibliothecam combussisse gentilem, quo divinae gratiae major esset locus. Jedenfalls hat dieser Papst dem Desiderius, Bischof von Vienne, verboten, sich mit dem Unterricht in der klassischen Literatur abzugeben und heidnische Dichter zu lesen. (Ep. IX. 4.) Und jedenfalls wurde kurze Zeit darauf von Papst Honorius dem I. das welthistorische Senatsgebäude in Rom mit einer christlichen Kirche verbaut. Gleichzeitig hat schon Mohammed die zweite alttestamentarische Sekundogenitur, den Islam, begründet, mit ebenso kulturzerstörenden Tendenzen. Schließlich ist noch aus dem achten Jahrhundert an die Verbrennung der kaiserlichen Bibliothek in Konstantinopel zu erinnern, samt ihren Professoren, u. zw. durch den christlichen bilderstürmenden Kaiser Leo den Isaurier selbst. Große Bücherschätze hatte Kaiser Julianus Apostata seinerzeit dahin gebracht.

Wie gesagt war der Islam gleichen Geistes Kind wie das Christentum, und als der Philosoph Philoponus die noch erhaltene große Bibliothek in

Alexandria nach der mohammedanischen Eroberung zu retten suchte, da hat Omar, der Kalif, im selben Sinn wie früher der christliche Kaiser Theodosius in Hinsicht auf das Serapeum, entschieden: „Wenn die Schriften der Griechen mit dem Buche Gottes übereinstimmen, sind sie überflüssig und brauchen nicht bewahrt zu werden; wenn sie mit ihm aber nicht übereinstimmen, dann sind sie gefährlich und müssen vernichtet werden". Durch sechs Monate sollen danach die zahlreichen Bäder Alexandriens mit den kostbaren unersetzlichen Schätzen geheizt worden sein. So erzählt es Gibbon nach Abulfaragus im 51. Kapitel seines Geschichtswerks.

Vom 4. bis zum 8. Jahrhundert war ein Jahrhundert ärger als das andre in Hinsicht auf den Bestand der antiken Literatur und Kultur, und nach diesem halben Jahrtausend war nicht mehr viel zu wollen gegen den Untergang einer doch so stark verankert gewesenen menschlichen Errungenschaft. Was überhaupt noch übrig geblieben, ist oft zugrundegegangen wie kostbare Unica von Orchideen, die in den Bereich von Vieh geraten, das sie für Gras nimmt.

Das Unheil, das die alttestamentarische Mentalität des Islam über Iran und Indien brachte, werden wir in den nächsten zwei Abschnitten behandeln. Hier aber sei noch auf zweierlei hingewiesen. Einerseits darauf, was der Islam an die Stelle des byzantinischen Reiches setzte. Welch ein Übergang ist es und zugleich welch eine Offenbarung der Geschichte: erst Hellas, dann Byzanz, dann die Türkei! Erst Byzantion neben Athen, dann Konstantinopel ohne Athen, und heute Istambul.

Nicht weit davon, im bolschewistischen Rußland, spielt sich eine „Bannung" ab, durch die alttestamentarische Tertiogenitur des Marxismus mit seinen geborenen alttestamentarischen Führern. Doch gehört diese Überlegung nur insoferne hierher, als es sich hierdurch so recht erweist, wie diese Sekundo- und Tertiogenituren nur für die nicht auserwählten Völker bestimmt sind, während inmitten der Völker die Primogenitur, wie Jakob gegenüber dem Esau, das erschlichene Erstgeburtsrecht zur Geltung bringt*), das ja ihr Gott gesegnet hat, den sie eben mit Hilfe der biblischen Sekundogenituren den anderen Völkern auferlegt haben.

Das Andere, das wir hierzu aber noch erwägen müssen, das ist das weltgeschichtliche Trauerspiel der Kreuzzüge.

Papst Urban der II., ein Franzose, zog wie ein Triumphator in die Auvergne des heutigen Frankreich, hielt dort in Clermont-Ferrand, nachdem er den eingebornen König in Bann gethan, ein Konzil ab und predigte aus diesem Anlaß nicht nur vor den versammelten Bischöfen, sondern auch vor dem massenhaft versammelten Volke mit großem Erfolge den ersten Kreuzzug.

Wir wollen hier nur ein paar Sätze aus den kurzen Predigten Urbans zitieren, die wir der Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter von Gregorovius (IV. S. 270 f.) entnehmen und aus welchen hervorgeht, daß die alttestamentarische Mentalität, die bei Moses einen entgeltlichen National-

*) Das gilt auch gegenüber den semitischen islamitischen Arabern. Wir sehen sie in unseren Tagen keineswegs einverstanden mit einem zionistischen Palästina. Diese antijüdische Haltung meint auch schon Tacitus, wenn er in seinen Historien (5. 1.) von der gegen die Juden haßerfüllten Truppe der Araber, von der odio infensa Judaeis Arabum manus spricht. Es zeigt sich auch hier, daß an die Stelle des Begriffes des Antisemitismus jener des Antijudaismus zu setzen ist.

vertrag mit Jehova bietet, und im Islam für die rücksichtslose internationale Verbreitung das Huri-Paradies verspricht, ja auch im Christentum sich nicht verleugnete: „Erhebet euch, kehrt eure Waffen, die von Brudermord triefen, gegen die Feinde des christlichen Glaubens. Ihr Unterdrücker der Witwen und Waisen, ihr Meuchelmörder und Tempelschänder, ihr Räuber fremden Gutes, ihr, die ihr Sold nehmt, um Christenblut zu vergießen, die ihr gleich Geiern vom Geruche der Schlachtfelder angezogen werdet: eilt, so sehr ihr eure Seele liebt, unter dem Feldhauptmann Christus zum Schutze Jerusalems auszuziehen. Ihr alle, die ihr solche Verbrechen begangen habt, die euch vom Reiche Gottes trennen, kauft euch um diesen Preis los, denn Gott will es."

Man darf nun freilich nicht glauben, daß nur jene Elemente den Kreuzzug auf sich nahmen, die der Papst bezeichnenderweise in seinen eben zitierten Worten ins Auge gefaßt hat, falls er nicht überhaupt, wie wir es ja schon als die Auffassung des Paulus (Röm. 11. 24.) sahen, die Christen nur als wider die Natur in die edle Olive des Judentums eingepfropft und daher als minderwertig erachtete. Es gingen auch viele, viele ritterliche und ideale Elemente in die Kreuzzüge mit. Diese Kreuzzüge haben eine große Steuer edlen Blutes bedeutet, die den europäischen Völkern auferlegt worden ist. Wir wollen uns zumal des großen Kreuzzugs der Kinder erinnern, die alle in Tod oder Sklaverei gezogen sind. Während diese zehntausende von deutschen und französischen Kindern hilflos dem Untergang entgegengingen, betrieb Innozenz der III. mit Eifer den anderen Kreuzzug gegen die ketzerischen Albigenser. Aber auch noch eine ausgibige Geldsteuer für die Kreuzzüge hat er im lateranensischen Konzile den Völkern auferlegen lassen. Hat es sich doch beim Islam um eine Einbuße des christlichen Einflusses und vor allem der päpstlichen Macht in früher christlichen Ländern gehandelt.

Die Kreuzzüge sind vergeblich gewesen. Statt die einstigen Kulturgebiete wiederherzustellen, sind sie verloren worden, und daß noch bis zum heutigen Tage, wie an Istambul zu ersehen. Ja, wenn der Albigenserkreuzzug mitgerechnet wird, so wurden Kulturgebiete, die der Islam gar nicht bedrohte, in erbärmlicher Weise geschändet und ein ganzes edles Volk dort durch viele Jahrzehnte zuerst durch den Kreuzzug, sodann durch die Inquisition zu Tode gefoltert. Bis 1492, dem Jahre der Entdeckung Amerikas, die immerhin vielleicht, wenn auch sehr mittelbar, zum Teile der durch die Kreuzzüge erweckten Sehnsucht nach dem Seeweg nach Indien zu verdanken ist, also bis mehr als zwei Jahrhunderte nach dem letzten Kreuzzug, war das spanische Granada in den Händen des Islam verblieben. Noch 1529 und 1683 wurde Wien von den Türken belagert; aber 21.000 Mann unter Salm gegen 120.000 Türken, und 20.000 Mann unter Starhemberg gegen 200.000 Türken hielten sich tapfer, bis die Gefahr vorüber war. Es waren sozusagen Gegenkreuzzüge, die 1453 zur Eroberung von Konstantinopel und später bis gegen Wien geführt haben. Erst 1683 fand die Ausbreitungssucht des Islam in Europa ihr Ende.

Die Kreuzzüge sind der Beweis für den Mißbrauch, welchem die alttestamentarische Mentalität die europäischen Völker geopfert hat. „Gott will es", so erscholl damals der Ruf. Die christlichen Völker glaubten dem Rufe ihres Gottes zu folgen, nicht minder die mohammedanischen Völker dem Rufe Allahs: in Wirklichkeit war es aber der Ruf Jahwes, der die alttestamentarischen Sekundogenituren gegen einander befahl.

23. Islam und Iran.

Hatte das Christentum die arischen Völker Europas zuerst äußerlich und dann innerlich überwunden, hatte der Islam, wie wir noch sehen werden, Indien später äußerlich gelähmt, so hat diese mosaische Sekundogenitur das persische Brudervolk der Inder in Iran auch physiologisch endgiltig unterjocht.

In Persien herrschte die Religion des Zarathustra, mit ihrem Kampfe für das Gute, ihrer Forderung der Reinheit, der Ehre, der Wahrhaftigkeit.

Aber schon zur Zeit seiner griechischen Kriege war Persien im Niedergang. Es ist von Interesse, wie sich dies bei Platon darstellt. Er läßt den Sokrates über Bitten des jugendlichen blonden Menexenos, der später auch bei dessen Tode gegenwärtig war, im gleichnamigen, ehemals natürlich angezweifelten Dialoge nach anfänglichen Scherzen die ernsten Gedankengänge der berühmten Aspasia wiedergeben über die jüngste griechische Geschichte, über die Schlacht bei Marathon, daß nämlich dort die größte Überzahl und der größte Reichtum vor der tapferen Tugend echter rassereiner Athener zurückstand, und über die selbstgeschlagenen Wunden im peloponnesischen Kriege.

Nach Marathon kam Salamis und Plataä. Dort wurde der vielleicht gar nicht mehr reinblütige iranisch-persische Großkönig Xerxes aufs Haupt geschlagen, der sich jenem Einflusse zugänglich erwies, wie er im Buche Esther des alten Testamentes dargelegt wird. Der dortige König Ahasverus ist nämlich Xerxes, dessen Charakter voll vermessenen Übermutes in den „Persern" des Aeschylos genügend gekennzeichnet wird. Er wäre es also, der seinen Staatsmann Hamann im Stiche ließ und dem von der Jüdin Esther zuerst die Ermordung von fünfundsiebzigtausend edlen arischen Persern und dann noch ein weiterer Mordtag abgerungen werden konnte. Noch heute wird zum Gedächtnis dieser scheußlichen „Bannung" das jüdische Purimfest und in der heiligen Schrift der arischen Christen der ganze Hergang als Erzählung ihres semitischen Gottes Jehova als Wort Gottes gefeiert.

Gobineau sagt über Xerxes in seiner Histoire des Perses (II. S. 174) Worte, die auch auf spätere europäische Herrscher zutreffend gewesen sein mögen. „Der Souverän war nur beruhigt im Kontakte mit servilen Naturen und umgab sich nur mit Leuten aus dem Nichts. In den offiziellen Deklarationen zeigte man Achtung vor dem iranischen Blute. In der Praxis suchte die Gnade aber den Aramäer, den Juden . . . Und diese Neigung schritt immer weiter vor, und die prinzipalen Ursachen des schließlichen Zusammenbruches werden sich ergeben aus dieser Hinneigung zu allem, was nicht iranische Freiheit gewesen."

Alexander der Große wollte Perser und Griechen zu einem Volke zusammenschmelzen, und auch nach Indien ist sein Siegeszug gekommen. Durch seinen frühen Tod wurde zum Unheil sowohl der Perser als der Griechen dieses Zukunftsideal verhindert. Beide Völker waren edlen arischen Stammes, und der größte aller Tragiker, Aeschylos, der selbst an den Perserkriegen teilgenommen und die für die Griechen so ruhmvollen obenerwähnten Schlachten mitgekämpft hatte, läßt in seinen „Persern", wie wir schon angedeutet haben, die Mutter des Xerxes, Atossa, einen Traum erzählen, den sie hatte: „Zwei Frauengestalten schienen mir vors Angesicht zu treten, beide reich geschmückt, in persischen Gewanden diese,

jene trug ein Dorerkleid; hoch ragten sie vor Frauen dieser Zeit hervor an Wuchs und tadellosem Reiz, desselben Stammes Schwestern". Kasigneta genous tautou, Schwestern aus demselben Geschlechte, mit diesen Worten erweist uns Aeschylos, wie bewußt auch der Zeit vor Alexander schon die Stammverwandtschaft von Persern und Hellenen gewesen. Die Persertypen auf dem Alexandersarkophage bestätigen diese Verwandtschaft in ausgezeichnetem, eigentümlichen Maße.

Alexander selbst hatte die Verfügung getroffen, daß eine Anzahl seiner Großen und noch mehr Soldaten persische Frauen nehmen, und er selber ist darin vorangegangen. Es war nicht die Vermählung des Abendlandes mit dem Morgenlande, wie man es heute auffaßt, was Alexander bewog, sondern die Gleichheit der herrschenden Völker war es, die seiner Vereinigungsabsicht die Voraussetzung gab. Als in Persien bei einem Gelage herrliche edle Jungfrauen erschienen, Roxane an der Spitze, da machte das auf Alexander einen solchen Eindruck, daß er die uns von Curtius Rufus (VIII. 4. 25.) überlieferten Worte sprach: „Um das Reich zu festigen sei es geboten, daß Perser und Mazedonier durch die Ehe verbunden werden". Er selbst hat sich mit Roxane vermählt. Offenbar wurden die Perser nicht als Barbaren aufgefaßt. In Susa wurde später mit größtem Pompe die Hochzeit Alexanders mit Stateira, der Tochter des Darius, gefeiert. Die Symbolik dieser Feier lag in der Verschmelzung der beiden großen arischen Nationen, wobei Indien, wohin Alexander schon vorgedrungen war, von ihm wohl auch schon in Betracht gezogen gewesen, zu einem Reiche großer Zukunft.

Allein die Thatsache, daß das ganze Regime auf die große Persönlichkeit des Alexander gestellt war, gab dem Zufall die Macht in die Hand, durch den vorzeitigen Tod des noch nicht zweiunddreißigjährigen Herrschers eine große Zukunft zu zerstören. Epigonen und Diadochen vermochten Alexanders Werk nicht fortzuführen und so kam, was man heute unter dem Zeitalter des Hellenismus versteht und dessen Ende Gobineau das semitisierte Griechenland und das semitisierte Rom nennt. In Persien selbst kamen die Dynastien der parthischen Arsakiden und dann der persischen Sassaniden zur Macht. Unter den letzteren wurde 276 Mani, der Stifter des nach ihm benannten Bekenntnisses, dessen Dualismus jenem der altpersischen Zarathustralehre nahesteht, zum Tode verurteilt und gewannen semitische Rassen niederen Ranges die Vorherrschaft. Gobineau entschloß sich, seine Geschichte Persiens damit zu beenden, denn das arische Blut und die Verwandtschaft mit uns, die Kultur, ist dort zu Ende gewesen.

Aber noch unter dem Könige Chosroes aus der Sassanidendynastie wurden die letzten hellenischen Philosophen, die letzten Glieder der großen aurea catena akademischer Lehrer seit Platos Zeitalter her, Damaskios, Symplikios und andere am persischen Hofe ehrenvoll aufgenommen und willkommen geheißen, nachdem der byzantinische Kaiser Justinian, wie erwähnt, aus Habsucht und christlicher Orthodoxie die Philosophenschulen aufgelöst und ihre Lehren verboten hatte. Chosroes ließ auch Platon und Aristoteles ins Persische übersetzen und Justinian, der den Untergang der königlichen Völker der Ostgothen und Vandalen auf seinem konfessionell pervertierten Gewissen hatte, mußte andererseits dem persischen Könige Tribute bezahlen.

Dann aber kam die Invasion des Islam nach Persien und es vollzog sich die völlige Durchdringung des iranischen Elementes durch das semitische.

Persien ist heute ganz mohammedanisch, und der Islam hat dort der physiologischen Eroberung die Wege bereitet. Dem Islam sind die Perser endlich kongenial geworden. Hier haben wir das Bild einer hoffnungslosen Unterjochung zu einem Leben, im Vergleiche zu welchem der Untergang der vorgenannten königlichen Völker der Gothen und Vandalen ein lebendiger Tod ist für das Edle. Für alle Zeiten besitzen diese in der Geschichte echten Ruhm zu Eigen.

Mehr noch als die antike, und ebenso wie die altprovençalische, ist auch die altpersische Literatur vernichtet worden. Auch hier war die Ursache der für Kultur ganz unempfindliche Fanatismus, der, wie alle anderen biblischen Postgenituren, wo sie frei walten können, auch den Islam geschändet hat. Altiranische Größe wird auch heute noch mehr geahnt als erkannt, und altiranischer Bedeutung muß erst von unbefangenen Suchern wieder nachgegangen werden. Weitreichende Einflüsse Irans haben sich da zugetragen.

Die altiranische Religion des Kampfes für das Gute, gegen das Schlechte, die Lehre des Zarathustra zumal mit ihrem grundliegenden Dualismus hat wohl sogar den nicht ganz so alten indischen Buddhismus genetisch beeinflußt. Doch hat dieser an Stelle des Schlechten das Leiden gesetzt. Buddha verhält sich zu Zarathustra wie Schopenhauer zu Kant, echt arisch je Beide, oder wie die Willensverneinung zur That.

Auch auf die Bibel und das Christentum ist ein Einfluß der altiranischen Religion nicht von der Hand zu weisen, doch ist er hier an der üblen Atmosphäre der alttestamentarischen Mentalität erstickt.

Persien selber ist an der Semitisierung und am Islam zugrundegegangen.

Nur hier und da erhob sich die iranische Anlage noch schöpferisch über den verköterten Durchschnitt empor: so im Schachname des zur Zeit dieser Dichtung noch zoroastrischen Firdusi, oder später im suffisischen Mystizismus eines Ferid eddin Attar, eines Deschelal eddin Rumi, in der Didaktik eines Saadi und in der Lyrik eines Hafis. Auch das ist aber jetzt schon über ein halbes Jahrtausend vorüber.

Der aus dem 17. Jahrhundert stammende persische Oupnekhat, durch dessen Übersetzung ins Lateinische zuerst Europa die tiefe Philosophie der Upanischaden des altindischen Vedanta kennen lernte, und der für Schopenhauer der Trost seines Lebens geworden ist, diese persische Übersetzung der Upanischaden, von der wir schon früher aus anderem Anlaß gesprochen haben, hat zum Urheber Daraschakoh, den Sohn jener herrlichen Fürstin Tatsch Mahal, die durch das edle Grabmal gleichen Namens in Agra verewigt ist, den älteren Bruder des mohammedanischen Großmoguls von Delhi in Indien, Aurangzeb. Daraschakoh hatte vorher die Bücher der alttestamentarischen Primo- und Sekundogenituren, die Thora, das Evangelium und den Koran zu Rate gezogen, ohne aber aus ihnen zu einer inneren Befriedigung zu gelangen. Ihm setzte Aurangzeb den alttestamentarischen Willen Allahs entgegen, „der der Hand der Seinen die Ungläubigen überliefert samt ihrer ganzen Habe, Land und Herrschaft". So schreibt Schröder in seinem allerdings etwas verfreimaurerten Drama, das er dem Daraschkoh gewidmet hat. Dieser wurde über Befehl seines Ketzer verfolgenden Bruders auf Grund seiner Vorliebe für die indische Philosophie und Religion zuerst abgesetzt und 1657 ermordet.

„Persien war", sagt Gobineau, „ein orientalisches Reich geworden, in jenem moralischen Sinne, den man mit dieser Bezeichnung verbindet, und nur ausnahmsweise, durch Erinnerung und Einfluß der Vergangenheit geschah es, daß hier und da die Begriffe der Freiheit und persönlichen Autonomie sich wieder erhoben".

„Vergeblich waren", wie A. Müller in seiner Geschichte des Islam im Morgen- und Abendland sagt, „die Versuche, demselben wider seine innerste Natur Ideen aufzudrängen, die für den Propheten und seine gesamte Nachkommenschaft viel zu gut sind".

Was aber speziell die Invasion des Islam nach Persien betrifft, so wollen wir noch Justi darüber vernehmen, der im letzten Abschnitte seiner Geschichte des alten Persiens erklärt: „Es endet hier die eigentümliche Geschichte, aber auch persischer Ruhm und persische Herrlichkeit für immer".

24. Islam und Indien.

Als der Islam seit dem 8. Jahrhundert nach Indien kam, da war er immer wieder einmal siegreich. Aber trotz seiner Gewaltbekehrungen war das Volk zu nicht geringem Teile widerstandsfähig, und das Kastenwesen mag diesen Widerstand in gewissem Maße auch in Hinsicht auf die drohende Verköterung gekräftigt haben, die die Postgenituren des Mosaismus einschließlich des Bolschewismus für die nicht auserwählten Völker bereiten.

Indien ist zu nicht geringem Teile nur äußerlich von der alttestamentarischen Sekundogenitur des Islam erobert worden. Eine innere Wirkung der islamitischen Mentalität mag es bekunden, wenn z. B. in einem historisch allerdings völlig wertlosen Berichte aus dem 14. oder 15. Jahrhundert über den „Weltsieg" des Philosophen Sankhara, der mehr als ein halbes Jahrtausend früher lebte, die Verdrängung des herabgekommenen Buddhismus durch den nationalen Brahmanismus, die sich nach und nach vom 9. bis zum 11. Jahrhundert vollzog, als Ausmordung oder Bannung gerühmt wird.

Andererseits hat aber die islamitische Eroberung ihre entsprechende äußere Wirkung vollauf gehabt. Indien wurde in zwei Hauptbekenntnisse aufgeteilt und völlig lahmgelegt in seinen bestandenen großen Einflußsphären, die bis zur Verbreitung des Buddhismus nach Osten reichten. Die Lähmung dauert wohl bis auf unsere Tage.

Vielleicht war sogar die tiefsinnige Lehre des großen altchinesischen Philosophen Laotse aus dem 6. Jahrhundert mit ihrem Individualismus, man möchte fast sagen mit ihrer Lehre vom Atman, um den Sanskrit-Ausdruck zu gebrauchen, mit indischen Einflüssen in Verbindung gestanden. Liaetse, der altchinesische Schüler des Laotse aus dem 5. Jahrhundert, läßt den jüngeren Zeitgenossen desselben, den berühmten Konfutse, feststellen, daß auch in den Reichen des Westens weise Männer seien. Mögen ihm nun solche Aussprüche, wie es heißt, auch nur von Liaetse in den Mund gelegt worden sein, so ändert das nichts an ihrer Bedeutung. Sie stammen noch immer aus jenen Zeiten.

Kakuzo Okakura, der japanische Verfechter der asiatischen Einheit, stellt ausdrücklich den großen Einfluß Indiens auf China fest, trotzdem er die autonomistische, individualistische, man könnte dabei auch einfach sagen, arische indische Eigenart ausdrücklich anerkennt. Dieser Mann erweist seine ebenbürtige Eignung dadurch, daß er stolz auf Indien ist.

Den indischen Einfluß und die Ursache des späteren Verschwindens eben dieses Einflusses bespricht er in seinen „Idealen des Ostens“ und wir wollen nun vorliegende Erwägungen über die Auswirkung des Islam auf Indien einfach mit den bezüglichen Feststellungen abschließen, die dieser trotz der ihm vorgeworfenen Einseitigkeit ganz offenbar loyale und hoch intelligente, weit und tief blickende Japaner gemacht hat.

Kakuzo Okakura hat einen Abschnitt seines genannten Werkes der Asoka-Periode gewidmet, als nämlich der Buddhismus zum ersten Male hinüber nach Japan gelangte, tausend Jahre ungefähr nach seiner Entstehung, und als in den siebzehn Artikeln der von Omajado geschriebenen japanischen Verfassung die Größe des indischen Ideales hervorgehoben wurde. Er weist dort auf den ständigen Zustrom wandernder Indier nach China hin und auf jene große Epoche, in welcher Nordwestindien, dank einer Welt von Reisenden, Pilgern und Kaufleuten der Träger einer allgemeinen Kultur zu werden sich anschickte.

Dann aber sagt dieser unbefangene und hellsehende Mann Worte von einem schwerwiegenden Inhalte, die zur Beurteilung der Bedeutung der islamitischen mosaischen Sekundogenitur für Indien ausreichend sind:

„Wahrscheinlich müssen wir dann in der mohammedanischen Eroberung Indiens, die diesen großartigen Verkehr brach legte, die geheime Ursache jenes Vorganges sehen, der den ganzen Orient seines Ansehens beraubte und die Völker des Mittelmeeres und des Nordmeeres veranlaßte, den gesamten Osten als das Opfer einer gehemmten Entwicklung zu betrachten.“

Seither hat es Indien, zufolge der englischen Vorherrschaft, allerdings mit der anderen, der christlichen Sekundogenitur zu thun. Der in England erzogene Inder Sena hat sogar zu Ende des 19. Jahrhunderts in Jesus die moralische Macht bewundert, die durch England Indien beherrschte. Zu Ende des 18. Jahrhunderts allerdings fand im englischen Oberhause der Prozeß gegen den Konquistador Warren Hastings statt, der freigesprochen worden ist. Andrerseits ist in Indien seit dem vorzeitigen Tode des nationalen Führers Tilak, über den wir aus anderem Anlaß im dritten Abschnitt des ersten Buches schon gesprochen, und nach dem Weltkrieg, Gandhi aufgetreten, der die Ahisma, die heroische Passivität verkündet, wobei wir uns auch an Ludendorffs Proklamation der Wahlenthaltung erinnern. Der Jude Romain Rolland hat über Gandhi, der seither vor der gefährlichen Frage der demokratischen Kastenverkötерung steht, ein Buch geschrieben, in dem es heißt: „Es fehlt ihm nur das Kreuz. Jedermann weiß, daß, ohne die Juden, Rom es Christus verweigert hätte. Das britische Weltreich aber gilt dem römischen gleich.“

Mag auch Indiens Ariertum trotz des Kastenwesens im Laufe der Jahrtausende sehr gelitten haben: von der einen und der anderen alttestamentarischen Sekundogenitur beherrscht, möge es inne werden des Wesens der Primogenitur, deren Tertiogenituren heute auch für Indien die Geheimbürgschaften sind.

25. Die Geheimbürgschaften als Tertiogenituren der biblischen Mentalität. Schiller und Goethe.

Daß auch in Europa, wie wir es soeben in gewissem Maße von Indien sahen, eine durch die Aufzwingung der alttestamentarischen Mentalität erfolgte Hemmung der Entwicklung besteht, darüber kann nach den bisherigen Erörterungen gar kein Zweifel sein. Nur bemerken das die Meisten nicht, weil sie selber mitten in der Hemmung befangen sind. Wir haben auch gesehen, welche Bezeichnung Friedrich der wirklich Große wählte, um den infragekommenden Thatbestand richtig zu charakterisieren. Mangels kühler historischer Distanz ist umsomehr eine wahrhaftige Rechenschaft nötig, wie wir das schon im allerersten Abschnitt besprochen haben.

Innerhalb der heutigen arischen Völker wird das Judentum, gemäß den Vorschriften des alten Testamentes über sein Verhalten gegenüber den nicht auserwählten Nationen, zu einer großen internationalen Geheimbürgschaft, die allerdings erst in vollem Maße wirksam werden kann, wenn ihr ein internationaler, marxistischer oder vielleicht „paneuropäischer" Völkerbrei ohne Rassegefühl und ohne Nationalbewußtsein gegenübersteht, wie ihn das Freimaurertum und der Jesuitismus vertreten und verbreiten. Wir haben in Hinsicht auf jenes Verhalten in den Abschnitten des ersten Buches Bezügliches festgestellt, worauf hier zu verweisen genügt. Wie schon in der Einführung erwähnt, haben wir uns versagt, die jüdischen Geheimlehren in unsere Erörterung einzubeziehen, da es sich uns ja um die biblische Mentalität innerhalb der „nicht auserwählten" Völker gehandelt hat, und nur einmal haben wir (im sechsten Abschnitte) den jüdischen Philosophen Maimonides in solcher Richtung anmerkungsweise zitiert, wonach die anderen Völker nicht zu den Menschen gerechnet werden. Hier wollen wir nun auf diese Stelle verweisen.

Das Judentum ist die Primogenitur nicht nur gegenüber den alttestamentarisch abhängigen Bekenntnissen für die nicht auserwählten Völker, also dem Christentume und dem Islam, sondern auch gegenüber den Geheimbürgschaften unter ihnen, also dem Jesuitismus und der Freimaurerei, samt allen ihren, wesentlich nicht verschiedenen Nebenorden und Abzweigungen.

Vermöge der Zermürbung der Völker durch diese Bekenntnisse und Geheimbürgschaften, aber auch infolge seines eigenen, ihm wirklich kongenialen geheimbürgschaftlichen Zusammenhaltens dringt das Judentum — wir sprechen darüber auch im bezüglichen Abschnitt des dritten Buches — vorerst in alle Organisationen ein; und nach einiger Zeit der geheimbürgschaftlichen Bethätigung ist dann die je infragekommende Organisation nur mehr eine sogenannte Pseudomorphose, d. h. nur mehr eine Afterform, ein Verdrängungsgebilde; in der alten Gestalt ist ein fremdes Gebilde enthalten, bewegt sich, äußerlich unbemerkbar, eine fremde Seele. Aus der goldenen Puppe des Admiralschmetterlings kriechen schließlich Schlupfwespen aus.

Bei diesem Anlasse wollen wir uns auch erinnern, daß die europäischen Völker, das deutsche Volk zumal, mit einem fremden Recht umgeben worden sind. Als das zermürbte Volk die Rezeption des byzantinisch-römischen Rechtes über sich ergehen lassen mußte, weil dieses die Rechtgläubigkeit sanktionierte und das Interesse der Landesherren förderte, und

weil das Volk selber dem gesteigerten Verkehre lieber und bequemer durch fremdes Recht als durch eigene Rechtsentwicklung entgegenkommen wollte, da wurden nicht nur gesunde, besonders wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten gelähmt, sondern man ist schließlich bei den Grundsätzen eines Händlerrechtes angelangt, das den Völkern gar nicht kongenial ist, das alle Werte international mobilisiert und hierdurch Jenen ihr Treiben erleichtert, deren Wesen internationaler Nationalismus ist. Dieser internationale Nationalismus bietet seinem internationalen Volke, den Juden, den kaum zu überbietenden Vorteil, daß, während das widerstandsfähige National- und Rassegefühl der Anderen zugunsten eines wehrlosen, indolenten Internationalismus verleidet, verdrängt und ausgetilgt wird, sie selber international verbreitet, aber zugleich national solidarisch und stark sein können.

Daß die eine alttestamentarische Tertiogenitur, die Geheimbürgschaft des Jesuitismus, biblisch infiziert ist, bedarf natürlich keines Beweises. Er ist das Ergebnis echten Judenchristentumes. Auch bedarf es keines Beweises, daß bei diesem Orden der blinde Gehorsam noch gesicherter ist, als unter dem Freimaurerterror, nämlich durch persönliche Heranbildung im Sinne einer Art indischen Yogasystemes, nur ohne dessen Mündigkeit. Die Pflicht der Mitglieder, gehorsam zu sein, ac si cadaver essent, als ob sie ein Leichnam wären, ist zur Genüge bekannt*).

Vielleicht däuchte andererseits manchen gläubigen Erziehern die hündische Sklavendemut eine letzte Möglichkeit zu sein, um dem Guten eine Chance zu retten, angesichts der sklavenhälterischen Art des Bibelgottes, seiner Willkürlichkeit und seines Verlangens nach Opfern, auch weil, wie der Apostel Paulus (Eph. 5. 2.) sagt, Christus sich ihm „als Opfer dargebracht hat zu lieblichem Opfergeruch“ und weil solches Opfer in symbolischer Verzehrung täglich im christlichen Gottesdienst wiederholt werden muß, um der Errettung der Menschen willen.

Die Menschen erscheinen da wie arme wehrlose Kinder eines sadistischen Vaters, in dessen Sinne unter ihnen die Geheimbürgschaften verführerisch walten, wie der Rattenfänger von Hameln, der im Jahre 1234 hunderteinunddreißig Kinder auf Nimmerwiedersehen in den dortigen Kalvarienberg geführt hat. So unglaublich dieses Ereignis ist, so vielfach

---

*) Was den von den Jesuiten betriebenen politischen Klerikalismus anbelangt, so habe ich schon in meinem Demissionsschreiben als Gemeinderat von Wien im Jahre 1905 Gelegenheit genommen, öffentlich — es geschah unter dem Mitgelächter der alttestamentarischen Marxisten — darauf hingewiesen, daß dieser Klerikalismus zu einer besonderen Chance für solche Personen führt, „deren soziale Geltung auf jene Propaganda angewiesen ist und deren selbstsüchtiges Interesse ihr die Garantie skrupelloser Gefolgschaft bietet“.

Wie der imbezile, entmündigende Kadavergehorsam unter jenen katholischen Studenten, die nicht aus ehrlicher Begeisterung, sondern aus Stellenjägerei ihr katholisches Bekenntnis bekunden, in dieser Richtung sich auswirkt, das habe ich im 7. Abschnitt meiner Philosophie der That von 1909 in einer Episode geschildert: „Vor einigen Jahren hatte ich Anlaß, in Wien den Vortrag eines katholischen Ästhetikers zu hören. Als er zu Ende war, fand eine Diskussion statt und an dieser beteiligten sich katholisch organisierte Studenten aller weltlichen Fakultäten. Sie hatten überhaupt den ganz überwiegenden Teil des Auditoriums gebildet. Die Wechselrede geriet auf philosophisches Gebiet und die Gedankengänge begannen einen ernster zu nehmenden Charakter zu bekommen, frisch und gesund, wie die Gesichter einiger wenigen der Erschienenen. Da erhob sich ein junger Theologieprofessor und wies mit selbstgefälliger Demut darauf hin, daß wir ja doch die heilige Schrift besitzen, in der alle Philosophie entschieden ist. Und als hätte jeder einzelne von ihnen einen Schlag vor Kopf und Herz bekommen, so schwiegen nun die katholischen Jünglinge, einer wie der andere. Ich aber begab mich alsbald ins Freie.“

beglaubigt und so charakteristisch ist es. In den Mitteilungen des Geschichtsforschers Maibom über deutsche Angelegenheiten (1663 III. Band S. 80) werden Zitate aus Chroniken und viele Quellen angeführt. Dort wird der Fänger ein Zirkulator, ein Pfeiffer, auch ein Magier genannt. Wahrscheinlich war es nur ein abgesandter Fänger. Nach der Annahme Daumers in seinen Geheimnissen des christlichen Altertums (I. Nr. 28) wurden seit langem Ratten und Mäuse an Stelle von Kindern zum bestimmten Tage vom Pfeiffer angefordert — man erinnert sich des roten Mäuschens aus Faustens Walpurgisnacht — bis einmal angesichts düsterer Ereignisse die Priesterschaft, die damals in höchster Gewalt stand, Ernst machte und Kinder anfordern ließ. Diesmal kam der Rattenfänger mit roter Mütze und dunklem Gesicht. Sei die Geschichte auch im Laufe der Zeiten verändert, dieser Rattenfänger ist jedenfalls, wie Mephistopheles im Faust, ein lebenswahres Symbol des alten Bibelgeistes gegenüber den treuherzigen arischen Völkern, eine warnende Gleichnisgestalt.

Nun aber zum Freimaurertume. Da ist vor allem von der französischen Revolution zu sprechen und darauf zurückzukommen, in welcher Weise sie die Wirksamkeit der Ideen eines Voltaire, eines Holbach usw. lähmte, von denen wir im Abschnitt über die Stellungnahme Friedrich des Großen gehört haben. Wir haben dort schon die Werbekraft Rousseau'scher Ideen erörtert, deren Angriff auf die Mündigkeit zwar einen Voltaire erklären ließ, man empfinde nach der Lektüre Rousseau'scher Schriften die Anregung, auf allen Vieren herumzukriechen, deren Tendenz andererseits aber der verbreiteten alttestamentarischen Mentalität entgegenkam und kongenial gewesen ist. Überdies gewann nun noch das Wesen der Geheimbürgschaften, das derselben Denkart entspringt, dort besonderen Einfluß. Es war eine wichtige, wahrscheinlich entscheidende Thatsache, daß dieses geheime Ordenswesen die Menschen zu blindem Gehorsam veranlaßt hat, als wären sie nicht mündig, sondern eine bloße Herde, ein Massenmensch.

Mit größtem Interesse liest man die bezüglichen, so unbefangenen Mitteilungen unseres großen Dichterphilosophen Schiller an seinen Freund Körner, und man liest sie, seines späteren mysteriösen Schicksals gedenkend, mit ungeheurem Mitleid. Darauf kommen wir zuletzt zurück. Der Weimar'sche Geheimrat Bode, der, wie Schiller schreibt, für einen der wichtigsten Menschen im ganzen Freimaurerorden galt, der aber auch der Abgesandte des berühmten Illuminaten-Chefs Weishaupt war — im Illuminatenorden hatte Bode den Namen Amelius — ist damals vor der Revolution in Paris gewesen, begleitet von dem Illuminaten Bayard, d. i. dem Freiherrn von dem Busche. Weishaupt selbst, der Begründer des alsbald stark sich verbreitenden Ordens, hatte sich im übrigen mit der Widerlegung Kantscher Theoreme ausführlich und sonst philosophisch zumal mit der Philosophie des Unglücks beschäftigt, die auch einen Bestandteil seines Systems des Illuminatenordens bildet. Gerade damals hatte er die Apologie des Übels herausgegeben, die in einer theistisch fundierten Theodizee, also in einem Circulus vitiosus gemündet hat. Insoferne dort das Übel aber durch die Ermöglichung des Fortschrittes begründet werden soll, wird der Boden des Theodizee-Problems verlassen und wir haben daher im 8. Abschnitte des I. Buches vermieden, auch von dieser Theodizee zu sprechen. Weishaupt verlangt für das offenbar theistische Ziel seines Ordens einen unbedingten Gehorsam, der durch geheimen Schwur und Terror gesichert war, d. i. einen unfrei und ehrlos machenden Kadavergehorsam, wie alle solchen geheimen Verbindungen.

Als Schiller nach Weimar kam, war Bode in Paris. Mit dem Zurückgekehrten hat er alsbald, wie jener an Körner schreibt, viel verkehrt. Bode stand Lessing sehr nahe und ist der Falk in dessen bekannten Freimaurergesprächen „Ernst und Falk“, deren letzte gegen das Verbot des Ordens einige Monate vor Lessings unerwartetem Tode erschienen waren. Großes Mitleid erfüllt uns auch mit dem Schicksal Lessings. Schiller nun erzählt seinem Freunde Körner in dem Briefe vom 10. September 1787, daß Bode mit der Lage in Frankreich und mit der zu laxen Haltung der damals dort einberufenen Notablenversammlung und des einberufen gewesenen Parlamentes gar nicht zufrieden sei. Aber er habe „in Betreff der Maurerei aus Paris Erhebliches mitgebracht“. Es ist nun nicht zu übersehen, daß die berühmt gewordenen Etats Généraux zwei Jahre später, 1789, nach Versailles einberufen worden sind, von denen dann, wenigstens äußerlich, die französische Revolution ihren Anstoß bekommen hat. Diese hatten nicht mehr, wie Bode von den ersterwähnten Versammlungen getadelt hat, „bloße Schulexerzitien“ geboten. Es ist aber auch das nicht zu übersehen, daß schon 1778 sich in Paris der jüdische Chef d'Illuminés, Martinez Pasqualis, aufhielt und daß schon 1765 alle wichtigeren Offiziere des Regimentes, dem der bekannte „unbekannte Philosoph“ Saint Martin angehörte und der es auch berichtet, „einer Art Freimaurerei“ affiliert waren. (Oberkirch Mem. II. S. 86; Sainte Boeuve, Lundis X. S. 243.) Logenbrüder waren nun 1789 zahlreich zu Deputierten gewählt worden und gründeten den Jakobinerklub. Mirabeau, der mit dem ersten entscheidenden Widerstand gegen den König begann, war lange in Deutschland gewesen und hatte Beziehungen zu deutschen Freimaurern und Illuminaten gepflogen, denen er auch Informationen zu seiner Histoire secrète de la Cour de Berlin verdankte. An Schiller war übrigens, als an einen Philosophen, im Antrag hieß es: „illustre publiciste allemand“, in einer der Dauersitzungen, die die gesetzgebende Versammlung zur Zeit der Schreckensherrschaft nach der Gefangennahme des Königs abhielt, u. zw. am 26. August 1792 über Antrag des Elsässers Rühl das französische Bürgerrecht verliehen worden. Durch seine Räuber war Schiller in Frankreich bekannt geworden. Die Räuber waren zwar nichtsweniger als à la Rousseau, aber sie waren gegen die bestehende Ordnung gerichtet, allerdings auch gegen das Judentum, zwar nicht in Worten, aber durch die Rolle des Spiegelberg. Das ist kaum mehr bekannt, wird bei den Darstellungen verhüllt, aber durch die Lektüre der echten Lesart alsbald klar.

Schiller wurde nun, wie er an Körner schreibt, von Bode sondiert, ob er nicht Freimaurer werden wolle. In seiner männlichen Weise rät Körner seinem Freunde mit den wahrhaft denkwürdigen Worten davon ab, die nur in Hinsicht auf den Terror der Gehorsamspflicht verstanden werden können: „Der edelste Zweck in den Händen einer Gesellschaft, die durch Subordination verknüpft ist, kann nie von einem Mißbrauch gesichert werden, der den Vorteil weit überwiegt“. Schiller selbst weist seinerseits in einem Briefe an Körner auf die Trostlosigkeit hin, daß man „wie in eurem maurischen Orden im ersten und zweiten Grade Dinge glauben darf oder gar soll, die im dritten und vierten wie unnütze Schalen ausgezogen werden“.

Frankreich lieferte damals ein furchtbares Beispiel für das eben zitierte Körnersche Urteil. Eine schreckliche Saat war dort aufgegangen.

Der Jakobinerklub mit seinen zahlreichen Affiliierungen in der Provinz terrorisierte mit bestialischer Gewalt das Volk, und Robespierre terrori-

sierte durch ihn die Nationalversammlung, den Konvent und den Wohlfahrtsausschuß. Alsbald begann das Universalreich Jehovas, die Theokratie des höchsten Wesens, das letzte Ziel zu bilden, gleichwie, mutatis mutandis im bolschewistischen Rußland, nachdem auch dort eine Freimaurer-Revolution stattgefunden hatte, die alttestamentarische Mentalität, u. zw. dort im Großen und Ganzen durch die Führerschaft selbst, gesichert ist. „Der Atheismus", so erklärte Robespierre, „ist verbunden mit einem Verschwörungssystem gegen die Republik". Er sagte das in dem Berichte, den er namens des Wohlfahrtsausschusses im Konvent am 7. Mai 1794 erstattete. Dieser Bericht ist übrigens sehr bemerkenswert. Wie es immer wieder vorkommt, hat auch Robespierre in unbewußter alttestamentarischer Mentalität Religion mit Gottglauben verwechselt und ist dabei selber auf die Bahn der Heuchelei geraten. Denn er beantragte eine Art Gottesdienst und begründete ihn u. a. wie folgt: „Jede Einrichtung, jede Lehre, die die Seelen tröstet und erhebt, muß angenommen werden . . . In den Augen des Gesetzgebers bedeutet alles Wahrheit, was der Welt nützen muß und gut in der Praxis ist. Die Idee eines höchsten Wesens und der Unsterblichkeit der Seele ist ein beständiger Appell an die Gerechtigkeit und daher sozial und republikanisch". Diese Worte muten, nebenbeibemerkt, an, wie der moderne jüdische „Pragmatismus" oder wie eine dekadente Auffassung Kantischer Als ob-Probleme aus der Kritik der reinen Vernunft, die Bode dort verbreitet haben mag. Doch sei dem wie ihm wolle. Rousseaus weitergehende These, daß der Theismus überhaupt die Voraussetzung des guten Bürgertums sei, an die vom Redner einer jakobinischen Deputation erinnert wurde, hatte Robespierre nicht aufgenommen. Aber er beantragte ein Fest für das höchste Wesen (Buchez et Roux, Histoire parlementaire, Bd. 32, S. 364 ff.) und fungierte, als dieser Gottesdienst am 8. Juni 1794 nach dem Entwurfe Davids gefeiert wurde, als Hoherpriester.

Zu jener Zeit war schon der geniale charakter- und gemütvolle Dichter André Chénier in Haft und wurde, drei Tage vor Robespierres Sturz, im 31. Lebensjahre auf das Schafott gebracht. Nicht lange zuvor hatte er in seiner Ode an Charlotte Corday, die ihr Vaterland von dem bestialischen Marat befreit hatte und hingerichtet worden war, gerufen: „Auf dem Schafott hast du ruhig die Wut eines verworfenen Volkes verachtet, das voll Sklavensinn und fruchtbar in der Schmach, sich noch für frei hält und für souverän".

Sainte-Boeuve hat in seiner Causerie du lundi vom 19. Mai 1851 die Einvernahme Chéniers über seine Personalien wiedergegeben. „Schande für die Zivilisation", ruft er aus, „in welche Hände war dieses entzückende Genie (wie ganz Frankreich) geraten!" Das Interrogatoire, das natürlich nicht von den rohen und unwissenden Sanskulotten ausgedacht war, die die Einvernahme vorgenommen haben, erinnert in seiner Art und Ausführlichkeit ganz merkwürdig an die Tabellen, welche die Aufnahmewerber für den Illuminatenorden Weishaupts ausfüllen mußten und wie sie 1787 in München nach seiner Aufhebung in Bayern veröffentlicht worden sind.

Es waren Zeiten, wie sie seither im bolschewistischen Regime in Rußland, Bayern und Ungarn erlebt wurden. Unterm 8. Februar 1793 beendete Schiller einen langen Brief philosophischen Inhalts an Körner mit den Worten: „Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung

mehr lesen, so ekeln diese elenden Schinderknechte mich an". Das neue System berief sich auf Rousseau, aber keineswegs auf Holbach und Voltaire. Der unglückliche Georg Forster, ein genialer Mensch und wie Schiller in jungen Jahren an einer nie recht bekanntgewordenen Krankheit unerwartet gestorben, schrieb unterm 19. Juli 1793 aus Paris an seine Frau: „Ich habe in diesen Tagen an der Menschheit gleichwohl große Freude ... Ein anderes Beispiel hier, vor aller Augen, wird einst die Geschichte des Kampfes veredeln ... Die fanatische Überzeugung der Mörderin Marats (d. i. der Charlotte Corday), thut hier nichts zur Sache, sie mag Irrtum oder Wahrheit zum Grunde haben, wohl aber die Reinheit ihrer Seele, die von ihrem Zweck so ganz erfüllt war und mit so schöner Heldenstärke alle Folgen der That hinnahm. Sie war blühend von Gesundheit, reizend schön, am meisten durch den Reiz der Unverdorbenheit, der sie umschwebte ... Ihre Heiterkeit blieb bis zum letzten Augenblicke auf dem Blutgerüste, wo ich sie hinrichten sah. Ihr Tod that mir wohl für sie ... Man fragte sie, ob sie einen Priester wolle? Nein. Vielleicht weil du keinen unbeeideten bekommen kannst? Ich verachte sie alle beide." In einem letzten Briefe aus dem Gefängnis zitiert sie den Vers Corneilles, daß nicht das Schafott die Schande bedeutet, sondern das Verbrechen. Schon ein Jahr zuvor hatten Untermenschen das schöne blonde Haar des edlen abgeschlagenen Hauptes der treuen Gefährtin der Königin, Lamballe, coiffieren lassen und dieses Haupt dann im Triumphe auf einer Picke vor das Fenster getragen, hinter dem Maria Antoinette gefangen war. Am 16. April 1793 hatte Forster seiner Gattin aus Paris geschrieben: „Du wünschest, daß ich die Geschichte dieser greuelvollen Zeit schreiben möchte? Ich kann es nicht! O, seit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution ist, ekelt sie mich an. Ich konnte fern vor allen idealistischen Träumereien, mit unvollkommenen Menschen zum Ziel gehen, unterwegs fallen und wieder aufstehen und weitergehen, aber mit Teufeln, und herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es mir eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde, und an dem Lichte der Sonne. Die schmutzigen unterirdischen Kanäle nachzugraben, in welchen diese Molche wühlen, lohnt keines Geschichtsschreibers Mühe."

Horace Walpole wunderte sich in einem Briefe an Seymour Conway vom 27. September 1791, daß die Deutschen in Frankreich intervenieren wollen; sie mögen doch Frankreich zugrunde gehen lassen, statt durch ihre Intervention die dortigen Parteien zu stärken. Es ist das wohl derselbe Standpunkt, den die Engländer gegenüber dem bolschewistischen Regime in Rußland eingenommen haben. In einem anderen Briefe, vom 31. August 1792, an denselben, möchte er den schaudervollen Terrorismus der französischen Revolutionäre die „Franzosenkrankheit" nennen. Dieser Name ist aber geradeso falsch, als wenn man den Bolschewismus die Russenkrankheit nennen wollte. Eine Krankheit liegt da freilich vor. Aber es ist, wie wir erkennen müssen, die Krankheit des alten Testamentes und des mit ihm untrennbar verbundenen Christentumes, das den entsetzlichen Terror gegen die Albigenser geradeso aus alttestamentarischen Wesen übernahm, wie die französische Revolution ihre Terreur aus alttestamentarischer Mentalität, wie die geheimen Orden ihren Geheimnis- und Gehorsamsterror, und wie der Bolschewismus in Rußland seine Ausmordungstaktik. Diese alttestamentarischen Sekundo- und Tertiogenituren haben ihre Freiheit in der Unfreiheit des Schreckens; sie haben ihre Gleichheit in der Entehrung; und sie haben ihre Brüderlichkeit im Hasse.

Eine Art Krönung dieser Lage war dann das vom Code Civil des Freimaurers Bonaparte festgelegte Prinzip, wonach die Untersuchung der Vaterschaft verboten ist.

Was nun die Geheimbürgschaft der Freimaurer weiter anbelangt, so liegt mir die eigentümliche englische Schrift eines gewissen Eduard Heine aus dem Jahre 1871 vor, aus einer Zeit, da Disraeli schon Führer der englischen Konservativen, und Viktoria längst Königin war, die Tochter einer Prinzessin von Sachsen-Koburg, die bezeichnenderweise selbst wieder unter vielen Freiern einen Koburger bevorzugte. Jene Schrift nun sucht die Identität der englischen Nation mit den verlorenen israelitischen Stämmen nachzuweisen*) und fand damals eine verhältnismäßig große Verbreitung. Als einen Identifikationsgrund aber führt sie die Freimaurerei an, die ja israelitischer Herkunft sei und in England ihr Hauptquartier besitze; nunmehr werde sie erst recht gedeihen und einen mächtigen Lebensantrieb erhalten. Sogar eine „Identification-Society of London" war gegründet und mit reichen Mitteln ausgestattet worden**).

Reinhold aus Wien, Professor der Philosophie in Jena und Kiel, derselbe, von dem wir schon einmal gesprochen haben und der durch einen Brief an Baggesen die Pension veranlaßt hat, die der Herzog von Augustenburg an den in Not befindlichen Schiller so schön und taktvoll gab, — der ganze Hergang dieses Vorfalles ist die schönste Episode in den Personalien der deutschen Literatur —, dieser Reinhold hat kurz vorher, am 15. August 1791, an denselben eine Erwägung über die Freimaurerei geschrieben, in ihrem Seelenadel jener an die Seite zu stellen, die wir oben von Körner an Schiller vernahmen. „Geheime Verbindungen werden darum fast nie Gutes, fast immer Böses stiften, weil sie notwendig ausarten, wie sich die Zahl ihrer Glieder vermehrt. Übereinstimmung in der Denkart über das Eine, was not ist, macht die Kinder eines Geistes ohne alle Verabredung und Schwur zu einer für den großen Haufen unbegreiflichen öffentlichen geheimen Gesellschaft." Reinhold hat auch als Bruder Decius Vorlesungen gehalten, Aufsätze für das Wiener Maurerjournal geschrieben und in Umarbeitung 1788 auch in Leipzig erscheinen lassen über „die hebräischen Mysterien oder die älteste religiöse Freimaurerei". Die Philosophen Fichte,

---

*) Mit dem gleichen Rechte wurden früher einmal in Wien zum Vorschein gekommene hebräische Monumente mit den Jahreszahlen 2560, 3899, 4016 und 4320 nach Erschaffung der Welt, wie sie Lazius (z. B. S. 23 seines Werkes über die Völkerwanderung, 1564) verzeichnet, von diesem, von Fuhrmann und von der Hagen'schen Volkschronik dazu benützt, um Wien und den Wienern hebräische Gründung und Abstammung zuzumuten. Hormayer sagt darüber in seiner Geschichte Wiens (1823): „Jüdische Grabsteine zu Wien und zu Hainburg, mit der unsteten hebräischen Zeitrechnung vom Weltanfang, gelten für unzweifelhafte Reste aus einer zum Teile weit über Roms Erbauung hinausreichenden Zeit". Noch viel verwundernswerter als diese Monumente aber erklärt Hormayer mit Recht die Thatsache, daß solche Dinge neuerdings noch immer geglaubt werden.

**) Die armen bibel-geschlagenen Angelsachsen haben, gleichwie sich selbst, sogar die südindischen Todas, die im zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts entdeckt worden sind, für einen verlorenen Stamm Israels erklären wollen.

In den Nilgiris, den blauen Bergen Südindiens, wohnte dieser rätselhafte, athletische, licht und edel gestaltete, aber aussterbende Stamm der Todas, dessen religiöse Stätten nach Schlagintweit der Wahrheit gewidmet sind und von dem die Theosophin Blavatsky u. a. in der entschleierten Isis erzählt, daß die Gesichtszüge der Todas an die der alten Hellenen erinnern, nicht im mindesten aber jüdisch sind.

„Betrug und Lüge erscheinen ihnen unmöglich." Was oben die Wahrheit genannt worden ist, der sie huldigen, das ist vor allem die Wahrhaftigkeit.

Wir kommen hierauf noch kurz im 6. Abschnitt des letzten Buches zurück.

Fries und Schopenhauer haben die Juden als einen Staat im Staate aufgefaßt. Reinhold nennt sie direkt eine Nation von Eingeweihten. Er spricht damit ein großes Wort gelassen aus. Ich versage mir, wiederzugeben, wie abträglich Reinhold die Juden in diesem Buche weiter charakterisiert. Er weist aber auch darauf hin, daß sie sich nicht damit begnügten, ihren Nationalgott zu haben, sondern daß sie den anderen Völkern ihre Götter und Gebräuche verleidet haben, trotzdem Jahwe bezüglich seiner eigenen Satzung erklärt (Ez. 20. 25 f.): „So habe ich ihnen Satzungen gegeben, die nicht gut waren ... Ich machte sie unrein durch ihre Opfer ... um ihnen Grauen einzuflößen, damit sie erkennen, daß ich Jahwe bin*).

Reinhold gibt die Geheimnisse der Freimaurerei ohne weiteres zu und führt sie direkt auf die jüdische Theokratie zurück**).

Den nicht auserwählten Völkern haben die Juden vorerst das Christentum geboten, das ihren Nationalgott anerkennt und vom alten Testamente nicht zu trennen ist. Es läßt sich mit guten Gründen vermuten, daß sich

---

*) Schiller sagt zum Schlusse seiner Sendung Moses: „Ich muß die Leser dieses Aufsatzes auf eine Schrift von ähnlichem Inhalt: Über die ältesten hebräischen Mysterien von Br. Decius verweisen, welche einen berühmten verdienstvollen Schriftsteller zum Verfasser hat und woraus ich verschiedene der hier zum Grund gelegten Ideen und Daten genommen habe".

**) Das in Rede stehende Buch Karl Leonhard Reinholds ist sehr interessant. Sein eigentlicher Anlaß war die Auflösung des Illuminatenordens in Bayern. Reinhold meint, sie seien dem „Geiste der Nachfolger Arons" zum Opfer gefallen, der aus einem maurerischen Institute quelle, das der Prophetenschule im alten Judentume gleicht. Ein großer unbekannter Oberer vertrete im inneren Orden der Freimaurer die Stelle Arons und seiner Nachfolger. Es herrschte ein Orden, „dem nicht die Freimaurerei seine Existenz gegeben, sondern der die Freimaurerei geboren und sich derselben als eines mit Hieroglyphen gestickten Vorhangs bedient hat". Wir Maurer, sagt Reinhold, haben nicht schlechterdings an einem Gebäude zu bauen, sondern am zerstörten Tempel der Juden. Wie die Israeliten haben wir einen langweiligen und schaudervollen Aufenthalt in einem wüsten Orte durchgemacht und „der Glaube an die Wunder und Geheimnisse der jüdischen Religionsgeschichte ist in manchen der Grade und Systeme wesentlich und schlechterdings unentbehrlich". Diese Gesellschaft gehorcht Ritualgesetzen, deren vollständiger Sinn für so manche Eingeweihte ein Rätsel ist. Reinhold weist darauf hin, daß die hebräische Hierarchie in einem Körper vereinigt sei, „von dessen Einheit und Festigkeit man in allen künftigen Zeiten kein Beispiel aufweisen kann". Er weist auch darauf hin, daß der jüdische Sanhedrim „mit dem Eifer und der unerbittlichen Strenge eines römischen Ketzergerichtes" sein Richteramt ausübt. „Ich finde", so sagt er, „in den öffentlich gedruckten Geschichten unserer hohen Ordenskonvente die Geschichte des großen Sanhedrims der Hebräer wieder". Die ersten Grade der Freimaurerei seien wie der Vorhof eines Heiligtumes, das „den Heiden unzugänglich und nur einem auserwählten Volke offen" sei. „Unsere Zeremonien, unsere Sinnbilder, unsere Sprache usw. lassen sich aus der Wohltätigkeit in jedem nur möglichen Sinne so wenig erklären, als die hebräischen Ritualgesetze aus der Weisheit und Güte des höchsten Wesens." „Das ganze Publikum", und der Verfasser meint hierbei offenbar das freimaurerische Publikum, „weiß nun, daß der Zweck unseres Ordens selbst unsren bekannten verehrungswürdigen Häuptern ein tiefes Geheimnis war, das sich durch die vereinigte Anstrengung ihrer scharfen Blicke nicht durchdringen ließ". Der Untergang der Illuminaten in Bayern sei geschehen „zum warnenden Beispiele und heilsamen Schrecken aller derer, die sich beigehen lassen, das Organ des blinden Glaubens in ein Organ der Vernunft umschaffen zu wollen".

So urteilt der Freimaurer Karl Leonhard Reinhold, der erste Herold der Kantischen Philosophie, der Schwiegersohn des Dichters und Freimaurers Wieland — über die Freimaurerei. Man ist versucht, an die Enthüllungen der „zionistischen Geheimprotokolle" zu denken. Man erkennt, daß die Geheimbürgschaften, die Freimaurerei zumal, Tertiogenituren sind, nicht nur, von uns aus gesehen, der biblischen Mentalität, sondern von ihr aus gesehen, der jüdischen Theokratie. Und man bedauert, doch wundert man sich nicht, daß dieses wichtige Werk des bedeutenden Philosophen kaum aufzufinden ist.

das Christentum ursprünglich als eine geheime Gesellschaft, dem Freimaurertume ähnlich, also als eine Geheimbürgschaft, verbreitet hat. Der römische Schriftsteller Celsus, dessen „Wahres Wort“ gegen die Christen gerichtet gewesen und verschwinden gemacht worden ist, hat ihnen vorgeworfen, daß sie eine geheime Verbindung seien. Origenes, der christliche Presbyter, der anläßlich der Christenverfolgung unter Decius schwere Mißhandlungen erlitt und daran starb, aber vorher exkommuniziert worden war, schrieb ein Werk gegen jenen Celsus, das natürlich erhalten blieb. Darin bestreitet er keineswegs den erwähnten Vorwurf des Celsus, sondern sagt (Cambr. Ausg. 1677, S. 4), daß „die Agape, wie die Christen sie nennen, infolge der gemeinsamen Gefahr eingesetzt worden und stärker ist als feierliche Schwüre“. Agape, d. h. Liebe, und Minucius Felix nimmt in seiner gleichzeitigen Schutzschrift für das Christentum (Oct. IX. 2.) keinen Anstand, einen der Sprecher feststellen zu lassen, daß sich die Christen „durch geheime Merkmale und Kennzeichen erkennen und beinahe schon lieben, bevor sie sich kennen gelernt haben“. Plinius erklärt in seinem berühmten Briefe an Trajanus, daß er die christlichen Zusammenkünfte auf Grund des Verbotes der Hetairien eingestellt habe. Hetairien aber waren damals verbotene Verschwörungen, wie eine solche im alten Griechenland zur Aufrichtung der dreißig Tyrannen geführt hat. August Kestner hat im Jahre 1819 in Leipzig ein interessantes Werk herausgegeben über jene Agape oder „den geheimen Weltbund der Christen“, der, wie dort nachzuweisen unternommen wird, im Zusammenhange mit der heutigen Freimaurerei steht: beide als Postgenituren der alttestamentarischen Primogenitur des Judentumes. Dieser Weltbund wurde aufgelöst, als das Christentum die Herrschaft angetreten hatte.

Geradeso sehen auch die zionistischen sogenannten Geheimprotokolle das Ende der Freimaurerei vor, wenn ihre Dienste nicht mehr benötigt werden. In demselben 15. Geheimprotokoll oder Geheimvortrag der Weisen von Zion, wo dieses festgestellt wird, ist aber nicht nur die Freimaurerei als jüdische Postgenitur, sondern auch das Bestehen einer jüdischen Geheimbürgschaft innerhalb der Freimaurerei klargestellt*).

---

*) Die sogenannten Zionistischen Geheimprotokolle oder „Protokolle der Weisen von Zion“, die zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts zuerst in Rußland erschienen und angeblich Protokolle von Geheimsitzungen oder Geheimvorträgen auf dem ersten Zionistenkongresse in Basel im Jahre 1897 zum Inhalte haben, diese Protokolle sind ein der alttestamentarischen Mentalität entsprechendes Programm der Völkerverderbung und Völkerversklavung, wie es während und nach dem Weltkriege auf das Auffallendste wirklich in die Erscheinung getreten und durch die Ereignisse bewahrheitet worden ist. Diese Protokolle sind ein diabolisches Meisterwerk und dokumentieren die jüdische Geheimbürgschaft, die freilich nicht, wie der Freimaurer- oder Jesuitenorden, aufgelöst werden kann. Aber die sittliche Macht, die zur dauernden Weltregierung dieser Primogenitur der Geheimbürgschaften nötig wäre, fehlt ihnen ganz und gar; denn mit ungeahnter Verworfenheit wird da auseinandergesetzt, wie die Völker zugrundegerichtet werden können.

Ford, der amerikanische Milliardär, hat in seinem „Internationalen Juden“ den russischen Sowjet als einen jüdischen Kahal verifiziert. (I. 156.) Aber er hat insbesondere in zahlreichen, dort wiedergegebenen Artikeln des „Dearborn Independent“ ganz im Einzelnen nachgewiesen, daß die Protokolle der Weisen von Zion echt sind, d. h. daß sie das jüdische Weltprogramm bedeuten. „Ob die in den Protokollen niedergelegte Methode Beachtung verdient oder nicht, wird davon abhängen, ob sie durch thatsächliche Begebenheiten der Gegenwart bestätigt wird. Dieses ist der Fall; beide stimmen überein.“ (I. 199.) Bezeichnenderweise haben sich die gegnerischen Kritiker an den Inhalt selbst der Protokolle nicht herangemacht.

In dem obgenannten 15. Protokolle heißt es nun: „Haben wir endlich die Herrschaft erlangt, so werden wir dafür zu sorgen wissen, daß gegen uns keinerlei Ver-

Von der eben anmerkungsweise zitierten Behauptung Luthers ausgehend, die durch seinen schnellen Tod ein merkwürdiges Relief erhielt, wollen wir nun auf vielleicht ähnliche Ereignisse bedeutsamer Art zu sprechen kommen.

Es ist auffallend, wie das deutsche Volk einen Mozart in früher Jugend verloren hat. Wie frühzeitig dessen Genie erkannt worden ist, das beweist der ausführliche Brief des Baron Grimm in seiner Korrespondenz, dato Paris 1. Dezember 1763, über das ungeahnte Genie des damals siebenjährigen Knaben.

Goethe hielt Mozart für berufen, den Faust in Musik zu setzen, er selbst Freimaurer, wie Mozart auch, und vielleicht, weil in den Faust freimaurerische Dinge „hineingeheimnist" sind. Goethe seinerseits hat eine

---

schwörungen stattfinden können . . . Die jetzt bestehenden Geheimbünde, die uns alle wohl bekannt sind, und uns gute Dienste geleistet haben und noch leisten, werden wir sämtlich auflösen . . . So lange wir noch nicht zur Herrschaft gelangt sind, müssen wir vorläufig in der ganzen Welt die Zahl der Freimaurerlogen möglichst vermehren. Wir werden den Einfluß der Logen dadurch verstärken, daß wir ihnen alle Persönlichkeiten zuführen, die in der Öffentlichkeit eine Rolle spielen oder doch wenigstens spielen könnten. Denn wir sehen in den Logen ein Hauptmittel zur Verbreitung unserer Lehren und zur Verwirklichung unserer Ziele. Alle Logen fassen wir zusammen unter einer Hauptleitung, die nur uns bekannt, allen Andern aber unbekannt ist, nämlich unter der Hauptleitung unserer Weisen."

„Die Nichtjuden treten gewöhnlich aus Neugierde in unsere Logen ein. Viele hoffen auch mit Hilfe der Logen einflußreiche Stellen zu erlangen . . . Während wir Juden den äußeren Erfolg verachten und all unser Sinnen und Trachten darauf einstellen, unsere Pläne durchzuführen, sind die Nichtjuden im Gegenteile bereit, alle Pläne zu opfern, wenn sie nur den geringsten äußeren Erfolg einheimsen können. Diese seelische Veranlagung erleichtert uns ungemein die Aufgabe, sie nach unseren Zwecken zu lenken. Diese Tiger von Gestalt haben lammfromme Seelen; in ihren Köpfen aber weht der Zugwind. Wir haben sie auf ein Steckenpferd gesetzt und ihnen vorgemacht, daß die einzelne Persönlichkeit aufgehen müsse im Begriffe der Gesamtheit, dem sogenannten Kommunismus."

„Wie scharfsinnig ist doch der Ausspruch unserer alten Weisen, daß ein großes Ziel nur dann erreicht werden kann, wenn man in der Wahl der Mittel nicht wählerisch ist und die Opfer nicht zählt, die zur Strecke gebracht werden. Wir haben die Opfer vom viehischen Samen der Nichtjuden niemals gezählt, mußten freilich auch viele der Unsrigen opfern. Dafür haben wir unseren Leuten schon jetzt in der Welt eine Stellung gegeben, auf die sie in ihren kühnsten Träumen nicht zu hoffen wagten" . . .

„Der Tod ist das unvermeidliche Ende aller Menschen. Daher ist es besser, dieses Ende für diejenigen zu beschleunigen, die unserer Sache schaden, als zu warten, bis es uns, die Schöpfer des Werkes, trifft. In den Freimaurerlogen vollziehen wir die Todesstrafe auf eine solche Art, daß Niemand, außer den Brüdern, Verdacht schöpfen kann, nicht einmal die Opfer selbst; sie sterben, wenn es nötig ist, scheinbar eines natürlichen Todes. Da die Logenbrüder dieses wissen, so wagen sie niemals Einspruch zu erheben. Durch solche Maßregeln haben wir es erreicht, daß bei den Freimaurern jeder Widerspruch gegen unsere Anordnungen schon im Keime erstickt wird. Während wir den Nichtjuden den Liberalismus predigen, halten wir unser eigenes Volk und unsere Agenten in eiserner Disziplin." —

Hierzu sei angeführt, daß Luther unterm 5. Februar 1546 aus Eisleben, wo er beim Einfahren erkrankte, an seine Frau von den vielen Juden schrieb, die dort, zumal in Rißdorf beisammen waren. Drei Tage vor seinem Tode, am 15. Feber, hielt er seine letzte Predigt, in der er über die Juden sagt: „Wenn sie uns könnten alle töten, so thäten sie es gern und thuns auch oft, sonderlich die sich für Ärzte ausgeben, ob sie gleich je zu Zeiten helfen. Denn der Teufel hilfts doch zuletzt versiegeln. So können sie die Arznei auch, so man in Welschland kann, da man Einem ein Gift beibringt, davon er in einer Stunde, in einem Mond, in einem Jahr, ja in zehn oder zwanzig Jahren sterben muß. Die Kunst können sie." Weiteres ist der bezüglichen Anmerkung im achten Abschnitt zu entnehmen.

Der mosaische Bolschewismus bestätigt in seiner Art, was in der obenerwähnten zionistischen Schrift ausführlich dargethan ist.

Fortsetzung des Textes zu Mozarts Zauberflöte entworfen, dessen höheren Sinn für Eingeweihte er feststellt.

Mozart wurde nicht zu Grabe geleitet. Sein Sarg konnte später nicht festgestellt werden, wofern er überhaupt einen solchen bekam. Mozarts Ehegattin hat ihn auf dem letzten Wege nicht begleitet. Kein Grab zum Schmücken wurde den Hinterbliebenen gelassen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß über des Freimaurers Mozart letztes Schicksal und Begräbnis hier in Wien der Eindruck einer geheimen Ächtung schwebt. Seither gibt die Großloge Wien Schriften über ihn heraus.

Ein Eindruck geheimer Ächtung schwebt nicht minder, wie oben schon angedeutet, über den letzten Tagen des Freimaurers Lessing*).

Wirklich echte Persönlichkeit und Genialität mögen zuletzt, da doch der Heroismus ihrer Seele nicht ganz zu verdrängen ist, in einen solchen Gegensatz zur geheimen Bindung, zur Denkunfreiheit und zur geheimen Tendenz der Geheimbürgschaften stehen, denen sie anheimgefallen sind, daß sie dafür dem Elend oder gar dem Tode überantwortet werden. Waren doch, entgegen dem Befehle der Freimaurerschaft an Lessing, weitere Gespräche von Ernst und Falk über die Freimaurerei veröffentlicht worden. Hatte er doch auch die Absicht, eine Folge von Nathan dem Weisen zu schreiben. Und war ihm doch schon alsbald nach seiner Aufnahme in den Orden eine freche, auf den Fall des Ungehorsams gestellte Todesdrohung seitens des Großmeisters zugekommen.

Durch das Mitansehen solchen Terrors, solcher Verhängungen und ihrer Straflosigkeit werden die Mitglieder, wie wir oben aus den zionistischen Geheimprotokollen zitierten, terrorisiert und gezwungen, Dinge ruhig mitanzusehen, die zum Himmel schreien. So wird das angebliche Mysterium zur heuchlerischen Ausrede gemacht und der Charakter noch mehr verdorben als durch den offenkundigen Kadavergehorsam im Jesuitenorden. Was liegt solchen Menschen schließlich am Genius überhaupt? Ist nicht Schubert, einer der genialsten Liedersänger aller Zeiten, mit einunddreißig Jahren, immer wieder abgewiesen und gekränkt, in ärmlichsten Verhältnissen hier in Wien zugrundegegangen? Ist nicht der schon erwähnte geniale Georg Forster 1794 in jungen Jahren an einer rätselhaften Krankheit gestorben, und ebenso 1827 der geniale Jüngling Wilhelm Hauff? Sind nicht nach unsagbaren moralischen Leiden Hölderlin mit dreißig Jahren und Lenz mit achtundzwanzig Jahren auf immer in

*) Über Mozart und Lessing als Opfer der Freimaurerei ist im 4. Hefte von Daumers „Aus der Mansarde" zu lesen. „Armer Lessing!", so ruft er dort, „Dein Schicksal und Ende konnte kein andres besseres sein, als das deines großen Mitgenius und Mitmärtyrers, den man zu Wien, sei es an Gift, wie man glaubte und wie ich ebenfalls glaube, oder an Not, Elend und Gram, was nicht viel besser wäre, so himmelschreiend und unverantwortlich dahinsterben und untergehen ließ".

Bei diesem Anlasse ist wohl daran zu erinnern, wie der seinerzeit in der „öffentlichen Meinung" leider maßgebende jüdische Musikkritiker Hanslik und mit ihm eine ganze Meute von ebensolchen Kritikern Richard Wagner verfolgten und lächerlich machten, sodaß ein förmliches Schimpflexikon aus ihren Äußerungen zur schmählichen verächtlichen Erinnerung an sie zusammengestellt werden konnte.

Ohne den Bayernkönig Ludwig den II., den das von Wagner begangene Crimen laesae majestatis judaicae nicht genierte und der, durch seine bezügliche Haltung wahrhaft groß, das wahrscheinlich bitter gebüßt hat, wäre Wagner wohl zugrunde gegangen, der damals, beschimpft und mit allen Hunden gehetzt, fast schon zusammenbrach.

der Nacht des Wahnsinns untergegangen? Und dieser Abschnitt aus der Geschichte des deutschen Genies reicht nur von 1781 bis 1828, von Lessing und Mozart bis zu Hauff und Schubert. Und, um nicht bloß bei den Deutschen zu bleiben, hat nicht England in einem Zeitraum von drei Jahren, 1821 bis 1824, drei Genies im Alter von 36, 29 und 25 Jahren verloren: Byron, Shelley, Keats? Diese waren in Italien den freimaurerischen Carbonaris und durch Leigh Hunt vielleicht auch den damals hochgekommenen englischen Freimaurern verbunden gewesen. Was Frankreich betrifft, so klagt Chateaubriand in seinem Genie du Christianisme: „Es ist auffallend, daß Frankreich gegen Ende des vorigen (18.) Jahrhunderts drei schöne Talente in ihrer Jugend verlor: Malfilatre, Gilbert und André Chenier; die beiden ersten sind im Elend gestorben, der letztere auf der Guillotine".

Es ist natürlich keineswegs ausgemacht, daß jede dieser Tragödien unmittelbar der Freimaurerei zur Last fällt. Wohl aber sind sie alle zusammen ein trauriges Dokument dafür, wie einsam und sich selbst überlassen das Genie ist unter den christlichen Völkern Europas.

Wir wollen uns noch aus früheren Zeiten Raphaels, des genialsten Malers, des Meisters der Schönheit, erinnern. Er war ein sehr freimütiger Mensch. Darüber erzählt z. B. Castiglione in seinem Cortegiano, der acht Jahre nach Raphaels Tode erschien (S. 311 der späteren Lyoner Ausgabe), daß dieser den Kardinälen, die ihn zur Rede stellten, warum er die Apostelfürsten mit so roten Gesichtern gemalt, geantwortet habe, sie schämen sich im Himmel der jetzigen Kirchenregenten. Auffallend schnell und viel zu früh ist Raphael an seinem 37. Geburtstage am päpstlichen Hofe gestorben. Einige Tage vor seinem Tode hat er noch große Pläne gemacht. Auch sein Tod ist mit Zweifeln belastet*) Binnen vierundzwanzig Stunden ist er begraben worden, allerdings unter großer Teilnahme der Künstler und Anteilnahme der Großen.

Bedenken wir noch, daß über dem Schicksale und den kaum ahnend zu erfassenden Leiden erfolgreich vernichteter und unbekannt gebliebener Genies, wie sie nach den obigen Mitteilungen wohl anzunehmen sind, vergessende Finsternis und Stille lasten.

Die Freimaurerei ist durch die oben zitierten Geheimprotokolle und Reinholds Schrift genügend charakterisiert. Sie selbst ist ein Abbild der jüdischen Geheimbürgschaft und ihr Zeremoniell bestätigt das. Das niedrige Lockmittel der gegenseitigen Unterstützung ohne Rücksicht auf die Würdigkeit und der Köder der Sicherstellung beigetretener Schelme bestätigt das nicht minder, wie andererseits die bekanntgewordenen furchtbaren Eide, und wie das Geheimnis und die auf seine Preisgebung und auf den Ungehorsam gesetzte Strafe des Todes, der von den Händen unbekannter Vollstrecker verhängt wird: bekundend den alttestamentarischen Terror und die alttestamentarische Mentalität, die in dieser Geheimbürgschaft walten.

Dem große Publikum fällt es zumeist wohl gar nicht auf, wenn große Verbrecher jüdischer Abstammung durch die internationale „öffentliche

---

*) Vasari erzählt, daß der Arzt dem Raphael das Blut entnahm, das er zur Genesung gebraucht hätte. Der Herausgeber Massellt bemerkt hierzu, daß viele begründete Zweifel bestehen in Hinsicht auf die Todesursache des Raphael. Er selbst vermutet perniziöses Wechselfieber. Roscoe gibt in seinem Leben Papst Leo des X. (Band IV. S. 371 f.) der Ansicht Ausdruck, daß Raphael gar nicht an einer unvermeidlichen Krankheit gestorben sei, sondern infolge eigener Unerfahrenheit und infolge der Unwissenheit oder Verwegenheit seines Arztes.

Meinung" geschützt, und daß internationale Nachrichten ganz willkürlich berichtet und verschwiegen werden, und auch zwischen den Zeilen für das Judentum verständlich gemacht sind. Es scheint, daß ein jüdischer Schriftsteller nur dann ernst zu nehmen wäre, wenn er über all diese geheimen Tendenzen nicht trügerisch hinweggleitet, sondern sich offen dagegen erklärt.

Die arischen Rechtsanwälte, wofern sie nicht auch eingeweiht sind, machen, zumal wo große Interessen in Frage stehen, bei Gericht und Verwaltung nicht selten die deprimierende Erfahrung unerklärlicher Entscheidungen, bis sie endlich mit der Zeit geheime Gebundenheit und Abhängigkeit vermuten. Dasselbe Moment kommt zum Vorschein bei Besetzung wichtiger Ämter, bei der Gebarung in zwischenstaatlichen Konferenzen und bei der Verleihung und Vorenthaltung des Tagesruhms und Nachruhms*).

Latomia nennt sich die Freimaurerei. Das ist der antike Name für die Steinbrüche; er ist symbolisch, denn sie wurden als Gefängnis benützt.

---

*) Wie verlassen von allem Interesse und von allem Ehrgefühl die christliche Gesellschaft ist, welche schauderhafte Indolenz sie beherrscht, das kommt zum Vorschein aus dem Anlasse von Werken, welche große Autoren hinterlassen haben.

Daß Kants nachgelassenes Werk so lange verschollen war und auch bisher nur zum Teile genau veröffentlicht worden ist, mag darauf zurückzuführen, wenn auch keineswegs damit zu entschuldigen sein, daß es unvollendete Stücke enthielt und daß auch das übrige nur ungeprägtes Gold gewesen ist.

Auch Leibniz hat ein ungedrucktes umfangreiches und bedeutendes Werk hinterlassen, die Nouveaux Essais. Es war eine Darstellung seines Systems in Form einer Kritik Lockes. Er wollte dieses System auch selbständig darstellen, ist aber nicht mehr dazugekommen. Wie Ker von Kersland bekundet, wurde er begraben „wie ein Wegelagerer". Aber neunundvierzig Jahre nach seinem Tode hat Raspe dieses Werk in würdiger Weise veröffentlicht.

Reimarus, dessen nachgelassenes großes antimosaisches Lebenswerk noch heute, in seiner Gesamtheit wenigstens, ungedruckt ist, hatte Jahrzehnte daran gearbeitet und es im Jahre 1767 vollendet. Es sind bald 160 Jahre seitdem vergangen. Lessing hatte davon bekanntlich in den Wolffenbüttler Fragmenten einige Stücke veröffentlicht, so z. B. darüber, „daß die Bücher des alten Testamentes nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren". Strauß hat die Handschrift in Händen gehabt und nennt das Werk im Vorworte seiner Inhaltsangabe eines der merkwürdigsten und gediegensten Erzeugnisse des 18. Jahrhunderts!

Besser ist es dem französischen Pfarrer Meslier gegangen, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts ein umfangreiches Werk gegen das Christentum schrieb, das er sein Testament benannte. Voltaire und Holbach haben Jahrzehnte später Auszüge daraus veröffentlicht und 1864, mehr als 130 Jahre nach seinem Tode ist es in drei Bänden in Amsterdam in vollem Umfange erschienen. Ja zu Ende des 19. Jahrhunderts wurde Meslier sogar der Held eines deutschen Dramas. „Wie kann man sich einbilden und überreden", so heißt es z. B. in seinem Werke (I. S. 204.) über die Bibel, „daß ein Gott, der unendlich vollkommen sei, unendlich gut und unendlich weise, jemals solche grausame und barbarische Hinopferungen angeordnet hätte".

In unsere Zeiten reicht schon das nachgelassene Werk Schopenhauers Eis heauton, über sich selbst, das vollendet vorlag, jedoch über seine angebliche mündliche Anordnung von seinem Testamentsvollstrecker Gwinner vernichtet worden ist. Weshalb hat er es geschrieben? Lindner, der Schopenhauer kannte und auch dazu beigetragen hatte, den Greis dem Totgeschwiegenwerden zu entreißen, sagt in seinem „Worte der Verteidigung" (S. 6.): „Sehr seltsam aber bleibt es für mich, daß Schopenhauer selbst die Vernichtung dieser Schrift bestimmt haben soll. Mit seinen Äußerungen gegen mich stimmt das durchaus nicht überein." Deussen spricht seine Ansicht zwischen den Zeilen wie folgt aus (Gesch. d. Ph. letzter Band, S. 425): „. . . Wie diese Worte, so sind auch diejenigen ein Selbstbekenntnis, welche Gwinner in indirekter Rede (vermutlich aus dem verschwundenen Eis heauton) anführt." Angesichts dieser Sachlage bekommt die briefliche Mitteilung von Schopenhauers Lieblingsjünger von Doß ein besonderes Relief, daß Schopenhauer eine Schrift über das alte Testament beabsichtigt, vielleicht sogar geschrieben habe. (Brief an Gwinner.)

Ein alttestamentarischer Terror geht aus von der Freimaurerei*).

Nach dem Weltkriege waren die slawischen Staaten Europas, die einen dem Freimaurertume, der andere dem Jesuitismus so sehr verfallen, daß sie, die zu den „Siegern" gehörten, den Untergang des großen russischen Brudervolkes in der bolschewistisch-judäischen Verblutung und Verköterung geruhig mitangesehen haben.

Zwei mutiger Männer im Kampfe gegen die Seuche der Freimaurerei ist hier zu gedenken, die nach dem Weltkrieg den Kampf gegen dieselbe aufgenommen haben. Des Österreichers Wichtl, der nach dem Zusammenbruche das wichtige Buch schrieb über die Weltfreimaurerei — die Geschichte der Vorgänge vor seinem schnellen Tode wäre zu untersuchen — und des deutschen Weltkriegsfeldherrn Ludendorff, der 1927 mit seinem

---

Hebbels Tagebücher, die so selbständige Gedanken enthalten, wurden, wie der Herausgeber Werner klagt, von Felix Bamberg, entgegen Hebbels letzten Wunsche, einer teilweisen Konfiskation unterzogen! Man kann sich vorstellen, daß dieses aus dem Gesichtspunkte der alttestamentarischen Mentalität geschehen sei. „Er hat Blätter aus dem Tagebuche herausgeschnitten, anderes ausradiert und unleserlich gemacht, und uns durch diese Pietätlosigkeit um manches wichtige Dokument gebracht." Diese Handlungsweise verdiente, vor den Staatsanwalt und vor das Forum der Ehre zu kommen.

Ob die Vermutung richtig sei, daß die Fortsetzung von Lessings Nathan dem Weisen, „der Derwisch", nach seinem Tode verschwunden sei, läßt sich nicht feststellen. Über die wahrscheinliche Tendenz dieses Stückes haben wir im ersten Abschnitt des ersten Buches gesprochen. Lessings Bruder spricht nur davon, daß von dieser Fortsetzung nichts vorgefunden wurde. Er war beim Tode nicht anwesend und erzählt nur, daß „die Gesellschaft, die Lessing vor seinem Ende bei sich hatte, aus Christen und Juden bestand".

Im Jahre 1922 wurden Grillparzers „Geheimschriften", die der Gemeinde Wien fünfzig Jahre vorher anvertraut worden waren, zur gegebenen Frist eröffnet. Es fand sich nur Belangloses und fast gar nichts Unbekanntes vor. Parlament und Presse haben dazu nicht Stellung genommen.

Edmond de Goncourt hat über das Erscheinen der Ergänzungen seines so interessanten Journales verfügt, daß die ganze Wahrheit erst zwanzig Jahre nach seinem Tode veröffentlicht werden solle. Es sind schon mehr als dreißig Jahre verflossen; die Ergänzung ist aber im Buchhandel nicht bekannt. Auf eine höfliche Anfrage an den Präsidenten der Akademie Goncourt erhielt ich keine Antwort.

Es sei hier auch auf das, nach den erhaltenen Fragmenten zu schließen, bedeutsame, gegen das Christentum gerichtete Werk des byzantinischen Platonikers Gemistos Plethon verwiesen, der den Cosimo Medici zur Gründung der platonischen Akademie in Florenz veranlaßt und überhaupt den Westen erst mit den Werken Platons bekanntgemacht hat. Plethon nannte sein großes Werk eine Zusammenfassung der Gesetze und ging darin bis auf die Ideen des Zarathustra, sich auf dieselben stützend, zurück. Das Werk war nach Plethons Tode in einer Abschrift vorhanden, die in die Hände der Patriarchen von Konstantinopel, Gennadios kam, der sie verbrennen ließ.

Auch das theologische Hauptwerk des Paracelsus, welcher sowohl den Katholiken als den Protestanten als Ketzer galt, ist verschollen.

Der Mangel an Verecundia, den wir in den vorstehenden Fällen beklagen, aus derselben Quelle stammend, war es, dem der größte Teil der antiken und fast die ganze altgermanische Poesie und altprovençalische Literatur auf Nimmerwiedersehen zum Opfer gefallen sind.

*) Man hat auf die antiken Mysterien verwiesen. Dort waren aber alle Schuldbeladenen ausgeschlossen, sodaß z. B. der Kaiser Nero die Eleusinien nicht zu besuchen wagte, weil dort durch Heroldsruf alle impii et scelerati, alle Übelthäter abgelehnt wurden. (Sueton, Nero 34.) — So wurde auch in den engeren Kreis der Brahmanen nur zugelassen, wer reinen Herzens war.

Dagegen muß festgestellt werden, daß moderne Geheimbürgschaften nicht nur einerseits Genossenschaften zur gegenseitigen Förderung, ja zur strafgerichtlichen Immunisierung sind, sondern daß im Regime derselben Meuchelmörder, aus dem Hinterhalt auftauchend und dahin wieder verschwindend, Terroristen und Dolchmänner eine Rolle spielen, „Sicarier", wie wir sie im fünften Abschnitt als Leute im alten Judäa kennen gelernt haben.

Buche über die Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse hervorgetreten ist und diesen Ehrenkampf dann weiterführte.

Die Mißleitung der Völker durch die Geheimbürgschaften lenkt zur Versandung aller Sachlichkeit, zur Hinnahme von Unfähigkeit und Schlechtigkeit, und bringt sie so dem Untergang entgegen. Ein schrecklicher, ein furchtbarer Thatbestand. Rem publicam reddere miseram, die Völker elend machen: das scheint der letzte Leitspruch der Geheimbürgschaften. Es ist der Segen Isaaks, den sie verbreiten, offiziell dem Esau zugesprochen, und thatsächlich dem Jakob zugedacht von ihnen; die Ehren statt der Ehre; Würden an Stelle der Würde; Tageserfolg und Geschäft statt wirklicher Leistung; Gold an Stelle von Arbeitswert; Auserwählung statt Bewährung.

Wer immer zur Öffentlichkeit sprechen, wer immer Amt oder Vertrauensstellung bekleiden will, der sollte ehrenwörtlich seine Freiheit bekunden vom Joche der Geheimbürgschaften; seine Immunität gegenüber der geheimbürgschaftlichen Seuche.

Wenn in den Fleischkonservenfabriken Chicagos eine Rinderherde an das Messer geliefert werden soll, so leistet sie instinktiven Widerstand auf dem Wege zur Schlachtmaschine; aber da gehen abgerichtete Ochsen voran, die danach immer gutes Futter bekommen, und gutwillig zieht ihnen die Herde nach, zum Untergang. So hat sich auch im Völkerleben immer wieder der „Ochse von Chicago" gefunden, wenn Widerstände gegen die biblische Mentalität und gegen ihre Auswirkungen zu beseitigen sind.

Es ist klar, daß der gemeinsame Ursprung, die gemeinsame alttestamentarische Mentalität zuletzt die drei uns nun bekannten Geheimbürgschaften samt allen ihren Varianten und Nebengenituren in eine Front zusammenführen muß: Freimaurer und Jesuiten, Sozialdemokratie und katholisches Zentrum usw. unter der Herrschaft der geborenen Meister.

Zum Schlusse aber sprechen wir nun von den zwei ganz großen deutschen Opfern der Freimaurerei, symbolisch durch die Art, wie sie es wurden, von

Schiller und Goethe.

Wir haben bisher die Tragödie nicht erwogen von der Hinopferung und von der Lähmung der beiden klassischen, der beiden größten Dichter der Deutschen, durch die alttestamentarische Geheimbürgschaft des Freimaurertums. Schiller wurde ihr physisches Opfer. Goethe wurde ihr moralisches Opfer. Schiller war der Achilleus, der das heroische Leben gewählt hat. Goethe hat sich den antiheroischen Geheimbürgschaften zu eigen gegeben und sich von ihrem Terror zu befreien nicht die Thatkraft besessen, geschweige daß er den Freund gerettet hätte. Schillers Werke wurden bis zu seinem Tode immer gewaltiger. Goethes Werke waren im gleichen Alter immer schwächer geworden, und wurden es immer mehr und mehr.

Goethe war von vornherein zum wenigsten formal biblisch gesonnen. Das ging so weit, daß er im zwölften Buch von „Wahrheit und Dichtung" erzählt: „Ich erinnere mich noch genau, daß ich in kindlich fanatischem Eifer Voltairen, wenn ich ihn hätte habhaft werden können, wegen seines Sauls gar wohl erdrosselt hätte". Es handelt sich um jenes Drama, das wir schon im Abschnitt über „die Niederträchtige" in den Briefen Friedrich des Großen erwähnt haben. Wir wollen hier eine kurze Szene aus dem Drama zitieren, die ungefähr einen Begriff des ganzen gibt. Saul: Und

wessen soll ich schuldig sein? Samuel, der hohe Priester, auf Agag den König der Amalekiter weisend: Den König geschont zu haben. Agag: Wie, die schönste Tugend sei bei euch Verbrechen? Samuel: Schweig und lästere nicht. (Zu Saul) Saul, bisher König der Juden, hatte dir nicht Gott durch meinen Mund befohlen, die Amalekiter alle umzubringen und selbst der Frauen, Mädchen und Säuglinge nicht zu schonen? Agag: Dein Gott hat das befohlen? Du irrst und wolltest sagen, dein Teufel.

Andererseits hatte Goethe, so heißt es in den Erinnerungen an K. Ph. Moritz, die noch im 18. Jahrhundert erschienen, eine Schwäche darin erblickt, in der Freimaurerei überhaupt etwas zu suchen. Ja, 1791 hat er in seinem Lustspiel „Der Großkophta" sogar die Schädlichkeit der geheimen Gesellschaften öffentlich gebrandmarkt. (Wir kommen darauf in einer bezüglichen Anmerkung zum 22. Abschnitt des III. Buches zurück.) Doch hat er sich nicht mehr befreien können.

Sein Faust war frei begonnen und der freie Teil ist wirksam, als wäre er heute geschrieben. Andere Partien, der zweite Teil zumal, machen den Eindruck, als wären sie zusammengeheimnist. Eine antifreimaurerische Enthüllungstendenz könnte sogar vielleicht darin gesehen werden. Man bedenke nur z. B. folgende Stelle, in welcher Mephistopheles, der Meister jüdischer Tendenz, auf Asmodäus, den talmudischen Aschmedai, hinweisend, ausruft: „Und laßt mir jene Streite von Tyrannei und Sklaverei beiseite. Mich langeweilts; denn kaum ist's abgethan, so fangen sie von vorne wieder an; und keiner merkt: er ist doch nur geneckt vom Asmodäus, der dahinter steckt. Sie streiten sich, so heißt's, um Freiheitsrechte, genau besehn sinds Knechte gegen Knechte." Eine Flucht in die Öffentlichkeit ist Faust nicht gewesen. Vielleicht war eine solche im damaligen Weimar gar nicht möglich. Nur für Eingeweihte ist dieser Faust vielleicht ohne weiters verständlich. Vielleicht ist er aber ein Bekenntnis, vielleicht soll er eine Warnung sein. Jedenfalls schildert Goethe den Faust, und auch vielleicht damit sich selbst, als hörig und schlecht geworden durch den Pakt mit dem Bösen. Mephisto opferte durch ihn das liebe deutsche Gretchen, das leider keine Gudrun, keine Thusnelda mehr ist, auch diese beiden aber, wohlgemerkt, das Gegenteil von Töchtern der Nacht, von Megären. Goethes Genie ist unter dem Joche der Freimaurerei fast zum Ersticken gekommen. Und nicht umsonst warnt er im Faust vor bloßem Wort statt edler That. Genie ohne Heroismus ist gelähmt. Goethe als Freimaurer war wahrlich Pegasus im Joche. Die Freimaurerpropaganda, die zu seinen Gedenktagen für ihn immer wieder auf das Taktloseste getrieben wird, bringt dieses Joch nur immer wieder bloßstellend in schmähliche Erinnerung.

Während einem Schiller und Hölderlin das deutsche Herz geblutet hat, sah der Freimaurer Goethe geruhig hin auf Bruder Bonaparte.

Goethe meint zu Eckermann unterm 14. April 1824, daß Schiller vor ihm die Avantagen der Subjektivität des Zeitalters hatte, während er selber objektiv sei. Schiller war aber nicht subjektiv, sondern wahrhaftig, und Goethe hat seine geheimbürgschaftliche Gebundenheit nicht in die Öffentlichkeit gebracht.

Vorzeitig und überraschend hat das deutsche Volk seinen größten Dichter Friedrich Schiller verloren, mitten in der Epoche dessen größter und bester Wirksamkeit. Um Schillers Tod liegt ein aufreizendes Geheimnis! Ein Dunkel, das erst ins Dämmerlicht gerückt wird durch sein einsames und nächtliches Begräbnis. Noch heute wirkt dieses Begräbnis wie

ein Fanal der nationalen Schande. Vergeblich war von Schwabe versucht worden, eine würdigere Art der Bestattung durchzusetzen. Schillers Gattin hat den Toten nicht zum Grab geleitet. Im Inneren der Wohnung hörte Schwabe, als der Tote Nachts abgeholt wurde, dumpfes Weinen und Schluchzen, und so wird es auch, wovon wir früher gesprochen, bei Mozart stattgefunden haben. Nicht einmal ein Grab zum Schmücken oder zur Erhebung wurde den Hinterbliebenen, wurde dem Volke gelassen. Merkwürdige Parallelen zwischen Schillers und Mozarts Schicksal! Andererseits zwischen der Freimaurerpropaganda für Goethe und Beethoven! Hatte man Schiller die Rolle Spiegelbergs in den Räubern nicht verziehen? Leset sie daraufhin wieder! Hatte man den Tell gehaßt und spätere Werke gefürchtet? Auch Goethe hat das Begräbnis gemieden*).

---

*) In der Zeitung für die elegante Welt in Leipzig ist unterm 21. Mai 1805 ein Bericht aus Weimar über Schillers Begräbnis enthalten, in welchem es heißt: „Ich glaube fast, daß noch kein Mensch so in der Stille begraben worden ist, als hier der berühmte Schiller". Ähnlich berichtet die von Archenholz herausgegebene „Minerva" vom Juni 1805 (S. 548 ff.). Froriep, der mitteilt, daß er teilgenommen hat, schreibt in dem Schilleralbum vom Jahre 1837 darüber: „Ich begreife noch nicht, wie das so kommen konnte". Näheres ist dem seltenen Buche von Julius Schwabe über „Schillers Bestattung und die Auffsuchung und Beisetzung seiner Gebeine" (Leipzig 1852) zu entnehmen, dessen Vater, der spätere Bürgermeister von Weimar, Schillers Begräbnis und seine Versenkung in das Massengewölbe miterlebt hat, wie wir oben erwähnten. Welchem Drucke waren wohl Goethe und Herzog Karl August, beide Freimaurer und früher Illuminaten, und beide in Weimar, damals ausgesetzt?

Man hat angesichts der Unerklärlichkeit der Vorgänge ablenkend auf ein angebliches Todesurteil Napoleon Bonapartes verwiesen. Doch diese Verweisung ist ganz klar nur eine Finte der Freimaurerei. Eines ist freilich zutreffend: die bekannte Rücksicht, die Napoleon Goethe zuteil werden ließ und die Verleihung des Ordens der Ehrenlegion an ihn. Beides ist aber durch die Freimaurerei unschwer erklärbar. Es ist auch evident, daß Lessing und Mozart, bei deren Tode ähnliche Umstände, wie wir sahen, festzustellen sind, in keiner Richtung Napoleons Gegnerschaft hervorgerufen haben können. Lessing starb schon 1781 und Mozart 1787. Auch bei Schillers Tode war die Schlacht bei Jena noch lange nicht geschlagen. Auch ließ Napoleon seine Todesurteile öffentlich ausführen, da sie abschrecken sollten. Endlich hätte man nach dem baldigen Sturze Napoleons davon erfahren müssen, und das schmähliche Verhalten bei dem Begräbnis wäre damit nicht erklärt. Dieses, zumal aber Goethes Betragen, kann wohl nur auf den Einfluß der Freimaurerei und auf die Einschüchterung durch sie zurückzuführen sein.

Schillers Beerdigung war nicht die eines Dichterfürsten, auch nicht die eines Märtyrers, sondern die eines Verfemten!

Wie anders war vorher in Weimar des Freimaurers Herder Begräbnis begangen worden. Wie die Witwe Herders (dessen Werke Bd. 40 S. 234) mitteilt, wurde er am 21. Dezember 1803, drei Tage nach seinem Tode, in der Weimarschen Stadtkirche unter großem Gepränge vor 4—5000 Menschen und nach einer ergreifenden Gedächtnisrede zu Grabe gebracht. Ähnlich wurde bald nach Schillers Tode die Bestattung des Freimaurers und Dichters Wieland begangen, dem Goethe die große Gedächtnisrede hielt, und noch großartiger später die Bestattung Goethes selber. Was aber die allgemeinen Verhältnisse bei Schillers Tode anbelangt, so weist Archenholtz darauf hin, daß unmittelbar vorher der prächtige Empfang einer Prinzessin in Weimar stattgefunden hatte. Andererseits hätte vaterländische Trauer gerade Schillers Leichenbegängnis zu einem feierlichen machen müssen, woran nur die Freimaurerei kein Interesse hatte.

Die Behauptung, Goethe sei durch seine damalige Krankheit verhindert gewesen, an Schillers Leichenbegängnis teilzunehmen, trifft nicht zu und würde das demonstrative Fernbleiben Anderer auch nicht erklären. Charlotte von Stein schrieb am 11. Mai 1805, d. i. am Tage vor der nächtlichen Beerdigung Schillers, an ihren Sohn Friedrich einen Brief, aus welchem klar hervorgeht, daß damals Goethe schon gesund, aber auch in Kenntnis von Schillers Tode war, was ebenfalls in Abrede zu stellen versucht wird: „Goethe ist völlig wieder hergestellt und kommt jetzt öfter zu mir. Schiller bleibt ihm ein unersetzlicher Verlust." (Goethes Briefe an Frau von Stein, 3. A. II. S. 372; Bode, Goethe in vertr. Brfn. sr. Zeitgen. II. S. 48.) Ja Goethe selbst schrieb am gleichen Tage

Wie ist das alles nur möglich gewesen? Wie ist es möglich gewesen, daß die Weimarer Bürger diese Demütigung und Herabwürdigung der deutschen Volksehre hingenommen haben? Welcher Terroreinfluß vermag das zu erklären? Hatte der fünfundfünzigjährige Goethe kein heroisches, selbstloses Blut mehr in den Adern?

Es ist Thatsache, daß die großen Werke des genialen Goethe in den noch folgenden fast drei Jahrzehnten an einer eigentümlichen und auffallenden Kälte, gewissermaßen an einer unbewußten inneren Unfreude leiden, die vielleicht die Folge davon ist, daß durch die nun eingetretenen Exzesse freimaurerischer Gebundenheit Goethes heroische Gesinnung erlosch. Dachte daran Heinrich Heine, als er über den achtzigjährigen Goethe das ihm freilich keineswegs zustehende Urteil schrieb: „Armes deutsches Volk, das ist dein größter Mann"?

Dagegen ist Schiller, in seinen letzten Werken zumal, noch heute lebendig wie je, und seine Persönlichkeit löst in uns so große Liebe aus und Sehnsucht nach ihm selber, daß wir unbedenklich Jahre unseres Lebens dahingeben würden, könnten wir damit erreichen, das er, der kurz vor seinem Tode den Tell geschrieben und in seinem unvollendet gebliebenen Werke Demetrius die höchste unvergleichliche Meisterschaft erreichte, daß er, dessen Seelenadel nie versagte, um solche Frist noch länger gelebt und geschaffen hätte.

Goethe wollte Schillers Demetrius vollenden. Aber dieser Ausführung setzten sich Hindernisse entgegen, die er „durch Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte", und, so sagt er weiter in seinen Annalen, „ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich ver-

---

an Eichstädt von Schillers Abschied. Karl Goedeke, von dem die Goethegesellschaft rühmt, daß ihm der Nachlaß Schillers von der Familie jahrelang anvertraut gewesen ist, hat in seinem Grundriß der deutschen Literatur aus den Quellen (1859, II. S. 845) von Goethe in Hinsicht auf Schiller gesagt: „An dem Leichenbegängnis nahm er keinen Anteil; für die Familie des Verstorbenen hatte er keine Sorge; die laut verlangte Trauerfeier auf der Bühne erklärte er für eine Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden." Die Briefe von Schillers Witwe nach dessen Tode haben bei der Veröffentlichung Auslassungen erfahren, die durch Striche gekennzeichnet sind. Aber am 12. Juni 1805 anwortet Prinzessin Karoline Louise auf einen solchen Brief und sagt: „Daß Ihnen unserer anderer Freund (Goethe) nicht so wohlthätig sein kann, thut mir leid für ihn". (Urlich, Charlotte von Schiller, II.) Wilhelm von Humboldt schrieb in solcher Hinsicht noch am 9. Jänner 1809 an seine Frau einen Brief (Bode, a. a. O. S. 193), aus dem hervorgeht, daß zwar nicht die Geheimbürgschaften und nicht Goethe, wohl aber die Deutschen Schiller geliebt haben: „Wie viel doch in Deutschland trotz des Unglücks der Zeiten für die Schillerschen Kinder geschehen ist, sollte man nicht denken. Noch jetzt hat man ihnen ein Benefiz in Wien gegeben, das ihnen 6000 Taler, nur freilich in Papiergeld, eingebracht hat. Iffland in Berlin hat sich auch sehr brav gezeigt. Leider aber Goethe gar nicht. Er hat fast gar keinen Anteil geäußert. Als Schiller starb, war zwischen ihm und Goethe eine leichte Brouillerie; teils deswegen, teils weil er selbst eben von einer großen Krankheit kam, hat ihn Goethe in seiner Krankheit nicht gesehen; aber wunderbar ist es, daß er auch Monate nachher die Wolzogen und die Lolo (Schillers Schwägerin und Gattin) vermieden hat. Jetzt erst ist er wieder sehr gut mit beiden. Ohne das Legionskreuz (Napoleons) geht Goethe niemals, und von dem, durch den er es hat, pflegt er immer „mein Kaiser" zu sagen."

Goethe hat sich leider auf die Freimaurerei gestützt. Mit einunddreißig Jahren wurde er als Lehrling aufgenommen, bald darauf wurde er Meister und trat dem „inneren Orden" bei. Auch seinen Sohn hat er, noch zehn Jahre nach Schillers Tode, der Freimaurerei zugeführt. Goethe war auch mit zweiunddreißig Jahren Illuminate geworden. Sein Name war dort Abaris, nach einem antiken Wunderthäter, den Toland aber für einen Druiden hält. „Heil uns, wir verbundenen Brüder wissen doch, was keiner weiß." „Niemand soll und wird es schauen, was einander wir vertraut, denn auf

setzt fühlte. Nun war mir Schiller erst recht entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich aufzurichten gedachte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte." Es kann nur angenommen werden, daß jene Hindernisse dort lagen, wo auch die Hindernisse herkamen, an dem Leichenbegängnisse teilzunehmen und im Theater eine Totengedenkfeier zu veranstalten. Goethe hatte eben, wie Faust mit Mephisto, mit den Geheimbürgschaften einen Bund geschlossen, ähnlich wie die Völker den neuen biblischen Bund mit Jehova.

Wenn wir Schillers gedenken, so geschieht es mit Freude und Stolz, wie das Gedenken an Hermann, der dem Segest, an Siegfried, der dem Hagen, an Balder, der dem Loke zum Opfer fiel, der aber zuletzt wieder strahlend dasteht in immer neuer Herrlichkeit. Gleichwie Schiller selber im Entwurfe jenes Gedichtes, dem man den Titel „Deutsche Größe" entnimmt, uns gesagt hat und dessen Verse nach dem Weltkrieg noch prophetisch beachtenswerter klingen: „Stürzte auch in Kriegsflammen Deutschlands Kaiserreich zusammen, Deutsche Größe bleibt bestehn . . . Weh und Schmach dem deutschen Sohne, der die angeborne Krone seines Menschenadels schmäht."

Vorsicht für das neue immer wieder frische Blut! Gedenken wir Schillers und Goethes. Beide wurden Opfer der Geheimbürgschaften. Der eine hat den Leib verloren, dem andern wurde die Seele versehrt. In den Hallen der Kultur gilt es eine wirksame Warnung anzuschlagen vor den Geheimbürgschaften!

Schweigen und Vertrauen ist der Tempel aufgebaut." So sagt Goethe, und er wird noch heute als ein maurerisches Vorbild gefeiert und mit einer sogar international durch die üblichen Sensationsmittel geförderten Propaganda begünstigt. So fühlt man Absicht und man wird verstimmt, würde Goethe selber sagen. Schiller hat von den Freimaurerliedern gesagt, daß ihr Ton der heilloseste von allen ist und daß Goethe selbst einige platte Sachen bei dieser Gelegenheit ausgehen lassen. (Brief an Körner vom 18. Feber 1802.) Schiller wird womöglich totgeschwiegen. Das springt ja heutzutage sozusagen in die Augen. Wir wollen eine Strophe der edlen österreichischen Erzählerin Ebner-Eschenbach aus ihrem Schillerdrama Doktor Ritter anführen, wo sie, auf solche Dinge offenbar bezugnehmend, sagt: „Dem Tage Heil, an dem in allen Weisen wir unsern Schiller jubelvoll lobpreisen! Noch gestern hätte keiner ihm gehuldigt, der sich bei Goethe nicht vorher entschuldigt."

Hermann Ahlwart hat in einer Broschüre „Mehr Licht" (Lorch o. J.) zwei Kapitel geschrieben: Schillers Hinrichtung und Mozarts Hinrichtung, in denen er das Verschulden dem Illuminatenorden zuschreibt. Jedenfalls waren damals geheimbürgschaftliche schmähliche Einflüsse am Werke, um edle autonome Geister zu vernichten. Der Wiener Schuldirektor Haller hat anläßlich der Übergabe seines Werkes „Schiller muß also auferstehen" (Duisburg, 1922) neuerlich darauf aufmerksam gemacht.

Da wir nun oben aus Goethes Maurerlied „Verschwiegenheit" zitiert haben, so wollen wir gerechterweise nicht unterlassen, hervorzuheben, wie Verse seines der Loge im Jahre 1814 gewidmeten „Symbolum" den edlen Carlyle ergriffen haben. Auf diese kam er nämlich zurück, als sein Lebensende gekommen war und er vom unbekannten Jenseits sprach: „Hier winden sich Kronen in ewiger Stille, die sollen mit Fülle die Thätigen lohnen; wir heißen euch hoffen". — Um Carlyle aber nicht mißzuverstehen und ihn in seiner Unbefangenheit richtig zu würdigen, sei es gestattet, zum Schlusse dieser Anmerkung eine bezeichnende Episode mitzuteilen. Als im Jahre 1848 in England das „Judengesetz" den Juden Eingang ins Parlament verschaffen sollte, und das Schicksal des Gesetzes noch unbestimmt war, da wandte sich Rotschild an Carlyle mit dem Ersuchen, hierfür einzutreten; er könne eine beliebig hohe Summe für eine bezügliche Flugschrift verlangen. Carlyle aber schrieb zurück, daß er dazu nicht in der Lage sei, aber auch den Wunsch gar nicht verstehe, da die Juden doch dem Kommen des Messias entgegensehen, und das Parlament für sie eine heidnische Versammlung sei. (Froude, Das Leben Carlyles, II. 10.)

26. Der Weltkrieg der Geheimbürgschaften.

Der Weltkrieg entsprang dem Morde an der willensstarken Persönlichkeit des österreichischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajewo durch jugendliche serbische Emissäre, die, wie der spätere Prozeß gegen sie ergab, mit dem Freimaurerorden in Verbindung standen. Wie Hödur von Loki wurden sie als Mörder vorgesendet. Was hat die serbischen Freimaurer und was hat ihre serbischen Mordgesellen gekümmert, daß Österreich drei Jahrzehnte früher ihr Vaterland nach dessen Niederlage bei Slivnica gerettet hat?

In dem trotz der Kriegszeit und der folgenschweren That normal und ordnungsmäßig geführten Strafprozesse erklärte gleich am ersten Verhandlungstage der Attentäter Cabrinovic: „In der Freimaurerei ist es erlaubt, zu töten; Ciganovic sagte mir, sie hätten Franz Ferdinand schon vor einem Jahre zum Tode verurteilt". (Pharus, der Prozeß gegen die Attentäter, S. 14.) Der Attentäter Princip, der den Thronfolger und dessen Gattin erschoß, sagte dasselbe Tags darauf. (Ebenda S. 33.) Auch von einem unbekannten Freimaurer ist die Rede, dessen Name aber von den Attentätern selbst nicht genannt wird, und der vorher im Zusammenhang mit dem Attentate u. a. nach Budapest und Paris gereist sei. Wie Graf Czernin (Im Weltkrieg, S. 58) berichtet, wußte der Thronfolger, „daß die Freimaurer seinen Tod beschlossen hätten". Der Vollzug dieses Mordes löste bei den westlichen Regierungen jene entrüstete Abwehrstimmung nicht aus, auf die die damalige deutsche Diplomatie, bezüglich Englands wenigstens, offenbar gehofft hat. Und es war ein nicht minder charakteristischer, viel zu wenig beachteter Umstand, daß der Friede von Versailles an dem Jahrestage dieses Mordes, am 28. Juni 1919, unterzeichnet werden mußte.

Der Weltkrieg und der ebenso verhängnisvolle dreißigjährige Krieg entsprangen, nebenbei bemerkt, einem slawischen Attentate.

Wir wollen uns Rechenschaft geben, über die Lage vor Ausbruch des Krieges. Frankreich, Serbien und auch Ungarn wurden damals freimaurerisch, u. zw. vom Pariser Großorient, dirigiert. Das serbische Freimaurerregime, das auf die Ermordung des letzten Königs aus dem Hause der Obrenovic elf Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges gefolgt war, mochte das südslavophile Programm des Thronfolgers fürchten. Das freimaurerische Ungarn fürchtete nicht minder dieses Programm, aber auch die Abneigung dieses Erzherzogs, und hatte nach gelungenem Morde ebensowenig Anlaß zu einer kriegerischen Bethätigung, wie jene Hofkreise einschließlich des Kaisers Franz Joseph, denen der Thronfolger sozusagen ein Dorn im Auge gewesen ist, zumal er illegitim geheiratet hatte*). Ich erinnere mich an sein nächtliches Leichenbegängnis „III. Klasse", so war die offizielle Bezeichnung, das in mancher Hinsicht dem Begräbnis Schillers zu vergleichen war und zu einer Demonstration des Adels Veranlassung gab. Der deutsche Kaiser, der einige Tage vor dem Morde Gast des Thronfolgers auf dessen Schlosse gewesen war, hat freilich anders als die Wiener Hofkreise empfunden.

*) Franz Ferdinand war ein guter Vater. Von der Kugel getroffen, gedachte er schmerzlich seiner jungen Kinder. Als seine Gattin, die er aus Liebe geheiratet hatte, ebenfalls getroffen über ihn hinsank, entrangen sich ihm die Worte: Sopherl, Sopherl, stirb nicht, bleib für unsere Kinder!

Überall in Europa herrschte eine ganz unsachliche Beurteilung.

Der Chef der deutschen Freimaurer war damals ein gewisser Kohn. Die Freimaurer haßten das Zarentum, das klerikale Habsburgertum, und besonders den österreichischen Thronfolger. Die Jesuiten hinwiederum haßten das orthodoxe Rußland und das protestantische Deutschland. Der Papst bestärkte die Unbeugsamkeit gegenüber dem orthodoxen Serbien.

Wir haben oben von Serbien und von Ungarn als von Filialen des französischen Großorients gesprochen. Frankreich selbst war dessen besonderer Wirkungskreis und er fürchtete wohl ein willensstarkes Regime des österreichischen Thronfolgers, sowohl in Hinsicht auf die dadurch eintretende Stärkung des mit Österreich verbundenen Deutschen Reiches, als auch auf die gleichzeitige Steigerung der Bedeutung des Katholizismus. Wir sahen oben, wie die Mordverbindung nach Paris gereicht hat. Dort wurde dann, einige Tage vor dem wirklichen Ausbruch des Krieges, der unabhängige Parlamentarier und ehrliche Kriegsgegner, der blonde Jaurés, dessen Einfluß und dessen Enthüllungen man wahrscheinlich fürchtete, ebenfalls ermordet, sein Mörder aber freigesprochen! Offenbar der zweite Freimaurermord in Sachen des Krieges.

Die Juden endlich haßten alles Konsolidierte, besonders aber das antijüdische Zarenregime, und im selben Sinne auch das zukunftsvolle deutsche Volk. Andrerseits hatten die Juden durch ihren geheimbürgschaftlichen Einfluß das mächtige England soweit gebracht, daß dieses sich gegen alle Tradition von Frankreich ins Schlepptau nehmen ließ und dann auch während des Krieges mittels der sogenannten Balfour-Deklaration sich für den Zionismus erklärte. Ford teilt den Ausspruch des Engländers Dillon mit, „daß eine erhebliche Anzahl Abgeordneter der Friedenskonferenz glaubten, daß die wirklichen Einflüsse hinter den angelsächsischen Völkern semitische waren". Offenbar sind es freimaurerische gewesen. Die Bemühungen des englischen Königs Eduard des VII., Deutschland einzukreisen, waren nur insoferne nicht erfolgreich, als Österreich dem deutschen Reich die Treue hielt. Angesichts der Politik Wilhelm des II., der ja auch seinerzeit den bewährten Staatsmann Bismarck entlassen hatte, war es gelungen, Rußland den Kaisermächten abwendig zu machen und mit der Freimaurermacht Frankreich in eine unnatürliche Verbindung zu bringen. Frankreich aber und England ließen das verbündet gewesene Russenvolk nach dem Kriege bolschewistisch untergehen.

Die Verbindung von Frankreich und England war von vornherein keineswegs gegeben. Als mir Gladstone, der gewesene englische Premierminister und Vorkämpfer für die irische Autonomie, für meine arische Denkschrift 1896 eigenhändig dankte, da war der einflußreiche Minister Josef Chamberlain noch auf dem Standpunkt der Splendid Isolation für England. Zwei Jahre später versuchte er eine germanische Weltmacht durch ein Bündnis Englands mit Deutschland zu begründen, welchem Nordamerika sich anschließen sollte. Was Bismarck in seiner Instruktion an den englischen Botschafter seinerzeit als Ideal hingestellt hatte, wofür die Iniative aber von England ausgehen müsse, das lag nun angesichts der Entschlossenheit des damals ausschlaggebenden englischen Ministers in den Händen der deutschen Staatslenker! Aber Bismarck war längst entlassen und noch zu seinem neunzigsten Geburtstage hatte ihm die Majorität des deutschen Reichstages, gebildet aus Freimaurern, Jesuiten und Marxisten, niedrigerweise die Huldigung versagt. Kaiser Wilhelm

der II. hatte der englischen Initiative gegenüber offenbar Rivalitätsgesichtspunkte, Reichskanzler Bülow war anscheinend kein Staatsmann und in Wirklichkeit entschied wahrscheinlich Geheimrat Holstein vom auswärtigen Amte, dessen rätselhafte, vielangestaunte und besprochene Macht wohl dadurch zu erklären war, daß er der maßgebende Exponent des Freimaurertumes gewesen ist. Angeblich sah er schon 1894 die kommende deutsche Republik voraus, und jedenfalls hat er sowohl das Bündnis mit Rußland, als auch das Zustandekommen des Bündnisses mit England gründlich und erfolgreich untergraben. Bülow hat die doch so bedeutsame englische Sache dilatorisch behandelt. Josef Chamberlain aber hat seinen Antrag öffentlich wiederholt. Er brachte nämlich in einer Rede in Leicester die Bündnisidee „zwischen der teutonischen und den beiden großen Zweigen der angelsächsischen Rasse" befürwortend vor. Aber Kaiser Wilhelm und Bülow blieben gleichgiltig auch noch, als nach dem Tode der Königin Viktoria ein letzter Annäherungsversuch stattfand. Holstein siegte, wie er wollte. Die englischen „Staatsmänner" bei Ausbruch des Weltkrieges waren durch die Gehabung und Persönlichkeit Kaiser Wilhelm des II. seit langem sozusagen außer Fassung gebracht und umso widerstandsloser gegenüber den Plänen der Geheimbürgschaften. Sie glitten in den Krieg hinein und standen in den Reihen der Sieger. Lloyd-George, alsbald ihr erster Minister, jüdisch versippt und Freimaurer, ist mitschuldig an dem perfiden Friedensdiktate, dessen Auswirkungen sich auch gegen England wenden müssen. Die aus den Friedensoktrois sich ergebende Hegemonie des französischen Freimaurerstaates mit seinen freimaurerischen Vasallenstaaten werden die Engländer vielleicht nur durch ein germanisches Weltbündnis mit Deutschland und Nordamerika überwinden können.

Zar N i k o l a u s der II. war wohl der großherzigste Monarch seiner Zeit. Er hat die große Haager Friedenskonferenz veranlaßt, die nur durch den Widerstand einiger Mächte um ihre richtige Wirkung gebracht worden ist. Während des Weltkrieges, genau zwanzig Jahre später, hat er mit seiner ganzen Familie die furchtbare Heimzahlung durch die jüdischen Bolschewikenführer erfahren, nachdem ihn schon ein Jahr vorher die Freimaurer-Revolution zur Abdankung gezwungen hatte. Satan hatte sich bedroht gefunden.

Italien stand mit Deutschland und mit Österreich im Bündnis, war jedoch total in Freimaurerhänden. Fürst B ü l o w hatte in dem 1914 erschienenen Werke über Deutschland unter Kaiser Wilhelm dem II. den Abschnitt über deutsche Politik geschrieben und darin (S. 31.) gesagt, daß durch den Dreibund jede der drei Mächte, also auch Italien, zumindest verhindert wäre, dem Gegner der anderen zur Seite zu treten. Nur unter dem perfiden Einfluß der Geheimbürgschaften ist das dennoch möglich geworden. Die italienischen Freimaurer haben nicht nach germanischer Treue, sondern nach alttestamentarischem Sichemismus entschieden, und sind im zweiten Jahre des Weltkrieges den Feinden ihrer Bundesgenossen beigetreten. Mos. I. 34. 25 erzählt, wie in Sichem alle Männer sich beschneiden ließen. „Am dritten Tage aber, als sie wundkrank waren, da ergriffen die Söhne Jakobs die Schwerter und drangen kühn in die arglose Stadt ein." Nicht zuletzt sind aber in solcher Richtung die Völkermarodeure zu erwähnen, die bereit standen, mittels der Mobilisierung der Werte durch das Händlerrecht die letzten Hilfsquellen und Rückhalte der Besiegten bis zu den Wertzerstörungen durch die Inflation für sich zu schatzen und zu plündern.

Wilson, der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, — für uns ältere Zeitgenossen des Weltkrieges ist dieser Beisatz gar nicht nötig —, hat den Weltkrieg durch die Teilnahme seines Reiches entschieden. So stark war die jüdisch-freimaurerische Geheimbürgschaft, daß die Vereinigten Staaten ihre bewährte Monroedoktrin verließen. Aber auch Nordamerika wird sich den Folgen der Friedensdiktate nicht entziehen können, wenn es sie auch nicht genehmigt hat. So stark war die jüdisch-freimaurerische Geheimbürgschaft, daß sie den Wortbruch Wilsons erzwang, des Präsidenten der Vereinigten Staaten! Als mächtiger Abgott Aller kam er nach Europa. Er hatte (1917) einen Frieden ohne Sieg gefordert. Immer wieder hat er angedeutet, daß er sich an die Völker selber wende. Mit ihm war auf Grund seiner vierzehn, seiner vier und seiner fünf Punkte und einiger Zusätze die Grundlage zum Friedensschlusse vereinbart worden. Er erschien als der ideale Heiland der Welt. Er hat noch im Dezember 1918, nachdem längst der Waffenstillstand mit ihm als dem Vertreter der Siegermächte abgeschlossen war, in Paris, in der Sorbonne, auf das feierlichste erklärt: „Die, die sich zum Abschluß der Vereinbarungen dieses Friedens in Paris versammeln, sind nicht Herren ihrer selbst; sie sind Diener der Menschheit, und wenn wir dem Imperativ der Menschlichkeit nicht unser Ohr leihen, so erleiden wir einen moralischen Niederbruch, wie ihn augenfälliger und verdienter die Weltgeschichte nicht kennt".

Dieser moralische Niederbruch ist eingetreten. Es galt das französische Wort: La guerre a parfois les mains sales, mais la victoire a les bras longs. Wilson hat seine eigenen Prinzipien aufgegeben: die Öffentlichkeit der Friedensverhandlungen, die ihm hätte helfen können; die Nichtverschacherung von Ländern und von Völkern; die nationalen Grenzen von Italien; die allgemeine Abrüstung; die Unzulässigkeit von Sonderbündnissen. Vor seiner Abfahrt hatte er selbst ein solches mit Frankreich und England abgeschlossen, das freilich zuhause nicht genehmigt wurde. Die besiegten Völker, die an Wilson glaubten, ihr Schicksal in seine Hand gelegt, und Sorge getragen hatten, daß er mit ihnen selber reden könne, erhielten seine Antwort in den aufgezwungenen Friedensschlüssen: Deutschland ein Tributland; Österreich zerstört; Deutschösterreich am Anschluß an das deutsche Brudervolk verhindert; Europa der alttestamentarischen Hochfinanz preisgegeben und zu einem paneuropäischen, freimaurerisch-marxistisch-bolschewistisch zugerichteten Völkerbrei vorbereitet: das war der Weltkriegserfolg, nicht Wilsons, aber der geheimbürgschaftlichen Seuche. Wilson hatte einen Völkerbund als Hüter des Friedens und der Gerechtigkeit versprochen; aber der freimaurerische Völkerbund der Friedensdiktate wurde zum Hüter der ungerechten Beute dieser Diktate der Sieger. Durfte er das? War er bloß nur deren Kreatur? Schon in meiner Philosophie der That von 1909 (S. 76) hatte ich darauf hingewiesen, daß die notwendige Voraussetzung für das Eintreten eines echten Völkerbundes Charakter und entschlossene That sind. Wilson konnte eine entscheidende und kulturbringende Persönlichkeit sein und wurde als Mann der That erwartet, als er nach Europa kam. Als er abfuhr, geschah es unter nachsichtsvollem Schweigen. Es hatte sich herausgestellt, daß er ein höriger Freimaurer gewesen.

Wahrlich, wie vom Weltkrieg der Geheimbürgschaften muß man auch von den Friedensdiktaten derselben sprechen. Friedrich Delitzsch hat das alte Testament als eine große Täuschung hingestellt. Hier ist von der

großen Täuschung durch die alttestamentarischen Geheimbürgschaften die Rede in Hinsicht auf den Weltkrieg und seine Friedensdiktate.

Freimaurer und dadurch vor allem Juden saßen in Versailles, in Trianon und Saint Germain. Die Sekretäre Wilsons, Lloyd-Georges und Clemenceaus waren beides. Und so weiter. Ist nicht eine solche Zusammensetzung der Friedenskonferenzen eine wichtige Warnung? Und ist sie das nicht ebenso in Hinsicht auf den Völkerbund, der ein äußerlicher Erfolg des Freimaurers Wilson gewesen?

Überlegen wir hinwiederum: Wer hat denn auf Seiten der Besiegten die Friedensdiktate gefertigt?

Von wem war denn andererseits z. B. die damalige deutsche „unabhängige" sozialistische Partei abhängig, als sie bereit war, den ersten Friedensentwurf ohne weiteres anzunehmen, offenbar mit der schon erwähnten, den Jesuiten zugeschriebenen, aber allgemein geheimbürgschaftlichen Maxime, den Staat elend zu machen, oder vielmehr im vorliegenden Fall das deutsche Volk?

War eingetreten, was in dem 15. Geheimprotokoll der „Weisen von Zion" gesagt ist: „Es versteht sich von selbst, daß wir allein und sonst Niemand die Thätigkeit der Freimaurerlogen leiten. Denn nur wir kennen die Richtung, den Weg und das Ziel jeder Aktion, während die nichtjüdischen Mitglieder nichts von dem allen, nicht einmal das unmittelbare Resultat erfahren. War eingetreten, was sie im 3. Protokolle bezüglich eines Völkerbundes sagen: „daß diese Vereinigung sich nur unter unserer Herrschaft bilden soll"?

Die Oktrois des Friedens von Versailles und St. Germain usw. sind ein Beweis für die Echtheit der zionistischen Geheimprotokolle. Aber auch dafür, daß die Geheimbürgschaften das deutsche Volk am meisten fürchten, das sie schon nach der französischen Revolution durch Bonaparte niedergeworfen wähnten.

Haben nicht die geheimbürgschaftlichen westslawischen Staaten, die durch die Friedensdiktate gegründet worden sind, Groß-Serbien und die Tschechei freimaurerisch und Polen jesuitisch, Rußland als slawische Vormacht neben sich hilflos im Bolschewismus verkommen lassen? Wem war die verhängnisvolle Preisgebung der Ehre und Achtung der arischen Völker während des Weltkrieges kongenial? Wem die Dolchstichpolitik vor dem Zusammenbruch? Wem die Katastrophenpolitik, die seither getrieben wird? Wem nützen die katastrophalen Folgen der Weltkriegsfriedensschlüsse in allen Ländern? Wem nützt der Bolschewismus in Rußland? Wem nützen die Folgen des Krieges überhaupt? Augenblicklich zwar auch den Beati Possidentes der Friedensdiktate, die die Abrüstung versprochen haben, während die Zersprengung ganzer Städte und die Vergasung ganzer Länder mittels der Luftflotten ermöglicht wird. Vor allem und zumal nützen jene Folgen dem Judentume, das kein Herz haben darf für die Völker. Es ist noch immer der Befehl Jehovas, der auch der Christengott ist, die Völker zu bannen, ohne mitleidig auf sie zu blicken.

Solche Tendenzen können nur verschwinden mit der biblischen Mentalität; und echter Friede kann nur kommen mit der Solid-Arität der Edlen aller Lager.

Wenn das deutsche Volk erwacht und sich von den Geheimbürgschaften befreit, wenn es ein wirklich religiöses Volk geworden sein wird, ein Volk

der Religion der That, dann wird es auch ein zukunftsvolles Volk geworden sein.

Der Weltkrieg samt seinen Friedensschlüssen ist der stärkste Beweis für das kulturelle Versagen der biblisch-christlichen Mentalität und für die letzten Ziele der von dieser Gesinnungsart getragenen Geheimbürgschaften.

Für den Fall des wirklichen Erwachens und Mündigwerdens der arischen Völker, des deutschen Volkes zumal, wird es sich aber auch darum handeln müssen, neuerliche verhängnisvolle Maßnahmen der Geheimbürgschaften und diese selbst zu verhindern und unmöglich zu machen . . .

27. Finanzkapitalismus und Marxismus, Journalismus und Massenparlament als Stufen der biblischen Mentalität.

Der Weltkrieg und seine Friedensschlüsse, sowie seine sonstigen Folgen haben die internationale Übermacht völlig demaskiert, welche die geborenen Träger der alttestamentarischen Mentalität im christlichen Milieu besitzen. Es war zugleich die Demaskierung des anderen, noch größeren, aber einseitigen und geheimen Weltkrieges, der seit dem Niedergange der Antike gegen die europäischen Völker u. zw. im Sinne derselben Bibel wütet, die diesen als heilige Schrift gilt. Der Abschluß dieses geheimen Weltkrieges ist der Übergang von der Lähmung der Völker durch die biblische Gesinnung und durch die ihr entsprechenden Geheimbürgschaften zum persönlichen Erfolg der geborenen Träger dieser Mentalität, zum persönlichen Erfolg des theokratisch auserwählten Volkes.

Jene Schichten der Völker, nicht die schlechtesten, die aber schon mürbe geworden sind und die sich selber schon Proletarier nennen, bedürfen einer geheimbürgschaftlichen Bearbeitung und Bindung nicht mehr, um der Oberherrschaft des Mosaismus anheimzufallen, die schon durch eine einfache Übersicht über die Personen ihrer höheren Führer dokumentiert wird, und durch die von Schiller in den Räubern gezeichnete Rolle des Spiegelberg, die diese spielen.

Betrachten wir zumal deren Geburtsscheine, an denen nichts radiert werden kann, nämlich die Gesichtszüge der meisten Sowjetherrscher, so erkennen wir sofort die alttestamentarische Auserwähltheit menschenfeindlicher bluttriefender sadistischer Gestalten, z. B. eines Trotzki-Braunstein, eines Eisner, eines Bela Kun, eines Szamuely usw. Vom Samuel der Bibel zu diesem Szamuely reicht eine traurige Folge haßverzerrter Wüteriche. Wir wollen uns zum Verständnisse die Worte vor Augen halten, die z. B. Jeremias (48. 10) ausruft: „Verflucht sei, wer das Werk Jahwes lässig vollzieht, und verflucht, wer dem Schwerte Jahwes das Blut mißgönnt".

Solche Feinde aber befahl die alttestamentarische Sekundogenitur des Christentumes zu lieben, und die das nicht wollten, die Nichtbekenner solchen Selbstmordes unter den Völkern, wurden ausgerottet.

Ebenso „bannt" die alttestamentarische Tertiogenitur des Bolschewismus durch ihre Diktatur des Proletariates alle jene, die durch die Geheimbürgschaften des Jesuitismus und der Freimaurerei, sowie durch den Schmutzterror des Finanzkapitales und des Journalismus nicht mürbe

geworden sind. Der Weg von Szamuely, dem jüdischen Sadisten aus der ungarischen Terroristenzeit, soll zurück beschritten werden, zum blutrünstigen Samuel der Bibel.

Es sind immer wieder dieselben Leute, die sich vor Jahwe erniedrigen und dann foltern und die Scheiterhaufen flammen lassen, oder steinigen und „bannen".

Für die Christen aber hat dann Paulus (Röm. 13. 1.) den Befehl: „Ein jeder sei untertan der Obrigkeit, die die Macht hat über ihn; es ist keine Obrigkeit, denn von Gott gesetzt". Und für den letzten Halt in der Familie und im eigenen Charakter hat das Evangelium (Luc. 14. 26.) folgende Abhilfe: „So Jemand zu mir kommt und hasset nicht Vater, Mutter, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein".

Was die Diktatur des Proletariates genannt wird, ist die Diktatur und der Terrorismus mittels des Proletariates, das durch die Maschine und durch das Händlerregime ausgebeutet und entfremdet ist, aber als Klasse von den volksfremden Trägern der alttestamentarischen Mentalität erst fingiert und dann nach vollzogener Entfremdung an die äußerste Seite der Unproduktivität gebracht wird, an deren nicht minder unproduktiven Gegenpol sie die Hochfinanz mit ihrem Finanzkapital betreiben. So hat der echte alttestamentarische Marxismus die als wirtschaftliche Solidarität gedachten edlen Arten des Sozialismus verfälscht und an ihre Stelle einen Scheinsozialismus, eine der Ausbeutung fähige Organisation gesetzt, deren Despotismus noch heftiger ist als der der Hochfinanz: „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will", mit diesem echt demagogischen Programm der Negative, das jeder Narr vollziehen kann, und mit dem Programm der Grausamkeit, des Sadismus und der Untreue, die alles Schöpferische lähmen, wollen sie eine angeblich aufbauende Diktatur des Proletariates begründen: Lokis Höderdiktatur der Blinden, der Geblendeten.

Wo konnte ein solches Regime am leichtesten durchgeführt werden? In einem verhältnismäßig barbarischen Milieu, in Rußland, geradeso wie ja im frühen Mittelalter den germanischen Völkern das Christentum aufgedrungen werden konnte. Leo Tolstoi, der selber der Lähmung durch die biblische Mentalität, zumal durch die christliche Seite derselben, anheimgefallen gewesen, war daher ahnungslos gegenüber den wirklichen Folgen dieser Mentalität. Er hat nach dem russisch-japanischen Kriege und nach der sogenannten Revolution vom Herbste 1905 ein sehr merkwürdiges Buch geschrieben über „das Ende eines Zeitalters", oder wie der Titel auch heißt: „Über die bevorstehende Umwälzung", indem er auf das unvermeidliche Kommen eines neuen Zeitalters hinwies, dessen Anzeichen schon daseien. Ankämpfend gegen „die utopistische, durch ihren Despotismus erschreckende und in ihrem Leichtsinn erstaunliche Lehre des Sozialismus", stellte er die gegenseitige Solidarität und den Ausschluß jeglicher Gewalt als die bevorstehende Grundlage eines neuen russischen ackerbautreibenden Gemeinwesens hin.

Es ist aber im Gegensatze dazu eine Reinzucht des alttestamentarischen Wesens zustandegekommen, ein Regime der Gewalt, der mitleidlosen sadistischen „Bannung", der Ausmordung, wie es ja auch in den späteren Perioden der französischen Revolution zutage trat. Das Schrecklichste, Satanischeste in der Welt, nämlich das Mitleidsverbot des alten Testa-

mentes (Mos. V. 7. 16.), dessen Auswirkung wir schon in der Geschichte der Ketzerverfolgungen gesehen, dieses wirkt sich auch im marxistischen Sowjetreiche in Rußland aus, wo man z. B. die edleren Menschen durch unmenschliche Zwangsarbeit in den Konzentrationslagern „liquidiert", damit sie, zugrundegehend, die kostenlosen Waren schaffen, für welche vom Ausland Geld kommt, weil damit die Preise unterboten werden. Es ist interessant, daß im Jahre 1861 Daumer (im 4. Heft „Aus der Mansarde"), als Marx noch lange lebte, ahnungsvoll über das Wesen des Marxismus und seine freimaurerischen Hintergründe schrieb: „Ist Herr Marx vielleicht der sogenannte „Weltkaiser", der oberste Chef der kriegerischen und grundsatzmäßig bösartigen Abteilung des allgemeinen Mysteriums? Die Eigenschaften dazu fehlen im offenbar nicht . . . Wir blicken jetzt in eine Tiefe der Schlechtigkeit und Ruchlosigkeit hinein, in der nichts Menschliches mehr zu gewahren ist, wo nur die schwärzesten Ungeheuer des Höllenabgrunds ihr entsetzliches Antlitz zeigen und gewiß jeden zurückschrecken, der nicht mit dem reinen Satan im Bunde stehen will."

Wenn nun aber dieselbe Mentalität dieselben Folgen mit sich bringt, so müssen sich, mutatis mutandis, Parallelen nachweisen lassen, zwischen dem schrankenlosen mittelalterlichen Kirchenwesen und dem schrankenlosen modernen Marxismus. Hierbei wollen wir die Analogie, daß dieser heute von seinen Bekennern ganz ebenso als Dogma betrachtet wird, wie seinerzeit das Christentum von den seinen, nur erwähnen.

Wir sehen von vornherein in beiden Fällen die Masse als Ideal proklamiert. „Ich bin der gute Hirte", so heißt es im Evangelium (Joh. 10. 11.). Im Marxismus aber gilt bekanntlich die Herde, der Massenmensch als Ideal, die Quantität als Qualität, zugunsten der Diktatur durch und über das Proletariat.

Wir erkennen jene alttestamentarische „Bannung", die ganz wie im alten Testamente im purim-bolschewistischen Rußland sich auswirkt, auch in den mittelalterlichen Ketzerkreuzzügen, die wir früher besprochen haben, zumal gegen die Albigenser, und in dem Vorgehen der Inquisition. Es besteht von vorneherein auch eine Parallele zwischen der Knechtseligkeit gegenüber den Priesterorganisationen Jehovas einerseits, und andererseits der modernen proletarischen Knechtseligkeit gegenüber ihren Bonzenorganisationen. Organisation, d. h. nämlich keineswegs auch Solidarität. Ohne Solidaritätsgefühl denkt da nämlich Jeder nur an seinen Vorteil und Nachteil, an seinen Lohn, hier oder im Jenseits, oder an den ihm angedrohten Terror, hier oder im Jenseits. Es ist das der allgemeine Standpunkt des persönlich nicht am Erfolg Interessierten und dem nichts daran liegt, was mit dem Volke, oder vom Standpunkt der Kirche gesprochen, mit den Ungläubigen geschieht, oder alttestamentarisch gedacht, mit den Gastvölkern, mit den nicht auserwählten Völkern.

Von solchem Standpunkt entstand eine andere, sehr wichtige Analogie: die Streiks, u. zw. in der priesterlichen Kirche Streiks, die zufolge Beschlusses von engeren hierarchischen Komitees als Interdikte über ganze Bischofsprengel oder über ganze Länder verhängt worden sind und jenseitsfürchtige kirchengläubige Menschen ruhig der Verzweiflung überließen. Welches Dokument der Herrschsucht und der unbekümmerten Lieblosigkeit, dieses angebliche Indiehöllesenden ganzer Distrikte. Es kann sich nur mit den Generalstreikparolen unserer Zeiten vergleichen und messen. Denn ebenso unbekümmert um jede Solidarität und ebenso lieblos verhängen

heute Komitees, in denen volksfremde völkerhassende Demagogen herrschen, denen ebenso blind gehorcht wird, wie seinerzeit den Priestern, Bischöfen, ihren Synoden oder dem Papste gehorcht worden ist, Streiks und Generalstreiks über ganze Städte und Länder, und ebenso proklamieren Komitees ohne jedes nationale Solidaritätsgefühl oder auch nur Mitgefühl die Diktatur des Proletariates, d. h. die eigene Diktatur gegen ganze Völker.

Andererseits entspricht die Exkommunikation der Boykottverhängung. Der Excommunicatus vitandus wird aus dem Verkehre mit den Gläubigen ausgeschlossen. (Canon 2267 des geltenden Cod. Jur. Can.)

Das Zinsenverbot der älteren Kirche wäre zwar eine viel wichtigere Maßnahme gewesen, als so manche Pläne des Marxismus. Es nahm dem Geld die Lüge und war dadurch in Übereinstimmung mit den antiken Philosophen, zumal mit Platon, der (Ges. V. 12.) überhaupt eine ganze Geldordnung festgelegt hat, und mit Aristoteles (Pol. I. 9 f.), sowie mit altrömischen Gesetzen, so der Lex Sempronia und Gabinia. Aber jenes Kirchenverbot bezog sich nur auf Christen und ließ gleichzeitig den Juden die Erlaubnis ihres Glaubens (Mos. V. 15. 6.), durch Geldverleihung auf Zinsen vom Fleiße Fremder sich zu bereichern, sodaß sie ihre kapitalistische Monopolstellung zu gründen und die arischen Völker „an ein Kreuz von Gold zu schlagen" vermochten*).

Eine weitere Parallele zwischen dem Materialismus des Jenseits der Kirche und des Diesseits des Marxismus liegt in der beachtenswerten Erscheinung, daß hier wie dort ein Bedürfnis nach Freiheit und Autonomie gar nicht zutage tritt, und daß der theistische Absolutismus zu derselben Lähmung im Sinne des Automatismus führt, wie die materialistische Geschichtsauffassung. Es liegt bei dieser letzteren dieselbe biblische Gesinnungsart, nur schon unter Fortfall des biblischen Glaubens, vor: der Geist Jehovas ohne den Glauben an ihn, die innere Mosaisierung, die große Chance für die jüdische Weltherrschaft.

Wir wollen in Hinsicht auf den marxistischen Ketzerterror daran erinnern, daß der seinerzeit berühmte Gelehrte Karl Vogt, der selber in der Theorie auf dem Boden der materialistischen Doktrin stand und ein ganz unbefangener Zeuge ist, in der Schrift über den Prozeß gegen die Allgemeine Zeitung (Genf, 1859, S. 153) eine Äußerung von Karl Marx mitteilt, die durch das spätere Vorgehen der marxistischen Bolschewisten

---

*) Ich darf darauf hinweisen, daß ich in Wort und Schrift den ungeheuren Fehler immer wieder aufgezeigt habe, der darin liegt, das Geldwesen als Finanzkapitalismus organisieren zu lassen, den Zins mit echtem Ertrag zu verwechseln, das Geld sozusagen arbeiten zu lassen und dem Bienenstaat den Honig wegzunehmen. So habe ich im Wiener Gemeinderate in der Sitzung vom 17. Mai 1904 einen begründeten Antrag gestellt, die Stadt Wien durch Ausgabe von voll gedeckten Noten, die in einem bestimmten jährlichen Perzentsatze einzuziehen sind, von der Hochfinanz unabhängig zu machen. Der damalige Bürgermeister Lueger erklärte sich damit einverstanden, meinte aber, die Sache werde erst durchdringen, wenn sich eine vernünftige theoretische Anschauung vom Gelde verbreitet haben werde. Ich war der Ansicht, die Reform müsse in diesem Falle von der Praxis ausgehen. Der Antrag wurde dem Stadtrat zugewiesen. Da ich aber bald darauf aus diesem und dann auch aus dem Gemeinderate austrat, ist die Sache nicht weiter gediehen. Ich habe noch Anfang 1905 vor verschiedenen Körperschaften Vorträge gehalten über „den Kampf gegen die Schreckensherrschaft der Hochfinanz". Diese Schreckensherrschaft schien mir durch die wucherische Ausnützung des Geldbedürfnisses der öffentlichen Körperschaften, sowie durch den bezüglichen Einfluß „des Freimaurertums, der Presse und der Umsturzparteien" gegeben. Im Wiener Deutschen Volksblatt vom 26. Februar 1905 ist ein solcher Vortrag ziemlich eingehend wiedergegeben. — Leider ging die Zeit der verhältnismäßigen Unabhängigkeit von Wien ungenützt vorüber.

eine besondere Beleuchtung erhält und die die Skrupellosigkeit und Korruption des ganzen Regimes von vornherein ins richtige Licht rückt: „Die Offiziere sind in den Revolutionen stets die gefährlichsten . . . man muß Dolch und Gift für sie bereithalten". Sehen wir hier nicht schon aufleben das Meuchelmörder- und Sikariertum aus den letzten Zeiten des jüdischen Staates? Der Lähmung durch die christliche Lehre der Feindesliebe bedarf es allerdings dort nicht mehr, wo das Volk schon ganz ein Instrument in den Händen der alttestamentarischen Führer geworden. Dort wird die Liebe, die Wohlthätigkeit, die Sittlichkeit dem Volk geradezu, wie im bolschewistischen Rußland, verboten.

Doch wenden wir uns weiteren Parallelen zu. Der Ketzerbekämpfung im Regime des alten und neuen Testamentes entspricht das heutige Totschweige- und Verfolgungssystem durch die Geheimbürgschaften und ihre Presse, entspricht die Gewerkschaftsdespotie, und die terroristische Intoleranz der marxistisch-bolschewistischen Kirche. Der Kampf der Bolschewisten gegen Gott und gegen die christlichen Kirchen ist gar nichts anderes als eine Art der Ketzerinquisition gegen die Ungläubigen des Materialismus. Das Interesse des Marxismus genügt, um unbequeme Ketzer, ganze Stände, ganze „Klassen", ganze Völker auszurotten. Mit Religion hat weder der Theismus, noch der Atheismus irgendwie zu thun. Der Loslösung von der Solidarität im christlich-alttestamentarischen Regime, und zwar vor allem durch die Drohung mit den ewigen Höllenstrafen und durch das ewige Lohnversprechen im Himmel, entspricht im heutigen Marxismus dieselbe Loslösung durch die Theorie und Praxis des Massenmenschen. „Sklaven müssen gleich sein", sagt ahnend Dostojewsky. Das Proletariat wird sozialisiert, das Individuum wird zum Dividuum, zum Massen- und Ramschartikel, zur „Partieware", zur lebenden Maschine, zum Objekt des Automatismus, ganz ähnlich wie der Fatalismus die Massen im Islam beherrscht, der ja auch eine alttestamentarische Postgenitur ist, oder wie im Christentume kein Interesse an der Qualität der Nachkommenschaft besteht.

Auch die Liebe zur leidenden Mitkreatur, zum Tiere, ist dem Christentume ebenso unbekannt, wie der alttestamentarischen Mentalität, dem Marxismus zumal und dem Bolschewismus. Wir haben darüber schon im ersten Buche gesprochen und ziehen hier nur Parallelen. Eine solche ist der himmelschreiende Skandal der teuflischen Behandlung der Tiere unter der Herrschaft des Menschen alttestamentarisch-christlicher oder marxistischer Mentalität.

Andererseits wissen die Tierzüchter sehr gut die edle Vererbung zu schätzen; nur bei sich selber ist man konfessionell oder marxistisch gelähmt: zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre. Höchstens negativ wirkt sich das Rassenbewußtsein insofern aus, daß der nordisch-arische Typus, daß Blondheit und Blauäugigkeit und Schlankheit als antiproletarisch, antibiblisch empfunden, von alttestamentarischen Sikariern oder Meuchelmördern angegriffen, wider besseres Wissen der Lächerlichkeit und der Verfolgung preisgegeben und bei Übelthätern erfunden wird. An Menschenbildern bieten die Illustrationen des Durchschnitts der periodischen Presse negroide Untermenschen. Die Völker aber sind gelähmt genug, das alles in passiver Stumpfheit hinzunehmen.

Auch die heutigen Zuwendungen des Großkapitales für proletarische Zwecke und Sanierungen haben eine Parallele in den Widmungen reicher Sünder im Mittelalter an die Kirche: Bestechungen hier wie dort.

Im Marxismus und Bolschewismus, wie in der Bibel und ihrer Mentalität, gilt, keine Treue zu haben gegenüber dem Ketzer, bezw. gegenüber dem Nichtproletarier, oder aber auch, wie die Geschichte der freimaurerischen Friedensschlüsse nach dem Weltkriege lehrt, gegenüber dem besiegten Feinde. Treu und Glaube sind eine Grundlage der antibiblischen Gesinnungsart.

Ich glaube, es seien der auffallenden Parallelen nun genug gezogen, und wir wollen nun nicht übersehen, wie heute eine Wirtschaftskrise die andere jagt, und wie die Wirtschaftsordnung unhaltbar geworden ist. Wohlgemerkt und nicht zu übersehen: Wir sind vor allem deshalb im materiellen Elend, weil wir die Seele übersahen, die Wahrhaftigkeit, und nur Gewinn für Diesseits oder Jenseits ins Aug gefaßt haben. Und nochmals wohlgemerkt: der Marxismus bedeutet ein Hindernis für eine Wirtschaftsreform im Sinn von Treu und Glauben und echter Arbeitssolidarität, die ein dringendes Bedürfnis unserer Zeiten ist. Die marxistische Sozialdemokratie ist nicht sozial, sondern treibt programmatisch Klassenpolitik. Sie ist nicht demokratisch, sondern fordert programmatisch die Diktatur des Proletariates. In Wirklichkeit ist sie eine alttestamentarische Organisation, die sich, wenn nationales Zusichselberkommen droht, mit der anderen, ihr sonst entgegenstehenden alttestamentarischen Organisation verbindet, nämlich mit der Kirche, die von der anderen Seite her hinwiederum dasselbe thut. Und ebenso steht es mit den Gegensätzen von Freimaurertum und Jesuitismus. Auch diese vereinigen sich gegenüber einem nationalen rassenmäßigen Zusichselberkommen. So stark ist trotz aller Gegensätze die gemeinsame biblische Mentalität. Sie verbindet die getrennt Marschierenden zum vereinigten Schlagen. Es ist nur Verwandtschaft, wenn Marxisten, Klerikale und Liberale sich zusammenfinden zu gemeinsamer Aktion. Das zu verstehen und demgemäß zu überwinden fehlt aber unseren Tagen die Einsicht in die Gründe und Abgründe der germanischen Kulturtragödie.

Das alte Rom war groß, solange der Senat, wie Cicero sagt, die Beweggründe des Vorteils nie von denen der Ehre getrennt hat. Als Hannibal diese Art des Verhaltens der Römer erkannte, so sagt Cicero weiter, da sank seine Hoffnung, das römische Volk wirklich zu unterwerfen. Attilius Regulus, nach großen Siegen über die Karthager von diesen gefangen und nach Rom entsendet, um den Frieden zu betreiben, hat dort aus Vaterlandsliebe das Gegenteil erwirkt, und begab sich trotzdem, seinem gegebenen Worte getreu, in die Gefangenschaft nach Karthago zurück, wo er unter furchtbaren Martern von den minderwertigen Machthabern zu Tode gebracht worden ist, die die Ehre nicht schätzten und sich damit nur unbewußt selber beschimpften. Karthago hat sich durch sein Verhalten mit Schande bedeckt; es hat kein Ehrgefühl gehabt und ist zugrunde gegangen. Regulus aber wurde mit Recht unter die Sterne erster Größe des Himmels versetzt. Der biblische Geist freilich, nach dessen von Jehova geoffenbarten Worte (Buch d. Predigers Salamo IX. 4.) es besser ist, ein lebendiger Hund als ein toter Löwe zu sein, hat es unter uns so weit gebracht, und das Christentum hat den freudigen Respekt vor den Heroen der Antike so sehr untergraben, daß man sich bei diesem für die alttestamentarische Mentalität so fatalen Beispiele eines Regulus gar nicht mehr wohl fühlt und es gar nicht mehr wahrhaben will, trotzdem es durch fast alle antiken Schriftsteller bezeugt ist und trotzdem Cicero (De off. III. 26), darauf übergehend, sagt, er wolle nun das Gebiet der Fabel

verlassen und zu Begebenheiten der wahren und eigenen Geschichte kommen. Es liegt offenbar der so unkritischen Verneinungsucht neuerer Kritiker nur zu oft die Voreingenommenheit der alttestamentarischen Mentalität zugrunde. Wir werden im Schlußabschnitte dieses Buches eine Episode des altindischen Ramajana mit einer ganz ähnlichen aus den Büchern Mosis vergleichen und sehen, wie höhnisch der indische Edelmut vom Berichterstatter der Literaturgeschichte behandelt wird.

In echter biblischer Mentalität sieht der heilige Augustinus in solchen Tugenden eines Heiden nur glänzende Sünden: nisi ad deum retulerit, etiam ipsae vitia sunt potius, quam virtutes (Civ. dei XIX. 25). Wir schämen uns solcher biblischen Mentalität!

Heroische Autonomie, wie sie bei Regulus in so hinreißender Art zutagetritt, und wie wir sie in der Geschichte der arischen Völker trotz allem immer wieder finden, diese heroische Autonomie ist eben das bibelwidrige, vergessene Hohe und Große, das uns hinaufführt über die Sphäre der Scheußlichkeiten, Gemeinheiten und Albernheiten, für die es die Probleme des Edlen, des autonomen Maßes, des Göttlichen in uns gar nicht mehr gibt. Daß Jemand aus eigenem Antriebe, ohne eigenen Nutzen und Lohn etwas leisten sollte, bloß weil es seinem edlen Wesen entspricht, dieser Gedanke taucht kaum mehr auf in den heutigen Regime der Ausbeutung, des Lohnes, des Händlerrechtes und des gegenseitigen Neides. Das Verdienst wird durch den Verdienst ersetzt, die Achtung durch Schätzung, und an die Stelle der Liebe tritt die Prostitution für Geld. Es fehlt unsren Zeiten die neidlose Macht der Gemeinbürgschaft, der Solidarität; denn diese gedeiht nur auf dem Boden echter Achtung und heroischer Autonomie.

Nicht den Beginn eines neuen Zeitalters bedeutet der Marxismus, sondern vielmehr die Vollendung des alten, des biblischen, die Etablierung der Herrschaft des auserwählten Volkes nach vollzogener bolschewistischer Ausmordung und Versklavung oder nach finanzkapitalistischer Enteignung der Gastvölker und Gastgesellschaften*).

Auch die Hochfinanz ist eine alttestamentarische Postgenitur**). Es ist nicht zu übersehen, daß schon der alte Tempel zu Jerusalem als Weltbank zu fungieren bestimmt war, im Sinne der Prophezeiung Mosis (V. 15. 66): „Jahwe wird dir Gewinn geben, wie er dir verheißen hat, und du wirst vielen Völkern leihen, selber aber nicht zu leihen brauchen; du wirst über viele Völker herrschen, und über dich wird kein Volk herrschen".

Damit war offenbar eine finanzkapitalistische Herrschaft beabsichtigt. Sic vos non vobis. Nicht für sich arbeitet noch heute das Volk; es plagt sich für die Hochfinanz. Es wäre wahrscheinlich fruchtbar, wenn sich

*) Es ist interessant, für die Erkenntnis der weit zurückreichenden Herrschaft des Finanzkapitals oder der Hochfinanz, daß Chamfort schon dem Moliere vorwirft, er habe in seinen Komödien sich nie gegen diese gewendet, und daß er den Grund hiefür in einem Verbote Colberts findet, des damaligen französischen Finanzministers.

**) Goncourt erzählt in seinem Journal vom 9. Dezember 1895 aus dem Alltagsleben die Probe einer solchen Erkenntnis, auf sozialem Gebiete. „Der Sohn Bleichröders, des deutschen von Bismarck geförderten Großbankiers, wurde bei seiner Bewerbung um ein mittelloses deutsches Mädchen von diesem abgelehnt, und als die Mutter des Mädchens diesem nahelegte, doch zu überlegen, und meinte, die Verschiedenheit des Bekenntnisses habe nicht die Bedeutung, die es ihr beilege, da hat das Mädchen seiner Mutter geantwortet: die Juden sind nicht ein Bekenntnis, sondern eine Rasse".

nationale Staatsmänner mehr mit der antiken Finanzgeschichte beschäftigen würden. Thatsächlich ist im Altertum für Rechnung der Juden Gold aus dem ganzen römischen Reiche nach Jerusalem ausgeführt und diese Ausfuhr ist immer wieder verboten worden. Ein solches Verbot wurde unter dem Konsulate Ciceros vom Senate strenge erneuert, und ein ebensolches, für die Provinz Asia erlassen, wurde dem Valerius Flaccus von Laelius und anderen zur Last gelegt*).

Gegen den Mardochai-Marxismus und gegen die jüdische Hochfinanz ist der Kampf in letzter Linie vergeblich, der nicht auch gegen die biblische Mentalität gerichtet ist.

Auch der unmoralische Parlamentarismus unserer Tage, beruhend auf der Grundlage des Massenmenschen und auf dem ebenso brutalen wie imbezilen Prinzipe der Majorität, ist eine Vorfrucht im Sinne der Ziele alttestamentarisch geborener Mentalität. Wie die Seekrankheit in schlechten Schiffen, so nehmen die Folgen der parlamentarischen, innerlich völlig lügenhaften Parteienwirtschaft und Demagogie überhand**). „Wer will Achab betören?", so lautet die Umfrage Jahwes. (I. Kön. 22. 20 ff.) Und gleichwie der Papst vom Eide und von der Treue entbindet, so kann das Parlament sich selber und den Staat und jeden Einzelnen vom gegebenen Worte lösen und von eingegangenen Verpflichtungen entbinden. Der Ehrenmann verantwortet mit seiner Person, der Parlamentarier mit nichts.

Schon Honoré de Balzac, der sich freilich von den tieferliegenden Gründen der Erscheinung noch keine Rechenschaft gab, hatte doch mit klarem Blicke in der Einleitung zu seiner kolossalen Comédie humaine erklärt: „Das allgemeine Wahlrecht gibt uns eine Regierung durch die

---

*) Cicero hat den Flaccus verteidigt und dieser wurde freigesprochen. Man liest wenig von dieser ciceronianischen Rede, zumal vom 28. Kapitel derselben, das aber eine Bestätigung der hier vorgebrachten Auffassung enthält und das wir daher zum Teile wiedergeben.

„Nun die bekannte Goldgier der Juden. Deshalb hast du ja, Laelius, diesen Ort, nicht weit von den aurelischen Stufen zur Verhandlung gewählt, und diese Horde herangezogen. Du weißt, wie groß ihre Macht ist und ihr Zusammenhalten, und wie sie sich in Versammlungen zur Geltung bringen. Darum werde ich leise sprechen, damit mich nur die Richter hören. Es fehlt ohnehin nicht an Menschen, die jene gegen mich aufreizen und gegen alle Rechtschaffenen, was ich natürlich nicht unterstützen werde. Jährlich wird aus Italien und aus den Provinzen für Rechnung der Juden Gold nach Jerusalem ausgeführt. Flaccus untersagte das für Asien. Wer, ihr Richter, wird das mißbilligen, da der Senat, zumal unter meinem Konsulate, auf das Strengste in solchem Sinne verfügt hat? Man muß dem barbarischen Aberglauben mit Strenge sich widersetzen. Es ist eine Sache von höchster Bedeutung, um des öffentlichen Wohles willen die jüdische Menge, wenn sie nicht selten in den Versammlungen tobt, zu verachten."

Es ist interessant, und man gewinnt dadurch ein lebendiges getreues Bild, wenn man sich vergegenwärtigt, wie dort an dem Aurelischen Tribunal viele Juden sich aufhielten und in die Versammlung einzugreifen suchten, und wie Cicero offenbar angesichts des Tobens derselben ihnen widerstand und je nach Notwendigkeit seine vernichtenden Sätze wählte.

**) Es ist eine Tollheit, daß einer aus Massenwahlen hervorgegangenen Mehrheit, oft nur von wenigen Stimmen, über Lebensinteressen des Volkes entscheiden soll! Drei wirtschaftliche Beispiele aus dem Nachkriegs-Österreich: Mit einem unauffälligen Beschlusse haben die Parlamentarier reiche Versicherungsgesellschaften ermächtigt, die in vollgiltigen Kronen abgeschlossenen und eingezahlten Versicherungen mit einem Schilling für zehntausend Kronen zu erledigen. Mit einem Beschlusse haben sie zwölf Jahre nach dem Weltkrieg Österreich für die Schulden der Kreditanstalt haftbar gemacht und dadurch das sanierte Geldwesen wieder in Frage gestellt. Mit einem Beschlusse hat der Wiener Landtag verfügt, daß ein „Wertzuwachs" sehr stark besteuert werden soll, für den eine vollwertige Krone des Vorkriegswertes als ein Zehntausentel Schilling zu rechnen ist.

Massen, und das ist das einzige Regime, das unverantwortlich und dessen Tyrannei ohne Grenzen ist, denn diese vollzieht sich durch das Gesetz".

Die Massen aber, auf ihre Massenhaftigkeit reduziert, ohne Wahrhaftigkeit und daher auch ohne Gemeinschaft, sind willenlose Sklaven und von ihnen gilt, was Goethe in einer Maxime von der Widerwärtigkeit der Majorität ausführt. Masse und Rasse sind Gegensätze. Auf die Massen sind die Organisationen der Kirchen, der marxistischen zumal, als der rückständigsten biblischen Mentalität, und der jüdisch-journalistischen „öffentlichen Meinung" gerichtet. Auf die Auslese dagegen der Terror und die Unsicherheit, thätlich angegriffen zu werden, wie wir es heute Seitens der Ewigblinden erleben, die sich Opfer holen aus den edleren Schichten der Bevölkerung, aus der Jugend der „Hakenkreuzler"; Seitens jener Untermenschen, Meuchelmörder und Sikarier, von denen wir schon in einer Anmerkung des fünften Abschnittes sprachen und wie sie Josephus in seinen Werken beschreibt, auch wie sie in der Apostelgeschichte geschildert sind, zumal auch als im Einverständnis mit der hohen Priesterschaft stehend. (23. 12 ff.; 25. 2 ff.)

Solcher Despotie ist, wie wir im bolschewistischen Rußland sehen, die enttäuschende Wendung zuzuschreiben, daß der wirtschaftliche Sozialismus aus einer Handhabe zur Solidarität der Arbeit und zugleich zur Außersorgestellung und Freistellung der einzelnen Menschen für die verantwortungsvolle Weiterentwicklung, zu einem Mittel der Versklavung und Vermaßung geworden ist und zugleich auch der Verköterung des russischen Menschen, dessen Namen seine Vernichter vor der übrigen Welt zur Schau tragen und benützen. Ihn selber aber stellen sie, nach der bolschewistischen Kunst beurteilt, dar als geometrische Schablone.

Nun zur internationalen Berichterstattung, zum Journalismus. Fast in alle seine Lager haben die geborenen Träger der biblischen Mentalität ihre Gehilfen abkommandiert. Mechanisch und mit immer mehr vollendeter Technik und Routine suggeriert die internationale Presse und Radiosendung Beachtung und Ruhm, Mitleid und Verfemung, Ansicht und Gegenansicht. Ihre Macht ist so groß, daß sie Personen von vornherein für den Erfolg bestimmen kann. Diesem internationalen Journalismus im weiteren Sinne hat z. B. die Wissenschaft den Zwang zu verdanken, auf die Einstein'sche Relativitätstheorie, die übrigens mit gesundem Relativitismus wenig zu thun hat, und auf die Freud'sche Psychoanalyse, geradeso wie auf die Marx'sche Kapitalstheorie wertvolle Kräfte zu verwenden und zu verschwenden, gleichwie es seinerzeit geniale Scholastiker dem disgenialen Bibelstoffe gegenüber thaten. Einstein hat das Verdienst, gezeigt zu haben, wie die Formel über den Geist gestellt wird von der biblischen Seele, und Freud hat unabsichtlich deren Hintergründe aufgezeigt und die Notwendigeiner Psychoanalyse der Mentalität.

Was der internationalen Berichterstattungsleitung nicht entspricht, wird verschwiegen; das Übrige in ihrem Lichte dargestellt; das Edle aber verleidet. Schon Wolffsohn-Lassalle hatte zwar über die „verdammte Zufriedenheit" geklagt, nichtsdestoweniger aber über die Journalisten gesagt: „Aus tausend Bechern kredenzen sie täglich dem Volke den Tod". So sieht das „Weltgewissen" aus, der internationalen „öffentlichen Meinung". Nun wollen wir darüber die zionistischen Geheimprotokolle hören, aus denen ein schreckenerregendes Medusenhaupt hervorgrinst. In deren sechstem Protokolle heißt es:

„Die Hauptaufgabe unserer Leitung besteht darin, die Macht gemeinsamer Überzeugungen im Volke durch eine zersetzende Kritik zu schwächen, den Menschen das selbständige Denken, aus dem sie die Kraft zum Widerstande schöpfen können, abzugewöhnen, und ihre Geistesthätigkeit in einer nichtigen Beredsamkeit sich erschöpfen zu lassen." „Um die öffentliche Meinung zu beherrschen, ist es vor allem nötig, sie zu verwirren. Dies erreichen wir, indem wir von verschiedenen Seiten einander widersprechende Ansichten äußern lassen. Wir werden dies solange fortsetzen, bis sich die Nichtjuden in dem Labyrinth der Meinungen auf keine Weise mehr zurechtfinden, und zu der Überzeugung kommen, daß es am besten ist, in politischen Fragen überhaupt keine Ansicht zu haben, weil diese Fragen nicht das Volk, sondern nur derjenige beurteilen kann, der regiert. Das ist das erste Geheimnis."

„Das zweite Geheimnis unseres Erfolges besteht darin, die Menschen in ihren Schwächen und Fehlern zu bestärken, schlechte Gewohnheiten zu fördern, Leidenschaften anzufachen, die Regeln des geselligen Verkehres zu stören, bis sich niemand mehr in dem Chaos zurechtfinden kann und die Menschen aufhören, einander zu verstehen. Auf diese Weise wird es uns gelingen, Zwietracht in alle Parteien zu tragen, die Kräfte, die uns noch Widerstand leisten, zu zersplittern und jede persönliche Thatkraft, die unserem Werke hinderlich sein könnte, von vornherein zu entmutigen."

„Es gibt nichts gefährlicheres, als die persönliche Thatkraft. Ist sie mit schöpferischen Geisteskräften begabt, so kann sie mehr vollbringen, als Millionen Menschen, unter die wir Zwietracht gesät haben. Wir müssen deshalb die Erziehung der Nichtjuden dahin lenken, vor jedem Unternehmen, das Thatkraft und Entschlußfähigkeit fordert, in hoffnungsloser Schwäche die Hände in den Schoß sinken zu lassen."

Geschieht das alles wirklich? Blicken wir um uns und wir werden die Antwort haben.

Nun aber stellen wir zusammenfassend für unsere Zeiten fest: Hochfinanz und Marxismus sind die beiden polaren Extreme der wirtschaftlichen Unfruchtbarkeit. Journalismus und Massenparlament sind die beiden polaren Extreme der politischen Unfruchtbarkeit. Und es berühren sich diese Extreme in ihrer gemeinsamen Quelle.

Finanzkapitalismus und Marxismus, Massenparlament und Journalismus sind Stufen der biblischen Mentalität.

28. Der Triumph der geborenen Träger der biblischen Mentalität.

Der persönliche Triumph der geborenen Träger der biblischen Mentalität, der sich angesichts der letzten Stufen derselben ergibt, ist für uns keine jüdische, sondern eine eminent arische Frage.

Sind wir einmal erwacht aus der Betäubung, so gilt es, wofern es noch nicht zu spät, uns ehrliche Rechenschaft zu geben, mündige und vor allem religiöse, um wieder wir selbst und um unüberwindlich zu werden. Die altdeutsche Auffassung, daß, wer in der Fremde ist, im Elend

sei, gilt heute in allervollendetstem Maße für unsre Verbannung unter fremde Seeleneigenschaften, unter die Herrschaft disgenialer, ja sogar minderwertiger schlechtmachender Mentalität, und vor allem solcher Religiosität. Damit wir wieder wir selbst werden können, bedürfen wir der autonomen Kritik, die in den theoretischen und historisch-praktischen Ausführungen der beiden ersten Bücher dieses Werkes geboten ist, noch vielmehr aber der in den beiden folgenden Büchern desselben gebotenen positiven Ausführungen über Rechenschaft und Religion.

Sollte es aber zu spät sein . . .? Was würde der endgiltige Triumph der alttestamentarischen Träger der biblischen Mentalität bedeuten? Was würde der Triumph der nationalen Internationalen bedeuten, wie wir sie im Gegensatz zu den Nationen und ihrer internationalen Solidarität bezeichnen müssen? Wäre dieser Triumph als solcher von gesonderter positiver Bedeutung? Darüber wollen wir uns doch noch Rechenschaft geben, obzwar schon aus all dem Vorangegangenen eine Antwort sich klar ergibt. Wir wollen da noch eine Betrachtung anstellen, die von vorneherein an Unbefangenheit wohl nichts zu wünschen übrig läßt.

F a b r e, der geniale südfranzösische Beobachter der Insekten, aber auch der philosophisch veranlagte Forscher, erzählt uns, wie z. B. die Grabwespen, wenn sie andere Gliedertiere für ihre Nachkommen als Beute bewahren wollen, diese Opfer in geradezu unfaßbarer, anatomisch genauer Weise durch ihren giftigen Stachel so lähmen, daß diese, am Leben bleibend, sich doch nicht wehren können gegen die spätere Aufzehrung bei lebendigem Leibe: ein entsetzliches Beispiel des Parasitismus!

Nur wenn die Lähmung doch nicht ganz gelingt, kann das Opfer sich noch retten. Fabre staunt über die Unbesorgtheit der Opfer angesichts der Frechheit der Parasiten. Der gutmütige Koloß, so meint er, könnte oft mit einem Griff den Banditen vernichten; aber er beläßt ihn voll Einfalt ungestört in seiner Nähe. Fabre weist dann darauf hin, daß „das Leben als Ganzes betrachtet nichts anderes ist als eine große Räuberei. Die Natur verschlingt sich selbst; die Materie erhält sich lebendig, indem sie von einem Magen in den andern wandert. An der Tafel der Existenzen ist jeder nach und nach Zecher und gebotene Speise; heute Esser, morgen gegessen; hodie tibi, cras mihi. Alles lebt vom Leben oder vom Tode; alles ist Parasitismus. Und der ganz große Parasit ist der Mensch, der fanatische Aneigner alles Eßbaren. Er entwendet dem Lamme die Milch und den Honig der Biene . . . Ist das das Laster der Faulheit? Nein, das ist das bösartige Gesetz, das für das Leben des Einen den Tod des Anderen fordert.“ (III. 5.)

„Wenn das Übel als allgemeine Lebensbedingung gesetzt ist, ist es vielleicht ganz unheilbar. Das Leben in der Zukunft wird, so ist zu fürchten, sein, was es heute ist: ein fortgesetztes Morden.“

Mit einem Rechtfertigungsversuch seiner verzweifelten Phantasie stellt sich Fabre nun einen Riesen vor, der mit den Planeten Fangball spielt und dabei die Gerechtigkeit sei. Er kenne das Leben auf Erden, und „wenn er diese Erde unter seinem Daumen hält, würde er schwanken, sie zu zerdrücken? Er würde gar nicht schwanken . . . Er ließe den Dingen ihren Lauf. Er würde sich sagen: Der antike Glaube hat Recht; die Erde ist eine wurmige Frucht, durchlöchert durch den Wurmstich des Schlechten. Sie ist ein roher Versuch, eine Stufe zu milderen Geschicken. Lassen wir geschehen: Ordnung und Gerechtigkeit sind am Ende.“ (VIII. 7.)

Mag dem sein wie ihm wolle, jedenfalls ist in Fabre, ungleich materialistischen Bekennern, die den Sadismus des Lebens bewundern, das autonome Maß des Edlen wirksam und er gerät in Empörung über den erstickenden Materialismus und über die Herabwürdigungen, die er mit sich bringt: über die Herabwürdigung der Pflicht zu einem Vorurteil der Dummen, des Gewissens zu einem Köder für Naive, des Genies zu einer bloßen Nervosität, der Liebe für das Volk zu einer Ungehörigkeit, der Seele zu einer mechanischen Zellenenergie, der Religiosität zu einer knabenhaften Einbildung, überhaupt aber über die Herabwürdigung alles dessen, was unserem Leben einige Würde gibt. Fabre gelangt zu einer Hymne auf die That. Arbeit ist Fortschritt und That ist Leben, sagt er: „Die Lebenskraft einer Rasse mißt sich an der Summe ihrer Thaten". (III. 6.)

Nur gegen die eine Schande verwahrt er sich auch in Hinsicht auf die von ihm beobachteten Parasiten: daß sie Schmarotzer seien an der eigenen Gattung. „Sehen wir genau zu: ist der Parasitismus infam zu nennen? Gewiß, im Menschengeschlechte ist nach allen Richtungen der Faule verächtlich, der an der Tafel der Andren sich mästet. Aber soll das Tier die Entrüstung erdulden, die unsre eigenen Laster uns einflößen? Unsre menschlichen, unsre ehrlosen Parasiten leben auf Kosten ihresgleichen; das Tier aber nie, was den Charakter der ganzen Frage ändert. Ich kenne kein einziges Beispiel, außer beim Menschen, daß Parasiten die Früchte der Arbeit ihresgleichen in Anspruch nehmen."

Schon **Plinius** sagt vor mehr als achtzehnhundert Jahren (VII. 1.): „Alle Tiere leben in ihren Gattungen friedlich dahin, bloß gegen Fremde sehen wir sie versammelt und streiten. Der wilde Löwe kämpft nicht gegen Löwen, die Schlange beißt nicht Schlangen. Aber, beim Herkules, dem Menschen widerfährt sein größtes Unglück durch den Menschen." „Was wirklich schwer zu nehmen wäre und was ich in aller Form in Abrede stelle", sagt **Fabre**, „das ist, daß bei den Tieren in derselben Art die einen auf Kosten der anderen leben. Vergeblich suche ich in meinen Erinnerungen und Notizen; meine lange entomologische Laufbahn liefert mir nicht einen einzigen Fall eines derartigen Frevels: das Tier als Parasit seinesgleichen." (III. 5.)

Vergleichen wir aber nun in Hinsicht auf die Worte eines Plinius und eines Fabre, was Jehova seinem auserwählten Volke verspricht (Mos. V. 6. 10.): „Wenn dich der Herr, dein Gott, in das Land führt, das er deinen Vätern Abraham, Isaak und Jakob zugeschworen hat, und dir große und schöne Städte gibt, die du nicht erbaut hast, Häuser mit Gütern aller Art gefüllt, die du nicht errichtet hast, Brunnen, die du nicht gegraben, Weinberge und Ölgärten, die du nicht gepflanzt hast, und du issest und satt wirst, so hüte dich wohl, des Herrn zu vergessen . . ." Das ist biblische Mentalität, und es ist ebenso biblische Mentalität, wenn es selbst in der evangelischen Bergpredigt heißt: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, daß Gesetz und die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen". „Es ist leichter, daß Himmel und Erde vergehen, denn daß ein Strich an dem Gesetze falle." (Math. 5. 17. Luc. 16. 17.) Das gilt auch für obige Vorschrift.

Wir fragen in Hinsicht auf die angeführten Erwägungen Fabres: Fühlen sich die geborenen Träger der biblischen Mentalität nicht als unseres Gleichen? Ihr Bekenntnis gewährt ihnen Rechte über die anderen Völker; sie gelten auch bei den Christen als das auserwählte Volk Jehovas,

und der bekanntgewordene Inhalt der Geheimprotokolle der Weisen von Zion ist in seiner Echtheit durch die Ereignisse von vornherein bewiesen.

Unwillkürlich erinnert man sich wohl nun der Theorie des Polygenismus, von welchem wir im 5. Abschnitt des I. Buches gesprochen haben. Es muß wohl genügen, hier daran zu erinnern.

Ist die beabsichtigte nationale Pseudomorphose*) gelungen, dann spricht man nicht mehr von Juden, sondern in Hinsicht auf sie von Deutschen, Engländern, Franzosen, Amerikanern usw. überall, in allen Ländern und allen Lagern, schreiben sie und reden sie im Namen der Nationen, unerkennbar, für das Ausland völkisch repräsentierend, aber überall dieselben, konfessionsgemäß ohne Herz für Volk und Völker und voll geheimen Triumphes über Niedergang und Durcheinander. Dieser Triumph ward nach dem Weltkrieg fast enthüllt. Jedoch voreilig und zu früh, wie wir vermeinen.

Die Engländer hatten sich die oben zitierte biblische Prophezeiung mit der schon besprochenen Annahme zurechtgelegt, daß sie Nachfolger des auserwählten Volkes seien, allerdings mit der arischen Milderung, daß ihnen die Völker zu deren Wohle überantwortet seien, während andererseits Frankreich bestrebt ist, die Hegemonie über das „lateinische" Südamerika, ja offensichtlich auch über Europa, zu bekommen. Solcher Art ist also die, wenn auch arisch gemilderte Mentalität der „christlichen" Staaten.

Angesichts der oben angeführten Ergebnisse eines der realistischesten und dabei genialsten biologischen Forscher haben wir auch das edle autonome Maß in den Vordergrund rücken dürfen, das seine Erwägungen bestimmte. Nur die That für das Edle und die Solidarität mit diesem macht uns dieses Leben erträglich, ja wertvoll. Aber dieses einzig der Freiheit würdige Edle ist zum Sklaven entwürdigt. Als Schüler erhielten wir einstmals ein merkwürdiges Thema zur Bearbeitung, das also lautete: „In dir ein edler Sklave ist, dem du die Freiheit schuldig bist". Dieser merkwürdige Spruch soll in einem deutschen Rathause prangen. Ich weiß mich einer Art von Aufregung zu erinnern, mit der ich über dieses Thema schrieb; aber der Lehrer gab ein zweischneidiges Urteil über meine Arbeit. Daß Jehova die von ihm erschaffene Welt für gut erkannte, dieser Exzeß biblischer Mentalität (Mos. I. 1. 31.) war offenbar die Grenze, über die auch in dem sonst ziemlich freien Gymnasium nicht hinausgegangen werden durfte.

Wir kommen über den Parasitismus des Lebens am Leben nur hinweg, indem wir uns an die sieben autonomen Bürgschaften halten, die wir im dritten Buche näher zu erörtern haben: die Liebe, die Schönheit und Persönlichkeit; auf deren Grunde das mündige Maß, die Wahrhaftigkeit und die That; und, die Brücke von einer Gruppe zur andern und ins Unbekannte bildend: die große Unanstrebbarkeit und Unablehnbarkeit des Werdens durch das Wirken, das wir wohl begründet Andiaparana nennen werden. Wir kommen über den Parasitismus des Lebens nur hinweg im Dienste für das Edle und in der Solidarität mit ihm, sei es auch vielmal edler als wir selber sind. Wir kommen über den Parasitismus des Lebens nur hinweg, wenn wir nicht, und damit schlechter als die Tiere, und unsre

*) Zu diesem Begriffe ist, um Wiederholungen zu vermeiden, auf den Anfang des 25. Abschnittes dieses Buches und auf das Ende des 22. im nächsten Buche zu verweisen.

eigene Art entwertend, den Parasitismus von Menschen gegen Menschen selber treiben und andere treiben lassen.

Freilich ist das Edle fast ausgeliefert der Lüge, die sich in seinen Verkehr zu drängen vermag. Aber es bleibt doch stark, wenn es selber ethisch bleibt und ihr keine Duldung erweist. Und wenn es klug nicht übersieht, daß Parasiten fälschen, wo sie fälschen können*). Ist aber die Duldung der Lüge durchgesetzt, sind dann vielleicht sogar Handlungen, die der Lüge entsprechen, der inneren zumal, zwangsweise eingeführt und geht sodann die Schande schon bei Tage bloß, dann tritt der Parasitismus gegen die eigene Art ganz offen ins Leben, wird sogar anbefohlen und zur Konfession gemacht und gereicht zuletzt zur völlig barbarischen Massenerscheinung, wie sie Gobineau in seiner Plejade mit leiser Stimme beschreibt: „Die völlige Barbarei, nicht jene jugendliche, tapfere, kühne, schöne und glückliche; sondern eine feige, schele, widerwärtige, häßliche Verkommenheit, die alles vernichten und selber nichts schaffen wird".

Wenn ein buddhistisches Volk sich ganz dem Nirwana weiht und aus der ferneren Geschichte verschwindet, wie wir nach Bastian aus den Annalen buddhistischer Historiker vernahmen, so ist das eine überzeugungsgemäße That, deren Träger ganz ebenso Persönlichkeiten sind, wie jene Hellenen, denen über ihr Ersuchen und ihren Nachweis der völligen Aussichtslosigkeit ihrer weiteren Bethätigung der Schirlingsbecher gewährt worden ist. Das ist etwas ganz anderes als vernichten und nichts schaffen, und etwas ganz anderes, als die angstvoll bebende Erwartung des Tags des Zornes, des dies irae, wie sie in den grauenhaften Visionen der christlichen Apokalypse zutage tritt und in dem Programm des Strafgerichtes Jehovas, wie der Prophet Ezechiel es verkündet, im Programm der Belohnung des auserwählten Volkes, zu dessen Gunsten die Vernichtung der Völker so oftmals im alten Testamente gefordert ist.

Papst Gregor der I., der Heilige und Große, sah das Strafgericht und die Rache Jehovas schon über das große Rom selber gekommen. In seinen Dialogen (II. 15.) erzählt er, daß der heilige Benedikt dem Gothenkönig Totilas geweissagt habe, Rom werde nicht von den Völkern vernichtet werden, aber in sich selber werde es zusammenbrechen, ein geheimnisvolles Schicksal, welches, wie Gregor, der schon geboren war, als Benedikt und Totilas starben, beifügt, schon kenntlich sei für jeden, der in dieser Stadt die vernichteten Mauern sieht, die zusammengefallenen Häuser, die zerstörten Kirchen und die alten zu Ruinen gewordenen Bauten. Ebenda (III. 38) fügt er bei, daß das Ende schon nicht mehr bloß angekündigt sei, sondern erwiesen. In seiner großen „Leichenrede Roms" benützt er reichlich die Weissagungen Ezechiels und stellt fest: Der römische Senatus ist schon verschwunden, der Populus Romanus, das römische Volk ist ausgestorben, und das leer gewordene Rom verbrennt**). Das Papsttum aber hat in welthistorischer Pseudomorphose aus der alten Welthauptstadt Rom auf Grund ihres Rufes seine eigene Welthauptstadt gemacht.

---

*) Ist in den zehn Geboten Jehovas die Wahrhaftigkeit geboten? Die Lüge verboten? Nur das falsche Zeugnis ist verboten, und auch dieses nur, sofern es gegen den „Nächsten" gerichtet ist. (Mos. II. 20; V. 5.) Was aber der Nächste bedeutet, das ergibt sich aus dem Worte selbst. Im übrigen haben wir darüber im sechsten Abschnitt des ersten Buches gesprochen.

**) Es sei hier beiläufig daran erinnert, wie moderne Revolutionen ihre Hauptstädte verlassen haben, so Petersburg, Konstantinopel und in Ostasien Peking.

Es war das scheele Programm Jehovas vom Zorne und von der Vernichtung, das ausgestreut worden ist über Rom, aber auch über die germanischen Völker, die nacheinander nach Italien kamen, und über die Völker im übrigen Europa, und es ist das widerwärtige Programm von der Wertlosigkeit dieser Völker und von der Ablehnung ihrer Bedeutung. Es ist mit einem Worte das Programm der biblischen Mentalität, die auch bleibt, nachdem der Glaube geschwunden, und in der ihre kongenialen Schöpfer Meister sind zum Nachteil der arischen, leider biblisch beschnittenen Völker. Diesen ist die eigene Gesinnung genommen und ihre biblisch gewordene Mentalität rächt sich an ihnen und bewährt sich am Volke Jehovas. Sie führt in letzter Linie ihre geborenen Meister zur Oberherrschaft, die Völker selber aber zum Materialismus, sei es des Jenseits, sei es des Diesseits, und zuletzt zum Nihilismus, und sie führt zur allgemeinen, leicht zu mißleitenden und zu terrorisierenden, unbeständigen und innerlich wehrlosen Vermassung und Verköterung. Sie führt zum Untergang im Schlechterwerden.

Nimmermehr können wir im Milieu dieser Mentalität ihren kongenialen Trägern gewachsen sein, die wie Schopenhauer sich ausdrückt, „sich einen Gott halten, der ihnen Länder der Verheißung zeigt". Dem kongenialen Meistervolke biblischer Gesinnungsart ist von seinem Jahwe verheißen worden (Mos. V. 7. 16. 21 f.): „Alle Völker, die der Herr, dein Gott, dir preisgeben wird, sollst du vertilgen, ohne mitleidig auf sie zu blicken. Wenn du in deinem Herzen sagen solltest, diese Völker sind zahlreicher als ich, wie werde ich sie vertilgen können: fürchte dich nicht, denn der Herr, dein Gott, ist in deiner Mitte, ein großer und furchtbarer Gott. Er wird die Völker vor deinen Augen ausrotten, eines nach dem andern." Im zweiten Psalm der Bibel sagt Jahwes Gesalbter: „Der Herr sprach zu mir, du bist mein Sohn. Heute habe ich dich gezeugt. Begehre von mir, so will ich dir die Völker zu deinem Erbe geben, und zu deinem Besitztum die Grenzen der Erde. Zerschmettern sollst du sie mit eisernem Szepter, wie ein Töpfergefäß sie zerschmeißen."

Das ist die Legitimität innerhalb der biblischen Mentalität: dieser Jahwe ist den Völkern heute noch aufgenötigt, und er ward das, wie wir ja nur zur Genüge sahen, zuerst mit Zwang, bis endlich das Bewußtsein des völlig artfremden Wesens dieser Anschauungsart sich verlor.

Klar lassen sich in der Geschichte der europäischen Völker in solcher Hinsicht vier Perioden unterscheiden: Erstens der Einführung durch Schrekken, Untreue und Autorität; dann der Niederwerfung jedes Widerstandes durch Schlächterei, grausame Massenhinrichtungen, und durch das Feuer und den lebenslänglichen Kerker der Inquisition; drittens die Periode des Kampfes bloß mehr um den Schatz der Bibel selber; und endlich die gefährlichste Periode, nämlich der Ablösung von der äußeren biblischen Form und hierdurch der Erreichung jener religionslosen nihilistischen Reinzucht biblischer Mentalität, die unsere Lähmung bedeutet zugunsten der Ausbeutung durch alttestamentarische Routiniers, wie wir sie sich offenbaren sahen bis zu den Geheimbürgschaften und zum Bolschewismus. Sowohl die Freimaurerei wie der Marxismus werden jedoch im Stiche gelassen werden, wenn sie ihre Schuldigkeit gethan und sich ausgewirkt haben werden zugunsten der Oberherrschaft der geborenen Träger der biblischen Mentalität, zugunsten des Triumphes des von seinem und vom Christengotte auserwählten Volkes.

Soll es soweit kommen? Sollen die zionistischen Geheimprotokolle Erfolg haben, in deren fünfzehnten und dreiundzwanzigsten dargethan wird, daß die Geheimbünde, die Kräfte des Umsturzes und das Blendwerk des Kommunismus da sind, um jede Ordnung zu zerstören und auf den Trümmern die jüdische Weltherrschaft zu errichten? Soll David abermals den Goliath mit geheimer meuchlerischer Waffe morden?

Soll es soweit kommen?

Wir kehren den von Jehova geoffenbarten Spruch des Predigers der Bibel um und wären lieber tot als Sklaven!

Laokoon erliegt der Schlange; aber er verliert nicht den Adel seiner Seele. Herkules jedoch, den vor dem Kampfe auch die Germanen besingen (Tac. Germ. 3.), hat die Hydra wirklich vernichtet.

Daß über uns die geborenen Träger der biblischen Mentalität triumphieren können, dazu half aber nicht nur, daß wir elend wurden, sondern auch — schlecht.

Von vornherein lag solche Schlechtigkeit in unsrem Wesen nicht begründet. Die sittliche Anlage der Germanen war sehr gut, wie Tacitus und andere unbefangene antike Schriftsteller, die befangenen biblisch-christlichen natürlich ausgenommen, eingehend festgestellt und bekundet haben. Soll es durch den Einfluß der biblischen Gesinnungsart, durch das kulturelle Versagen des anderthalb Jahrtausende über uns gebreiteten Christentums soweit gekommen sein mit uns, daß wir vor die große Alternative des Unterganges gestellt sind, sei es vor die echte in der Verdorbenheit, sei es vor die Zuflucht in den Tod?

Nun sind es die Lüge, die Untreue, der Betrug, die Ehrlosigkeit, die uns schwächen.

Wir wollen diesen inneren Lastern die Ausrede nehmen auf jene Grundlagen, wie sie der biblischen Mentalität entsprechen, die uns niederziehen und die wir kennen gelernt haben als sanktioniert vom Jahwe der Bibel.

Wir wollen dem Guten eine Kraftquelle schaffen durch echte Rechenschaft und Religion.

Die Macht der Verführung und des Truges, aber auch des Terrorismus schwindet hinweg vor dem Edlen, Hilfreichen, Guten.

Nur durch Wahrhaftigkeit und innere Ehre können wir uns wieder erheben und durch den mutigen mündigen Kampf für das Edle.

29. Die arische und die germanische Kulturtragödie.

Wir haben ein Bild davon bekommen, in welcher Weise den germanischen Völkern Europas nach dem Zusammenbruche der Antike mit überlegener Zivilisation, aber vor allem mit grauenhaftem Terrorismus eine Konfession aufgenötigt worden ist, die ihnen nichts weniger als kongenial war und deren Charakter wir kennen gelernt haben. Wir haben zuerst eine zweifelnde Ahnung, und dann eine unwiderlegliche Anschauung und Überzeugung davon bekommen, welches Schicksal durch diese Konfession und ihre Mentalität das deutsche Volk erlitten hat.

Ohne kongeniale Religion keine echte Kultur. Die germanischen Völker sind gar nicht dazu gelangt, ein eigenes, ihrem tiefsten Wesen entsprechendes religiöses Bekenntnis zu entwickeln und eine demgemäß hohe Kultur zu erreichen. Vielmehr sind sie in ihrem innersten Wesen entwurzelt und hierdurch einer Auslese der Schlechten preisgegeben worden. Die Völker sind sich gar nicht mehr bewußt, welche Höhe ihnen bis auf weiteres unerreichbar geworden, welche Thatkraft ihnen verloren, von welch wertvollen Gute sie ausgeschlossen geblieben. Sie bemerken gar nicht mehr die Lähmung ihres sittlichen Gewissens durch den Einfluß des so hoch gehaltenen alten Testamentes in ihrem christlichen Glauben und durch den Einfluß dieser biblischen Gesinnungsart überhaupt. Eine vollendete Kulturtragödie, jener nicht allzuwenigen zumal, die die ursprüngliche germanische Begabung trotz allem nicht verloren haben!

Welche Kraft schöpft doch das Judentum aus der Thatsache, daß ihm seine Thora, seine Bibel kongenial ist. Welche Kraft freilich auch daraus, daß ihm die Tochterbekenntnisse, die es über die Völker gebracht hat, so verwandt sind, wie diesen unverwandt!

Nun wollen wir uns aber jetzt nach den vorausgegangenen Kapiteln vergegenwärtigen, welche Geschicke überhaupt dazu beigetragen haben, daß die Germanen, seit sie in die Geschichte eingetreten, an der Weiterentwicklung ihres Wesens gehindert waren. Außer dem Heile der von den Römern vollauf gewürdigten Schlacht im Teutoburgerwalde, ohne die auch die Deutschen latinisiert worden wären, was ja allen Völkern Westeuropas geschah, und zu der noch an Bedeutung der hauptsächlich westgothische Sieg gegen die Hunnen auf den katalaunischen Feldern kommt und der fränkische Sieg bei Tour und Poitiers gegen die Araber, sind sie seit ihrem Eintreten in die Geschichte*) einem Unheil nach dem andern, zumal auf Grund des Christentumes unterworfen gewesen.

Die Sorge um edle Vererbung war durch das christliche Bekenntnis gebrandmarkt, und die massenhafte Auslieferung edler Sprossen beiderlei Geschlechts an den priesterlichen und klösterlichen Zölibat war ebenso allgemein, wie die biblische und ganz ungermanische Herabwürdigung des

*) Die eigenen alten Geschichtsgesänge der Germanen, ihr Hilfsmittel geschichtlicher Erinnerung, wie Tacitus in seiner Germania (2) sagt, wurden unter Ludwig dem „Frommen“, Karls des Großen und „Heiligen“ Sohn, mit Vorbedacht vernichtet. „Noch singen von Arminius die barbarischen Stämme“, hatte Tacitus (Ann. II. 88) erzählt und dort auch beklagt, daß die Griechen und Römer zu wenig Interesse haben, außer für sich selber die einen, und sonst nur für ganz alte Dinge die anderen. Und die Deutschen selbst? Sie waren, als es wohl noch an der rechten Zeit gewesen wäre, durch das Christentum gleichgiltig geworden gegenüber ihrer eigenen Vergangenheit. Klar stellt schon Mommsen im V. Bande seiner berühmten römischen Geschichte fest: „Kein anderer Gott ist so von Haus aus der Gott nur der Seinen gewesen, wie Jahwe, und keiner es so ohne Unterschied von Zeit und Ort geblieben“. „Die Erbschaft dieser Zeiten lastet auf der Menschheit noch heut.“ „Es gehört zur Signatur unserer Nation, daß es ihr versagt geblieben ist, sich aus sich selbst zu entwickeln; und dazu gehört es mit, daß deutsche Wissenschaft vielleicht weniger vergeblich bemüht gewesen ist, die Anfänge und die Eigenart anderer Nationen zu erkennen, als die der eigenen . . .“ Mommsen stellt also auch noch für die Gegenwart derart begründete Erscheinungen fest. Aber diese Begründung hat seine Zeitgenossen ebensowenig alarmiert, wie hundert Jahre früher Kants Worte dessen Zeitgenossen, wenn er Jehova ablehnt, indem er zu dessen Befehl an Abraham, seinen Sohn zu schlachten, bemerkt (Streit d. Fac. S. 102): „Abraham hätte auf diese vermeintliche göttliche Stimme antworten müssen: daß ich meinen guten Sohn nicht töten soll, ist ganz gewiß; daß aber du, der du mir erscheinst, Gott seist, davon bin ich nicht gewiß, und kann es auch nicht werden, wenn sie auch vom sichtbaren Himmel herabschallete“.

Weibes. Die Katastrophe, die der Sieg des Christentums über die lebensfrischen Völker mit sich gebracht hat, war von weltgeschichtlicher Bedeutung und betraf alle europäischen Nationen, deren Hauptrepräsentanten aber nach der Völkerwanderung die Germanen waren.

Noch heute stehen die christlichen Deutschen da, wie Thumelicus als römischer Gladiator dastand, seines Schmachgeschickes sich nicht besinnend, er, des großen Cheruskerfürsten Arminius Sohn, des Retters Deutschlands vor der Verwelschung.*)

Die unverfälscht gebliebenen germanischen Völker Europas stehen heute allein und gehören zusammen, zumal, wenn sie das Christentum und die Geheimbürgschaften abgelegt haben werden. „Lingua nostra teutonica sonat terram glacialem" unsere deutsche Sprache tönt den Norden, so hat wie in einer Art Vermächtnis in seinem nachgelassenen Werke Kepler, der tragische große Astronom, erklärt.

---

*) Das Schicksal des Arminius, der Thusnelda und des Thumelicus ist eine Tragödie ohne Gleichen, vielleicht die größte in der Geschichte. Als der Römer Germanicus die schwangere Thusnelda in die Gefangenschaft übernommen hatte, nachdem sie ihm von ihrem Vater Segestes, dem Gegner des Arminius, ausgeliefert worden war, da trieb den Arminius dieses Schicksal wie sinnlos umher. Er hatte seinerzeit die Thusnelda entführt und sie stand auf seiner Seite. Tacitus schildert ihr Verhalten bei der Gefangennahme: „zum Gatten mehr als zum Vater neigend, nicht zum Weinen gebeugt, noch mit Worten sich demütigend, sondern die Hände unter dem Kleide faltend und auf ihren schwangeren Leib niederblickend". Sie war wider Willen bei ihrem vom Gatten belagerten Vater gewesen und dieser hatte die Römer zum Entsatze gerufen. Ihr Sohn Thumelicus — nur durch Strabon (VII.) wissen wir ihren und seinen Namen — wurde von seiner Mutter getrennt, nach Ravenna gebracht, wie Tacitus erzählt, und, nach demselben Autor, für ein ludibrium, für ein Schmachgeschick aufgespart. In Ravenna hat seit Julius Cäsar eine Gladiatorenschule bestanden. Der hellenisierte Name Thumelicus — Contumelia heißt auf lateinisch die Schmach — bedeutet vielleicht einen Menschen, der sich zur Schau stellt, was die alten Germanen als die größte Schmach betrachtet haben. Darüber berichtet Seneca in seinen Briefen an Lucilius große Beispiele von Gladiatoren. Tacitus weist seinerseits darauf hin, daß die Cherusker sich gescheut hätten davor, daß Thumelicus ein deutscher König werde, „in feindlichem Milieu herangewachsen", „durch die Kost, das Sklavenleben, den Kultus und durch Fremdes jeder Art verdorben". Man hat ihn offenbar mit unvornehmer Denkungsart zu erziehen versucht, wie später dem ganzen deutschen Volke durch die biblische Mentalität geschah! Göttling hat (Abh. I. S. 380 ff.) dargethan, daß das Schmachgeschick des Thumelicus in seiner Erziehung zum Gladiator bestand. Derselbe hat ein herrliches antikes Standbild als das der Thusnelda nachgewiesen und überdies auch eines des Thumelicus zu finden geglaubt. Die Bücher des Tacitus, in welchen dieser ihr weiteres Schicksal und das ihres Sohnes kündete, sind verschwunden, wie andere Werke über die germanischen Kriege, vielleicht gar nicht zufällig, und wie insbesondere auch die deutschen Lieder, die später den Arminius gefeiert haben. Nur Strabon erzählt, daß Thusnelda und Thumelicus im Triumphe des Germanicus vorgeführt worden sind, und daß Segestes zugesehen haben. Mögen die Deutschen sich immer wieder mit Reue des Segestes erinnern! Über Schicksal und Bedeutung des Arminius aber wollen wir Tacitus, diesen größten aller Geschichtsschreiber, hören. Er sagt von ihm (Ann. II. 88.): „Anerkanntermaßen der Retter Deutschlands, und der das römische Volk nicht wie andere Könige und Heerführer in seinen Anfängen, sondern als ein im Stande der höchsten Kraftentwicklung befindliches Reich herausgefordert hat, in Schlachten die Wage haltend, im Kriege unüberwunden. Siebenunddreißig Jahre erreichte er im Leben, zwölf in seiner Herrschaft. Noch lebt er in den Liedern der barbarischen Völkerschaften."

Nimmer dürfen wir übersehen, daß Deutsche diese Tragödie herbeiführen halfen. Germanen waren es gegen Germanen, die auch später ihr Verderben selber mitbegründet haben. Der österreichische Dichter Halm hat das Schicksal des Thumelicus zum Gegenstande seines bedeutenden, wohl mit Unrecht von einem anderen Autor angefochtenen Dramas, „Der Fechter von Ravenna", gemacht und läßt darin Thusnelda über die Deutschen das Wahrwort sagen: „So sind sie! Ja, das ist so ihre Art! Was lebt mit ihnen, achten sie gering, und zerren dran und treten es mit Füßen! Was ist, gilt nichts; nur was da war, ist heilig. Der Deutschen Größe wächst nur aus dem Grab."

An eine allgemeine arische Tragödie erinnert vielleicht die Sage vom Titanenkampfe; dann die Sage vom Fimbulwinter und von der Götterdämmerung der Edda; und die Sage vom Untergange der Atlantis. Eine Tragödie war die Überwältigung der alten Ägypter*) durch die semitischen Hyksos, mehr als anderthalb Jahrtausende vor unserer Ära. Tragisch vom Standpunkt des allgemein arischen Schicksals waren die Kämpfe der Kauravas und Pandavas im alten Indien, wie sie im Mahabharatam geschildert sind. Es ist von auffallend unterschätzter, aber völlig giltig symbolischer Bedeutung, wenn in der Bhagavatgita-Episode der junge Held Arjuna, der Helle, der Blonde an Krischna, d. h. den Schwarzen, vielleicht den Repräsentanten der niederen Rasse, die entsetzte Frage stellt, gegen Brüder kämpfen zu müssen, und dieser ihn dazu bestimmt. Tragisch war das dortige Aufkommen des Krischnaglaubens, des Glaubens an den schwarzen Gott, und an die göttlichen Avataras oder Inkarnationen. Tragisch waren die Bruderkämpfe der Helenen mit den Troern**), der Meder und Perser, der Perser und der Hellenen***), sowie der peloponnesische Krieg. Tragisch war der frühe Tod Alexanders des Großen, sodaß an Stelle eines herrlichen, arischen, hellenisch-persisch-indischen Weltreiches

---

*) Mit welchem Respekte Platon von Ägypten, wo er gleich Pythagoras selber gewesen war, spricht, gleichsam wie von einem ehrwürdigen Ahnen, ist bekannt. Er hat Ehrfurcht vor dem Alter des dortigen Geschichtswissens, das auf wirklich zehntausend Jahre zurückgeht (Leg. II. 656) und er bewundert die dortige Heiligung edler Kunst, die fremder Willkür ganz entzogen ist. (Ebenda.) Bis nach Ägypten hat ihm zufolge die Herrschaft der Atlantiden gereicht (Krit. 114) und dort sei von Teut die Mathematik, die Geometrie und Astronomie, das Brettspiel und die Schrift erfunden worden. (Phaedr. 274.) — Die Anschauung der Bibel ist bekanntlich anders. Jahwe hat das Herz des Pharao verhärtet. (Mos. II. 7. 3.)

**) Eine Ahnung von tragischem Geschehen innerhalb der althellenischen Welt birgt das Palamedes-Problem. Die diesen betreffenden Tragödien der drei großen griechischen Tragiker Aeschylos, Sophokles und Euripides sind alle verloren. Palamedes gehörte zu den bedeutendsten Helden von Troja, und Homer, der dessen Feind Odysseus ein Epos weiht, hat nichts von ihm gewußt? Homer hat dem Zorn des Achilleus die Ilias gewidmet und Philostratus sagt in seinen Heldengeschichten, daß die Hinrichtung des Palamedes die wahre Ursache gewesen sei für den Zorn des Achilleus. Denn von Odysseus verleumdet sei er verurteilt worden. Homer aber spricht nicht von ihm. Philostratus vermag dieses nur darauf zurückzuführen, daß er sonst hätte die Schmach des Odysseus bringen müssen. Sokrates freut sich in der Apologie des Platon, in der Unterwelt den Palamedes und den telamonischen Ajas zu treffen, die wie er ein Opfer ungerechten Urteils gewesen. Wilamowitz, der bedeutende Kenner, aber meint in seinen Aeschylos-Interpretationen (S. 146) über Palamedes: „Es ist verführerisch, in ihm einen durch das Epos deklassierten Titanen der Argolis zu sehen". Aus des Euripides Tragödie Palamedes sind bei Stobäus (81. 7.) einige Verse enthalten, die erzählen, was er der Kultur bedeutet hat, durch seine Erfindung der Schrift, die die Lüge verhindere.

Prometheus und Palamedes als titanische Bringer der Kultur: Urtragödien thun sich auf. Wir haben oben an erster Stelle der Tragödie des Titanenkampfes gedacht. Tito und Titan sind griechische Namen der Sonne. Sonnenhell und sonnenfärbig sind die Titanen. Falb ist es, der durch Einschaltung richtiger Klangfarbe Titanen als Teutonen zu erklären glaubt, von denen dann der Name der Deutschen kommt. Noch Goethe spricht (in seinen Xenien) von den Varianten Teutsch oder deutsch. Es ist wie mit der That. Ich schreibe sie noch mit th. Wir sprechen sie noch so. Mögen wir bewahrt bleiben, einmal Dat zu sagen.

Zurück zu den Titanen-Teutonen. Eine Ahnung ergibt sich von der Verwandtschaft der edlen Titanengeschlechter mit dem Ariertum und den Teutonen im weiteren Sinne, die Ahnung eines tragischen, aber weltbedeutenden Großwegs der Kultur.

***) Die biblische Esthergeschichte bekundet die jüdische Zugänglichkeit des Xerxes-Ahasverus, der seinen Staatsmann auslieferte und den großen Perserkrieg unternahm und verlor. — Analogien sind wohlfeil und es soll hier nur auf Kaiser Wilhelm den II. verwiesen werden, der Bismarck entließ und den Weltkrieg verlor.

der semitische „Hellenismus" sich entwickelte*). Tragisch vom allgemeinen arischen Standpunkt aus waren die römischen Bürgerkriege und später die Proskriptionen und Ausmordungen der Besten. Tragisch war die Vernichtung der antiken Literatur. Vor allem aber war es tragisch, daß die niedergehende Antike, als sie der Anlehnung bedurfte, den Weg nicht fand zum stammverwandten Indien, weil zwischendurch der semitische Keil in Vorderasien es verhinderte. Statt Veda und Manu fand Zutritt zu ihr das alte und das neue Testament! Statt der Brahmanen kamen Juden! Welch tragische Ironie der Weltgeschichte!

Es ist die Tragödie Balders, der von Loki vernichtet wird. Doch möge es eine gute Vorbedeutung sein, daß jener nach der Götterdämmerung im dritten Reiche wieder erscheint, wohl mit Nanna, der Walküre, seiner Gattin, der vor Leid das Herz gebrochen war.

Inder erschlafft, Iranier verkötert, Hellenen verschwunden, Römer versunken!

Nach diesem kurzen Blick auf die lange arische Tragödie bis zu den Germanen wollen wir nun die Stufen des germanischen Unheils betrachten, die ebensowenig beachtet werden: die Niederlage des großen germanischen Führers Ariovist und nach ihm des Galliers Vercingetorix durch Julius Cäsar und die dadurch herbeigeführte Latinisierung Galliens. — Die brudermörderische Verhinderung des Cheruskers Arminius**), des Besiegers der Römer, an seinem Lebenswerke, das die Germanen in Stand gesetzt hätte, sich aus sich selber zu entwickeln. — Der Frühtod Alarichs. — Die Unterwerfung der Germanen unter die biblische Mentalität, die sie vergessen ließ der edlen That um dieser selber willen***). — Die Vernichtung der edlen Ostgothen. — Der Untergang vieler edler germanischer Völker anläßlich der Eroberung von Frankreich, Italien und Spanien, die heute wieder romanisch sind. — Die Hinwendung der unheilvollen Fran-

*) Wir wollen hier auch an den Unterabschnitt über Islam und Iran erinnern, wo die bezügliche Vorgeschichte des semitisierten Hellenismus und der Semitisierung Persiens erörtert ist. Hier sei auch außer auf die schon einmal erwähnte Feststellung der Verwandtschaft der Hellenen und Perser durch Aeschylos — er spricht von desselben Stammes Schwestern — darauf verwiesen, daß Sokrates im ersten Alkibiades des Platon die Verwandtschaft der spartanischen und persischen Könige feststellt (120 e). Justi schildert zu Anfang seiner Geschichte des alten Persiens die Perser „als ein Volk von auffallender Schönheit und Körpergröße, und mit einem ausgebildeten Gefühl für Ehre und Sittlichkeit". Ob die Perser für Aristoteles Barbaren waren, ist kaum fraglich. Für Demosthenes waren es sogar die Mazedonier. Aber für Alexander waren die Perser ein gleichwertiges Brudervolk, das es galt, sich zu verschmelzen. An Zivilisation waren sie den Griechen sogar überlegen, wie aus der Geschichte Alexanders des Großen hervorgeht.

**) Tacitus erkannte diese germanische Veranlagung, als er in der Germania (33) sagte: „Blieben doch nur diese Völker, wenn schon nicht uns geneigt, doch untereinander gehässig, da den entscheidungsbereiten Geschicken des Reiches das Glück nichts höheres zu bieten hat, als die Zwietracht der Feinde".

***) Was die germanische Religion anbelangt, so will ich in Hinsicht auf die Tragik der Unterwerfung der Germanen unter die biblische Mentalität aus meiner Philosophie von 1909 (S. 44 f.) folgende Sätze anführen: „. . . wollen wir eine kurze Betrachtung über die in ihren Anfängen verbliebene germanische Religion anstellen, weil diese einerseits in ihrer Tiefe an die indischen Religionen gemahnt und weil sie andererseits uns zu einer wichtigen Überlegung führt. Die germanische Religion setzt in der Götterdämmerung eine Ethik voraus, deren Geltung über dem Willen der Götter steht . . . Diese germanische Religion mit der Ethik als höchstem Prinzip, mit ihrer Hoheit, auch von Gottespersonen subjektive Ethik zu verlangen, mit ihrem vornehmen Sterbenkönnen, mit ihrem Stirb und Werde, war danach angethan, aus einer Kunde der Wala über das Schicksal der Götter eine lebendige Lebensanschauung der Menschen zu werden. Ihre Entwicklung wurde aber, fremdem Banne unterliegend, im Keime erstickt."

ken*) zur biblischen Mentalität, sowie ihre Gegnerschaft gegen die Langobarden. — Der Übertritt der spanischen Westgothen zum Katholizismus. — Der durch diese Ereignisse und durch die Latinität der Kirchensprache vorbereitete Verlust Frankreichs, Spaniens und Italiens für das Germanentum. — Die Sachsenschlächtereien und Slavenimporte Karls des Heiligen und Großen. — Die Vernichtung der deutschen Götter- und Heldengesänge, aber auch der Geschichtswerke, der römischen zumal, über die Germanen, welche deren Rückgrat gegen das päpstliche Italien hätten stärken müssen. — Die Verführung Deutschlands zum heiligen römischen Reiche deutscher Nation. — Der italienische Frühtod bedeutendster deutscher Kaiser. — Die Schlacht bei Hastings und die mit ihr angebahnte Entgermanisierung Englands. — Die Blutverschwendung der Kreuzzüge. — Der Sieg der kirchlichen Richtung eines Saxo Grammaticus im germanischen Norden. — Die Vernichtung der gothisch veranlagten Albigenser und ihres autonomen religiösen Bekenntnisses. — Der Untergang der Hohenstaufen und der Babenberger. — Die durch Jeanne d'Arc angebahnte Befreiung Frankreichs von der im Zuge gewesenen Anglisierung. — Die Abtötung des germanischen Geistes durch die Inquisition. — Die hiedurch bestimmte Wendung der Reformation zu einer Renaissance der Bibel, statt zur religiösen germanischen Autonomie, wie sie schon bei Meister Ekkhart vorbereitet war, sodaß noch heute den meisten Deutschen die alte jüdische Geschichte besser bekannt ist als ihre eigene. — Die kirchliche Bindung der habsburgischen Kaiserdynastie. — Die Glaubenstrennung der Deutschen in zwei christliche Lager. — Die Bartholomäusnacht in Frankreich. — Die Kulturvernichtung und die Auslesefolgen des dreißigjährigen Konfessionskrieges für Deutschland. — Die Ablehnung des von England angebotenen germanischen Weltbundes durch Deutschland zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts. — Die Auslese- und Kulturfolgen des Weltkriegs, dessen Schlachtfelder übergroße Ströme echten germanischen Blutes tranken; und die ihm folgenden Friedensdiktate. — Die jüdische Beherrschung der internationalen Berichterstattung und andere nach diesem Kriege gesteigerte Folgen der alttestamentarischen Übermacht. — Vor allem andern aber der Grund so vieler anderer Gründe: die Fortdauer der oben schon eingereihten Unterwerfung unter die biblische Mentalität.

Es ist die Tragödie Siegfrieds, den aber — und das möge von guter Vorbedeutung sein — Brünnhild, die Walküre, doch zuletzt nach Asgard führt.

Die Deutschen werden von Juden, Freimaurern und Jesuiten international vertreten. Muß man nicht, wenn die Judaisierung des antiken Rom und Griechenland bedauert wird, dabei heute an den deutschen „Semigotha" und „Semikürschner" denken, zwei Verzeichnisse, die Verjudung des Adels und der Literatur betreffend?

*) Hier ist nicht vom Volke die Rede, das eine Jeanne d'Arc hervorgebracht hat, sondern von der Rolle, die ihm vermöge der biblischen Tradition seiner Könige, des Jesuitismus und dann des Freimaurertums zuteil ward. Schon als Pipin, über päpstliche Ermächtigung seinem angestammten Königshause untreu, zum König gesalbt worden ist, ließ er sich vom Papste Stephan dem II. samt seinem Volke als Kontinuator von Israel preisen. — Es sei nun an den Sachsenkrieg, den Albigenserkreuzzug und den Cevennenkrieg erinnert, an die Ausmordungen zur Zeit der Templer, der Bartholomäusnacht und der Revolution, an den Weltkrieg mit seinen Friedensdiktaten und der ihnen folgenden Vertragsauslegung. — Der Zeitgenosse des Gothenkrieges Prokopios nannte übrigens die Franken in seiner Beschreibung desselben (II. 25.) das an Treue niederträchtigste aller Völker. Und Salvianus, der christliche Presbiter aus dem fünften Jahrhundert, nennt sie perfid und sagt, daß, wenn der Franke einen Meineid begeht, er das nur für eine Redensart halte. (De gubernatione Dei IV.)

Es ist die Tragödie des Japhet und des Esau, dem aber geweissagt ist (Mos. I. 27. 40.), daß er Jakobs Joch abschütteln wird von seinen Schultern. Besser gesagt, es ist die Tragödie des Audax Japeti Genus, des kühnen Titanengeschlechtes der eigentlichen Menschheit, über die der althellenische Tragiker Sophokles die bedeutsamen Worte fand: „Vieles Gewaltigen Allergewaltigstes ist der Mensch . . . Wenn er jedoch in trotzigem Hochmuth Frevel wagt, ist er sein Unheil." Es ist die Tragödie des Stammvaters Japetus und seines Sohns, des Prometheus, vor dem die schöne, edle, tragische Io erscheint, deren Sprosse — möge es von guter Vorbedeutung sein — ihn befreien wird.

Wie kann das deutsche Schicksal noch gewendet werden? Wie das Schicksal der europäischen Völker überhaupt? Sind nicht die Juden nach der schrecklichen Katastrophe ihres Zusammenbruchs, durch das ihnen kongeniale Bibelbekenntnis gekräftigt worden? Es obliegt, daß die Deutschen in ihrer Not zu innerer Höhe, zu kongenialer Religiosität sich erheben! So mag trotz allem die allerletzte Stunde, die vielleicht für die Deutschen bevorsteht, zu einer großen Wende im Drama der Germanen führen, — Schweden, Norwegen und Dänen gehören dazu — zu einer germanischen, zu einer europäischen Wiedergeburt!

Die Zeiten sind zukunftsschwanger. Der Mosaismus benützt die im Weltkrieg besiegten Völker, um im Marxismus eine neue Tertiognitur für Europa zu entwickeln. Zwischen Schwarz und Rot wird Blond zerrieben. — In Rußland vollzieht sich bisher, mutatis mutandis, was wir an der albigensischen Autonomie sich vollziehen sahen, zugunsten der jüdischen Weltherrschaft. Wir geben uns Rechenschaft davon, wie solche Fragen in der Geschichte zugunsten der Minderwertigkeit entschieden worden sind.

Besitzen die Völker wirklich zu wenig sittlichen Halt, sind ihrer Persönlichkeiten zu wenig, dann wäre nicht mehr schade um sie. Mit solchem Unterliegen edler Völker wäre aber eine Phase des Weltkampfes zwischen Gutem und Schlechten zugunsten des Schlechten entschieden. Soweit er hier entschieden wird . . .

In schmerzlicher Überlegung erkennen wir, wie leichtfertig vergeudend eines der größten Güter der Menschheit, das herrliche, schöne, edle Gesamtvolk der Germanen zerrüttet und ins Verderben gestürzt worden ist von Treulosen durch seine Treuherzigkeit, von sklavisch Gesinnten durch seinen Heroismus, von Jehovaknechten durch seine Gotteskindschaft.

Unmöglich ist nach dieser traurigen Erkenntnis die Naivität einer optimistischen Konfession. Es gilt uns einzig eine mündige Religion der That.

Eine Umkehr kann der religiöse Thatgedanke, der sich unüberwindbar aus dem Grunde autonomer Rechenschaft erhebt, kann die unverbrüchliche neidlose Gemeinbürgschaft echtreligiöser Persönlichkeiten bedeuten, die nicht zu bestechen sind durch die individuellen Interessen des Alltags und der Belohnung: einen Umschwung in der großen germanischen Kulturtragödie, eine Wiedergeburt Balders nach der Götterdämmerung; eine Peripetie der Tragödie theologischer und religionsloser Gewissensabtreibung, zum heroisch gesteigerten Leben eines entscheidenden religiösen Zusichselberkommens.

Dann wird gegolten haben, was dem Rächer Balders die Mutter sang und was wir als Leitspruch diesem Werke beigegeben haben: „Wirf von der Achsel, was schlecht dir gilt: Selber leite dich selber!"

30. Die Heraufkunft einer arisch-kongenialen Rechenschaft und Religion.

Noch werden die Völker und wird zumal die deutsche Nation im Triumphe geführt, wie seinerzeit Thusnelda, und die Nationen bieten ein Schmachschauspiel wie Thumelicus, Hermanns und Thusneldas Sohn als römischer Gladiator.

Wir blicken ernsten Angesichts um uns, um Anzeichen zu finden dafür, daß endlich vielleicht in allerletzter Stunde das Joch gebrochen werde und wir wieder wir selber werden können.

Eine Jugenderinnerung zuvor, wie sich wohl so Manchen zuteil geworden ist. Einer der vielen hochgebildeten Priester, durch deren Gesamtpersönlichkeit die Kirche immer wieder zusammengehalten wird, war unser erster Religionslehrer. Er hat uns gar manche bange Frage vorerst dadurch erspart, daß er uns mit edlem Empfinden gewisse Teile der biblischen Geschichte vorenthielt. Vielleicht sind die verschiedenen Bibelverbote, die im Laufe der Zeiten ergangen sind, zum Teile wenigstens auf solche Rücksichtnahme zurückzuführen, der Seele des Volkes gegenüber. Umso schwerer aber wogen später in unseren Kinderherzen jene Bedenken, z. B. warum wir verflucht seien, da doch unsere Stamm-Mutter sich bloß verleiten ließ, von einem Baume zu essen, der noch dazu mit seinen Früchten als Versuchung mitten in ihrem Paradiese stand. Als wir uns entrüsteten, daß Jakob seinen Bruder bewucherte und mit Hilfe seiner Mutter seinen Vater betrog, oder daß David so niedrig und grausam war, und daß er den Uriasbrief schrieb usw., da hörten wir, daß der dem Esau vermeinte Segen sich nicht nach dem Willen des Segnenden, sondern nach der äußeren Handauflegung richtete, daß Jakob Jehovas Liebling und daß David ein Mann nach dem Herzen Gottes und ein Vorbild Christi gewesen sei. Und wir erfuhren, daß wir das alles gehorsam hinnehmen müssen, wenn wir nicht nach unserem Tode ewige Feuerqualen der Hölle erleiden wollen. Eine unverstandene Ahnung von scheußlichem Sadismus durchzog unser Gemüt, eine Angst vor unbekannten vergangenen und zukünftigen Gräueln; ein unverstandenes Gefühl tragischen Widerspruchs zwischen einem aufgezwungenen Idol und einem unterdrückten kongenialen Ideal.

Das Bild Gottes, dem jene Geschichten entsprachen, war keineswegs in unserem Herzen. Als wir hörten, daß Jehova zum Stammvater Abraham sagte: Nimm deinen Sohn, deinen einzigen, und opfere ihn zu einem Brandopfer, und daß Abraham bereit war dazu und dafür von Gott gesegnet war; und als wir hörten, wie Jephta diesem Gotte, nachdem dessen Geist über ihn gekommen war, für den Sieg gegen die Söhne Ammons Jenen zu opfern gelobt, der ihm zuerst aus seinem Hause entgegenkommen werde, und daß das Jephtas einzige Tochter war, und daß der Vater diesem Gotte seine Tochter opferte, und daß diese That dann alljährlich gefeiert worden ist — da war uns bange zu Mute, als sollten wir in Tränen ausbrechen, ja wir brachen in Schluchzen aus. Und als wir später nicht mehr glaubten, verblieb davon, daß solches im Christentum gelehrt werden könne, ein widerlicher Bodensatz zurück, und wir fanden es erst recht auffallend und bezeichnend, daß gerade jene Persönlichkeit, die unanfechtbar und liebenswürdig blieb in all den biblischen Geschichten, daß gerade Jesus Christus vom auserwählten Volk des Christengottes und unter dessen Regime gekreuzigt worden ist.

Sind nicht solche Gefühle, sind nicht solche unvermeidlichen Gedankengänge ein Rassen-Dokument für bessere Artung in unseren Herzen, als es die biblische Artung ist? Und sollten diese Gefühle nicht doch verbreiteter sein, als man gemäß dem allgemeinen Schweigen annehmen müßte? Ist nicht die immer wieder unabweislich auftauchende Ablehnung der biblischen Gesinnungsart überhaupt ein Beweis unübersteiglicher Verschiedenheit der Rasse?

Mythologie kann uns natürlich nicht helfen, und sei es auch die germanische oder die indische. Allein es ist wertvoll und tröstlich, und gehört an diese Stelle, daß wir an einem Beispiel von unberührt kongenialer Mythenbildung erkennen, wie artverschieden die Auffassungen bei gleichen Situationen sein können, und wie sehr wohl die germanischen Völker, bewußt zuerst und später unbewußt darunter leiden mochten und mögen, daß sie artfremder Mentalität unterlegen sind.

Gleichwie Rebekka dem Jakob statt des berufenen Esau die Erbfolge sichern will, so will solches auch im altindischen Ramajana, das älter ist als Mosis Genesis, die Mutter des Bharata zu ungunsten des berufenen Rama. Leider ist es die Geschichte von Jakob und Esau, die uns gelehrt wird, statt daß uns, wie es sein sollte, jene von Bharata und Rama mitgeteilt würde. Der Vater dieser beiden nun, König Dascharata, hatte der Königin, der Mutter Bharatas seinerzeit einen Wunsch zu erfüllen versprochen. Sie will nun, daß er Bharata zu seinem Nachfolger nehme, und er muß, ein Mann ein Wort, sich selbst getreu, ihr diesen Wunsch gewähren. Rama aber geht in die Verbannung, damit sein Vater, der sich nur schwer entschließen kann, nicht in Versuchung komme, sein gegebenes Wort zu brechen. Er liebt seinen Vater und dieser liebt ihn und stirbt vor Kummer. Bharata seinerseits will nun aber den Thron nicht besteigen, sondern läßt sich nur von Rama selbst bewegen, für diesen die Herrschaft zu führen, bis endlich Rama selber nach vielen Abenteuern triumphierend zurückkehrt.*)

Dieser Edelmut von Vätern und Söhnen ist für uns jedoch kein Märchen, sondern eine ersehnte Möglichkeit eines Heraufkommens edlerer Gesinnungsart unter den arischen Völkern.

Mögen die edlen altindischen Erzählungen sogar die entedelte, entstellte Quelle der biblischen Geschichten gewesen sein: für die Beurteilung der letzteren und ihrer biblischen Gesinnungsart ist natürlich nur die biblische Fassung maßgebend.

Es sei übrigens aus dem Anlasse der Geschichte von Jakobs trügerischer Erstgeburt die Frage gestellt, ob nicht ähnliches bei den Söhnen Noas, Japhet und Sem geschehen sei. In der Genesis (10. 21.) heißt es nach der Vulgata: De Sem, fratre Japhet majore, von Sem, dem älteren Bruder Japhets. Dieses Beiwort „älter" bezieht sich aber auf Japhet, wie sich klar aus der ursprünglichen Übersetzung, der Septuaginta, und soviel ich weiß, auch aus dem hebräischen Texte ergibt. In der Septua-

*) Winternitz in seiner bekannten Geschichte der indischen Literatur erweist sich dem indisch-germanischen Geiste keineswegs gewachsen und bezeichnet mit eigentümlich höhnischen Worten „den übertriebenen Edelmut der beiden Brüder" als märchenhaft. (I. S. 414.)

Bei solchem Urteil ist wohl die biblische Mentalität maßgebend gewesen. Wie schädlich, wenn die indoarische Literatur von solchem Standpunkt betrachtet wird. Die ganze echte Christenheit steht natürlich nicht auf dem Standpunkte des edlen Bharata, sondern des Betrügers Jakob.

ginta steht nämlich an der zitierten Stelle Sem im dritten, Japhet und das Beiwort „älter" im zweiten Falle. Diese gehören also zusammen und es heißt in Wirklichkeit: von Sem, dem Bruder des älteren Japhet.*)

Nun tritt da noch eine eigentümliche Situation ein. Der dritte Sohn Noas, Cham, wird in seiner ganzen Nachkommenschaft verflucht, weil er den trunkenen Vater verspottete. Im Zusammenhange damit wird dann (IX. 26.) der Gott des Sem gepriesen und wird gleichzeitig erklärt, daß Japhet in den Häusern des Sem wohnen solle. Der heilige Hieronymos begründet das mit der Annahme des Christentumes durch die Japhetiten und bezeichnet so, und letzteres mit Recht, das Christentum als ein semitisches Haus. Der heilige Bonifatius aber, der Apostel der Deutschen sagt in ähnlichem Sinne in einem Briefe an Gutbert: „Der Weinberg des Herrn ist das Haus Israel und jetzt wird unsere katholische Kirche darunter verstanden."

Solange Japhet und Esau den Geist der Bibel Jehovas anerkennen, sei es auch bloß im Freimaurertum oder im materialistischen Marxismus, werden sie eben dem Sem und Jakob unterliegen. Übrigens darf bei solchem Anlaß nicht außer Acht gelassen werden, was wir (im 5. Abschnitt des ersten, aber auch im 28. des vorliegenden Buches) über Monogenie und Polygenie erwogen haben.

Selbst vom Standpunkte der alttestamentarischen Weissagung ist trotz der Auslieferung der Völker durch Jehova an sein auserwähltes Volk deren Befreiung, wofern sie Thatkraft genug haben, vorgesehen. Seit jeher galt Esau den Juden als der symbolische Vertreter der fremden Völker. Und so sprach Isaak nach seinem fehlgegangenen Segen zu Esau (Mos. I. 27. 40.) jene uns schon bekannte Weissagung, deren Erfüllung von unserer autonomen Thatkraft abhängt.

Esaus Joch ist die biblische Mentalität, und seine Abschüttlung tritt nicht ein mit bloßer Absage, wohl aber mit dem seligen Sehnen, mit dem Lechzen nach einer kongenialen Weltanschauung unter den Völkern, dem deutschen Volke zumal; mit der Liebe zum Edlen, mit der Sehnsucht nach einer Religiosität, die uns aufrecht zu machen vermag, mit dem Verlangen nach wieder hochzuhaltendem Kopfe, mit dem Begehren nach dem Göttlichen in uns und nach einer Gemeinbürgschaft der Edlen, mit sittlicher Thatkraft.

Auf die Menschen selber kommt es an für eine bessere Zukunft, und nicht von außen nach innen, sondern von innen nach außen kommt die Wandlung, kommt der Fortschritt, und die Menschen selber sind sein Gegenstand.

---

*) Luther erkennt die Erstgeburt Japhets an, ist aber im Übrigen ganz gelähmt durch die alttestamentarische Mentalität. Wir wollen hier darüber eine Stelle aus seiner späten Schrift, „Von den Jüden und ihren Lügen" zitieren, in der er sich nur anscheinend von jener Gesinnungsart emanzipiert hat. Er sagt (Polem. Schftn. VI. S. 111):

„Item, so rühme ich mich, daß Japhet, der erstgeborene Sohn Noah, sei auch mein rechter natürlicher Großvater, und seine Ehefrau (wer sie auch gewesen ist) sei meine rechte natürliche Großmutter. Denn wir Heiden sind alle von ihm hergekommen, wie Moses sagt Genes. 10. 5. Und hat also Sem, der andere Sohn Noah, mit allen seinen Nachkommen nichts zu pochen wider seinen älteren Bruder Japhet der Geburt halben. Ja, wo die Geburt gelten soll, so hat Japhet mit seinen Nachkommen, als der erstgeborene Sohn und rechter Erbe, zu pochen wider Sem, seinen jüngeren Bruder, samt seinen Nachkommen, sie heißen Jüden, Israeliten oder Edomiten. Was hilft nun die leibliche Erstgeburt dem guten Japhet und unserm Großvater? Nichts überall. Sem behält doch den Vortritt, nicht der Geburt halben (sonst müßt's Japhet sein), sondern daß über die Geburt Gottes Wort und Beruf hie Scheidesmann ist."

Ob es nicht schon zu spät sei? Ob die Krise noch zur berechtigten Hoffnung und zur Genesung führe? Die Zeit der Probe ist gekommen.

Noch wichtiger als die bloße Befreiung von einem Hindernis, die als solche noch gar keine Befreiung zu einem Ziele bedeutet, ist wie gesagt, der wahre Weg dazu, daß nämlich an die Stelle des Dogmas und des Konfessionalismus die echte kongeniale Religion eintrete, nicht künstlich gemacht und unnatürlich, sondern selbstverständlich, ohne Absicht, herbe, autonom und gemeinsam, einfach und umfassend, klar und tief zugleich und unwiderlegbar.

Die Stunde ist gekommen, uns zu befreien von dem Konfessionalismus und von jener Weltanschauung, wie sie beide dem biblischen Monotheismus entsprechen, und wie sie, auch wenn wir ihnen längst entwachsen zu sein glauben, in letzten Konsequenzen noch immer in uns eingehämmert sind. Diese Weltanschauung ist, brutal bezeichnet, wie es ihr entspricht, die rohe ökonomische, und sie zerfällt in zwei nur unwesentlich von einander verschiedene Gruppen, die aber beide selbstsüchtig nur das eigene Wohl im Auge haben, und die sich beide täuschen: die Sorge für das Wohlbefinden im Jenseits die eine, für das Wohlbefinden im Diesseits die andere.

Die Weltentwicklung hat keine Nachsicht. Unanstrebbar und unentreißbar, aber auch unvermeidbar, unablehnbar, unabwendbar ist das Werden, sich gattend der Art der Willensthaten. Unaufhaltbar geschehen die Folgen der Thaten. Ernst ist der Anblick der Notwendigkeit. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Wir fühlen, wie die Entscheidungsfragen des Unterganges schon gestellt sind. Was ist der Untergang? Das Sterben selbst ist noch kein Untergang; es ist ein Gang ins Unbekannte. Aber das Schlechtwerden ohne Hoffnung ist der Untergang. Lieber ein lebendiger Tod, als ein totes Leben. Entweder wird die unverbrüchliche Solidarität der Edlen, wird ihre Gemeinbürgschaft es erreichen, daß wir die Auslese der Schlechten, die bereits im Zuge ist, überwinden, oder die Edlen haben zum Wenigsten ihrerseits gethan, was sie konnten. Impavidos ferient ruinae. Unerschrocken gehen sie unter. Völkerreserven, wie seinerzeit nach dem Untergang der Antike, sind aber keine mehr auf Erden. Entweder kommt der Zusammenbruch der Opfer der biblischen Mentalität und damit auch zuletzt ihrer geborenen Träger, die für sich allein ja ohne Hoffnung sind*), oder das biblische Zeitalter wird zum Heile Aller abgelöst durch ein Zeitalter heroischer Autonomie, durch die Ära einer Religion der That.

„La race aryane est surtout religieuse", sagt Gobineau, (II. S. 20), die arische Rasse ist vor allem religiös.

Kant aber, der übrigens vielleicht der Erste war, der sich in positivem Sinne mit der Rassenfrage beschäftigt hat, spricht in seinem bekannten Worte Eingangs der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten davon, daß ein guter Wille auch außerhalb der Welt ohne Einschränkung als gut gelten könne, und mißt ihm also wohl auch außerhalb derselben eine Bedeutung bei.

---

*) Am Ende des 19. Jahrhunderts (1899) hat Bacher de Lapouge, von dem, wie die Dinge liegen, die Enzyklopädien nichts wissen, in seinem Werke L'Aryen (S. 476) gesagt: „Sei es selbst, daß der politische Traum des jüdischen Ehrgeizes in Erfüllung gehe, was in diesen Zeiten, da nur das materielle Interesse gilt, wohl möglich ist . . . so groß auch die Macht der ihm zugeordneten Völker wäre, der Jude wird sie selber desorganisieren, zerstören und ihren Gegnern gewonnenes Spiel bereiten."

Das deutsche Volk kennt noch heute seine Geschichte nicht. Begreift es einmal den Verlust der ihm kongenialen Religiosität samt seinen Folgen in Hinsicht auf seine geschichtliche Entwicklung und ist es dann noch halbwegs aufrecht, dann wird es selber auf das Schärfste in religiöser Hinsicht empfinden, was ihm in politischer Hinsicht nach der Ausmordung der Hohenstaufen einer der letzten Trobadors, Bartelemi Zorge, zugerufen hat: „Wie können Deutsche und Alamannen geruhig leben, wenn sie das Andenken an diesen Verlust im Herzen haben!" Was dieser Trobador beklagt, das ist eben die Lähmung, die wie eine schwere Krankheit auf die germanische Seele sich gelegt hat. Es ist die Lähmung durch die biblische Mentalität, durch die Beschneidung der Seele. Alle, deren Geist beschnitten ist, wie Paulus im Römerbriefe (II. 29) sagt und deren Herzen beschnitten sind, wie Moses (V. 30. 6.) es verlangt, treten für die alttestamentarischen Ziele ein. „Nicht wer es äußerlich ist, ist ein wahrer Jude, noch ist die äußere Beschneidung, die am Leibe geschieht, die rechte, sondern wer es im Verborgenen ist, ist ein Jude, und die Beschneidung des Herzens, im Geiste, nicht dem Buchstaben nach, ist die rechte." So sagt der heilige Paulus; und der heilige Augustinus fügt hinzu, daß der heilige Geist die Beschneidung des Herzens vollbringt. Wobei natürlich der scheußliche Vorgang der wirklichen Beschneidung, der da zum christlichen Symbol genommen wird, an seiner charakteristischen Symptomatik nichts verliert.

Wir wollen übrigens die biblische Mentalität gar nicht in Hinsicht auf ihre geborenen Träger charakterisieren, sondern nur in Hinsicht auf uns selber. Wir wollen in letzter Linie nur uns selber kritisieren. Wir sind ideallos geworden, grundsatzlos, ziellos, zwecklos, hoffnungslos, pflichtlos, fruchtlos, wertlos, ehrfurchtslos, treulos und ehrlos. Wir unterliegen fast schon dem Nihilismus alttestamentarischer Gesinnung, der Degeneration, der Unkultur und der Sklavenmoral, unsrem Neid und der Mißgunst, die wir empfinden, der Hoffart, der Grausamkeit, dem Verzicht auf Verantwortlichkeit und auf Selbstdenken, der künstlerischen, literarischen und wissenschaftlichen Verkommung durch Häßlichkeit, Ideenlosigkeit und Wortkrämerei. Wir gehen fast schon zu Grunde an der verbrecherischen Frivolität, die wir mit uns treiben lassen, und zum Schlusse an der Verzweiflung. Es ist die Lüge, um alles mit einem Male zu sagen, die uns zur inneren Zerrissenheit führt und die in letzter Linie und nach Generationen eine Etappe der Nervosität bedeutet, mit allen ihren Steigerungen. Wir wollen nur wieder wir selbst werden können, und gelingt uns das, dann wollen wir an die schweren Zeiten der letzten Stufen der biblischen Mentalität zurückdenken, ohne Duldung, aber ohne Groll und ohne Haß. Wir dürfen nimmermehr übersehen, daß die Unheilfolgen nicht nur vom Geiste der Glaubensvorschriften und ihrer Auswirkung durch Jahrhunderte stammen, sondern auch davon, daß uns kongeniale heroische Religiosität genommen war und daß ihr Fehlen uns überzeugungslos und wehrlos gemacht hat. Keine Ehre ohne autonome Religion, keine Ehre ohne Eh, wie althochdeutsche Schriften, wie mittelhochdeutsche Mystiker, und wie auch unser Nibelungenlied die Religion bezeichnet*). Bloße Skeptiker sind niemals

*) Auf einen Hinweis, daß Etzel (Attila, vom gothischen Atta, d. h. Vater) ein Heide sei, wird im Nibelungenliede (1262. 1.) erwidert: Er hat soviel der Helden in christenlicher E (lang auszusprechen); (34. 3.): nach ritterlicher E. — In Otfrieds altdeutscher Evangelienharmonie heißt der Priester Ehward, d. h. Religionswart. — Bei den Mystikern (Pfeiffer, I. S. 195) ist vom Ende der Nacht der jüdischen E die Rede. — In Enikels Fürstenbuch, im 13. Jahrhundert in Wien geschrieben, wird (V. 1955)

interessant und von Bedeutung. Aber nur die kongeniale Wertung der letzten Thatsachen philosophischer Rechenschaft, nur die kongeniale Erfüllung des religiösen Bedürfnisses gewährt jene Immunität, jene frohgemute innere Unantastbarkeit, Unangreifbarkeit, Unverletzlichkeit und Selbstgeschütztheit, jene innere Widerstandskraft und Thatkraft, jene Güte zugleich, mit einem Worte jene Ehre vor sich selber, die der Schoß und die Bürgschaft unserer Zukunft ist.

Wir sind die ersten nicht, die sich befreien wollen. Erinnern wir uns der immer wieder vergeblichen Ermannungsversuche Seitens der Markioniten, der Neuplatoniker, der Manichäer; der verschwinden gemachten Werke eines Celsus, Porphyrius, Hierokles, Julianus Apostata, ja ganzer verschollener Literaturen, wie der altprovençalischen; erinnern wir uns der Sachsenschlächtereien, des Albigenserkreuzzuges, des Inquisitionsterrorismus; erinnern wir uns gewisser Seiten des englischen Deismus mit seinem französischen und deutschen Gefolge. Wir sahen, wie die Forderungen der Enzyklopädisten gewendet worden sind in der französischen Revolution; wir sahen die Fruchtlosigkeit der Lebenswerke eines Meslier und eines Reimarus, wie früher schon eines Plethon. Wir erkannten die Renaissance und erkennen den Klassizismus als fruchtlose Versuche, von biblischer Denkart loszukommen. Wir gedenken der großen und tiefen Anlage, die der Entdecker der Upanischaden des Veda zugleich bei diesen und bei Kant erkannte; wir gedenken der goldenen Kette edler Philosophie, die sich über das alte Persien, Indien und Hellas, im Mittelalter über Scotus Erigena und Meister Ekkhart und in neuer Zeit über Nikolaus Cusanus zu Kant und Schopenhauer erstreckt und eine ganz große Thatsache bedeutet.

Dem Judentume mag die alttestamentarische Weltanschauung natürlich kongenial sein. Als Esdra die Mischlingsrasse verewigte, da war wohl mit ihr die Bibel gegeben. Aber „wenn ich bemerke“, sagt Schopenhauer, „daß die gegenwärtigen europäischen Völker sich gewissermaßen als Erben jenes auserwählten Volkes ansehen, so kann ich mein Bedauern nicht verhehlen“. (P. I. 137.) „Es ist wirklich skandalös, wie noch heutzutage in den Schriften deutscher Gelehrter durchgängig Religion und Theismus ohne weiteres als identisch und synonym genommen werden; während Religion sich zum Theismus verhält, wie das Genus zu einer einzigen Spezies und in der That bloß Judentum und Theismus identisch sind; daher eben auch alle Völker, die nicht Juden, Christen oder Mohammedaner sind, von uns durch den gemeinsamen Namen Heiden stigmatisiert werden.“ (S. v. G. § 34.) Es gehört hierher, noch eine Stelle dieses Philosophen aus seinem Hauptwerk, erweitert aus seinen Parergen, zu wiederholen, aus denen sich ergibt, welch lebendige Hoffnung der große Pessimist — hoffentlich mit Recht — gehabt hat: „Es ist als ein großes Unglück anzusehen, daß das Volk, dessen gewesene Kultur der unsrigen hauptsächlich zur Unterlage dienen sollte, nicht etwa die Inder oder die Griechen, oder auch nur die Römer waren, sondern gerade die Juden (W. a. W. I. S. 274.) „Wir dürfen hoffen, daß einst Europa von aller jüdischen Mythologie gereinigt sein wird. Das Jahrhundert ist vielleicht herange-

---

Kaiser Friedrich der II. ein Störer der E, des Glaubens, genannt. — Es handelt sich wohl um den indogermanischen Ausdruck für Ewigkeit einerseits, edle Sitte und Echtheit andererseits: Sanskrit ayus, ewa, griechisch aion, ethos, lateinisch aevum, gothisch aivas; althochdeutsch ewa; angelsächsich ae; altfriesisch ewa, e; neuhochdeutsch ewig, echt. Auch der Eid gehört hierher.

rückt, in welchem die aus Asien stammenden Völker japhetischen Sprachstammes auch die heiligen Religionen der Heimat wieder erhalten werden: denn sie sind nach langer Verirrung für dieselben wieder reif geworden." (P. II. § 116.)

Auch der geniale Franzose Jules Michelet hat den Geist unsrer Bibel als den Geist der Finsternis bezeichnet, gegenüber den Lehren des Lichtes aus Indien, Persien und Hellas. Aber er meint, gegen diesen finsteren Geist der Bibel gebe es nur ein Mittel; nicht den Kampf, nicht die Kritik, sondern das Vergessen. So sagt er in seiner „Bibel der Menschheit". Allein, wenn auch die Kongenialität, wenn auch das Blut ein mächtiges Wort spricht, so sind trotz aller immerwiederkehrenden Ermannungsversuche die Jahrhunderte des Glaubens nicht abzuschütteln gewesen, und es bedarf nicht nur der Kritik, sondern auch einer mündigen Rechenschaft und Religiosität dazu, wenn die Völker nicht weiter für die Sackgassen des Priestertums und des marxistischen Bonzentums, überhaupt für das Programm der „Geheimnisse der Weisen von Zion", in Beschlag genommen bleiben sollen. Zwangsweise kehrt die christliche Theokratie und kehrt auch die bolschewistische Satanokratie dorthin zurück, woher sie stammt: zum Geist des alten Testamentes. Diese Demaskierung läßt heute kaum mehr zu wünschen übrig, und es ist dringend, endlich die trübe Quelle für uns versiegen zu machen, aus der die zehrende Freudlosigkeit quillt: ein andres weltanschauendes Bekenntnis zu haben, als man vermöge ureigenen Wesens bekennen sollte.

Schwindet nicht schon die Verleidung der Religiosität, die der Überdruß an der alttestamentarischen Gesinnungsart mit sich bringt, eben mit der Erkenntnis dieser Mentalität als solcher und ihrer Fremdheit, ihrer Disgenialität? Sind nicht schon Tastversuche wahrzunehmen nach echter Religion, und erweist nicht dieses Tasten ein erwachendes Bedürfnis? Sehen wir nicht das Hakenkreuz in den Straßen Deutschlands und auch Österreichs, wenn auch vorerst vor allem bloß politisch von seinen Bekennern, umso klarer aber als arisch religiös von seinen rassenmäßigen und konfessionellen Gegnern gewertet, mag es auch noch beschattet sein von den Folgen theistisch-biblischer Gesinnung, sodaß wir von germanischem Christentum und christlichem Germanentum zu hören bekommen, während aus den Reihen antibiblisch gewordener Gegner dieses arischen Urheilszeichens die Stimmen unbewußt biblischer Mentalität mit großem Selbstbewußtsein uns erzählen von naturwissenschaftlich bestimmtem Bekenntnis, von Gottglauben, ja von Gotteserkenntnis, gottdurchseeltem All und solchen kritiklosen Oberflächlichkeiten weiter.

Die Zahl der edel Fühlenden in allen Klassen, Ständen und Schichten ist unbekannt. Aber eine bewußt gewordene Solidarität der edel Gesinnten kann innerlich nicht unterliegen und der Mut ist eine wesentliche Eigenschaft heroischer Autonomie.

So ist es doch vor allem mein eigenes Gefühl, meine eigene klare Überzeugung, auf denen meine eigene Hoffnung ruht, von der Möglichkeit des Heraufkommens kongenialer Rechenschaft und Religion, vom Heraufkommen einer religiösen Überzeugung, die ihre Quelle nicht in der Autorität, sondern in uns selber hat, vom Heraufkommen einer autonomen Religion der That. In einer bewußten und uneigennützigen Gemeinschaft von Edlen ist vielleicht solch herber Hochgedanke selber Dokument.

Die das Erwachen der Völker fürchten, rechnen damit, daß diese auch weiterhin eine verfehlte Entwicklung und eine sozusagen unhistorische, verfälschte Geschichte erleiden werden. Sie rechnen mit dem automatischen Weiterwirken biblischer Gesinnungsart. Sie rechnen mit dem Verhindern mündiger Rechenschaft und Religiosität durch den Terror ihrer „öffentlichen Meinung", durch den öffentlichen Schrecken ihrer alttestamentarischen Sicarier, d. i. der aus dem Hinterhalt mordenden Dolchmänner, durch Bangemachen, Mechanisieren, Fatalisieren, Nihilisieren, Degradieren und Disgustieren; mit dem Verleiden der Wahrhaftigkeit, dem Vergällen der Güte und dem Verlachen des Edelmutes, die alle von ihnen als dumm bezeichnet und als toll verstanden werden. Lieber sind sie Jakob als Esau, lieber Sem als Japhet, das ist ihr Programm. Lieber David, der Mann nach dem Herzen Jehovas, als eines seiner unmenschlich grausam hingemordeten Opfer. Lieber, wie es ja in der heiligen Schrift heißt, ein lebendiger Hund, denn ein toter Löwe. Sie rechnen auch weiterhin mit bloßem Religionsersatz, Gewissensersatz und Zielersatz durch die Kreaturen ihrer Mentalität, die Theokratien und Konfessionen, die Geheimbürgschaften, den Journalismus, die Hochfinanz und den Marxismus. Sie rechnen mit dem Thatersatz durch Grausamkeit. Sie lachen und sie spotten, weil sie keine Argumente haben. Doch lachen sie im letzten Grunde nur als Fürchtende! Die Geheimbürgschaft der nationalen Internationalen fürchtet die internationale Gemeinbürgschaft der Nationalen.

Wir aber ersehnen und ersehen ein geeinigtes deutsches Volk, auf sich selber beruhend. Wir ersehnen und ersehen freie edle Völker voll Solidarität und Freude am Gedeihen der Andern. Wir ersehnen und ersehen edle mündige Menschen, ohne Neid und voll der Gemeinbürgschaft unter einander und mit allem Edlen, sei es auch edler als sie, voll der Liebe dazu und voll Mitleids mit aller leidenden Kreatur.

Wir bauen auf die Folgen edler Thaten, und wir wollen schaffen helfen und hüten und hegen mit Herz und Hirn und Hand für das Erwachen aus der Betäubtheit in der biblischen Mentalität, für das Heraufkommen arisch kongenialer Rechenschaft und Religion.

Deutschland, erwache!

Anhang über die Vorgeschichte dieses Werkes.

Ich bin ja unbekannt und möchte es am liebsten bleiben. Amo nesciri. Doch muß ich mich in Hinsicht auf dieses, mein Werk legitimieren und daher von mir selber sprechen. Aber ich scheute mich, diese immerhin persönlichen Ausführungen der Vorrede oder der Einführung an der Spitze des Werkes anzuschließen. Sie gehören übrigens auch zum letztvorangegangenen Abschnitt über die Heraufkunft einer arisch-kongenialen Rechenschaft und Religion und so gebe ich sie hier in einem Anhang.

Der Ursprung der Gedankengänge dieses Werkes ist meine „Philosophie der That". Sie ist von mir seit langer Zeit verkündet worden. Bereits die philosophische Einleitung zu meiner arischen österreichischen Denkschrift vom Frühjahr 1896, deren erste Auflage beschlagnahmt worden ist, enthielt die Grundsätze dieser Philosophie. Die Denkschrift vertrat die Autonomie und Gemeinbürgschaft der arischen Völker und war da, bevor noch Chamberlains Grundlagen und das Arierwerk von Vacher de Lapouge erschienen waren, und lange bevor solche Ideen auf entgegengesetzter freimaurerisch-jüdischer Seite unter dem Namen Paneuropa bloßgestellt worden sind. Auch nur die hier einschlägigen Gedankengänge der Denkschrift wiederzugeben, würde viel zu weit führen. Vielleicht darf gesagt werden, daß sie als welthistorischen Wendepunkt „ein drittes Reich" voraussah (S. 158) und vielleicht empfiehlt es sich, je einen Satz aus dem ersten und letzten Abschnitt wiederzugeben. „Wir haben zuletzt die Verhältnisse, die wir verdienen; darum werden wir unsere Verhältnisse ändern können, weil wir andere verdienen als diese, deren Generalresultat die Anpassung an die Lüge ist, die gute Chance der Schurken, die Auslese der Schlechten." „Jene Völker sind allein zukunftsfähig und werden allein die Träger der Menschenkultur sein, welche die Vornehmheit auf den Schild heben, die Achtung des Blutes, die Solidarität der Arbeit, die Organisation der Wahrhaftigkeit."

Ich habe im Zusammenhange mit dieser freimütigen Denkschrift im Habsburgabschnitte dieses II. Buches einiges vielleicht Interessantes vorgebracht. Mit ihr nun hatte ich mir ein für allemale die Ächtung durch die übermächtigen alttestamentarischen Geheimbürgschaften zugezogen, durch den Jesuitismus, das Freimaurertum und das Judentum selber.

Aus innerer Notwendigkeit habe ich mich aber immer wieder um diese philosophisch-religiöse Rechenschaft bemüht, „die aus der bekümmernden, fast zur Verzweiflung führenden Beobachtung entstand, wie die Edlen und Zukunftsreichen gegenüber der geheimen Organisation der Lüge nicht mehr aufkommen können". So rief ich ungehört in den letzten Zeilen meiner Philosophie der That von 1909*). Deren sechster Abschnitt, sowie der letzte

---

*) Ich hatte ursprünglich die Absicht, in dieser Anmerkung zu meiner Beglaubigung in Hinsicht auf das vorliegende Werk, eine Übersicht über meine literarische und Vortragsthätigkeit zu bieten. Non multa, sed multum, nicht Vieles sondern Viel: es wäre nicht zu zahlreich gewesen. Doch sehe ich hiervon als zu persönlich ab. Ich verweise aber wenigstens auf die oben zitierte Philosophie der That, die als Sonderdruck einer 1909 in einer Zeitschrift begonnenen Veröffentlichung erschien; dann auf die „Studien im Hinblick auf eine Philosophie der That" unter dem Haupttitel „Forberg und Kant" von 1913 und auf die Schrift „Philosophie der That, Grundriß einer autonomistischen Rechenschaft und Ethik, bezw. Versuch einer Weltanschauung heroischer Autonomie" vom Jahre 1919 und 1927.

Die Philosophie der That von 1909 hat den ersten Abschnitt dem „stärksten Motiv in der Menschengeschichte" gewidmet und den Gegenstand des vorliegenden Werkes mit

der Philosophie der That von 1919 waren sozusagen schon nationalsozialistisch.

Ich suchte die Philosophie und fand die Religion. Das Bedürfnis, diese entscheidende religiöse Weltanschauung, sowie die fruchtbare geschichtliche Auffassung von der großen germanischen Kulturtragödie weiterzugeben, war in mir endlich stärker als das andere, damit bis zur Veröffentlichung dieses Werkes zu warten, die trotz seiner Vollendung gar nicht abzusehen war. Auch war ja eine solche Weitergabe völlig im Sinne der Grundsätze der Weltanschauung der That gelegen*). Nun aber stelle ich der oben erwähnten philosophisch-religiösen Einleitung meiner beschlag-

---

den Sätzen ins Auge gefaßt: „Es war ein Wendepunkt ohne Gleichen in der Menschengeschichte und ein schicksalsvoller Anfang in der Geschichte der germanischen Völker, als diese siegreich dem alten Rom gegenübertraten und ein neues Rom dafür eingetauscht haben . . . Die Verluste sind unerhört und nur dann nicht unwiederbringlich verloren, wenn edle Harmonie, edles Gedeihen und edle Vererbung durch Mündigkeit und Ethik gewährleistet werden, wie wir es früher schon des Näheren dargelegt haben." — Andererseits hatte ich schon in meinem Rücktrittsschreiben als Gemeinde- und Stadtrat von Wien im Jahre 1905 öffentlich darauf hingewiesen, daß die Internationale des Klerikalismus geradeso wie die der Sozialdemokratie dem Judentum den Rückhalt bietet, „als Nation nicht hervorzutreten" und „seine internationale Solidarität geheimzuhalten". Eingehender habe ich die Sache in einem aus bestimmten Anlasse unterm 17. Juni 1920 an die Schopenhauergesellschaft gerichteten Schreiben erörtert.

*) So hielt ich 1925 einen bezüglichen Vortrag über „Philosophie und Religion" für eine von meinem Freunde begründete arische Kulturstiftung, nachdem ich schon Jahre vorher in einigen Vorträgen an der Philosophischen Gesellschaft der Wiener Universität unter des unvergeßlichen Professor Höfler Vorsitz auch hierher Bezügliches vorgebracht hatte.

Das vorliegende Werk selbst ist bereits 1927 dem Berliner Verlag der Philosophie der That zugekommen, der die Fertigstellung mit Freuden zur Kenntnis genommen hatte. Bald darauf sind aber in diesem Verlage wesentliche Veränderungen eingetreten. Ich habe das Manuskript endlich zurückerbeten und es seither, wenn auch unwesentlich, ergänzt.

Ich hatte Auszüge des Werkes verfaßt und sie seit 1926 unter dem Titel „Der germanische Kampf um eine kongeniale Religion", oder „Götterdämmerung" an einige Persönlichkeiten und an entsprechende Zeitschriften versendet. Diese Auszüge enthielten drei Abschnitte: „Kulturtragödie", „Ermannungskrisen" und „Rechenschaft". Im letzteren Abschnitte zumal war im Sinne dieses Werkes dargelegt, wie die Religion, die durch die biblischen Bekenntnisse den Völkern verleidet worden ist, das Schöpferischeste in ihrem Leben sei, und wie sie erstehe aus kongenialer arischer Rechenschaft. Auch Abschriften der damals unter Einem gegebenen Einführung und Vorrede habe ich hier und da übermittelt. Es waren bedeutungsvolle Persönlichkeiten, von denen ich anerkennende Worte erhielt.

Ich gestatte mir, General Ludendorff zu nennen, den Helden des Weltkrieges, aber auch des Kampfes gegen die Freimaurerei. Dieser ersuchte mich im Oktober 1927 eigenhändig, über die sehr wertvolle Abhandlung verfügen zu dürfen. Es war das „Der germanische Kampf um eine kongeniale Religion". Ich habe das Ersuchen sehr gerne gewährt, obzwar nicht gesagt war, worin diese Verfügung bestehen sollte. — Mein bezügliches Übersendungsschreiben hatte ich wie folgt geschlossen: „Ich bekenne, daß mir nach einem Leben voll Erfahrungen und treuen unerschrockenen Denkens Religionslosigkeit der Völker als ein besonderes schweres Moment ihrer geschichtlichen Ohnmacht erscheint, Religion aber nicht als Ergebnis historischer Theologie, sondern als Sache inneren Wesens." Für die kongeniale Religion, die auf der Voraussetzung heroischer Autonomie beruht, verwies ich auf das alte, von vorneherein gegebene Symbol, das Hakenkreuz, dessen Bedeutung weit über alle Politik hinausgeht. In dem übersandten Auszuge, dem die Philosophie der That angeschlossen war, bezw. in den drei oben genannten Abschnitten dieses Auszuges, waren die Ideen dieses Werkes enthalten. — Der „deutsche Gottglaube", den Frau Dr. Ludendorff Ende 1927 erscheinen ließ, ist hier zu erwähnen.

Es ist mir nicht möglich geworden, den Auszug des Werkes zur Veröffentlichung zu bringen. Auch der „Weltkampf", dessen Schriftleiter zur Zeit der Übersendung (Juni 1929) Alfred Rosenberg war, hat ihn trotz aller Anerkennung nicht bringen können. Doch sei seines „Mythus des 20. Jahrhunderts" (München 1930) hier gedacht.

nahmten arischen Denkschrift von 1896 dieses Druckwerk bestätigend und vollendend gegenüber.

Niemand in Deutschland*), geschweige denn in Österreich, „hat sich ein Gewissen daraus gemacht, meinen Namen gegen das absurde Stillschweigen zu verteidigen, unter dem er vergraben". Die Worte sind von Nietzsche. Mich aber wird kein Georg Brandes den Deutschen entdecken, wie es bekanntlich bei Nietzsche der Fall war**).

Es sind Jahrzehnte vorübergegangen seit dem ersten Erscheinen der Philosophie der That. Immer wieder nach einer Reihe von Jahren habe ich eine bezügliche Schrift veröffentlicht. Aber eine einzige Stimme beiläufiger öffentlicher Kritik habe ich vernommen***). Keine Antwort. Es war als stünde der Engel des Todes gegenüber. Es war der Kahal der Geheimbürgschaften mit seiner zügellos intoleranten Verfemung.

Darum blieb meinen Ideen bisher, wie eben die Dinge heute schmählich liegen, eine stärkere Resonanz, eine größere Öffentlichkeit versagt. In dem Europa der alttestamentarischen Geheimbürgschaften ist das ja fast selbstverständlich. Hier ist ja von einer freien Bahn für Tüchtige gar keine Idee, von einer Bedeutung guter Begabung kaum eine Spur. Die Geheimbürgschaften dulden keine arisch-schöpferischen Werke.

Das Judentum aber fördert mächtig, wenn auch kritiklos, seine Talente. Durch den unbeirrbaren Trieb seines Blutes wird diesen in der

---

*) Allerdings hat eine sehr berufene deutsche Größe in einem offiziellen Schriftstücke über die „Philosophie der That" Worte gefunden, die man langsam lesen möge: daß sie „eine wertvolle und selbständige geistige Arbeit ist, welche nicht bloß in wissenschaftlich philosophischer Hinsicht, sondern auch vom national-pädagogischen Standpunkt aus eine Bereicherung unserer Literatur darstellt". — Das Totschweigen aber dauert weiter.

**) In solcher Hinsicht schrieb Nietzsche an Peter Gast: „Ohne Juden keine Unsterblichkeit".

***) Geheimrat Vaihinger, der große Philosoph, hat in einem Feuilleton der Wiener Neuen Freien Presse vom 26. April 1925, dessen äußere Nebenumstände übrigens eine sehr bezeichnende Sache für sich waren, über „Kants Aktivismus und seine Philosophie der That" geschrieben und dabei gesagt: „Der Ausdruck Philosophie der That ist neuerdings immer mehr sprichwörtlich geworden, ist ein Sprichwort und ein Stichwort, das mehr und mehr gebraucht wird. Aber wer hat es zuerst aufgebracht? Sein Urheber ist der philosophische Schriftsteller Dr. Anton Wesselsky in Wien, der im Jahre 1913 (GhR. Vaihinger hat meine Philosophie der That von 1909 und die philosophische Einleitung meiner arischen Denkschrift von 1896 nicht gekannt), zwei Jahre nach dem Erscheinen der Philosophie des Als ob, den Ausdruck zuerst prägte in dem Titel seiner Schrift „Forberg und Kant, Studien zur Geschichte der Philosophie des Als ob im Hinblick auf eine Philosophie der That", Leipzig und Wien, 1913. Eine Fortsetzung dieser bedeutenden Studie bildet ein umfangreicher und inhaltsreicher Aufsatz von Dr. Anton Wesselsky in den Annalen der Philosophie mit besonderer Rücksicht auf die Probleme der Als ob-Betrachtung, Verlag von F. Meiner, erster Band 1919. Der Aufsatz hat den Titel: Philosophie der That, Grundriß einer autonomistischen Rechenschaft und Ethik. Diese weittragende und weitblickende Abhandlung wird demnächst in zweiter Auflage erscheinen." Professor Vaihinger bespricht dann einige ähnliche Ausdrücke letzterer Zeit bei Anderen und fährt fort: „Trotz dieser Vorgänger kann und muß noch immer Dr. Wesselsky in Wien als der eigentliche Schöpfer des Ausdruckes „Philosophie der That" anerkannt werden, und sachlich kann er sich dabei auf einen berühmteren Vorgänger berufen, der zwar nicht den Titel Professor hatte, weil er mehr war als ein Professor; er war ein Konfessor, ein Bekenner dessen, was er in sich erlebte. So sprach er das Wort: „Es ist nicht genug, zu wissen, man muß auch thun", und bekanntlich läßt er seinen Faust nach dem Osterspaziergang beim Studium des Neuen Testamentes über die Anfangsworte des Johannisevangeliums stutzen und stolpern: „Im Anfang war das Wort" und läßt seinen Faust dafür die Worte setzen: „Im Anfang war die That"; und was er dazu und darüber sagt, ist nicht mehr und nicht weniger als eine tiefgründige Philosophie der That."

ganzen jüdisch durchsetzten Welt eine Propaganda zuteil, in der nur ganz offene Augen jene Bloßstellung und jenen bloßen Isaaksegen entdecken, die dieses Monopol für seine Nutznießer bedeutet, aber auch jene Vergeudung fruchtlos in Anspruch genommener Kräfte für die Anderen, wie wir das beim Marxismus, bei der Freud'schen Psychoanalyse und bei der Einsteinschen Theorie erkennen können. Auch bloße jüdische Kreuzung oder Versippung, ja auch zerrüttende Wirkung der Werke oder Untergangsverkündigung bleiben hierbei nicht unbeachtet*).

Die Deutschen fördern ihre Talente heute nicht. Deutsche**), die nicht die Zustimmung der undeutschen Geheimbürgschaften haben, gehen einen schweren Weg. Möchte das durch einen großen Umschwung endlich anders werden!

Ich klage aber nicht. Mein Sinn ist aufrecht, und mir ist die Arbeit nicht ein Opfer, sondern eine Freude gewesen, wenn auch in großer, Manchem vielleicht schwer vorstellbarer Einsamkeit, die doch, ich glaube, fruchtbar war. Erhobenen Hauptes habe ich, an meiner Seite manchmal kummervoll die Mutter Sorge, zielbewußt und unvergrämt und selbst mir helfend durchgehalten. Vor dem Joch der Totschweiglügner und der Chancenuntergraber haben mich für diese immer wieder klar erkannte große Sache, für diese unvergleichlich wichtigste Frage unserer Zeiten immer wieder stark empfundene Gewißheit, echte Überzeugung aufgerichtet, beglückend neidloses Gemeinschaftsgefühl mit allem Hoffnungsvollen und Edlen, überwältigende Liebe und einfaches Pflichtgefühl.

Deutschland, erwache!

*) Die zionistischen Geheimprotokolle verlangen bekanntlich die Schaffung von Zwietracht, Unruhe, Haltlosigkeit und Durcheinander. (Vgl. 5. Sitzg.)

**) Es sei hier ausdrücklich festgestellt, daß der Verfasser dieses Werkes, durch das selbst seine Abstammung wohl ohnehin legitimiert wird, väterlicherseits aus einer alten deutschen Bauernfamilie stammt, die bis ins 16. Jahrhundert nachweisbar ist, und daß er zumal auch mütterlicherseits völlig deutsch ist.

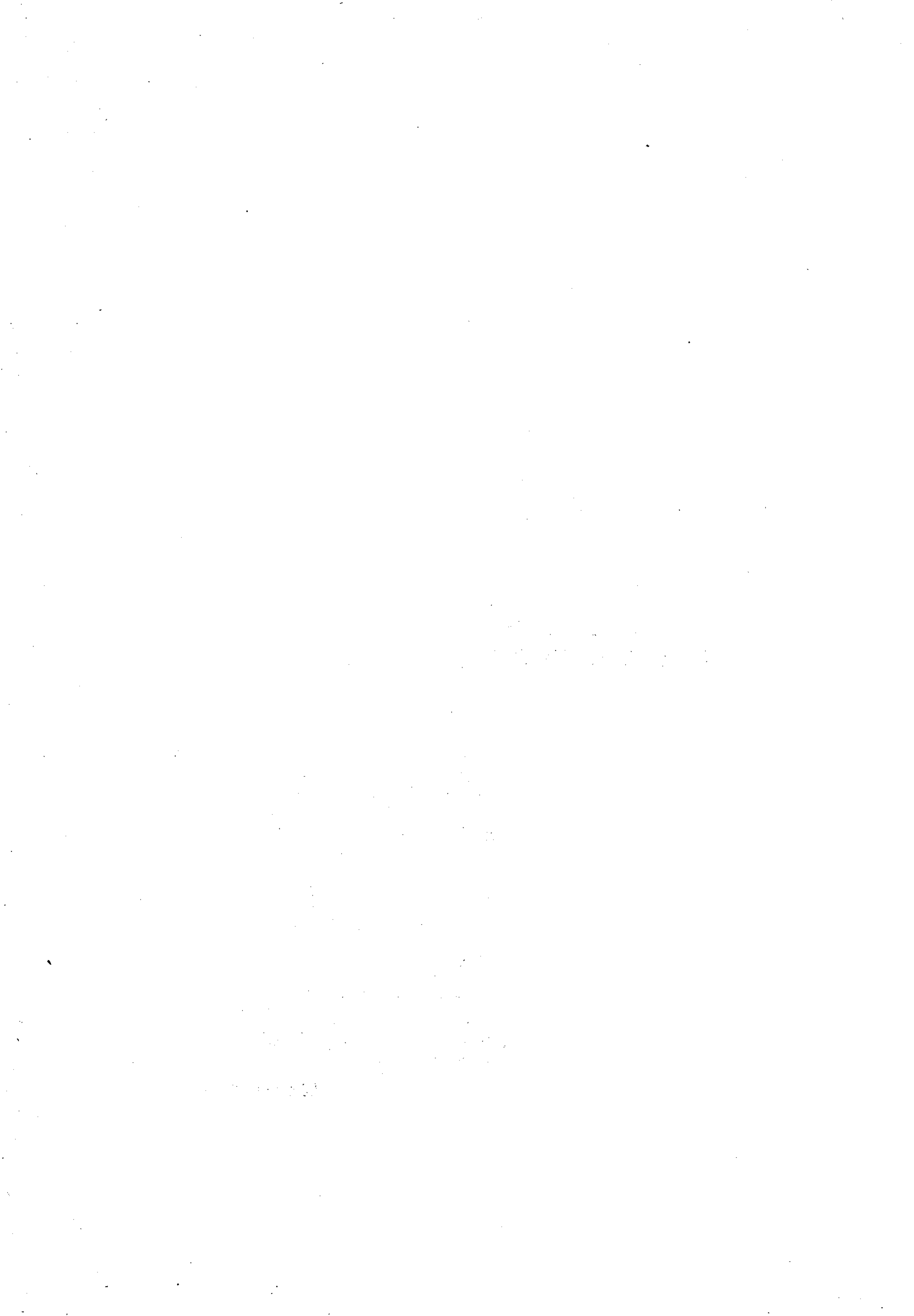
Zweiter Teil.

Deutschlands Erwachen
durch arisch-kongeniale Rechenschaft und Religion.

Drittes Buch: Die Rechenschaft der That.
Viertes Buch: Die Religion der That.

Somit ist es gewiß, daß eine große Bewegung uns in naher Zeit bevorsteht; wie alles Weltgeschichtliche muß sie aber einen religiösen Kern haben, von solchem Grunde ausgehen. Die religionslose Sozialdemokratie kann also nicht der Demiurg der neuen Zeit sein, sie könnte nur etwa die Tabula rasa dafür herstellen. Wie und wo der religiöse Gedanke in die Erscheinung treten wird, das ist das Geheimnis der Zukunft; das Volk aber, welches ihn erfaßt und durchführt, wird die Zukunft beherrschen.

M. Yorck von Wartenburg.



Drittes Buch.

Die Rechenschaft der That.

Es braust ein Ruf, so
wird es inmitten zukunfts-
tüchtiger Völker gelten
müssen, ein Ruf nach Mün-
digkeit, nach Rechenschaft,
nach Ethik und nach That.
(Philosophie der That. 1909.)



1. Die dogmatische Betäubung.

Nach dem Verschwinden der Theologie und Theokratie verbleibt die durch diese Theorie und Praxis geförderte Mentalität, d. i. der biblische Nihilismus, der den geborenen Routiniers dieser Gesinnungsart erst recht Gelegenheit gibt, sich auszuleben. „Nichts Heiliges ist mehr; es lösen sich alle Bande frommer Scheu; der Gute räumt den Platz dem Bösen, und alle Laster walten frei." Schiller sagt noch weiter: „Weh denen, die dem Ewigblinden des Lichtes Himmelsfackel leihn; sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden, und äschert Städt und Länder ein."

Hier aber handelt es sich um Jene, von denen derselbe große Dichter das Wahrwort sagt: „Der Mensch ist frei, und würd' er in Ketten geboren". Diese sind es, denen mündige Rechenschaft gilt und echte Religiosität, zu der die erstere führt.

Seien dogmatische Konfessionen noch so sehr von Kindheit an ins Herz geprägt, oder durch Gewalt und Grausamkeit ganzen Generationen aufgezwungen, artfremde unebenbürtige Lehren, Dogmen des jenseitigen oder diesseitigen Lohnes, materialistische Grundsätze des Jenseits oder des Diesseits, Dogmen der Gnadenwahl oder anderen Zufalls, Auswirkungen der alttestamentarischen Quällust und der Gequältheit, im Christentume oder im Bolschewismus, oder Teismus oder Atheismus: der Wahrhaftige erwehrt sich schließlich der dogmatischen Betäubung, des dogmatischen Schlummers, und dürstet nach mündiger Rechenschaft, da sein ganzes Wesen endlich gegen den disgenialen Dogmatismus sich zur Wehre setzt und zugleich gegen dessen reziproke Kehrseite, den Nihilismus.

Historische Offenbarungen können ebensowenig, wie wissenschaftliche Sebsttäuschung das große Geheimnis eröffnen, in welchem wir wandeln, und angesichts der Not, in der wir walten, uns aufrecht halten und uns zur Ermannung führen. Historische Offenbarungen und schwachköpfige Einbildung der Welträtsellösung wirken nur störend auf die Erreichung mündiger Rechenschaft, sie lähmen zu Unrecht das anspornende philosophisch-religiöse Bedürfnis, und der Mensch lebt in ihnen dahin wie ein Tier. Selbst der höllengläubige Dante sagt es im Convivio (II. 1.): „Wer sein Leben nicht nach der Vernunft führt, der ist, als wäre er ein bloßer Stein."

Die Notwendigkeit der Rechenschaft entspringt aber aus der Thatsache, daß letzte Erkenntnis uns versagt ist, daß jedoch unser Wesen all der Not und all dem Geheimnis in edlem Verlangen gegenübersteht, über sich und seine Lage sich mündig Rechenschaft zu geben. Nicht letztes Wissen, sondern Weisheit, nicht Mythe, sondern Mündigkeit ist die Aufgabe unsres Erkennens. Die Begriffe eines „An sich", ja selbst einer Wahrheit und eines Seins sind letztlich gegensätzliche Begriffe, wie späterhin noch zu erörtern. Wir haben nur eine Wahrheit: die Wahrhaftigkeit; nur eine Thatsache: die That. An diese Wirklichkeit des Wirkens müssen wir uns halten.

Philosophie ist nicht im geringsten beschauliche Betrachtung, sondern Rechenschaft in Hinsicht auf die That. Deshalb ist die Philosophie eine solche der That. Und weil die That mit ihren Wirkungssphären, die wir beachten lernen werden, die einzige uns mögliche Vorbereitung und unsere einzige Antwort sein kann auf die große Frage des Unbekannten, deshalb ist auch die echte Religion eine solche der That.

Machen wir uns los vom Einflusse der historischen Offenbarungen, die man uns als Lehre einprägt, und lassen wir uns eine aufrechte Rechenschaft hierdurch nicht verleiden.

Wir sind alle zum Tode verurteilt und alle fühlen wir die Angst ums Dasein. Zugleich aber staunen wir über dieses Dasein und fragen nach dem Wohin? Warum? Wozu?

Und wir sehen, wie jede Generation mit neuer unbefangener Einfalt ins Leben tritt und getrieben ist zu wieder neuem Zeugen und Gebären, wie jede Altersfolge wieder verschwindet und wie unzählige Tode an jedem Tage gestorben werden.

Die Sterbenden gehen ins Unbekannte, woher sie gekommen: Woher? Wir wissen nichts Weiteres zu sagen.

Doch gehen sie nicht als dieselben, als die sie gekommen, sofern zwischen Eintritt und Austritt ihr Leben war.

Ihre Sterbensfurcht mag Sterbende wohl ahnen lassen, was es mit diesem Leben auf sich hat.

Gab es auch eine Furcht beim Eintritt in das Leben?

Wir erkennen, wie verschlossen das Geheimnis der Individuation ist und wie sehr das Gleichnis vom Strome der Vergessenheit zutreffen mag, und zwar für das Diesseits!

Der Sterbende geht hin ins Unbekannte, und hat nichts als die Person oder Persönlichkeit, die er selber geworden. Vermag er, fähig zu andersräumlicher Wesensstufe, nach aufwärts zu sterben?

Was wir erfahren können, ist in diesem Leben nur menschliches Wissen, das über seine Grenzen hinaus nichts fassen kann.

Doch Eines wissen wir mit aller Sicherheit: die Ungereimtheit eines Wissens vom Jenseits, und die Torheit einer Überzeugung, als wäre mit dem Tode alles zu Ende für uns.

Das Sterben ist ein Gang ins Unbekannte.

Wir haben nur eine Weisheit, nur eine Weisung für den nicht zu vermeidenden Weg ins Unbekannte: die unbekümmert wahrhaftige That.

Jene, die keine letzte Spur des Guten in sich haben, an der sie sich aufschwingen können, die zwar zu zerstören, doch nicht aufzubauen vermögen und an den Parasitismus gebunden sind, werden anderer Meinung sein.

Immer aber gehen echte Philosophie und echte Religion, autonome Zwillingsgeschwister sozusagen, Hand in Hand.

Daher Schopenhauers Angriffe auf jene Philosophie-Professoren, die den Theismus zu stützen suchen: „Haß gegen Kant, Haß gegen mich, Haß gegen die Wahrheit, wiewohl alles in majorem dei gloriam, beseelt diese Kostgänger der Philosophie.“ Eine Wandlung dieser Lage seither besteht darin, daß Jene heute zum Teil auch in majorem gloriam der bloßen biblischen Mentalität dienstbar sind, und daneben dem Jesuitismus die einen, die Andern der Freimaurerei, die dritten dem Judentum selber.

Mitglieder von Geheimbürgschaften, der Freimaurerei, des Jesuitismus und des Judentumes selber, sind untauglich, weil geheim gebunden, für die Aufgabe mündiger philosophischer Rechenschaft. Wir haben davon in der Einführung gesprochen und wir fügen hier bei: sobald sie ihre Mit-

gliedschaft und Bindung nicht laut bekennen, widersprechen sie auch der Ehrenhaftigkeit.

Das Erwachen aus der dogmatischen Betäubung hat eine Scheidewirkung: es drängt die Einen in den Nihilismus, die Andern aber hin zur autonomen Rechenschaft*) und Religion.

Wir wenden uns nun der autonomen Rechenschaft zu.

2. Verwandte und artfremde Weltanschauung.

Es geht eine große Gemeinsamkeit durch die Kulturgeschichte des alten Persien, Indien, Hellas und des arischen Europa, die hier, durch die Herrschaft der Konfessionen immer wieder und auf lange unterbrochen, doch auch immer wieder aus dem Schoße gleicher Anlage und gleicher Begabung zum Durchbruche kommt und immer wieder mit einem echten philosophisch-religiösen Bedürfnisse vereint ist.

Es soll hier nicht wiederholt, sondern nur darauf verwiesen werden, was wir in solcher Hinsicht im ersten Teile dieses Werkes über die Verwandtschaft der kantischen mit der indischen Philosophie vorbringen konnten. Auch an die ethische Autonomie des altpersischen Religionsgedankens, bezw. des Avesta soll nur verwiesen werden, auf die Mitkämpferschaft des Ariers mit Ahuramazda, und dann des Germanen mit den Asen.

Von den ältesten Indern reicht bis auf unsere Zeiten die tiefe, unwiderlegliche philosophische Anschauung, daß unser Wesen einer Umwelt gegenübersteht die es an sich gar nicht erkennt, die ihm nur Erscheinung und auch gar nicht Hauptsache ist, wie das Kant und Schopenhauer, die Upanischaden des Veda, die althellenischen Eleaten sagen. Nur innerhalb von Antinomien oder wesentlichen Gegensätzen und gemäß aprioristischer Anschauungen und Kategorien, u. zw. nach Schopenhauers Zusammenfassung: von Raum und Zeit und Grund vermag unser Wesen seine Umwelt zu erfassen. Andererseits wird dieses eigene Wesen, der Atman der Inder, das bestimmende Subjekt bei Kant, dadurch gekennzeichnet, daß es die Möglichkeit mit sich bringt, eben die Antinomien und die soeben erwähnte Apriorität kritisch zu erkennen, sowie auch die Möglichkeit, auf vorrationale Vorgänge und auf das Geheimnis der Individuation überhaupt zu schließen. Es ist ein Wesen, das im Denkvorgang seiner selber sich bewußt wird. Dessen Rechtfertigung ersieht Carlyle im Hero, in dem was er unter Helden versteht und Nietzsche spricht ihm die Hoffnung auf den Übermenschen zu, für welchen alte Gnostiker den Christus nahmen als Protanthropos. Es ist „das bessere Selbst“ des Menschen, das sich selber zum inneren Licht, zum autonomen Maß gereicht und zur Erfassung eines überrationalen, nichtantinomistischen, von uns nur zu ahnenden und negativ zu fassenden Zieles. Diesem unseren Wesen, so bescheiden es sein muß, ist doch eine durchsetzende That zu eigen, mit ihren Wirkungskreisen, die wir kennen lernen werden. In letzterer Richtung sei an das indische Karma erinnert, an die Lehre von der nachwirkenden Kraft der That.

*) Diese Rechenschaft macht Ansprüche an ein schärferes Denken, doch so, daß ihnen verständige Leser leicht genügen können. Die große Sache, die auch die ihre ist, möge sie diese Ansprüche gar nicht merken lassen.

Es sind nur verschiedene Weiterentwicklungen und Fassungen auf derselben urarischen, urgermanischen Grundlage, die ja immer wieder zu großen Epochen der Philosophie gedeihen, Gipfel einunddderselben in hohen Höhen strömenden autonomistischen Richtung, die auf dem Grunde gleicher tiefschürfender Begabung wurzelnd, durch alle Hindernisse immer wieder übermächtig sich durchringt, und die es gilt, mündig weiter und zu Ende zu führen.

Im Gegensatz dazu steht eine andere Richtung, mehr oder minder im Kampfe mit der ersteren, und abgeneigt der Autonomie. Man könnte sie die monotheistische nennen, nicht in die Tiefe gehend, an Worte gebunden und schließlich zum Materialismus führend. Sie reicht vom alten Testament über Maimonides, Albertus Magnus, der beispielgebend dessen Beispiel befolgte, Thomas von Aquino, Spinoza und Hegel zur großen modernen Wortkrämerei. Die Scholastik hat fruchtlos ganze Schätze von Gedankenschärfe an diese Richtung verschwendet, schier selber talmudisch geworden, angesichts der unabwendbaren Vergeblichkeit solcher Bemühung. Albertus Magnus hat seine Bischofswürde niedergelegt, um sich seiner Wissenschaft widmen zu können*). Größen wie Meister Ekkhart haben, aufrecht bleibend, nicht resignierend, mit jener Richtung gerungen, Größen wie Dante sind ihr halb unterlegen. Zu ihr gehört, wie gesagt, auch Hegel, dessen Philosophie Schopenhauer in der großen Vorrede zu seinen ethischen Schriften „eine bloße Parodie des scholastischen Realismus und zugleich des Spinozismus" genannt hat, während Lagarde von einem „Scholastizismus Hegels" spricht, „mit seinem kosmopolitischen, undeutschen, ja widerdeutschen Inhalt." (Deutsche Schriften, S. 239.) Diese Art der Philosophie, die heute durch den übergroßen jüdischen Einfluß in der „öffentlichen Meinung" ebenso getragen wird, wie die materialistische Geschichtsauffassung eines Marx, die talmudistische Physik eines Einstein oder die aus jüdischem Wesen schöpfende Psychoanalyse eines Freud, kehrt wohl über Atheismus, Hegel, Spinoza und Maimonides in „dialektischem Prozesse" zur Bibel zurück**). Der Fluch der Synagoge gegen Spinoza ist da nicht enscheidender als umgekehrt der Radikalismus mancher Schüler Hegels. Auch hier darf Schopenhauers mehrfach zitiertes Wort über den Atheismus nicht übersehen werden, als ob der Theismus sich von selbst verstände. In dem Munde der alttestamentarischen Gesinnungsart hat der „Atheismus" geradeso seine Berechtigung, wie andererseits der Begriff eines deutschen „Gottglaubens" im deutschen Munde einer wenn auch unbewußten biblischen Mentalität. Alle gehören zu einer philosophischen Familie: Spinozas Monismus und Nachweis der Existenz Gottes aus der Wesenheit des Seins, Hegels Abschluß seiner Encyclopädie mit den Worten über Gott

*) Albertus Magnus war einer jener geistesgroßen deutschen Kleriker, die von der Kirche erfolgreich verwendet wurden. Er hat den Aristoteles in Hinsicht auf das christliche Dogma gebeugt, wie es Maimonides in Hinsicht auf das jüdische gethan hat. In Albertus Magnus war eine große naturwissenschaftliche Begabung, die auch Humboldt bewundert (Kosm. II. 283 f.), scholastisch gelähmt. Papst Johann der XXII. hat eine Untersuchung wegen seiner Heiligsprechung angeordnet.

**) Für diesen Rückweg werden diese Philosophen reklamiert vom Sekretär der englischen Spinozagesellschaft, Leon Roth, in dessen Buche über „Spinoza, Descartes and Maimonides". (Oxford, 1924.)

Die bekannte Spinoza-Reklame hat einen Einfluß Spinozas auf Goethes Poesie und Reflexionen feststellen wollen. Goethe selbst sagt in seinen Maximen und Reflexionen (III.): „Alles Spinozistische in der poetischen Produktion wird in der Reflexion Macchiavellismus", das heißt aber Unmoral und Lüge.

als lebendiges bestes ewiges Wesen, und des Marx hegelianische atheistische Bolschewistentheorie*). In letzter Linie verbleibt ein Mangel an echter Religiosität, der Hand in Hand geht mit dem talmudistisch-scholastischen Wortkrame und mit der damit zusammenhängenden Desorganisation der Wissenschaften, mit ihren modernen Zerrüttungstheorien, die nicht einmal vor der Logik Halt machen, und mit den durch die Propagierung dieser Theorien entstehenden Zerfallskrisen. Schopenhauer hat dieses Unwesen sehr gut und auf die obengenannten modernen Theorien völlig passend charakterisiert als „eine alle Geisteskräfte lähmende, alles wirkliche Denken erstickende und, mittels des frevelhaftesten Mißbrauchs der Sprache, an dessen Stelle den hohlsten, sinnleersten, gedankenlosesten, mithin wie der Erfolg bestätigt, verdummensten Wortkram setzende Pseudophilosophie, welche, mit einem aus der Luft gegriffenen und absurden Einfall zum Kern, sowohl der Gründe als der Folgen entbehrt, d. h. durch nichts bewiesen wird, noch selbst irgend etwas beweist oder erklärt."

3. Umriß zu einer Geschichte der autonomistischen Philosophie und zu einer vergleichenden Etymologie der Ideen.

Eine Geschichte der autonomistischen Philosophie ist noch nicht geschrieben, eine vergleichende Etymologie der Ideen noch nicht verkündet worden. Insbesondere erscheint in dem Europa der biblischen Mentalität die große Bedeutung der autonomistischen Philosophie für die Religion ganz in den Hintergrund gedrängt.

---

*) Noch 1927, nach dem vergeblichen Bolschewistenaufstande in Wien, bei welchem der Justizpalast verbrannt worden ist und der Universität ein ähnliches Schicksal zugedacht war, gab auf dem dort stattgehabten sozialdemokratischen Parteitage jener Führer, den man als den alttestamentarisch-bolschewistischen Exponenten bezeichnete, die hegelianische Erklärung ab: „Der Aufstieg der Arbeiterklasse ist kein stetiger, sondern ein dialektischer Prozeß". — Nachdem das vorliegende Werk längst abgeschlossen, kann noch nachträglich beigefügt werden, daß zu Hegels hundertstem Todestag, der in der freimaurerischen Zeitungswelt besonders gefeiert worden ist, auch die kommunistische „A. J. Z." einen Festaufsatz brachte, in welchem zunächst Lenins Ausspruch zitiert ist: „Marx und Engels sahen die Hegelsche Dialektik als die umfassendste, gehaltvollste Lehre von der Entwicklung, als die größte Errungenschaft der klassischen Philosophie an". Der kommunistische Aufsatz schließt mit den Worten: „Der Marxismus hat das Erbe der bürgerlichen Weltanschauung angetreten. Und darum, Hegel lebt, weil er unser geworden ist".

Der Deutsche Arnold Ruge, der seinerzeit mit Marx zusammen Schriften herausgab, hatte klar erklärt (Aus früherer Zeit, IV. S. 123): „In den Fehler der Scholastik fällt nun aber Hegel selbst, wenn er die Dogmatik in seinen Kategorien aufpulvert und den Gott der Juden das Absolute nennt. Der jüdische Gott ist weit davon, das Absolute zu sein; er ist nur der höchst beschränkte und unsittliche jüdische Nationalgeist."

Wenn aber die geborenen Träger der biblischen Mentalität auch noch so sehr von der Bibel loskommen wollen, so gelangen sie höchstens zur materialistischen Geschichtsauffassung. Marx hat anonym seine erste Buchschrift, u. zw. über „Hegels Haß gegen die heilige Geschichte", geschrieben, die einer anderen Schrift Ruges oder Bruno Bauers beigedruckt ist über „Hegels Lehre von der Religion und Kunst, vom Standpunkt des Glaubens beurteilt" (Leipzig 1842). Dort höhnt nun Marx (S. 220 f.): „Rot ist die Färbung, die vor Gott angenehm ist. Durchs rote Meer sind wir mit unserem Herzog hindurch gegangen." „Alles ist rot am Christen." „Nur ein Blutbad kann die Malerei entsühnen und zur Dienerin des Himmelreiches machen. Rot in rot ist die einzige christliche Malerei." Unwillkürlich verspottet Marx die biblische Mentalität mit biblischer Mentalität.

Hier soll nur eine zwangslose Skizze geboten werden, die leicht weiter ausgeführt werden könnte und auch sollte. Wir wollen nur in großen, der Einsicht halber nicht chronologisch gefaßten Zügen ein Bild entwerfen: die Frucht einer Ideenvergleichung auf philosophisch-religiösem Gebiete.

Es empfiehlt sich, den ganz Großen unter unseren Philosophen an den Anfang zu stellen: Immanuel Kant. Das bedeutsame, urdeutsche, urgermanische, urarische Ergebnis seiner Philosophie war ein solches der Autonomie und zugleich der Synthese. „Es ist gewiß von einem sterblichen Menschen", so schreibt unser großer Dichter-Philosoph Friedrich Schiller an seinen Freund Körner am 16. Februar 1793, „kein größeres Wort noch gesprochen worden, als dieses Kantische: Bestimme dich aus dir selbst." Andererseits geht diese Philosophie hinsichtlich des Erkenntnisproblemes auf einen apriorischen Dualismus zurück, dessen Synthese zur großen Lehre seiner Philosophie gehört. Um der Synthesis willen ist eigentlich Kants ganzer Kritizismus da, wie er selber sagt (K. d. r. V. S. 28). Synthetisch vereinigt der Mensch die inkommensurablen Gebiete, des Geistes und der Kraft, oder Gottes und der Welt, wie Kant in seinem nachgelassenen Werke sich ausdrückt. (1. Convolut.)

Die autonome Synthesis führt uns zur That. Darum, weil es sich also um den guten Willen handelt, steht der Ethik bei Kant der Primat zu*). Auf sie stützt er die Religion. Für sie und für diese ist die ethische Alternative zwischen radikalem Guten und radikalem Bösen von Anfang an entschieden. Ihr gilt der große Satz, mit dem er seine meisterhafte Grundlegung zur Metaphysik der Sitten beginnt: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außerhalb derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille."

Solange die Philosophie eine Magd der Theologie gewesen ist, hat sie auch vorgeschrieben gehabt, zu welchen dogmatischen Lehren sie gelangen müsse. So hat sich mit großem Aufwand an Geiste durch viele Jahrhunderte — zu leicht spricht sich das aus — die scholastische Sisyphusarbeit vollzogen. Durch Renaissance und Humanismus etwas freier geworden, im Monotheismus, im Gottglauben jedoch durch die Reformation noch bestärkt, gelangte die Philosophie sodann zur sogenannten natürlichen Theologie, zur Theologia naturalis, wie sie schließlich das enzyklopädische Genie der Leibnizischen Schule, Christian Wolff verfaßt hat. Kant hat diesem Unwesen in unwiderleglicher Weise ein Ende gemacht und erklärte die Idee von Gott als eine heuristische Fiktion, als ethische Arbeitshypothese sozusagen, oder als Symbol eines zu erreichenden Ideales, sodaß die Menschen handeln sollen, als ob diese Idee eine Geltung hätte.

Bei der Würdigung dieser Philosophie des Als ob, die wieder in den Vordergrund gerückt zu haben, das große Verdienst Vaihingers ist, soll ein charakteristischer Umstand nicht übersehen werden, der anscheinend

*) Kants Pflichtbegriff ist der der Wahrhaftigkeit. Daß die Willensthat jedoch auf den Thäter sich auswirkt, daß dieser selber der Gegenstand des Fortschritts ist, und wie dann That und Thäter eine Wirkungssphäre in Hinsicht auf ein religiöses Ziel bedeuten mögen und wie zu diesem durch unser autonomes Maß der Weg der That gewiesen ist, das Ziel selber aber im Unbekannten bleibt: eine solche Ausdeutung des Kantischen Pflichtbegriffes hätte die grundgescheiten Brüder Goncourt gewiß gehindert, ihn diantrement froid, fichtrement sec, verteufelt kühl und verdammt trocken zu finden. (Journ. v. 12. 6. 1859).

Bei den Deutschen ist solche Ansicht zwar auch verbreitet, aber weniger verzeihlich.

allgemein bisher entgangen ist. Kant hat damit zugleich seinen fiktiven Theismus, seine Gottesidee in Gegensatz gesetzt zu einem Gottesidole, dem auch das Schlechte und das Leiden zuzuschreiben wäre und von dem er (Rel. IV. § 3) sagt: „Wenn die Verehrung Gottes das Erste ist, dem man also die Tugend unterordnet, so ist dieser Gegenstand ein Idol". Hierdurch und durch seine Begründung der Religion auf die Moral hat Kant der Einbeziehung des Schlechten in die göttliche Verantwortung, sowie der Frage der Theodizee, aber auch dem Monotheismus die Grundlage genommen*). Wir haben übrigens über das radikale Böse und über die Theodizee (im 8. Abschnitt des 1. Buches) schon eingehend gesprochen, worauf wir hier verweisen dürfen und kommen im nächsten Abschnitt in anderer Hinsicht noch darauf zurück.

Nun wollen wir vorwegnehmen, daß überall für uns zuletzt ein Dualismus verbleibt. Die Welt zerfällt zuletzt für uns in zwei heterogene unvergleichbare Gebiete, einerseits das der Begriffe, und das der Kräfte andererseits. Aber auch in jedem dieser beiden Gebiete ergibt sich hinwiederum nicht minder ein Dualismus, wie wir später sehen werden. Dem gegenüber vereint das Leben diese Dualismen zu einer Einheitlichkeit, zwar nicht im Prinzipe und Wesen, aber in der That. Das Leben ist ein Reich der Synthesis, der That, das zwar ein autonomes Maß in seinem Wesen findet, zumal wenn es mündig geworden; dessen letzter Zweck jedoch im Unbekannten liegt und unser unbekanntes Ziel bedeutet, für das uns Maß und That den Weg ermöglichen. Damit aber ist unter Einem festgestellt, daß dieses Reich zugleich ein Reich der Ethik ist, d. h. ein Reich des guten Willens und des Gewissens, ohne die die Willensthat, zumal für uns selber wertlos wäre. Es ist ein Reich des Zieles und zugleich des Kampfes gegen zwei Feinde, den einen von außen kommend, das Leiden, den anderen von innen, das Schlechte, die beide natürlich vom Ideal, vom Ziel nicht inbegriffen werden.

Auch in der ethischen Richtung verbleibt uns also ein Dualismus, der aber nicht im Sinne einer Synthese sich auflöst: der Gegensatz von Gut und Böse; auch nicht im Sinne eines Weder-noch, eines Jenseits davon, wie es Nietzsche vermeint hat, der aber selber sagte: „Jenseits von Gut und Böse, dies heißt zum Mindesten nicht Jenseits von Gut und Schlecht." Die ethische Antinomie ist nicht neutral und also nicht im Sinne eines Sowohl-als auch zu lösen, sondern nur eines Entweder-oder, im Sinne der Ethik, im Sinne einer Durchsetzung des Edlen, oder was uns selbst betrifft: im Sinne edler Willensthat.

Alles Persönliche, und sei es auch göttlich gedacht, ist innerhalb des Gebietes der Synthesis, des Gebietes der That und der Ethik. Außerhalb desselben ist das Unbekannte, nicht die Ewigkeit, Unendlichkeit und Allmacht, sondern wie wir es nur negativ ausdrücken können und zu umschreiben vermögen: die Zeitlosigkeit, die Raumlosigkeit und die Grundlosigkeit. Indier, Hellenen und Römer, Perser und Germanen sahen die Götter als Wesen innerhalb des persönlichen Gebietes an. Es sind alles

*) In solchem Sinne sagt Kant über den Hiob der Bibel — wie er ihn erfaßte und ohne Rücksicht darauf, daß dieser zuletzt in Staub und Asche widerrief — in seiner bedeutsamen Abhandlung über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodizee, „daß er nicht seine Moralität auf den Glauben, sondern den Glauben auf die Moralität gründete: in welchem Falle dieser, so schwach er auch sein mag, doch allein lauterer und echter Art, das ist von derjenigen Art ist, welche eine Religion nicht der Gunstbewerbung, sondern des guten Lebenswandels gründet."

Theoi Theoon, wie **Platon** sagt, von Göttern wieder abstammende Götter, die wie die Menschengeschlechter den ihren, einen Stammvater haben, den Demiourgos Pater, den Schöpfer Vater bei Plato (Tim. 41) oder vielleicht auch den Starken von oben in der Völuspa, den Hehrsten von allen im Hyndlalied der Edda.

Platon nennt im Timaeus den Schöpfer Syntheis, den Vereinenden*). Platon selber, an Zarathustra und Pythagoras erinnernd, war ein Philosoph der That und schuf seine Philosophie, es bezeugt das sein Leben, nicht bloß um des bloßen Wissens willen. **Aristoteles** weist (Met. XII. 10. 15.) darauf hin, daß alle dualistischen Philosophen ein über dem Dualismus stehendes Prinzip annehmen müssen. Das kann aber nur im Sinn der Synthesis, des Lebens und der That geschehen. So hat zur Zeit des Überganges vom Mittelalter in die sogenannte neue Zeit der hochbegabte Nikolaus **Cusanus** seine Lehre von der Coincidentia oppositorum, vom Zusammenfall der Gegensätze, der auch Giordano Bruno gefolgt ist, später (De Genesi) durch die Assimilation ersetzt. **Heraklit**, der düstere althellenische Philosoph, ein Menschenalter vor Plato und ein halbes Jahrtausend vor Christum hat den Logos in der Welt den Xynon, den Zusammenhalter, den Zusammenfüger genannt. Wie unfähig ist doch dieser Begriff von den Übersetzern des Evangeliums nach Johannes, das mit dessen Feststellung beginnt, aus ihrer biblischen Mentalität heraus übersetzt worden, in der Vulgata und bei Luther: Im Anfang war das „Wort". Der arisch fühlende **Goethe** hat das nicht hinnehmen können, und während er (im 8. Buch von Wahrheit und Dichtung) sich erinnert, die Minderwertigkeit der Schöpfung durch ihre Übertragung an „Luzifer" mythisch sich dargestellt zu haben, gelangt er im Faust dazu, den Logos für das Reich der Synthesis und That zu reklamieren, indem er sagt: Im Anfang war die That*).

---

*) Wir finden in den arischen Mythen eine ganz ahnungsmäßige Würdigung der Synthesis. Es taucht die Idee einer die Antinomie der Gegensätze aufhebenden Zweiseitigkeit auf, wenn Odhin in der Völuspa der Zwiefältige bezeichnet wird. Desgleichen, wenn Tacitus den Stammgott der Germanen Tuisto, den Zweifachen nennt. In anderer Hinsicht (Cod. Vat., Cod. Perizon.) heißt dieser Gott Tristo, was der dreieinige oder dreifaltige heißen könnte. Auch an die indische Trimurti und an die christliche Dreifaltigkeit sei erinnert, deren Drei und zugleich Eins eine Verklärung der lebendigen Synthese ist und der spezifisch biblischen Mentalität gar nicht angehört. Auch an die Dreizahl der germanischen Nornen und der hellenischen Moiren sei erinnert, die übrigens Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft darstellen und von denen die Gegenwart die beiden anderen verbindet, sie selber gar nicht zu fassen, gleichwie die Synthese der That mit ihren Wurzeln in der Vergangenheit ruht und mit ihren Folgen in die Zukunft reicht, sie selber einer unfaßbaren Initiative oder Spontaneität, wie Kant es nennt, entspringend. Man könnte noch weiter gehen und an Geborenwerden und Sterben denken, an Nasci und Mori, an Natur und Mortur, und inmitten beider das individuelle Leben und die That.

Vielleicht darf bei diesem Anlasse ein Fragment aus dem verlorenen Drama des **Euripides**, der Melanippe, angeschlossen werden, in welchem in ähnlichem Zusammenhange auf den Dualismus der Geschlechter hingewiesen wird: „Himmel und Erde waren Eins; als sie aber in den Raum eintraten und sich schieden, da zeugten sie alles." Auch auf das Wort Christi im Ägypterevangelium mag noch verwiesen werden, wonach er auf die Frage, wann sein Reich komme, geantwortet hat: „Wenn die Zwei Eins sein werden und das Auswendige wie das Inwendige, und das Männliche mit dem Weiblichen, sodaß weder ein Männliches noch ein Weibliches ist."

*) Geschrieben steht: Im Anfang war das Wort!
Hier stock ich schon. Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das „Wort" so hoch nicht schätzen,
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: Im Anfang war der Sinn.

Sowohl Platon wie Aristoteles waren erkenntniskritische Philosophen. Des ersteren Gleichnis von einer Höhlenwand, an der wir nur Schatten wahrnehmen, ohne uns auch nur wenden zu können, (Staat 514 ff) ist ja bekannt. Der letztere vergleicht unseren Verstand den Augen der Nachtvögel bei Tage (Met. II. 1.). Kant war es aber, der durch seine Kritik nachgewiesen hat, daß es sich beim menschlichen Verstande nicht um letzte Erkenntnis handeln könne. Der Verstand ist gültig für mündige Rechenschaft und für die That. Es ist richtig, daß Kant in Hinsicht auf den Dualismus der beiden Stämme der menschlichen Erkenntnis meint, daß sie „vielleicht aus einer gemeinschaftlichen, aber uns unbekannten Wurzel entspringen." (K. d. r. V. S. 29.). In Wirklichkeit bedeutet natürlich die Annahme einer solchen gemeinsamen unbekannten Wurzel nur eine bloße Hypostase, eine fiktive Vergegenständlichung der lebendigen Synthese*), der That und ihres Zieles.

Unser Weg ist die mündige Richtunggabe für die Synthesis als That, als Mittel sozusagen für den Übergang vom Vorrationalen zum Nachrationalen, oder vom Unterrationalen zum Überrationalen, von der Anti-

---

Bedenke wohl die erste Zeile,
Daß deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: Im Anfang war die Kraft!
Doch auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rat
Und schreib getrost: Im Anfang war die That!

*) Zum näheren Verständnis der Synthesis sei hier anmerkungsweise auf die genialen und lehrreichen Sätze verwiesen, die Wilhelm von Humboldt in seinem nachgelassenen sprachphilosophischen Werke über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes (§ 12 und 21) in Hinsicht auf die Synthesis gesprochen hat:

„Die Verbindung der Lautform mit den inneren Sprachgesetzen bildet die Vollendung der Sprachen; und der höchste Punkt dieser ihrer Vollendung beruht darauf, daß diese Verbindung, immer in gleichzeitigen Akten des spracherzeugenden Geistes vor sich gehend, zur wahren und reinen Durchdringung werde. Von dem ersten Elemente an ist die Erzeugung der Sprache ein synthetisches Verfahren und zwar ein solches im echtesten Verstande des Wortes, wo die Synthesis etwas schafft, das in keinem verbundenen Teile für sich liegt."

„Wir haben im Vorigen ausführlich von der Zusammenfügung der inneren Gedankenform mit dem Laute gesprochen und in ihr eine Synthesis erkannt, die, was nur durch einen wahrhaft schöpferischen Akt des Geistes möglich ist, aus den beiden zu verbindenden Elementen ein drittes hervorbringt, in welchem das einzelne Wesen beider verschwindet. Diese Synthesis ist es, auf deren Stärke es ankommt. Der Völkerstamm wird in der Spracherzeugung den Sieg erringen, welcher diese Synthesis mit der größten Lebendigkeit und der ungeschwächtesten Kraft vollbringt."

„Da die Synthesis, von welcher hier die Rede ist, keine Beschaffenheit, nicht einmal eigentlich eine Handlung, sondern ein wirkliches, immer augenblickliches vorübergehendes Handeln selbst ist, so kann es für sie kein besonderes Zeichen an den Worten geben, und das Bemühen, ein solches Zeichen zu finden, würde schon an sich den Mangel der wahren Stärke des Aktes durch die Verkennung seiner Natur bekunden. Die wirkliche Gegenwart der Synthesis muß gleichsam immateriell sich in der Sprache offenbaren, man muß inne werden, daß sie gleich einem Blitze dieselbe durchleuchtet und die zu verbindenden Stoffe, wie eine Glut aus unbekannten Regionen verschmolzen hat."

Ich glaube, diese genialen Ausführungen bilden ein ausgezeichnetes Bild von dem, um was es sich überhaupt bei der Synthesis handelt, hinter der das autonome Leben steht und die auch die Grundlage der mündigen Willensthat ist und des Werdens des Thäters im Wirken.

Hegel, an den man vermöge seines Systems der Philosophie bei solchen Gedankengängen erinnert wird, hat das Problem leider sozusagen talmudisiert, indem er Thesis, Antithesis und Synthesis mechanisch-automatisch einander folgend eintreten ließ.

nomie zur Anantinomie, oder aus dem Reich der That in das Reich des Zuerreichenden: lauter leere Ausdrücke, die aber auf ein ganz und gar Unbekanntes verweisen. Vermöge unsres autonomen Maßes, demgemäß wir sie vornehmen, gereicht uns diese Zielsetzung zu jener echten Religiosität, die uns mit Selbstsicherheit erfüllt, zugleich aber uns erst recht auf die Welt der That hinlenkt, deren Reich das Werden durch das Wirken bedeutet und die den großen Weg darstellt, der wirklich einer ist.

Schon vor Kants Kritik der reinen Vernunft, die die Synthesis auf dem Gebiete des Denkens vertritt, ist in ganz jungen Jahren unser als Philosoph zu wenig gewürdigter Friedrich Schiller, vielleicht angeregt von Albrecht von Hallers physiologischer Auffassung, aber offenbar jener anderen sich nähernd, die schon den Willen vom Geiste trennte, philosophisch ganz selbständig zu einem synthetischen Vermögen zwischen Geist und Materie gelangt, das er zwar Mittelkraft nennt, an die damals auftauchende „Lebenskraft" erinnernd, das aber mit dem Begriffe von Kraft gar nichts zu thun hat. In dem „Archaeus" des Paracelsus und des van Helmont hatte diese Mittelkraft einen Vorläufer gehabt. In dem Briefwechsel unseres Dichterphilosophen*) mit seinem Freunde Körner vermißt letzterer (unterm 19. August 1787) einen ähnlichen Gedankengang bei Spinoza „den Mittelbegriff zwischen Körper und Geist". Kant selbst hat noch zuletzt von dem, Gott und die Welt als Objekte verknüpfenden Subjekte gesprochen und in Verbindung damit von einem „Mittelbegriff". (Opus posth. Altpreuß. Monatsschrift Bd. 21. S. 336. 339.) Überhaupt werden wir, wenn wir Schiller lesen, an Kants bedeutsame, damals nicht bekannte letzte Gedankengänge erinnert. Es sei auch auf den Geisterseher des Ersteren verwiesen. Schiller ist es, der (in dem 14. Briefe über die ästhetische Erziehung) von einem Dualismus ausgehend, die Überwindung desselben als die Aufgabe bezeichnet, „die der Mensch nur in der Vollendung seines Daseins zu lösen im Stande ist".

Auf Friedrich Albert Lange soll in solcher Richtung noch verwiesen werden. Er hat der zweiten Auflage seiner bekannten Geschichte des Materialismus die Erwägung vorausgeschickt, daß es unsere Aufgabe sei, „in der höchsten Funktion dichtender und schaffender Synthesis eine Welt des Ideals zu erzeugen".

Schopenhauer allerdings hat den Willen metaphysisch genommen, aber in solcher Hinsicht dem zweiten Bande seines Hauptwerkes eine Epiphilosophie hinzugefügt*).

---

*) Alexander von Humboldt hat das oben zitierte nachgelassene sprachphilosophische Werk seines Bruders Wilhelm mit einer Vorrede herausgegeben, und nennt darin Schiller „einen der Edelsten unseres Zeitalters". Schiller war damals schon über drei Jahrzehnte tot. Wie ernst Wilhelm von Humboldt selbst Schillers philosophische Begabung und Bedeutung genommen hat, das geht aus einem Briefe hervor, den er an Schiller unterm 4. August 1795 schrieb, der damals kein Jahrzehnt mehr zu leben hatte. „Ich bin begierig", so sagt er, „wie Sie den Übergang von der Metaphysik zur Poesie gemacht haben. Das wunderbare Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in so eminentem Grade eigentümlich sind, ist an sich nicht leicht zu fassen und gibt bei genauerer Untersuchung gewiß nicht geringe Aufschlüsse über die innere Verwandtschaft des dichterischen und des philosophischen Genies."

*) Es steht hier dafür, weil wir es für förderlich halten, für Anteilnehmende näher zu begründen, wie sehr Arthur Schopenhauer trotz seiner Willensmetaphysik ein Philosoph der heroischen Autonomie gewesen ist, der, aus einem antikantischen philosophischen Milieu kommend, sich doch als ein Schüler Kants gefühlt und als solcher, d. h. als ein echt arischer Philosoph bewährt hat.

Es würde zu weit führen, hier noch in Hinsicht auf eine autonomistische Auffassung, Herders Idee von der Autonomie der Humanität näher zu erörtern, die er im Prometheus als Agathia, als Gutheit darstellt und die bis zum Hinweis auf den Übermenschen reicht, oder andererseits den bezüglichen Charakter der Lehre Friedrich Nietzsches, der ein Jahrhundert

---

Die Ablehnung der praktischen Vernunft und ihrer Postulate und damit auch ihres Primates, sowie die Einwendung gegen die kausale Affizierung unserer Sinne durch das Ding an sich und damit im letzten Grunde gegen die Ungeschlossenheit des Kantischen Dualismus hatte insbesondere Ernst Schulze, bekannt unter seinem Pseudonym Aenesidemus, mit freilich negativ bleibender, in dieser Beschränktheit aber unwiderstehlicher Kritik zur Geltung gebracht. Dieser nun war in Göttingen der Lehrer Schopenhauers. Der letztere nahm gegenüber der Lehre von der praktischen Vernunft dieselbe Stellung ein (z. B. Welt als Wille, II. S. 163); und der weitere eben bezeichnete Einwand Schulze-Aenesidemus gegen die Affizierung im angeblich kantischen Sinne, d. h. durch das Ding an sich, während doch alle Kausalität auf das Gebiet der Erscheinung beschränkt sei, war nach Schopenhauers eigener Feststellung der Ausgangspunkt seiner Philosophie. (Parerga, I. S. 100.)

Schulze war skeptisch, Schopenhauer aber schöpferisch.

Andererseits erschien im Jahre 1801 in Frankreich das Buch von Villers „Philosophie de Kant", in dem es heißt: „La conscience intime, le moi pur et fondamental est donc le seul des nouménes, qu'il soit donné à l'homme d'envisager à nu et sans modification. Et quoi d'étrange? Ce nouméne, cette chose en soi, c'est l'homme lui-meme, c'est le centre de la vie et du sentiment de l'homme." In diesem Gesichtspunkte ist der Standpunkt Schopenhauers bereits enthalten, das Selbstbewußtsein des Subjekts der Erkenntnis zum Ausleger des Bewußtseins von anderen Dingen zu machen. (Parerga, ebda.)

Im selben Jahre erschien ebenfalls in Frankreich die bedeutungsvolle lateinische Übersetzung des Oupnekhat (d. h. des zu bewahrenden Geheimnisses), nämlich der persischen Version der Upanischaden des altindischen Vedanta, und diese Übersetzung gehörte zu Schopenhauers Lieblingslektüre. Anquetil Duperron hat in den Anmerkungen zum I. Bande dieses Werkes auf den oben zitierten Gedankengang Villers, Kant betreffend, Bezug genommen und, wenn auch nicht schlüssig, darauf hingewiesen, daß in dieser Konzeption Kants das indische Brahman einerseits, das Atman andererseits, d. i. die große Identität von Atman und Brahman gegeben sei. In dem bedeutungsvollen Werke Duperrons waren also schon die kantischen Gedankengänge mit der Philosophie der Upanischaden in Verbindung gebracht und damit Schopenhauers, des begeisterten Anhängers Kants, Richtung auf die indische Philosophie indiziert. Und nicht nur diese Richtung allein, vielmehr auch die Metaphysierung des Atman im Brahman, zielstrebig d. i. voluntaristisch gefaßt, die Metaphysierung des Individualwollens im Willen als Ding an sich.

Auch Schopenhauers meisterhafte Gedankengänge über die Geschlechtsliebe als Wille zum Leben und als Interesse der Gattung für das Ob und Wie der nächsten Generation sind in gewissem Sinne und ganz im allgemeinen, wie vieles andere Anderer, z. B. auch Haeckels biogenetisches Grundgesetz, vorweggenommen in Herders genialen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Dort heißt es z. B. in den Betrachtungen hiezu: „Sobald sie (die Natur) das Geschlecht gesichert hat, läßt sie allmählich das Individuum sinken ... der Strom geht fort, indessen sich eine Welle in der anderen verliert."

Was aber Schopenhauers voluntaristische Auffassung anbelangt, so ist es vielleicht auch kein bloßer Zufall, daß ein anderer Professor der Philosophie aus der Zeit des Studiums Schopenhauers in Göttingen, nämlich Bouterweck an der dortigen Universität in seiner Apodiktik von der absoluten Virtualität als der Einheit aller wollenden Wesen und lebendigen Kräfte einschließlich der Dinge außer uns gesprochen hat. Bouterweck scheint nicht ohne schöpferische Begabung gewesen zu sein. Allein der Druck der von Staatswegen auf die öffentlichen Lehrer in religiöser Hinsicht geübt wurde und dem auch Kant bekanntlich, freilich ohne ihm zu unterliegen, ausgesetzt war, hat wohl manche Begabung gelähmt. Sei dem wie ihm wolle, Bouterweck endete in der Jakobischen Glaubensphilosophie.

Schopenhauer aber wahrte seine Unabhängigkeit und blieb ein freier Mann. Er lebte, wie er selber sagt, für die Philosophie und nicht von der Philosophie.

Noch soll auch darauf hingewiesen werden, daß zur Zeit als Schopenhauer in Berlin studierte, dort Solger die Idee und ihr Walten in uns als höheres Bewußtsein lehrte, während Schopenhauer ursprünglich im Menschen ein „besseres Bewußtsein"

später aufgetreten ist, oder auch jene Auffassung von der Regeneration, die Richard Wagner in Hinsicht auf die Verderbnis unseres Blutes und auf den demoralisierenden Einfluß des Judentums zum Ausdruck gebracht hat. Er weist auch darauf hin, wie schon der Gott der Bibel das Schlachtopfer Abels dem Fruchtopfer Kains vorgezogen habe.

Es ist aber nötig, nunmehr auch auf die Zeit vor Kant einen Blick zu werfen. Wir haben schon früher gesehen, daß schon einstmals der deutsche

---

annahm, das dann in gewissem Sinne im dritten Buche seines Hauptwerkes als platonische Idee, als „Vorstellung, unabhängig vom Satze des Grundes" wiederkehrte.

Wenn nun hier dargethan wurde, wie in jenem großen philosophischen Zeitalter unmittelbar nach Kant und im Zusammenhange mit ihm solche Ideen gärten, so geschah es, um zu erfassen, wie diese bei Fichte, Schelling und Hegel und ihren Satelliten keine kongeniale Resonanz gefunden haben, wie aber Schopenhauer aus ihnen seine lebensvollen, in ihrer Umsicht und in ihrem Tiefsinn geradezu alarmierenden Gedankengänge schöpfte, wie sie eben kongenialer und genialer Erfassung zugleich entsprechen.

Schopenhauer hat die Genialität besessen, jene Spontaneität, jene Synthesis, jene Selbstthätigkeit, die Kant zwar als wesentlich hervorhob, aber doch nur angedeutet und vom Intellekt nicht wesentlich getrennt hat, von diesem zu lösen und als das Primäre hinzustellen, ein Standpunkt, der bei Kant bloß zum Primate der praktischen Vernunft gediehen war.

Indem Schopenhauer den Augustinus, Duns Scotus („voluntas superior intellectu") und vielleicht auch einige mehr oder weniger verschollene Zeitgenossen Christian Wolffs, wie Budde und Crusius (vgl. Wolff, Vernünftige Gedanken von Gott, § 879, und Schopenhauer, Neue Paralipomena, ed. Grisebach § 644) angesichts der Aktualität seiner Sache unabsichtlich als nicht klar genug außer Betracht ließ, erklärte er in seiner Schrift über den Willen in der Natur: „Der Grundzug meiner Lehre, welcher sie zu allen je dagewesenen in Gegensatz stellt, ist die gänzliche Sonderung des Willens von der Erkenntnis, welche beide alle mir vorangegangenen Philosophen als unzertrennlich, ja den Willen als durch die Erkenntnis, die der Grundstoff unseres geistigen Wesens sei, bedingt und sogar meistens als eine bloße Funktion desselben angesehen haben." (Wille in der Natur, S. 19.)

Schopenhauer ist freilich noch viel weiter gegangen. Seinem Werke ist der, angesichts dessen Inhaltes keineswegs leichtfertige, wenn auch mit nein zu beantwortende Goethesche Leitspruch vorangesetzt: Ob nicht Natur sich doch zuletzt ergründe. Er hat den Willen metaphysiert, als das Ewige, Unzerstörbare hypostasiert und damit den Dualismus und die Antinomie, zu denen in letzter Linie unser Intellekt gelangen muß, ganz ausgeschaltet, das Urproblem Kants von der Synthese, das im Grunde der Leitgedanke aller Philosophie ist, in seiner Weise erledigt und die aus dem Kantischen Dualismus sich ergebenden Probleme für seine Philosophie gegenstandslos gemacht. Er hat die Vorrationalität des Lebens und dessen Autonomie innerhalb des uns verschlossenen, mit den bloß diantinomistischen Begriffen der Wahrheit und des Seins gar nicht erfaßbaren, ganz und gar nicht gewußten An sich für das metaphysische An sich genommen.

Die Metaphysierung führt auch hier zu einer widerspruchsvollen Sachlage. In dieser Richtung sei auf unseren Abschnitt von der Angst ums Dasein verwiesen. Schopenhauer hat selbst die schon erwähnte Epiphilosophie geschrieben, und wenn Kant sich jeder Metaphysierung enthalten hatte, so mußte Schopenhauer epiphilosophisch zum Schlusse des herrlichen zweiten Bandes seines Hauptwerkes fragen, woraus denn dieser Wille, welcher frei ist, sich zu bejahen oder zu verneinen, entsprungen sei? Welches denn die jenseits aller Erfahrung liegende Fatalität sei, die ihn in die höchst mißliche Alternative versetzt habe, als eine Welt, in der Leiden und Tod herrscht, zu erscheinen oder sein eigenstes Wesen zu verneinen? Was den Willen vermocht habe, die unendlich vorzuziehende Ruhe des seligen Nichts zu verlassen? „Bei mir ist", so sagt er ebenda, „der Wille oder das innere Wesen der Welt keineswegs der Jehova, vielmehr ist es gleichsam der gekreuzigte Heiland, oder aber der gekreuzigte Schächer, je nachdem er sich entscheidet".

In diesen epiphilosophischen Erwägungen nähert sich Schopenhauer wohl einer Philosophie der That, wie wir sie hier vertreten, doch ist er den Antinomien Kants und dem ethischen Dualismus fremd geblieben.

Offizielle Kapazitäten werfen Schopenhauer triumphierend immer wieder vor, daß er den Intellekt als eine Funktion des Leibes betrachte (W. a. W. II. S. 240.), während andererseits nach ihm der Leib selber ein Produkt der Vorstellung ist (ebda. S. 306.). Dieser Vorwurf leidet aber an dem einfachen Übersehen, daß hier im Sinne der

Genius in die Richtung dieser großen und dabei bescheidenen Gedankengänge gelangt ist, die immer wieder zur Selbstbestimmung, aber auch zur Selbstbesinnung führen. Es war einer der tiefsinnigsten und schöpferischesten, wohl auch liebenswürdigsten deutschen Philosophen, der sogenannte Mystiker Meister Ekkhart, der um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert in seinen deutschen Predigten, Traktaten und Sprüchen, wenn auch unter der Last und im Gestrüppe seines Glaubensbekenntnisses, als Dominikaner,

---

Schopenhauerschen Auffassung zwischen dem Leibe als unmittelbarer Erscheinung einerseits und als Produkt des Willens andererseits zu unterscheiden ist.

Schopenhauer hat das selbst klar genug zum Ausdruck gebracht, wenn er (ebda. S. 312.) ausdrücklich sagt: „Allerdings setzt, in meiner Erklärung, das Dasein des Leibes die Welt der Vorstellung voraus; sofern auch er, als Körper oder reales Objekt, nur in ihr ist: und andererseits setzt die Vorstellung ebensosehr den Leib voraus; da sie nur durch die Funktion eines Organes desselben entsteht. Das der ganzen Erscheinung zum Grund liegende, das allein an sich selbst Seiende und Ursprüngliche darin, ist ausschließlich der Wille: denn er ist es, welcher eben durch diesen Prozeß die Form der Vorstellung annimmt, d. h. in das sekundäre Dasein einer gegenständlichen Welt, oder die Erkennbarkeit eingeht."

Schopenhauer sagt im Grunde, nur ist es eben so zu verstehen, wie er es darstellt: Das Gehirn sei des Gehirnes bloße Vorstellung. Kant sagt, das Ding an sich verursache Vorgänge, die bloß Erscheinung der subjektiven Kausalität seien. Wir haben davon im zweiten Absatz gesprochen. Kant meinte aber gar nicht einen kausalen, sondern einen vorkausalen, uns unerforschlichen Zusammenhang zwischen Ding an sich und Erscheinung. Und Schopenhauer spricht einmal vom Gehirne als einem vorrationalen Produkt des Willens, das andere Mal als einer mittelbaren Erscheinung.

Der Wille, zu dem Schopenhauer also eigentlich gelangt, ist keineswegs das metaphysische An sich. Er hat vielmehr nichts anderes gethan, als, wie er in der Epiphilosophie selber sagt, die Welt zu einem Makranthropos zu machen, zu einem größeren Menschen. Wir aber finden gegenüber der Welt des Schmerzes, der Täuschung, der Gegensätze und des Unrechts, gegenüber all diesen subjektiven Wirklichkeiten, die wir erleiden und die wir setzen, einzig: unser besseres Selbst.

Lassen wir in solcher Richtung, u. zw. in Hinsicht auf die Liebe und Güte, Schopenhauer selbst zum Worte kommen. Er sagt im II. Bande seines Hauptwerkes (S. 261 f.):

„Sogar der beschränkteste Verstand, wie auch die groteske Häßlichkeit werden, sobald die ungemeine Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kund gethan, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muß. Denn die Güte des Herzens ist eine transzendente Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an, und ist mit jeder anderen Ordnung der Dinge inkommensurabel. Wo sie in hohen Grade vorhanden ist, macht sie das Herz so groß, daß es die Welt umfaßt, sodaß jetzt alles in ihm, nichts mehr außerhalb liegt, da sie ja alle Wesen mit dem eigenen identifiziert. Alsdann verleiht sie ja auch gegen Andere jene grenzenlose Nachsicht, die sonst jeder nur sich selber widerfahren läßt. Ein solcher Mensch ist nicht fähig sich zu erzürnen: sogar wenn etwa seine eigenen intellektuellen oder körperlichen Fehler den boshaften Hohn und Spott Anderer hervorgerufen haben, wirft er in seinem Herzen nur sich selber vor, zu solchen Äußerungen der Anlaß gewesen zu sein, und fährt daher, ohne sich Zwang anzuthun, fort, jene auf das liebreichste zu behandeln, zuversichtlich hoffend, daß sie von ihrem Irrtum hinsichtlich seiner zurückkommen und auch in ihm sich selber erkennen werden. — Was ist dagegen Witz und Genie?"

Nehmen wir vom Schopenhauerschen Willen die Metaphysik weg, so bleibt uns immer noch die gewaltige philosophische Errungenschaft des Primates jener sicher festgestellten vorkausalen Spontaneität und Selbstthätigkeit, die die Schwierigkeiten des obersten Prinzipes der Synthesis dualer Faktoren löst und die uns zurückführt auf diese letzte und doch erfahrungsgemäße Kulmination, auf das letzte von unserem Selbstbewußtsein kontrollierte Prinzip.

Nach solcher Einschränkung wird aber die Lehre vom metaphysischen Primate des Willens zu der Errungenschaft vom autonomen Primate des Lebens, und der Intellekt wird aus einem untauglichen Mittel metaphysischer Erkenntnis zu einer bedeutungsvollen Funktion mündiger Rechenschaft und That.

In seinem letzten Werke, in den Parerga und Paralipomena (II. S. 346) sagt Schopenhauer: „Ein glückliches Leben ist unmöglich: das Höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf".

und zuletzt unter dem Drucke der Verfolgung durch die Inquisition, dennoch an zahlreichen Stellen die menschliche Autonomie lehrte. Wahrscheinlich beeinflußt von den damals noch frischen Eindrücken der gothisch-provençalischen Religionsbewegung, die wir kennen gelernt haben, und wobei wir insbesondere auf den Abschnitt des II. Buches verweisen, der über ihn und Dante handelt, — verlangte er, daß wir nicht bitten sollen, daß Gott uns Gnade gebe, „mer wir sulen daz schaffen, daz wir selber nehmen und daz wir ihn darumbe nihtes fragen". (Ausg. Pfeiffer, S. 614.) „Ich wil Gott niemer gebiten, daz er sich mir gebe: ich wil in biten, daz er mich luter (lauter) mache." (S. 604.) „Unde so der Mensch also in sich selber gat, so findet er Gott in im selber." (S. 619.) Nicht Ekkharts dogmatisch-scholastische Kirchenschriften sind für seine autonome Anschauung heranzuziehen, mittels denen der katholische Theologe Denifle, aber auch Lehmann ihn als unoriginellen Nachsprecher Thomas von Aquinos darzustellen suchen. In solchen Niederungen mußte Meister Ekkharts hoher Geist freilich nahezu gelähmt sein. Als auf seine Vorgänger darf auf den gewissermaßen auch schon autonomistischen Scotus Erigena aus dem neunten Jahrhundert und auf den Neuplatoniker Dionysius Areopagita hingewiesen werden. Wenn wir uns verschiedener Aussprüche Meister Ekkharts erinnern, die wir bisher zitiert haben, und denen wir noch den folgenden anschließen wollen, so müssen wir sagen, Meister Ekkhart stützte im letzten Grunde schon wie später Kant die Religion auf die Moral. Was kann es anderes bedeuten, wenn er sagt: „Den gerehten Menschen, den ist also ernst zuo der gerehtigkeit, were, daz gott niht gereht were, sie enahteten eine bone niht auf gott." (65. Predigt.) Doch wir haben davon schon im zweiten Buche, im Abschnitt über Meister Ekkhart und Dante, erzählt.

Immer und überall ist es die autonome Wahrhaftigkeit, auch im Denken, aus der die Erhöhung hervorgeht. Im tiefsten Mittelalter, als in Italien und Byzanz alles im Banne biblischer Knechtseligkeit darniederlag, war es neuplatonische Weisheit, die in den angeblichen Schriften des vorgenannten heiligen Dionysius Areopagita verborgen und kongeniale Begabung aufzurütteln geeignet war, und gegen die die Kirche vorerst gar nicht recht ankämpfen konnte, weil es sich doch um den noch vom Apostel Paulus bekehrten Bischof von Athen gehandelt hat, der dann den Märtyrertod gestorben ist.

Als später die bloße Angeblichkeit der Autorschaft in den Vordergrund trat, da hat die Kirche das gerne hingenommen.

Damals aber, als aus Byzanz an den Hof Ludwig des Frommen, Karls des Großen Sohn, der griechische Text dieses Dionysius übersendet worden war, da übertrug sie vorerst Abt Hilduin von Saint Denys in mangelhafter Weise ins Lateinische. Er hat darüber die Areopagitica geschrieben, die 1563 in Köln gedruckt worden sind, und dort ist auch das Schreiben Ludwig des Frommen abgedruckt, der Dionysius Areopagita mit Saint Denys von Paris identisch hielt. Später war an den Hof Karls des Kahlen, des Enkels Karls des Großen, aus England oder Irland, wo damals noch mehr Bildung vegetierte, der obengenannte Scotus Erigena gekommen und dieser selbstständig denkende schöpferische Philosoph hat die Schriften erfaßt, verstanden und neu übersetzt. In seinem großen und genialen Werke De divisione naturae hat er aber nach langem Darniederliegen der Philosophie zum ersten Male wieder schöpferischen philosophischen Geist zur Geltung gebracht und in einer anderen Schrift hat er sich gegen die göttliche Prädestination ausgesprochen. Er wurde in Ketzer-

querelen verwickelt und die Kirche hat seine Schriften natürlich verworfen. Über seine letzten Lebensjahre ist Dunkel gebreitet.

Als die Buchdruckerkunst aufkam, da gingen Meister Ekkharts deutsche Predigten und Schriften, deren Inhalt der Inquisition verfallen war, unter Taulers, des großen Predigers Namen. Zweihundert Jahre nämlich nach Ekkharts Tode erschienen auf Kosten Rynmanns in Basel 1521 und ebenso 1522 Taulers Predigten in der Weise, daß es dort (auf der Rückseite des Blattes 242) unvermittelt heißt: „Folgen hernach etliche gar subtil Predigten namentlich und insunders Meister Ekarts". Später erstickte die fortschreitende judaisierende Reformation das freie Interesse an diesen Gedankengängen, die noch in der gedachten Ausgabe Taulers hervorleuchten wie ein glühender Gral. In den späteren Ausgaben Taulers sind diese Predigten Ekkharts verschwunden. Das alte Testament mit seiner gegen alle Autonomie gerichteten Gottesknechtschaft, feierte eine noch viel stärkere Renaissance, als die sogenannte Renaissance der Antike gewesen ist.

Ekkhart hatte, offenbar das alte Testament vor Augen, gesagt, und wir lesen das in der zitierten Ausgabe Taulers (Blatt 252, 1): „Wahrheit ist also edel, daß, wenn Gott sich von der Wahrheit kehren möchte, ich wollte mich an die Wahrheit heften und Gott lassen". „Suchst du Gott um deines eigenen Nutzens oder um deiner Seligkeit, so suchst du in Wahrheit Gott nicht."

Ganz ebenso verlangt der Inder Sadananda im Vedantasara (16): „Verzicht des Lohnes hier und im Jenseits". Und so heißt es in der uralten Kaushitaki-Upanischad des Rik-Veda (2. 1.): Des Lebens Upanischad (d. h. innere Losung, Überzeugung) sei, nicht zu bitten.

Es ist das derselbe Gedankengang, der Kants Fundierung der Religion auf der Moral und seine uns schon bekannte Gegnerschaft gegen das Gebet begünstigt. Und gleichwie Kant die Apriotität des Raumes und der Zeit nachgewiesen hat, so war sich auch Meister Ekkhart der Problematik der Zeit und des Raumes ganz klar bewußt, wie auch schon sein großer Vorgänger aus der Zeit der Karolinger, der schon erwähnte Scotus Erigena, der in seinem oben genannten Hauptwerke (V. 18) den Satz ausspricht: Wenn niemand mehr ortet, ist auch kein Ort mehr, si nihil locaverit, locus non erit. Es würden hier noch weitere Einzelheiten über diesen Philosophen zu weit führen; doch muß auf die auffallenden, von Deussen in seiner Geschichte der nachvedischen Philosophie hervorgehobenen Ähnlichkeiten hingewiesen werden, die einzelne seiner Ergebnisse mit solchen der Sankhya-Karika des Issvarakrishna aus dem alten Indien haben. Verwandte Artung und Begabung liegt hier vor. Des Scotus Erigena Philosophie ist aber nicht gewürdigt worden, weil die kongenialen Seelen ganz und gar von der biblischen Mentalität gelähmt worden waren.

Schon Platon hat im Timaeus (38 b) die Zeit mit der Welt erst beginnen lassen und mit deren Auflösung wieder verschwinden. Auch das Charakteristische der Kontinuität hat er im Parmenides (156 de) als in keiner Zeit stattfindend eingesehen. Meister Ekkhart hat Platons Werke noch gar nicht kennen können; sie sind zuerst, u. zw. lateinisch, in Florenz mehr als hundert Jahre nach seinem Tode erschienen. Geradeso wie Scotus Erigena die oben genannte indische, mehr als zweitausend Jahre alte Darstellung der klassischen Sankhya-Philosophie gar nicht kennen konnte.

Meister Ekkhart erklärt: „Alles was in der Zeit ist, das ist nicht die Wahrheit". „Zeit und Raum sind Stücke." Und er spricht vom

„Fünklein der Seele, das weder Zeit noch Raum berührt". (S. 57. 222. 193.) Es ist ein großer Zug der arischen Philosophie, daß sie, wo sie echt ist, nicht den imbezilen Gegensatz nimmt von Zeit und Ewigkeit, und von Raum und Unendlichkeit, sondern, wie schon angedeutet, die kritisch bewußte Gegenüberstellung von Zeit und Zeitlosigkeit, und von Raum und Raumlosigkeit. Auch die Wirkung der That auf den Thäter hat Meister Ekkhart erkannt: „Geschieht ein gut Werk von einem Menschen, eben mit dem Werke läutert sich der Mensch." (S. 72.) Ebenso erkannte er auch das Göttliche in uns, das bessere Selbst, das autonome Maß und Ziel: „Man soll Gott nicht nehmen, noch achten außer uns selber, sondern nur wie er mein eigen und in mir ist; noch soll man dienen und wirken aus keinem Grunde, noch um Gottes willen, noch um dessen Ehre, noch um irgend etwas willen, das außer einem sei, sondern nur um dessen willen, was unser Wesen und unser eigenes Leben in uns ist." (S. 206.) — Gnothi seauton, Erkenne dich selbst, diese Proklamation autonomer Rechenschaft vor sich selbst war seit Alters her eingemeißelt auf dem althellenischen delphischen Heiligtum.

Als Kant seine Werke schrieb, da wußte er nichts vom Oupnekhat, durch dessen lateinische Übersetzung die erste authentische Kenntnis der tiefen indischen Philosophie der Upanischaden nach Europa gelangt ist. Es ist eine glückverheißende Thatsache, daß schon vorher die deutsche Philosophie sich nicht nur in negativer, sondern auch schon in positiver Richtung von dem Banne befreit hatte, der die jüdische mit dem Christentum verbundene Art der Mythologie über das europäische Denken verhängt hatte: u. zw. durch Kant. Wie schon an anderem Orte, zumal oben in der Anmerkung über Schopenhauer, berührt, hier aber nicht zu übersehen, hat Anquetil Duperron die Autonomielehre des indischen Vedanta, die er zuerst zugänglich machte, noch zu Lebzeiten Kants, nicht lange vor dessen Tode und ohne daß dieser wohl noch davon erfuhr, mit dessen Lehre in Parallele gestellt. Anquetil Duperron hebt ausdrücklich hervor, daß beide Philosophien, die der Upanischaden und die Kants, „den Menschen zu sich selbst zurückführen".

Das unbekannte Brahman der Inder, das unbekannte Nirwana der Buddhisten, das unbekannte Tao der Philosophie des Laotse, das unbekannte Theion der Hellenen, das göttliche Geheimnis, dessen die Germanen nach Tacitus durch Ehrfurcht inne werden, und unser unbekanntes Ziel sind ganz verwandten Wesens.

Es empfiehlt sich hier mit Rücksicht auf diesen Umriß einige Erwägungen anzustellen in Hinsicht auf den Atman und das Brahman der Inder, auf das unbekannte Selbst und auf das unbekannte Göttliche, wovon wir schon oben bezüglich Schopenhauers Erwähnung thun mußten. Von vorneherein wurde wohl angesichts der gemeinsamen Unbekanntheit und der Annahme, daß jedes von beiden „an sich" sei, eine Beziehung beider angenommen, die dann durch dekandente Lehren als eine Identität erklärt worden ist, die erfaßt werden könne durch den Kurzschluß der inneren Versenkung. Andererseits haben die Lehre vom Karma, das ist der schicksalsgestaltenden Kraft der Thaten für den Thäter, und in ähnlicher Weise auch der Buddhismus die Möglichkeit der Erreichung des unbekannten Heiles des Brahman oder auch des Nirwana verkündet. Und Schopenhauer lehrte bekanntlich die Selbstaufhebung des Willens, der sich individualisiert hat, in das selige Nichts, das wie das Nirwana ein Unbekanntes bedeutet.

Allein wir wissen nur vom unbekannten Ich, vom unbekannten Atman, der hinter den Gattungen steht oder der z. B. „die große Vernunft" wäre, die die ungeheure Komplikation unsres psychophysiologischen Lebens durchführt. Was dieses unbekannte Ich betrifft, so will ich hier aus der eingehenden Anmerkung meiner Philosophie der That (S. 22 f.) hierüber nur anführen, daß das sehende Subjekt selbst jenseits von Raum und Zeit ist, das Objekt des Sehens aber diesseits; nur für die That sind Verstand und Selbstbewußtsein bestimmt. „Nicht sehen kannst du den Seher des Sehens, nicht hören kannst du den Hörer des Hörens, nicht erkennen kannst du den Erkenner des Erkennens", wie Yajnavalkja in der uralten, indischen Brihadaranjaka-Upanischad (3. 4. 2.) ausführt. In diesen Gesprächen des Yajnavalkja ist vielleicht, wie Deussen sagt, der Höhepunkt aller Upanischaden erreicht. Angesichts der Frage aber, wo nach dem Tode der Mensch verbleibe, sagt er zu dem Befrager: „Fass' mich, mein Teurer, an der Hand; darüber müssen wir beiden allein uns verständigen, nicht hier in der Versammlung. Da gingen die beiden hinaus und beredeten sich; und was sie sprachen, das war That, und was sie priesen, das war That. Fürwahr, gut wird einer durch gute That, böse durch böse." Das ist die indische Karmanlehre, und diese ist ja schon eine echt arische Philosophie der That sozusagen. Karman heißt nichts anderes als That. Jener lehrt auch, daß das Subjekt, das Selbst, der Atman, gar kein Gegenstand des Wissens sei, unerkennbar und daher vieldeutig bei jedem Versuche, ihm näherzukommen, unerkennbar wie das Brahman, das Ansich.

Aber dieses An sich bedeutet keine Lösung der ethischen Antinomie von Gut und Schlecht und ist nicht geeignet, die bange Frage über das Schlechte und das Leiden aus der Welt zu schaffen. Darum sollte das Brahman keine Gottheit, sondern nur ein unbekanntes Ziel bedeuten.

Wir haben unsrem autonomen Maß gemäß ein hehres Ziel. Andererseits unterstützt die Thatsache des unbekannten Ich die Möglichkeit einer Wirkungssphäre der That über das irdische Dasein der einzelnen Individuation hinaus, während wir das unbekannte Brahman eben nur als unbekanntes Ziel erfassen können, dessen Träger freilich mittelbar das unbekannte Ich, unmittelbar für uns jedoch, wenn auch in unsrem kleinen Wirkungskreis, wir selber sind . . .

Wie viel Empfindung Schopenhauer für die indische uns so verwandte Philosophie gehabt hat, das zeigen seine Worte im 2. Bande (§ 185) seiner Parerga über das oben erwähnte Oupnekhat: „Und oh, wie wird hier der Geist reingewaschen von allem ihm zu früh eingeimpften jüdischen Aberglauben und aller diesem frohnenden Philosophie".

Nietzsche ist noch in seiner allerletzten Zeit die Verwandtschaft indischer und kantischer Philosophen aufgefallen, und er schreibt unterm 8. September 1887 an Peter Gast über die Sutras des Vedanta: „Es sind Stellen darin, die wie Kritik der reinen Vernunft klingen und nicht nur klingen".

Die autonomistische Philosophie ist eben gleichzeitig die arische Philosophie.

Die große Entdeckung der arischen Sprachgemeinschaft durch Bopp erhält hier ihre größere überphilologische Bedeutung. Die arische Philosophie ist charakterisiert durch die tiefbesonnene Abkehr vom banalen, in Wirklichkeit recht unrealen Realismus zugunsten des uns innewohnenden

Maßes und Zieles; durch das Problem der Individuation, durch das Werten der Ethik über die Metaphysik, durch die verantwortungsvolle, aber thatenfrohe und unerschrockene heroische Autonomie, durch die Hinwendung zur That. Diese Weltanschauung ist charakterisiert durch die Schöpfung der religiösen Überzeugung aus den Tiefen des besseren Selbst in uns, aus einer wahrhaftigen Rechenschaft über unsere Lage. Sie ist gekennzeichnet durch die Zurückweisung einer Lehre, welche vorgeschriebene, statutarische Handlungen zum Schlüssel des Heiles macht. Das Merkmal dieser arischen Rechenschaft ist die Ablehnung aller bloßen Werkheiligkeit, u. zw. auch der des Denkens, und die Anerkennung, wie wir sehen werden, einer Religion der That.

Wir haben sinngemäß auch religiöse Momente in diese bescheidene zwanglose Skizze einbeziehen müssen, da echte Philosophie, echte Rechenschaft in echter Richtschaft mündet und gipfelt, in echter Religion.

Noch einen ganz kurzen Ausblick müssen wir richten auf die Zeiten zwischen Meister Ekkhart und Kant, wobei wir auch an das oben über die Leibnizische Schule und Wolff kurz Gesagte erinnern.

Da ist vorerst auf Petrarca zu verweisen, insoferne er, kein halbes Jahrhundert nach Meister Ekkhart, der antiken Literatur sich zuwandte, gar manches Werk derselben rettete und retten half und zur Renaissance der Antike als einer der ersten und bedeutendsten beitrug. Er hat den päpstlichen Hof gehaßt und wollte den scholastischen Geist der Sorbonne, von dem wir anläßlich des Feuertodes der Jeanne d'Arc (im 13. Abschnitt des II. Buches) gesprochen haben, durch den Geist Athens, und den Einfluß des spanischen Arabers Averroes durch jenen Platons und Ciceros ersetzen. Vierzehn Jahrzehnte nach ihm kam eine Renaissance der Bibel.

In Nikolaus Cusanus, einem Priester und Juristen wie Petrarca, tauchte im 15. Jahrhundert, ungefähr zweihundert Jahre nach Ekkhart, in gewissem Sinne dessen Genie wieder auf; gleichzeitig war der Cusaner auch ein Vorläufer des Kopernicus, gleichfalls eines Juristen und Priesters, sowie der mathematischen Genies des 17. Jahrhunderts, Newtons und der Juristen Fermat und Leibniz. Giordano Bruno, des Cusanus philosophischer Nachfolger, wurde zwei Jahrhunderte nach dessen Geburt in Rom verbrannt, und Campanella, Jahrzehnte im Kerker der Inquisition, hat schon auf die Bedeutung der Vererbung auch beim Menschen wieder aufmerksam gemacht. Ekkhart, Cusanus, Kopernikus, Bruno und Campanella, sie alle lebten im priesterlichen Zölibate, der ihnen Nachkommen und damit Vererbung ihres Genies verbot.

Unstet und ruhelos, von Katholiken und Protestanten als Ketzer angesehen zu einer Zeit, da dies die Verfolgung und Ruhelosigkeit bedeutet hat, war Paracelsus frei genug, von der arabischen Autorität eines Avicenna und von der griechischen eines Galenus sich loszusagen. In seiner Lehre vom Mikrokosmus war er einer autonomistischen Auffassung zugewendet, die er auch in seinem Wahlspruche vertrat: „Wer selbst sein kann, sei keines Andern". Ihm kongenial ist Schillers Wort: „Denn Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst".

Auch des französischen Philosophen Charron, der im 16. Jahrhunderte lebte, muß hier wieder gedacht werden, dessen Vorreden zu seinem Werke über die Weisheit man gelesen haben muß, um zu erkennen, welcher Geist der Mündigkeit und Autonomie bei ihm zu finden ist. Zuerst Jurist,

wie Bacon und auch Goethe, trat er dann aber in den geistlichen Stand und veröffentlichte mit sechzig Jahren und kurz vor seinem Tode, sein philosophisches Werk. Auch er will schon, wie später Kant, die Religion auf die Moral begründen. Die Tugend der Theologen hat er, wie wir hier wiederholen wollen, griesgrämig, rauh, sklavisch, angstvoll und gemein genannt, die Tugend der echten Philosophen aber heiter, frei, freudig und munter, jedoch auch erhaben, tapfer, großherzig und vornehm.

Mit Goethe und Schiller beschließen wir diese trotz ihres Umfanges gedrängten Ausführungen über den Werdegang der autonomistischen, das ist der arischen Philosophie. Wir haben über beide schon im Abschnitt über die Geheimbürgschaften gesprochen. Fausts herzverbrennende Erkenntnis des Nichtwissenkönnens, die uns aber dazu führt, statt metaphysisch, uns autonom zurechtzufinden und Rechenschaft zu geben; Fausts Frage: Wer darf ihn nennen, wer bekennen, ich glaub' ihn?; seine Feststellung: am farbigen Abglanz haben wir das Leben; und sein freilich negatives Freiheitsgelöbnis trotz des Bundes mit Mephistopheles: werd' ich zum Augenblicke sagen, verweile doch, du bist so schön, dann magst du mich in Fesseln schlagen, dann will ich gern zugrunde gehn — diese Klagen und Fragen und Gelöbnisse gehören zusammen und gipfeln in der Weisheit letztem Schluß: nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß. Aus der evangelischen Nachricht über den in seinem Lande, aber wohl auch in der Bibel selbst, geistig heimatlosen Jesus liest Goethe-Faust, wie wir sahen, den Kernspruch heraus: Im Anfang war die That.

Und nun zu Schiller. Karl Moor sagt in den Räubern: „Sei wie du willst, namenlos Jenseits, — bleibt mir nur dieses mein Selbst getreu. Sei wie du willst, wenn ich nur mich selbst hinübernehme. Außendinge sind nur ein Anstrich des Mannes. Ich bin mein Himmel und meine Hölle." Die Räuber waren wohl, wie schon (im 25. Abschnitt des vorigen Buches) erwähnt, der Hauptanlaß, daß Schiller von der französischen Revolution zum Bürger ernannt worden ist. Der Enthusiasmus eines großen Volkes für den Freund der Humanität und der Gesellschaft wird im Bürgerbriefe als Motiv der Verleihung betont. Auch in den Räubern hat den Dichter, wie wir an den Worten Karl Moors erkennen, der germanische Gedanke der Wahrhaftigkeit und Selbsttreue bestimmt, der er noch durch den Juden Spiegelberg als Gegenstück eine Charakterisierung der alttestamentarischen Mentalität beigefügt hat. Es ist interessant, wie im jungen Schiller, der die Räuber ja ebenso mit zwanzig Jahren schrieb wie die früher genannte Philosophie der Physiologie, sich bereits die Grundsätze durchrangen, denen er später als Schüler Kants gehuldigt hat: ein Beweis für die Bedeutung der Veranlagung. Dieselben Grundsätze waren es auch, die Schiller mit Verachtung sich abwenden ließen von den französischen geheimbürgschaftlichen Renegaten der Tugend und der Philosophie, von der Bestialität der späteren revolutonären Machthaber. Die Sympathie für den edlen Genius Schillers ließ die Baronin Stael, die ihn in Weimar kennen gelernt, über ihn in ihrem Buche De l'Allemagne die großen Worte sagen: „Wie schön ist die Unschuld im Genie und die Treuherzigkeit in der Kraft. Was der Idee schadet, die man sich von der Güte macht, ist, daß man sie für Schwäche hält. Wenn sie aber mit dem höchsten Grade der Erleuchtung und der Willenskraft vereint ist, so begreift man, daß es in der Bibel heißen kann: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde."

In der Idee sowohl, als in der That war aber Schiller weit erhaben über das Vorbild der Bibel. Wir wollen diesen Umriß mit dem Gedanken an Schillers Persönlichkeit und mit den Worten schließen, die er in seiner Vorlesung über Solon gesagt hat: „Das edelste Vorrecht der menschlichen Natur ist, sich selbst zu bestimmen, und das Gute um des Guten willen zu thun."

4. Die Metaphysik im ethischen Dualismus und ihre Bedeutung.

Zur Erfassung der bedeutsamen Grundsätze einer Philosophie oder Rechenschaft der That hatte es sich empfohlen, von vornherein einen Umriß zu einer Geschichte der autonomistischen Philosophie zu bieten. Es ist nun aus demselben Grunde notwendig, hier von vornherein eine dort schon erwähnte Grundfrage des ethischen Gebietes zu besprechen. Dieses Gebiet ist es, das der Philosophie eine metaphysische d. h. endgiltige Grundlage schafft, wenn auch nicht im Sinne einer letzten Erkenntnis, so doch im Sinne einer abschließend bedeutsamen Thatsache für eine Philosophie der That.

Wir haben in dem oben gebotenen Umrisse den sofort einleuchtenden Satz Kants zitiert, daß überall in der Welt und auch außerhalb derselben nur ein einziges Gutes zu denken möglich sei: der gute Wille. Daß dieser Satz aber überhaupt aufgestellt werden kann, findet darin seine Erklärung, daß man, wie derselbe Philosoph in seiner Tugendlehre ausführt (Einl. XII. b.) und wie es ebenfalls einleuchtend ist, zwar in dem objektiven Urteile irren könne, ob etwas Pflicht sei; „aber im subjektiven, ob ich es mit meiner praktischen, hier richtenden Vernunft zum Behuf jenes Urteiles verglichen habe, kann ich nicht irren." Kant führt das auch noch aus in der interessanten Schlußanmerkung seiner Abhandlung „über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodizee." Auf diesem subjektiven ethischen Gebiete vermag also die Absolutheit, die Widerspruchslosigkeit, die Einhelligkeit zu herrschen.

Das Gebiet der Individuation, des Lebens, der That, zu welch letzterer auch das Denken selber gehört, ist, wie wir schon im vorigen Abschnitt sahen, ein Gebiet zwischen Gegensätzen, zwischen den Antinomien, also ein Gebiet der Diantinomie, wie wir diesen Zustand nennen, wobei diese Antinomien, von denen wir in einem späteren Abschnitt noch sprechen müssen, keineswegs aus der Welt geschafft werden. Während also das Denken gar nicht für letzte Erkenntnis, das ist für eine Gegensatzlosigkeit, für eine Anantinomie geeignet ist und bestimmt sein kann, sondern eben für die That: ist auf dem Gebiete der Ethik, der Wahrhaftigkeit die Absolutheit, die Gegensatzlosigkeit, die Anantinomie, die unserem Wesen so sehr ersehnt ist, wirklich möglich. So vermag sie auch die Grundlage der Pflicht zu sein. Diese Pflicht ist die Wahrhaftigkeit. Diese Ethik der Wahrhaftigkeit ist selber die Pflicht. Und so haben wir also eine absolute Philosophie: die Philosophie der That.

Daß es aber andererseits eine Übertretung dieser Pflicht gibt, daß das radikale Böse in der menschlichen Natur, wie Kant*) es nennt, besteht:

*) Hier sei nur der Inhalt wiedergegeben, der dem Kantischen Werke: „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" vorausgeschickt ist. Dieses Werk hat

das ist die ethische Antinomie. Diese Antinomie kennt natürlich keine Diantinomie, keine synthetische Verbindung der in Frage kommenden Gegensätze, das ist des Guten mit dem Schlechten und ebensowenig eine Unterscheidung von An sich und Erscheinung, und ist daher auch keineswegs neutral und unschuldig*) wie die Antinomie der Vernunft. Auch dann, wenn man das Versagen im Denken als Analogie zum Versagen im Guten in Beziehung bringen wollte, stellt sich bei näherer Erwägung sofort heraus, daß diese Analogie gar nicht besteht, daß man sich zwar mit einem wirklichen Irrtume oder einer Unzulänglichkeit im Denken geruhig entschuldigen kann, einer Lüge aber sich schämt und seine eigene Ehre durch sie verletzt fühlt. Alles Schlechte in der menschlichen Natur ist eine subjektive Schuld, eine Lüge, deren Verantwortung das Subjekt, sei es noch so erblich belastet, vor sich selber zu übernehmen hat und zugleich vor der, soweit sie besteht, im Guten solidaren Welt; eine Lüge, die es auch durch die unvermeidliche Erbepflicht nicht rechtfertigen kann, weil, um hier nur ganz kurz zu sagen, was später eingehend behandelt wird, weil Sein und That in Wechselwirkung stehen, und die ethische Pflicht dem autonomen Maß entspricht.

Daß aber die Lüge, die immer zuerst eine innere ist, daß das Schlechte in der menschlichen Natur, das immer zuerst ein Schlechtes des Herzens ist, überhaupt nur möglich wird, das ist ein alarmierendes Zeichen für einen alarmierenden Kampf, der uns obliegt, dessen Folgen, soweit wir selber in Frage kommen, unentreißbar, aber auch unablehnbar, unanstrebbar, aber auch unvermeidbar sind. Wir selber sind der Schauplatz dieses Kampfes. Wirkend werden wir. Das Gute wirkend, werden wir besser. Und nur durch das Gute in uns, ja selbst noch durch eine letzte Spur der ethischen Kraft, d. i. der Wahrhaftigkeit, haben wir überhaupt eine Hoffnung. „Ich kann Niemand besser machen, als durch den Rest des Guten, das in ihm ist", sagt, wie wir schon wissen, Kant. (Ausg. Rosenkranz, XI./1. S. 235).

---

bekanntlich zu jener königlichen Kabinettsordre Friedrich Wilhelm des II. geführt, in welcher Kant die Herabwürdigung von Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christentumes vorgeworfen wurde, während sämtlichen Professoren der Universität verboten worden ist, über dieses Werk zu lesen. Die Herabwürdigung war vorhanden; daraus einen Vorwurf zu machen entsprach der biblischen Mentalität. Der Inhalt aber lautet:

„Erstes Stück: Von der Einwohnung des bösen Prinzipes neben dem guten; d. i. vom radikalen Bösen in der menschlichen Natur.

Zweites Stück: Vom Kampfe des guten Prinzipes mit dem bösen um die Herrschaft über den Menschen.

Drittes Stück: Vom Siege des guten Prinzipes über das Böse und der Stiftung eines Reiches Gottes auf Erden.

Viertes Stück: Vom Dienst und Afterdienst unter der Herrschaft des guten Prinzips oder von Religion und Pfaffentum."

*) Auf ethischem Gebiete eine Synthese der Antinomie zu proklamieren, ist ein Zeichen echt biblischer Mentalität. Es wird dadurch eine Neutralität aufgestellt zwischen Gut und Schlecht. „Jenseits von Gut und Böse, dies heißt zum Mindesten nicht jenseits von Gut und Schlecht", so sagt Nietzsche in seiner Genealogie der Moral. Jene synthetische Neutralität aber ist schon ein Eintreten für das Schlechte. Jehova ist eine solche Synthese der ethischen Antinomie. Jede Judas-Apologie — und es gibt deren in unserer Literatur des Niederganges und Verfalls — läuft auf ethische Synthese hinaus, auf eine Rechtfertigung des Verrates, auf ein Einstecken der dreißig Silberlinge. Dante erwies sich echt arisch, als er den Verrat in die tiefste Hölle, in die Judecca versetzte.

Wenn wir also von einer ethischen Antinomie sprechen, so ist damit die Thatsache des Schlechten und sein unvereinbarer Gegensatz und Widerspruch mit dem Guten gemeint.

Das hat nebenbeibemerkt mit jener Antinomie, die Kant nach der Analogie der Antinomie im Gebiete der theoretischen Vernunft, auch in dem der praktischen Vernunft erörtert insoferne nichts zu thun, als dort die Glückseligkeit eine unmittelbare Rolle spielt und für die Tugend einfach im intelligiblen Jenseits postuliert wird. Kant hat jene Antinomie der praktischen Vernunft wie folgt formuliert (K. d. p. V., I. Th. II. B. 2. 1.): „Es muß entweder die Begierde nach Glückseligkeit die Bewegungsursache zu Maximen der Tugend, oder die Maxime der Tugend muß die wirkende Ursache der Glückseligkeit sein." Beides ist, wie er ausführt, unmöglich, und die Auflösung dieser Kantischen Antinomie besteht darin, daß zwar die Begierde nach Glückseligkeit keine Tugend hervorbringen kann, wohl aber dennoch Tugend die Glückseligkeit, wenn auch nicht im Reiche der Erscheinung, so doch in der intelligiblen Welt des An sich*).

Die Auflösung der hier vertretenen ethischen Antinomie ist, wie wir alsbald näher erkennen werden, eine persönliche: die unanstrebbare, aber auch unentreißbare Wirkung der ethischen That auf den Thäter; sie ist aber auch, als dem unbekannten Ziel anheim gegeben, eine sachliche Lösung.

Es hieße nun aber den tiefen, arisch ehrenhaft fühlenden Geist Kants unterschätzen, wenn man glauben wollte, daß seine These, wonach die Tugend in der intelligiblen Welt zur Glückseligkeit führe, den Sinn habe, daß diese Glückseligkeit als Ziel zu beabsichtigen sei. Er stellt selber das Gegenteil fest (K. d. p. V. I. 2. II. II.) und gründet ja auch die Religion auf die Moral und nicht umgekehrt. Wir selber werden später darlegen, daß es sich in dieser Frage einerseits um eine Sacrosanctitas ethica, eine moralische Unantastbarkeit, zugleich aber andererseits um eine Sacrosanctitas genetica, d. h. des Werdens handelt, sodaß wir einerseits die Folgen guten Willens gar nicht zum Ziele des Wollens setzen können, weil diese Zielsetzung dann, wie es ja auch bei den Strebern nach ewiger Seligkeit der Fall ist, keine Folge des Wollens mehr, sondern ein direktes eigensüchtiges Ziel beinhalten würde, und daß wir andererseits diese Folgen eines guten oder schlechten Willens in ihrer Rückwirkung auf unsere Person gar nicht vermeiden können, ja daß es vor allem diese Wirkung seines Wollens ist, die in Hinsicht auf den Wollenden in Betracht kommt.

Wir werden in einem eigenen Abschnitt das autonome Maß besprechen und gelangen später bei der Überlegung dessen, was wir Andiaparana nennen, dann ferner der Unantastbarkeiten und der Bürgschaft des autonomen Zusammenklanges von Pflicht, Liebe, Schönheit, That und Persönlichkeit zu mündigem Urteil über die Bedeutung unseres autonomen Wesens. Aus diesem selbst heraus ergibt sich durch seine mündige That eine Kampfesmöglichkeit gegen das, wie Kant es nannte, radikale, wurzelhafte Böse. Daß die ethische Autonomie in uns erstehen kann, ruft uns zur That auf. Wirkend werden wir! Und ethisch wirkend werden wir nach unserem autonomen Maß, entgegengehend einem unbekannten Ziel. Die Erfassung der ethischen Antinomie schließt von vornherein aus, das

*) Nur vorsichtsweise sei hier bemerkt, daß die Antinomie der rechtlich praktischen Vernunft, die Kant weiter in Hinsicht auf den Besitz (Rechtslehre, I. I. § 7 Anm.) feststellt, in keiner Weise hierhergehört; ihre Auflösung liegt nebenbeibemerkt in der Unterscheidung zwischen empirischem und rechtlich legitimen Besitze.

Schlechte in uns als die Thatsache einer völligen Verworfenheit zu nehmen, wie sie im Sinne der biblischen Dogmatik und Mentalität der Gnadenwillkür des erschaffenden Jehova ausgeliefert ist, wobei wir uns übrigens ersparen wollen, auch noch auf die mechanischen statutarischen Zeremonien einzugehen, die derselbe Jehova der biblischen Mentalität gemäß als Hilfe eingesetzt habe. Wir weisen nur hin auf die bloße Mechanik dieses Prinzipes.

Im Gegensatz hierzu werden wir später im erwähnten Abschnitt über das Andiaparana, zumal über die Verbundenheit von That und Sein, von Operari und Esse im Menschen Wichtigstes erfahren. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß die Feststellung des radikalen Bösen neben der Thatsache eines unvereinbaren Gegensatzes zwischen Gut und Böse den Aufruf enthält zur ethischen That, daß aber auch, und damit greifen wir ebenfalls vor, der Bestand des Schlechten überhaupt und des Leidens eine gute Göttlichkeit ausschließt, die dafür verantwortlich wäre.

Während für die erkenntnistheoretische Antinomie ein Weder-noch in Frage kommt, oder aus ganz anderem Gesichtspunkte vielleicht ein Sowohl-als auch, so für die ethische Antinomie nur ein Entweder-oder! Diese Alternative ergibt sich innerhalb des Reiches der Synthese, des Maßes und Zieles, der That und der Ethik, und ist im Sinne dieser Ideen dem Ziele nach lösbar.

Anders ist es freilich, wenn wir daran gehen wollen, die nimmermehr neutrale Frage zu stellen, wie denn das Bestehen des Bösen oder, wenn wir es objektiv bezeichnen wollen, des Schlechten überhaupt möglich sei. Dadurch, daß die Feststellung dieses Bestehens nicht neutral, wie das dagegen im letzten Grunde bei der erkenntnistheoretischen Antinomie zutrifft, sondern eine nur zu wirklich empfundene, klar bewußte Thatsache ist, wie auch das Leiden in der Welt, dadurch erhält diese ganze Frage metaphysisch-übersinnliche, absolute Bedeutung.

Abermals gesellt sich uns die Frage des Leidens zur Frage des Schlechten. Das Leiden ist wahllos und doch zumeist mit der größeren Unschuld verbunden; man gedenke nur des ungeheuren unermeßlichen Leidens der Tierwelt; dann als Todesangst und Sterben verbunden mit jeder Kreatur; verbunden aber zumal mit dem Guten und Edlen, mit dem Kampf für das Gute, der ethischen That.

Wir wollen uns klar sein darüber, daß andererseits die Thatsache des Schlechten und des Leidens in der Welt vom Standpunkt einer Theodizee selbst eine Schlechtigkeit ist und wir verweisen in solcher Richtung auf den Abschnitt des I. Buches über Schuld oder Unschuld Gottes an der Welt.

Trotz des Leidens wahrhaftig zu sein, und damit alles Hohen, Guten und Schönen beflissen, bekundet den Edlen und verleiht ihm überlegene Güte, heroische Freude und fast übermenschliche Serenität und inneren Frohmut.

Meister Ekkhart hat recht, wenn er (zu Ende des IX. Traktates) vom Leiden sagt, es sei das schnellste Tier, das uns zur Vollkommenheit trägt. Das Leiden macht die Völker groß, überlegen, ihres Wertes bewußt und stark durch ihre Ideale. Das Schlechte macht sie klein und niedrig und gemein.

In dieser Welt, in der das Leiden und das Schlechte Platz fand, kommt es an auf unser Reich des Willens und der That. Denn nicht das

Glück ist unser Gegenstand, wohl aber das edle Werk, die ethische That. Das ist das Wesen heroischer Autonomie.

Betrachten wir das Leiden, das nimmermehr ungelitten gemacht werden kann, und dem der gute Mensch mehr unterworfen ist, als der schlechte; betrachten wir das Leiden des Lebens überhaupt, in welches unter Blut und Tränen der Mensch eintritt, und das Todesurteil, dem von vornherein ein jedes Lebewesen unterworfen und verfallen ist, betrachten wir das Leben vom Fressen des Lebens und die ungeheuren Qualen, die damit verbunden sind; so erkennen wir nicht minder, wie durch die Thatsache des Schlechten in der Welt, einen Widerspruch von metaphysischer Bedeutung und damit einen Dualismus in der Welt, der nicht durch Vereinigung aufgelöst werden kann, sondern durch Kampf für das Edle. Überlegen wir uns nur, daß wir, wenn auch keine Erkenntnis, so doch die unbedingte Kenntnis und Gewißheit des Daseins des Schlechten und des Leidens haben, und damit die erschreckende Gewißheit, daß angesichts all des metaphysisch Unbekannten dieses Schlechte, dieses Leiden möglich ist. Wir dürfen vor dieser Thatsache nicht die Augen schließen und in blinder Vertrauensseligkeit auf ein Jenseits hoffen, in welchem ohnehin alles zum Besten bestellt sei. In Gegenwart einer Hölle, ja in Gegenwart eines Leidens ist ein Himmel unmöglich.

Freilich um das eigene Leiden haben wir uns vorerst nicht zu kümmern. Wir wollen nicht unser Glück; wir wollen unser Werk. Erinnern wir an die großen, der ganzen autonomistischen Gedankenrichtung so kongenialen und nur aus solcher Artung erklärbaren, und damals wohl durch den Gegensatz zur biblischen Gedankenwelt hervorgerufenen Worte des Meisters Ekkhart in seiner 65. Predigt über das Lohnversprechen an die Gerechten in der Bibel (S. 203), die wir teilweise schon kennen gelernt haben: „Den gerechten Menschen ist es also ernst um die Gerechtigkeit, daß, wäre Gott nicht gerecht, sie seiner nicht mehr achten würden denn wie eine Bohne. Ja sie stehen so fest in der Gerechtigkeit, und so wenig nehmen sie Rücksicht auf sich selber, daß sie weder der Pein der Hölle achten, noch der Freude des Himmels, noch irgend eines Dings. Ja wäre all die Pein, die je auf Erden gelitten wurde, oder noch gelitten werden soll, auf die Gerechtigkeit gesetzt, es gälte ihnen das nicht mehr denn als ein Faden Bast."

Seit jeher haben edle Menschen das Schlechte als ein uns Fremdes angesehen und haben es abgelehnt und bekämpft, weil es schlecht und uns fremd zugleich ist. So lehrte M a r k i o n Christus als guten Gott in dieser ihm fremden schlechten Schöpfung. So lehnt P l a t o ausdrücklich ab, einem guten Gotte die Urheberschaft des Bösen zuzumuten (Staat, 379 f.) und so stellt er einer guten Weltseele eine schlechte gegenüber (Leg. X. 896 e: Euergetis einerseits und t'anantia dynamene andererseits), zwischen denen ein Krieg bestehe, an dem wir zugunsten der guten teilnehmen müssen (ebda 906 a). P l u t a r ch führt in Hinsicht auf einen solchen Dualismus des guten und schlechten Prinzipes aus, daß die besseren Philosophen ihn annehmen (Is. et Os. 46). Ein Gegensatz wird auch dadurch nicht aus der Welt geschafft, daß man ihn, wie Spinoza thut, und wie es auch die Bibel macht, als Eigenschaft einem einzigen Wesen zuschreibt.

Stellt man sich überhaupt auf den Standpunkt des metaphysischen Theismus, so bleibt nichts übrig, als einem guten Gotte einen schlechten

gegenüberzustellen, wie es Typhon bei den Ägyptern war, Ahriman bei den Persern, Jahwe bei den Markioniten und Manichäern, oder Loki bei den Germanen.

Wie fruchtbar ein solcher Mythus ist, das ergibt sich schon daraus, daß die Germanen sich als Mitkämpfer ihrer edlen Asengötter oder Ariergötter fühlten, gleichwie die alten aryanischen Perser als Mitkämpfer ihres edlen Gottes Ahura-Mazda: eine gotteskindschaftliche Solidarität, deren Verkünder Zarathustra gewesen.

Es ist nun aber auch klar, welch ungeheure Schädigung der Monotheismus bedeutet, welche Lähmung der Empfindlichkeit und des Kampfes gegenüber dem Schlechten, welche Abtötung der Verantwortlichkeit und des Mitkämpfertums für das Edle.

Dagegen enthält das autonome Maß in uns, der göttliche Funke, das innere Licht, das bessere Selbst, die ethische That, sowie die Erkenntnis, daß wir vor allem selbst der Schauplatz und das Ergebnis unserer Thaten sind: enthalten alle diese Grundlagen heroischer Autonomie eine unermeßliche Bedeutung für und durch die Förderung des Edlen.

Wir haben nur zu viele Gründe, bescheiden zu sein. Aber wir dürfen uns solidarisch fühlen mit, wie Goethe sagt, „den unbekannten höhern Wesen, die wir ahnen."

5. Jachwismus.

Das unverbesserlich schlecht Wollende, das wirklich Wertlose vermag gar nicht zu verzweifeln. Es lebt sein parasitisches totes Leben weiter, solang es andere gibt, die einen lebendigen Tod sterben können. Wer den göttlichen Funken nicht hat, geht höchstens auf Entlarvung aus, weil er alles aus dem Gesichtswinkel des Schlechten sieht. Aus ähnlichem Gesichtspunkte mag die niederdrückende Psychoanalyse, die „jüdische Wissenschaft" unserer Tage betrachtet werden, sofern ihr von der kongenialen Tagespresse geschaffener Triumph darin bestehen soll, alles Menschliche aus dem Minderwertigen im Leben zu erklären, allem Menschlichen dieses Minderwertige zu unterschieben. Sie mag allerdings eine Offenbarung über die ihr kongeniale Mentalität sein. Es liegt da offenbar dieselbe Anlage vor, die Marx dazu bewegt, dem Proletariat allen Idealismus, alle Ideale zu verleiden*); dieselbe Anlage, die so viele Soldschreiber derselben Mentalität in unseren Tagen alles Hohe und Hehre bespötteln und alles Ethische lächerlich machen läßt; dieselbe satanische Anlage, die in Sowjetrußland das Christentum, weil es das Gebot der Liebe enthält, verbietet, den Mosaismus aber auf das auffallendste begünstigt, die Überzahl der

*) So sagt Marx in der Vorrede zur zweiten Auflage des ersten Bandes des Kapitals: „Bei mir ist das Ideelle nichts anderes als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle". — Im kommunistischen Manifest heißt es: „Die Gesetze, die Moral, die Religion sind für den Proletarier ebensoviele bürgerliche Vorurteile, hinter denen sich ebensoviele bürgerliche Interessen verstecken." „Die Anklagen gegen den Kommunismus, die von religiösen, philosophischen und ideologischen Gesichtspunkten überhaupt erhoben werden, verdienen keine ausführliche Erörterung." „Was beweist die Geschichte der Ideen anderes, als daß die geistige Produktion sich mit der materiellen umgestaltet." Demgemäß stellt Lenin fest: „Wir leugnen alle Sittlichkeit".

Menschen terrorisiert und ihnen dafür die Erniedrigung zum knechtischen Massenmenschen, zum Sklaven bietet, und das offizielle Regime zu einem alttestamentarischen, lieblosen, unschöpferischen, automatischen, religionslosen, materialistischen, parasitischen, um alles auf einmal zu sagen: zu einem jachwistischen gestaltet hat. Dieselbe Anlage ist es, die Schlechtes wollend, in furchtbarer Sühne immer tiefer sinkt und sinkt, mag sie auch noch so frivol „wie das ganze Volk" vor der Kreuzigung Christi (Math. 27. 25) rufen: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!"

Wir sehen, wie vor der Götterdämmerung Loki der Lügner den lichten göttlichen Balder durch Meuchelmord vernichtet. Wo immer die Lüge, ist das Schlechte am Werke und, wenn es obsiegt, das Jus datum sceleri, das dem Verbrechen verliehene Recht, das Lucanus, der große römische Dichter beklagt. Wir erkennen das Reich des Bösen, wenn Tacitus (Agricola, 1. 2.) schildert, wie in einem gegen das eigene Blut gleichgiltig gewordenen Geschlecht die Blindheit sich einstellt gegen den sittlichen Wert und wie alles Ehrliche vernichtet wird, damit nirgends mehr Gutes störend in den Weg geraten könne. Wir konnten im Untergang der antiken Kultur ein Meisterwerk des Jachwismus verfolgen. Wir haben im christlichen Mittelalter den Jachwismus auf Grund seiner Lehren gegen edle Völker und gegen edle Ketzer am Werke gesehen.

Die germanische Mythe läßt Loki in der Götterdämmerung zugrunde gehen. Die jüdische Mythe läßt Jahwe ewig sein und macht ihn zum Schöpfer des Menschen nach seinem Ebenbilde.

Daß, wer schlecht will, damit noch schlechter wird, das gilt nicht minder als, daß wer edel will, auch edler wird. Das unverbesserlich Schlechte ist die Sünde, für die es keine Sühne, d. h. eben, für die es kein Besserwerden, und, persönlich gefaßt, keine Vergebung gibt.

Den Einfluß des unverbesserlich Schlechten sollen wir nicht fürchten, sondern bekämpfen. Die Thatsache des Schlechten in der Welt nötigt uns zum Kampfe und zur Klugheit. Wir haben Mitleid dafür, doch keine Duldung. Das Schlechte ist die Lüge. Das Schlechte ist totes Leben. Das Schlechte ist nicht interessant, es sei denn durch den Kampf dagegen. Wie im Drama die bloße Destruktion auf innere Anteilnahme nicht rechnen kann, so auch im Leben nur auf Ekel und Bedauern.

Not und Tod sind es, denen wir überantwortet, zu denen wir verurteilt sind, während zugleich die Angst ums Dasein wie ein Sklavenbändiger mit der Peitsche hinter uns her ist. Es sei auch hier nicht wiederholt, was wir im ersten Buche im Abschnitte über Schuld oder Unschuld Gottes an der Welt besprochen haben. Aber es sei wenigstens darauf verwiesen. Wir haben dort auch den Satz des Lukretius (in der Anmerkung über die Theodizee) wiederholt, den wir hier in der Ursprache geben: Nequaquam nobis divinitus esse creatam naturam mundi, quae tanta est praedita culpa. Jahwe bekennt sich zu dieser Schöpfung einer Welt von Schuld und Leid und Not und Tod. Welch ein Vorbild? Welch eine Bekundung? So ist die Lehre des Christentumes zu dem schrecklichen ewigen Dualismus von Himmel und Hölle gelangt, der dann, wie schon geschildert, den Papst Gregor den Ersten, den Großen und den Heiligen zu dem für dieses Christentum so charakteristischen Gedanken veranlaßt hat, daß der Anblick der Qualen ihrer Brüder in der Hölle die Freuden der Seligen im Himmel steigern werde. Daß umgekehrt hierdurch den Seligen

die Freuden des Himmels verleidet werden müßten, haben diese Knechte Jahwes nicht empfunden.

Also befahl Jahwe seinem Propheten Jesaias (6. 10.): „Verblende das Herz dieses Volkes, verhärte seine Ohren und schließe ihm die Augen, daß es nicht etwa mit seinen Augen sehe und mit seinen Ohren höre und mit seinem Herzen verstehe, und sich bekehre und ich es heile."

Jahwe fragte (I. Kön. 22. 20. ff.): „Wer will Achab betören, daß er hinziehe und bei Ramoth in Gilead falle? Einer sprach nun so, ein Anderer anders. Endlich trat Satan hervor, stellte sich vor Jahwe und sprach: Ich will ihn betören. Jahwe aber fragte ihn, womit? Da antwortete er: Ich will ausgehen und zum Lügengeiste werden in aller seiner Propheten Munde. Jahwe aber sprach: Ja, du wirst die Betörung vollbringen. Gehe aus und thue also!"

In den Evangelien nach Markus, Mathäus und Lukas (4. 10 ff; 13. 10 ff; 8. 9 ff) wird berichtet und hier nach Markus wiedergegeben, daß Jesus zu seinen Jüngern also sprach: „Euch ist es gegeben, das Geheimnis des Reiches Gottes zu verstehen; denen aber, die draußen sind, wird alles in Gleichnissen vorgelegt, damit sie es mit Augen schauen und doch nicht sehen, und mit Ohren hören und doch nicht verstehen; damit sie nicht etwa sich bekehren und ihnen die Sünden vergeben werden."

Das ist die Mentalität Jahwes, der Heil und Übel schafft (Jesaias 45. 7.), der (Mos. IV. 13. 6—10) gebietet, selbst Kinder, Gatten und Freunde zu töten, ohne Schonung und Mitleid, wenn sie fremden Göttern dienen und der zu seinem auserwählten Volke von den anderen Völkern spricht: „Fürchte dich nicht vor ihnen, denn der Herr, dein Gott, ist in deiner Mitte, ein großer und furchtbarer Gott. Er wird diese Völker vor deinen Augen ausrotten, eines nach dem andern!"

Es ist im Grunde der Jahwismus, den der geniale, freidenkende und deshalb von alttestamentarisch umnachteten Puritanern angegriffene, mit neunundzwanzig Jahren hingemordete Vorgänger Shakespeares, Christofer Marlowe in seinem Juden von Malta geschildert hat, der, selber voll satanischer Mitleidslosigkeit, zuletzt noch mit der Hilfe und dem Mitleid der anderen rechnen will.

Wir haben oben Worte Christi zitiert. Wir zitieren jetzt andere aus dem Evangelium nach Johannes (8. 44.), die er den Juden entgegenschleudert: „Ihr seid von eurem Vater, dem Satan, und nach seinem Willen wollt ihr thun. Dieser ist ein Mörder von Anfang an und sein Gebiet war nie die Wahrheit, und die Wahrheit ist nicht in ihm. Wenn er lügt, so redet er aus eigenem. Denn er ist ein Betrüger und der Vater des Betruges."

Beten wir nicht, Jehova möge uns nicht in Versuchung führen?

Wir begreifen es, daß die Markioniten, die Manichäer, Katharer und Albigenser Jahwe für den Gott des Schlechten hielten, wie ihn Zarathustra längst gelehrt hat. Wir begreifen es, daß Meister Ekhart in heroischer Autonomie die schon erwähnten Sätze spricht, daß ein Gott, der nicht gerecht wäre, uns nicht mehr gelten solle, denn eine Bohne (S. 203); daß es uns nicht um die Kaufmannware der ewigen Seligkeit zu thun sein soll (S. 54), sondern um die Lauterkeit und Tugend; und daß wir schaffen sollen, damit wir nicht der Gnade Gottes bedürfen (S. 614). Auch in den Sprüchen des indoarischen Bartrihari heißt es (nach Böthlingk):

„Ein Mann, der auf Ehre hält, würde, wenn er es nicht mit Ehren thun könnte, sogar auf die Ehre verzichten, mit den Göttern zusammenzusitzen; Unglück auf Schritt und Tritt wäre ihm lieber."

Wir wenden uns ab vom Jahwismus und von der alttestamentarisch fundierten Religionslosigkeit zur autonomen Religion, die machtvoll ihrem legitimen Quell, der autonomen Rechenschaft entspringt: der Philosophie, der Rechenschaft der That.

6. Die Rechenschaft der That.

Philosophie ist nicht exaktes Wissen, sondern Weisheit, nicht Rechnung, sondern Rechenschaft.

Als ich mich zur Weltanschauung der Philosophie der That durchgerungen hatte, es war noch im neunzehnten Jahrhundert, da war dies unabhängig von aller vorangegangenen Philosophie geschehen. Ich legte damals meine Anschauung in der philosophisch-religiösen Einleitung zu meiner 1895 geschriebenen, in erster Auflage beschlagnahmten arischen Denkschrift vom Jahre 1896 in gedrängten Ausführungen nieder*). Ist nun aber eine solche Philosophie zum Unterschiede von bloßer Wortkrämerei, wie sie allerdings zumal heutzutage so üblich ist, das Ergebnis unbefangener, aus tiefer Seelennot stammender, tiefschürfender Rechenschaft vor sich selber, so steht sie trotz aller Selbständigkeit in lebendiger Verbindung mit den Etappen artverwandter Philosophie der Vergangenheit und erhält durch sie ihre philosophiegeschichtliche Legitimation.

In solcher Richtung haben wir im dritten Abschnitt dieses Buches in Hinsicht auf die Philosophie der That die Etappen der autonomistischen Philosophie erwogen, die zumal auch in religionsphilosophischer Hinsicht ihre Bedeutung haben.

Wir wollen hier nun keineswegs das „Neue" aufzählen, das mit der Philosophie der That geboten wird; auf solche Thatsachen der Rechenschaft hinzuweisen, mag es Zeit sein, wenn wir sie ganz entwickelt haben. Es wird im dritten Abschnitt des letzten Buches versucht. Doch setzt dieses Neue immer voraus, was schon früher von Andern kongenial in Hinsicht auf uns selbst und unsere Lage erfaßt worden ist.

Die „Philosophie der That", wie wir also das Ergebnis unserer philosophischen Rechenschaft seit jeher nennen, heißt so, weil unser Wissen nicht Selbstzweck, sondern da ist für Rechenschaft, für Mündigkeit und That. Die Philosophie der That hat ihren Namen aber vor allem auch nach der Bedeutung, die sie dem Wertvollsten im Leben beilegt, der heroischen That für das Edle. Dieser Heroismus der That steht der Angst ums Dasein wirksam gegenüber, die der Abschaum der Menschheit unüberwindlich empfindet. Dieser Heroismus der That ist die einzig mögliche Antwort auf die Not, in der wir walten, und zugleich auf das große Geheimnis, in welchem wir wandeln, auf das herzverbrennende metaphysische Bedürfnis. „Nur die That selbst kann uns", wie ich in jener

*) Zu Ende des Abschnittes über das Fortschrittsproblem sind einige Sätze aus dieser Einleitung zitiert, worauf zu verweisen hier genügen muß. Auch möge der jugendliche Überschwang in der Fassung derselben entschuldigt werden.

Denkschrift (S. 29.) sagte, „vom metaphysischen Bedürfnis erlösen". Dieser ethische Heroismus der That ist unsre einzig mögliche Antwort auf die alarmierende Thatsache der ethischen Antinomie, das ist des Schlechten in uns und auch außer uns.

Dabei aber würde selbst der größte Pessimismus nur ein Dokument bedeuten für unsren eigenen kritischen Maßstab, für eine bessere Welt, die uns entspricht, für ein unerfülltes Maß, das wie ein „totenstiller Lärm" in uns waltet. So muß die größte Weltverachtung zurückkehren zu ihrem idealen Grunde.

Freilich kann es sich bei solcher Philosophie des Lebens nicht um eine Fortfristung solchen Lebens handeln, das qualvoll und nutzlos geworden; vielmehr vermag der freie Tod, der Allerbarmer, derartige Individuation zu kürzen. Wenn Chamfort eine Welt verließ, von der er sagte, daß in ihr das Herz se brise ou se bronze, zerbreche oder verhärte, so hat er Selbstmord doch nur als warmherzig aufrechtgebliebener Mensch begangen, der, in die Netze der Freimaurerei geraten, unter Marat und Robespierre den Tod ehrlosem Terror vorgezogen hat.

Es gilt den göttlichen Funken in uns, dessen Träger wir sind, soweit an uns gelegen, nach unserer bescheidenen Möglichkeit, durchzusetzen durch unsere That, durch unser bethätigtes besseres Selbst. So stehen wir mit allen Edlen in Solidarität, in unverbrüchlicher Gemeinbürgschaft, seien sie auch um vieles edler als wir selber noch sind. Unedle That aber raubt uns die Eignung zu solcher Gemeinbürgschaft, zu solcher solid-arischen Solidarität, und macht uns zu dem, was der Inder einen „Chandala der That" nennt*).

Die Menschen selber sind der Schauplatz ihres Bestrebens und werden die Frucht und Ernte desselben: denn unrufbar und unvermeidbar, unablehnbar und unentreißbar ergeben sich die Folgen seiner Entschlüsse für den Thäter, viel weiterhin vielleicht, als wir es sehen können. Denn tief verhängt durch Raum und Zeit und Grund erscheint für uns der Vorgang aller Individuation. Darum ist unser Ziel uns unbekannt, zu dem uns nur durch unser autonomes Maß der Weg gewiesen ist. Nicht letztes Wissen, nicht letzte Erkenntnis sind uns zuteil: nur Rechenschaft zur Mündigkeit und That, nur heroische Autonomie. Diese heroische Autonomie gebiert immer wieder die Liebe in uns, die alles Edle umfaßt und die mit Lohngedanken unvereinbar ist. So gründet sich unzerstörbar die große alles Neides bare und immer wieder erstarkende Gemeinbürgschaft der Edelgesinnten, der Persönlichkeiten. Diese Gemeinbürgschaft ist berufen, an die Stelle entehrender Geheimbürgschaften und Gemeinschaften von Gläubigen zu treten, und wenn es überhaupt noch möglich, ein Reich der Edlen zu begründen.

Das Edle in uns gibt der unverbrüchlichen subjektiven Ethik, gibt der Wahrhaftigkeit den unversieglichen Inhalt. Als seine Bürgschaft erkennen wir in uns die Liebe dazu, zur Schönheit und Persönlichkeit. Der gewiesene Weg jedoch geht ins Unbekannte, und im Unbekannten liegt das Ziel.

---

*) Vgl. Böthlingk, Indische Sprüche, 2. A. Nr. 1849. (Hierzu auch Nr. 35. 2909. 7550.) — Chandala heißt bekanntlich eine der niedrigsten nicht arischen Kasten der Inder. „Chandala der That" ist aber ein Auswurf nicht der Herkunft, sondern zufolge seines Verhaltens. — Es sei hierzu im positiven Sinne ein Anruf des Iraniers aus dem Avesta (Yazna 28) wiedergegeben: O gib mir Festigkeit im Guten, sodaß ich zur Heiligkeit der Thaten komme.

Wer aber die persönlichen Folgen seiner Entschlüsse zu seinem Endzweck machen würde, der will den Profit und ist ein unedler Händler, und wer Persönlichkeit sein will, der wird sie nicht.

Dem Erbrecht der Nachkommenschaften steht eine Erbepflicht gegenüber. Es ist hier das Gebiet der Unumgehbarkeit der Ethik und Genetik, der Sacrosanctitas ethica, der Sacrosanctitas genetica, wie wir sie nannten, und, in ganz Großem kulminierend, der Sacrosanctitas divina. Denn kein Gott kann die Thaten ungeschehen machen, und damit auch nicht ihre gleichzeitige Auswirkung auf den Thäter, ein in seiner Gleichzeitigkeit zeitloses Ereignis, ohne Kausalität, in wahrhaft göttlicher Selbstgeschütztheit. Wir sprechen im 17. und 18. Abschnitt näher darüber.

Die Thaten sind nicht der Zweck. Doch sind sie, voran die Willensthat selber, der Willensentschluß: das uns wesentliche Mittel, der Hebel des wahren Vor- und Rückschrittes, die Verbindung von Sein und Werden. Ohne edle Thaten sind wir bar aller Zukunft und tot bei lebendigem Leibe. Denn ohne sie können wir nicht vorwärts schreiten. Auch der Fortschritt ist sacrosanct und kann nicht angestrebt werden. Ihn aufs Programm zu setzen ist taktlose biblische Mentalität. Unsre wirklichste Wirklichkeit ist unser Wirken, unsre kräftigste Kraft ist die Thatkraft, und unsre wahrste Thatsache die That. Seit jeher hat der Heroismus der That die echten Germanen ausgezeichnet. Doch dürfen wir nimmermehr vergessen, daß wir nur insoferne und nur deshalb auf edle Thaten stolz sein können, als sie unsrem Wesen auch entsprechen und daher auf unser Wesen weiterwirken können, als sie also nicht bloß äußerlich, mit anderen Worten, als sie wahrhaftige Thaten sind. Das beredte Schweigen der That ist eindringlicher und wirksamer als der Eintagruf alles Ruhmes. Die That ist unser „Stirb und werde". Mit Goethe sagen wir: „Des echten Menschen wahre Feier ist die That".

Das Schlechter- oder Besserwerden durch die That ist Sünde und Sühne. Wir werden bei der Erwägung der Wirkungssphären der That es hören: Der Sterbende geht den unbekannten Weg, den er gekommen, geändert durch den ihm bekannten Weg, den er genommen. So gehört die That schon dem Gebiet der Religion u. zw. in jenem Sinne an, in welchem Meister Ekkhart sagt: „Gott ist ein Gott der Gegenwart".

So steht der Mensch der Not und dem Bösen in heroischer Autonomie gegenüber. So erkennt er die ethische That mit ihren sacrosancten Wirkungssphären als die einzige und wirkliche Rechtfertigung für die sonst so jammervolle Individuation. Diese wird durch die ethische That ein Weg eine Stufe, eine Brücke von Wert. Also durfte ich diese Rechenschaft, diese Weltanschauung eine Philosophie der That benennen. Und also darf ich sagen, es entsprieße dieser Rechenschaft — dabei ist auf das vierte Buch hinzuweisen — zuletzt zubest, und mächtig: eine Religion der That.

7. Äußere Zustände.

Nach dieser vorwegnehmenden Betrachtung unserer autonomen Lage, nach dieser vorläufigen Darstellung der That als unserer Antwort auf das philosophisch-religiöse Bedürfnis, nach dieser gedrängten Fassung der Lehre heroischer Autonomie müssen wir nun, bevor wir in diesen Ge-

dankengängen weiterschreiten, unbefangene Blicke werfen auf die äußeren Zustände, in denen wir walten, und so uns einer naturphilosophischen Rechenschaft nähern, der aber dann noch ein weiterer Umblick, auch bezüglich des Mythos, vorangehen soll.

Wir finden überall das Leben individualisiert. Ein Reich der Pflanzen, die zumeist an Ort und Stelle gebunden, unmittelbar von unorganisiertem Stoffe sich nähren. Ein Reich der Tiere, den Menschen eingeschlossen, die von Pflanzen und Tieren, die vom Leben leben. In beiden Reichen erkennen wir Gattungen und Arten, sozusagen ohne Zahl, geheimnisvoll beständig, zumeist nach zwei Geschlechtern geteilt, oder doch geschlechtlich beschaffen, hier und da auch geschlechtlich verbildete Sonderkasten, wie in manchen Insektenstaaten für die Arbeit, für die Verteidigung vorgebildet. Überall aber sind es kurzlebige Individuen*), in denen Geschlecht und Art und Gattung und Reich und Leben in die Erscheinung treten. Im Menschen aber zumal tritt das Individuum auch neben und nach der bloßen Fortpflanzung als solches besonders hervor.

Wir können uns ganz gut vorstellen, und es ist ein ganz rationaler Schluß, daß es auf anderen Weltkörpern, den Planeten z. B. oder vielleicht in anderen, weniger ausnahmsweise stofflichen Gebieten, als eben die Weltkörper sind, erlesenere edlere Gattungen gebe, die uns ebenso überragen mögen, wie z. B. wir im Großen und Ganzen die Tiere, oder wie die vollendeten Bienen die entmündigten Arbeitsbienen. Wie geringfügig, unbedeutend, insektenmäßig und kleinlich nehmen sich übrigens z. B. die menschlichen Ansiedlungen aus dem Flugzeuge aus! Seien nun aber jene geahnten Wesen tausendmal edler als wir, wir müßten sie eben um dieses Adels willen lieben und wären eben deshalb solidarisch mit ihnen, wie sie mit uns. Die einschränkungslose Bedeutung des guten Willens und die schließliche Angewiesenheit alles unvollendeten Lebens auf einander würde uns in unsrem Streben ebenbürtig machen.

Mit Goethe wollen wir nochmals rufen: „Heil den unbekannten höhern Wesen, die wir ahnen.“**)

---

*) Die Gedankenspielerei von der möglichen Unsterblichkeit der Einzeller, weil sie nur durch Teilung sich fortpflanzen oder sozusagen sich selber gebären, wollen wir nicht erst näher besprechen: als ob es ein Unterschied wäre, ob nach dem Untergang des Individuums mehr oder weniger Asche übrig bleibe oder keine.

**) Das Bestehen des Lebens auch in noch unerforschlichen Aggregatzuständen, wie sie z. B. durch die immer wieder sich aufdrängende Unvermeidlichkeit der Ätherhilfstheorien wahrscheinlich gemacht werden, läßt sich nicht einfach von der Hand weisen.

Ebensowenig ist die Beziehung zu erdfremdem Leben ein unvernünftiger Gedanke. In der alten Astrologie, die angesichts ihres geozentrischen Standpunktes ganz berechtigt war, waren Lebensbeziehungen zu fremden Gestirnen als solchen in ein System gebracht. Durch Kopernikus, Kepler und Newton ward dann die gleiche Geltung der uns sichtbaren Sternenwelt dargethan. Die Spektralanalyse lehrte sohin die Einheit dieser Welt auch in chemischer Hinsicht. Die Gemeinsamkeit des Lichtes, dem wir Botschaften aus unausdenkbaren Fernen abringen, der beginnende Einblick in die Welt eines vierten Aggregationszustandes, in dem die Bewegung als Strahlung außer allem Verhältnisse überwiegt gegenüber der Masse als der anderen Komponente jeder Kraft: all dieses bietet nur neue Argumente für die Einheit der uns gegenüberstehenden Natur. So darf man vielleicht auch auf die Einheit des Lebens, freilich auch auf die Verschiedenheit seiner Entwicklungsreihen, schließen in seiner Beziehung zu dieser Natur. Jedenfalls sind Theorien über die Bewohner fremder Welten, vor allem natürlich erdähnlicher, längst bekannt, und zumal von Huyghens, Fontenelle und Swedenborg erwogen worden.

Vielleicht legt uns die erhaben geheimnisvolle Sternennacht die Frage auf, die fast einer Prüfung der ganzen Lage gleichkommt: warum von dort noch kein höheres über-

8. Astronomischer und geologischer Umblick.

Astronomische Erwägungen haben wir schon im vorigen Abschnitt angestellt. Auf die Unendlichkeit des Raumes und ihren Eindruck kommen wir zumal zu Beginn des Abschnitts über naturphilosophische Rechenschaft zu sprechen. Hier aber obliegt es wohl in solcher Hinsicht auf das in einem Abgrunde von Raum und Zeit verborgene Geheimnis hinzuweisen, das die Tausende und Abertausende von Sternenwelten für uns bergen und bedeuten, die wirklich durch das Fernrohr uns erreichbar sind. Und hie und da leuchten neue Sterne auf, ungeheure Katastrophen im fernen Weltall verkündend, die freilich noch umfassender und größer sind, als jene geologischen Katastrophen, von denen wir nun sprechen müssen.

Wir wollen uns vorerst zum Bewußtsein bringen, daß wir ebensowenig etwas wissen über das Auftreten unserer Gattung auf Erden — der Geburt vermag man sich nicht zu erinnern — wie aber überhaupt über das Entstehen von Gattungen, deren Beständigkeit eine so rätselhafte Erscheinung ist. Die Geologie lehrt uns andererseits, wie große blühende Gattungen plötzlich verschwunden sind. Neuere Geologen führen das auf ein Versagen der Lebenskraft der Gattung als solcher zurück. Aber es ist nicht einzusehen, wie sich solche geologische Reliquien bis heute erhalten hätten ohne katastrophale Einbettung in konservierende Schichten, und es darf auch nicht außer Acht bleiben, daß solche Katastrophen das plötzliche Ende solcher Gattungen unschwer erklären. Nichtsdestoweniger darf aber am allerwenigsten übersehen werden, daß wir andererseits auch von der Individuation nichts wissen und daß die Individuation sowohl der Gattungen, wenn der Ausdruck hierfür erlaubt ist, als auch der Individuen in

---

legenes Leben, sodaß wir es wüßten, herabgestiegen sei auf unsere freilich verschwindend geringe Erde. Vielleicht aber auch erkennen wir nur nicht solch höhere Gegenwart, der unsere grobstofflichen Wahrnehmungsmöglichkeiten nicht gewachsen sein mögen.

Um aber den Ausnahmszustand beurteilen zu können, der bezüglich der Stoffanhäufung auf unseren Weltkörpern herrscht, genügt die folgende Erwägung. Wenn man von dem ungeheuren Raume zwischen zwei Fixsternen, einem Raume, dessen Durchmesser zwischen der Sonne und dem derzeit nächstbekannten Sterne (Alpha Centauri) vier und ein halbes Lichtjahr beträgt, ganz absieht, zumal dazwischen auch unsichtbare erloschene Sonnen schweben können, wenn man also bloß das Sonnensystem, u. zw. nur mit einem Radius bis zur Bahn des vorerst äußersten Planeten, des Neptun, in Betracht zieht, dessen Entfernung von der Sonne doch nur neun Lichtstunden ausmacht, so ist die Luft an der Erdoberfläche doch zweihundertdreißigmillionenmal so dicht, als die gleichverteilte Masse einer Kugel desselben Halbmessers wäre, die die ganze Masse des Sonnensystemes enthielte. In Wirklichkeit sind aber die Grenzen der Systeme offenbar unvergleichlich weiter. Die kosmische Stoffarmut ist nach unseren Begriffsgewohnheiten ebenso grauenerregend, wie unsere räumliche Einsamkeit.

All diese Zahlen und Größen sind aus den Büchern über Astrophysik unschwer zu entnehmen oder zu errechnen.

Wir wollen nun den Maßstab der Weltkörper verhältnismäßig so reduzieren, daß wir ein gewohnheitsmäßig leicht faßbares Bild bekommen. Die Sonne sei ein großer Apfel von 10 cm Durchmesser. Dann erstreckt sich vom Mittelpunkte des Systemes die Sonnenmasse auf einen Radius von 5 cm. In einer Entfernung von 1077 cm schwebt dann die Erde als ein Stäubchen von 0.04 cm Durchmesser, und der auf ihr wohnende Mensch, kein Stäubchen mehr, erreicht nicht die ultramikroskopische Größe eines allerkleinsten Bakteriums, sondern ist kleiner als der 17.000 ste Teil eines Mikron, das selber nur ein tausendstel Millimeter bedeutet. In einer Entfernung von 32.500 cm ist dann das letzte Kügelchen, der Neptun, ein Körnchen von 0.2 cm Durchmesser und das alles ungefähr in der Ebene einer bloßen Scheibe, wie die Neigung der Planetenbahnen sie mit sich bringt. Darüber und darunter aber nichts, als hier und da Sternschnuppen, Kometen und kosmischer Staub, in entsprechender Reduzierung. Bis zum nächstbekannten Fixstern beträgt dann aber trotz solcher Reduzierung die Entfernung über 14,200.000 cm

das Geheimnis des Lebenswunders gehüllt ist, das Kant mit den einfachen Worten bezeichnet: alle Materie ist leblos. Mit Recht und schlechterdings spricht er zugleich den Menschen die Einsicht ab in die Entstehung des Lebens.

Astronomisch-geologische Katastrophen können in den entsprechenden Zeiträumen ohneweiters eingetreten sein und bevorstehen. Ich will einen Vergleich heranziehen, der ungewohnt ist, doch nicht ungereimt. Wir kennen den Saturnring, dieses rätselhafte Gebilde, freilich erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit, nämlich seit der Erfindung des Fernrohrs im 17. Jahrhundert. Andererseits vermögen wir in kosmischer Entfernung auch durch das Fernrohr nur ganz große Veränderungen wahrzunehmen, wie z. B. dessen schleierartiges Herabhängen gegen den Saturnäquator. In einer Sommernummer 1876 der Zeitschrift Sirius war von interessanten Veränderungen des Saturnringes die Rede. Nun läßt sich wohl darauf hinweisen, daß nach der Theorie von Roche ein Mond, wenn einmal ein gewisser Abstand vom Zentralkörper unterschritten wird, zerfallen muß. Ist nicht der Saturnring ein zerfallender Mond? Stellen wir uns wenigstens vor, daß er im Laufe der Jahrhunderte dem Planeten immer näher kommt, immer schneller ihn umkreist, daß er eine Flutwelle von ganz anderer Gewalt mit sich reißt, als unser ferner Mond es derzeit thut, daß er dann im Laufe von nicht kleinen Zeiträumen dieses Meer immer stärker konzentriert und immer rascher zum Umlauf bringt, bis er endlich, längst in Teile aufgelöst, kontinuierlich geworden und eine kontinuierliche Flutwelle erzeugend, herniederfällt, unausdenkbare Verwüstungen und Verwerfungen, Erderschütterungen, vielleicht sogar Achsenänderungen herbeiführend, und eine große Flut ohnegleichen veranlassend

---

oder 142 km. In solcher Entfernung aber schwebt dann wieder ein Körper in der ungefähren Größe eines Apfels.

Wenn wir aber auch nur die Weite des derzeit bekannten Sonnensystemes in Betracht ziehen und, da sich die Erddichte zur Luftdichte am Boden ungefähr wie 4230 zu 1 verhält, andererseits aber, wie schon erwähnt, diese Luftdichte zur ganzen Masse des Systemes im Kugelraume desselben wie 230 Millionen zu 1, so verhält sich also die Erddichte zur Dichte des Gesamtsystemes wie 973 Milliarden zu 1. Hierdurch ist der Ausnahmezustand unserer Stoffanhäufung im Verhältnis auch nur zum Raume des Sonnensystemes wohl zur Genüge charakterisiert, und es thut für unser Vorstellungsvermögen wohl nicht mehr viel zur Sache, wenn beigefügt werden muß, daß angesichts des angeführten Entfernungsverhältnisses des nächsten Fixsternes das Dichtigkeitsmißverhältnis der Erde zum Weltraum jedenfalls noch um Vieles unfaßbarer wird.

Übersehen wir aber nicht, daß all dies Grauenvolle des Weltraumes der exzentrischen Unendlichkeit auch für die Welt des nur mehr sogenannten Atomes zutrifft, nur eben in konzentrische Unendlichkeit, ins Kleinste gewendet. Und daß der Unterschied nur im Dazwischenkommen des betrachtenden Subjektes liegt. Und wie wir nicht wissen, wohin die Sonne geht, wohin das Sternensystem, wohin die Abgründe anderer Sternenwelten, so sehen wir andererseits ganze Atomensysteme zu Stoffen gebannt — das Sternensystem und das Atomensystem Kräften unterworfen aus Masse und Bewegung. Das alles wozu? Und das Leben?

Wenn uns bei solchen Vorstellungsversuchen, wofern wir sie ernstlich vollziehen, schaudert und wir ertragen sie nicht, so ist diese Erfahrung nichts anderes, als die erkenntnistheoretisch interessante Auswirkung unsres Erkenntnisvermögens, das unvermeidbar innerhalb von Gegensätzen waltet, angesichts unsres unabweislichen synthetischen Bedürfnisses. Jene Unerträglichkeit entsteht aus dem Gegensatze dieses Bedürfnisses, Raum und Zeit und Grund zu überwinden, zu der bloßen Möglichkeit, unabgeschlossen immer weiter zu schreiten und doch zugleich in Raum und Zeit und Grund gebannt zu sein. Wir stehen zwischen entgegengesetzten Extremen, die wir überbrücken, nicht aber überwinden können. Raumlosigkeit, Zeitlosigkeit und Grundlosigkeit sind eine bloße Negative, in der wir nicht einmal Vor- oder Überrationalität unterscheiden können. Über alles das hinüber haben wir nur die autonome Brücke der That.

durch die Wassermasse, die nicht mehr zusammengehalten werden kann und auf weite Gefilde zurück sich ergießt.

Wir vermögen uns vorzustellen, wie viele Gattungen von Pflanzen und Tieren da nicht nur durch die sich verändernden Lebensbedingungen zugrundegehen, sondern auch wie viele in nicht geringer Individualzahl verschüttet und damit zum Teile konserviert werden mögen. Die geologischen Verhältnisse widersprechen keineswegs solchen Auffassungen für die irdische Vergangenheit, und im nächsten Abschnitt kommen wir auf diesbezügliche halb oder ganz vergessene Mythen zurück.

Was aber die Menschen in solcher Beziehung betrifft, so sagt der bedeutende Forscher Martius in Hinsicht auf die im nächsten Abschnitt näher zu erörternde Sage vom Untergang der Atlantis, in seinem Versuche über „die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit", daß die aztekische Mythe vom Untergang der Tolteken davon erzählt, daß dieses hochgebildete Volk, vom gemeinsamen Hauche des Todes berührt, als Leichen die Erde bedeckte. Man wird zur Vermutung geführt, daß hochkultivierte Völker dort „durch große elementarische, ja kosmische Einflüsse plötzlich vertilgt worden wären"; wenn es auch unmöglich scheint, den wahren Zusammenhang aufzufinden in Hinsicht auf eine „Mythologie von Völkern, die sich schon vor Jahrtausenden zum Todesschlaf niedergelegt haben, ohne andere Zeugnisse von ihrem geistigen Leben zurückzulassen". Er behauptet, daß die großen Denkmäler, die in Mexiko verschüttet und vom Urwald überwuchert liegen, viel älteren Völkern angehört haben müssen, als jene waren, mit denen die europäischen Entdecker in Berührung kamen. „Alles aber ist durch die Aufnahme judaischer und christlicher Vorstellungen in die mexikanischen Mythen auf das Bunteste verfärbt." Martius spricht von einem niederdrückenden depotenzierenden Verhängnis, von eigentümlichen dämonischen Naturkräften, die mehr oder weniger gleichmäßig auf die amerikanische Menschheit gewirkt haben. „Ist es nicht", so ruft er aus, „als wenn der Geist des roten Menschen unterm Banne ungeheurer allgemeiner Unglücksfälle seine höhere Elastizität verloren hätte?"

Andererseits geht Martius soweit, eine amerikanische Rasse abzulehnen und von einer eigenen amerikanischen Menschheit zu sprechen. Vielleicht gilt solcher Standpunkt jedoch sogar noch weiterhin, als er meint oder ausspricht, in Hinsicht zumal auf die verschiedene Mentalität, im Sinne eines Polygenismus, wie wir ihn im ersten Buche besprachen, einer Nichteinheitlichkeit auch anderer Teile des Menschengeschlechtes . . .

9. Die Sprache des Mythos.

Der hochinteressante Mythenbestand ist mit Unrecht bisher nur zu sehr vernachlässigt worden. Die geheimnisvolle Nachricht vom Versinken der Atlantis, wodurch dann, wie Platon im Timäus (24 f.) ausführt, der Ozean unfahrbar gemacht wurde, und womit ganz plausibel erklärt wäre, warum Amerika solang verschollen blieb, ist in ihrer Unterschätztheit ein Beweis für die Selbstüberschätzung der neueren Gelehrsamkeit. Platon spricht ausdrücklich davon, daß die große Insel Atlantis westlich von der Straße von Gibraltar (den Säulen des Herkules) lag, „von welcher den

damals Reisenden der Zugang zu den übrigen Inseln, und von diesen zu dem ganz gegenüberliegenden (katantikry) an jenem wahren Meere gelegenen Festland offenstand".

Seneca, der altrömische Dichterphilosoph, ruft in seiner Medea (II. Akt 374 ff.): „In später Zeit werden Jahrhunderte kommen, da der Ozean die Hindernisse der Dinge beseitigen und die Erde groß dastehen wird, neue Länder der Schiffahrt eröffnend". Strabon ahnt trotz des atlantischen Ozeans jenseits desselben in gemäßigter Zone bewohnte Länder. (I. Ed. Paris 1620 pag 65.) Auch der neutestamentlich apokryphe Clemens Romanus hat (Ep. I. C. 20) von Welten jenseits des Ozeans gesprochen und wurde deshalb natürlich getadelt.

Die Atlantissage, die verbreiteten Sündflutsagen und die Anklänge an eine polare Heimat im Rikveda und Avesta, bieten Gelegenheit, an solche einstige katastrophale Ereignisse auf Erden zu denken, nach welchen dann, wenn es gestattet ist, auf die im vorigen Abschnitt angeführte Saturnring-Hypothese zurückzugreifen, eine mondlose Zeit gewesen sein mag, bis eine neue Katastrophe mit dem Auftreten des jetzigen Mondes hereinbrach, der in den Gravitationsbereich der Erde geraten, den Wassern neue Richtungen schuf, worauf sich bis auf weiteres, d. h. für Zeiträume, deren Dauer gegenüber unserem, so verschwindend kurzen Leben, ja gegenüber unserem kurzen Geschichtswissen nicht abschätzbar ist, die Verhältnisse stabilisierten.

So ungewohnt solche Betrachtungen sein mögen, so sehr sind sie doch gestützt durch Botschaften, die aus ganz fernen Zeiten, zur Mythe verklungen, wie wir solche eben erwähnten, bis zu uns gedrungen sind. So hat uns, wie gesagt, Platon unter Bekanntgabe seiner Quellen, im Timäus den Untergang der großen Insel Atlantis durch Erdbeben und Überschwemmung geschildert*). Ein trauriger Zufall hat den Abschluß der Fortsetzung, nämlich des Atlantidendialoges Kritias, verhindert oder vernichtet. Blindwütige Raserei christlicher und mohammedanischer Priester- und Pöbelhorden hat die antiken Schriftdenkmäler bis auf geringe Überbleibsel dem Verderben geweiht. Doch finden wir auch noch Sagen vor von den Proselenen, d. h. von den Vormondmenschen und von ihren Vorkehrungen, als der Mond gekommen ist. Der Philologe Heyne hat noch im 18. Jahrhundert in einer Abhandlung, die in die Sammlung seiner Opuscula aufgenommen worden ist, Bezügliches zusammengestellt, auf welche hier verwiesen sei; und Alexander von Humboldt ist in seinen Schriften hinsichtlich Amerikas des Öfteren darauf zurückgekommen. Er teilt eine solche Sage von der Hochebene von Bogato in Südamerika mit, die er ein Gigantenfeld nennt, und er erzählt (in seinen kleineren Schriften S. 115 f.) von symbolischen Bildern auf hohen Felswänden im Zusammen-

*) Auch die neuerdings aufgestellte Theorie Wegeners von der Verschiebung der Kontinente würde den Untergang der Atlantis bestätigen können. Er weist auf den Parallelismus der amerikanischen Ostküste und der europäisch-afrikanischen Westküste hin und sagt: „Es sei in diesem Zusammenhange auch ganz kurz der mittelatlantischen Bodenschwelle gedacht . . . Nach meinem Dafürhalten handelt es sich bei dieser Schwelle jedenfalls um Abfallprodukte bei der Trennung der Schollen. Man kann hiebei annehmen, daß statt einer einheitlichen Spalte ein netzartiges Geflecht von Spalten entstand, also ein Trümmerstreifen, dessen Teile, weil ihre Unterlage sich auszog und verflachte, größtenteils unter den Meeresspiegel versanken. Da wo die heutigen Ränder nicht mehr gut zusammenpassen, mag diese Zertrümmerungszone von beträchtlicher Breite gewesen sein." So wäre also die Wegener'sche Theorie nicht im geringsten Gegensatze zur Atlantis-Geschichte.

hang mit einer Wasserflut und dem Erscheinen des Mondes. Auch in Platos Kritias (109) werden die nach dem Untergang Verbliebenen als auf Bergen hausend bezeichnet. Die griechischen Proselenen, die die Gipfel der Berge bewohnenden Arkader überstanden der Sage nach allein der Hochflut der dislozierten Wassermassen, und als wieder Ruhe eingetreten war, entdeckten sie den Mond*).

Wir haben im dritten Abschnitt des ersten Buches dieses Werkes darauf hingewiesen, daß nach den Forschungen Tilaks im Rikveda und Avesta die arische Urheimat in den Norden zu verlegen ist. Überlange Nächte sind dort erwähnt. Mögen Axenänderungen des Erdballs, die mit Katastrophen in Verbindung gewesen sein können, nicht ganze bewohnte Ländergebiete klimatisch unbewohnbar gemacht haben? Stellen wir uns bloß die Richtung des Golfstromes verändert vor und die Folgen davon für Nordwesteuropa. Oder stellen wir uns vor, welchen vernichtenden Einfluß ein Sinken der Durchschnittstemperatur auf Erden unter den Gefrierpunkt haben müßte auf das Leben, von Kultur und Zivilisation zu schweigen. Sind diese nicht wie ein Ameisenhaufen, den ein ahnungsloses Tier zertreten kann?

Man bekommt eine Ahnung von gigantischen Tragödien der Vergangenheit! Durch lange Zeit, vielleicht auch heute noch ist im Unterbewußtsein der Menschen eine Weiterwirkung jener kosmischen Schrecknisse nicht überwunden, wenn auch die Not und das Elend die folgenden Geschlechter den schrecklichen Grund der gebliebenen Bangigkeit bis auf einige unklare Mythen längst vergessen ließen. Welche Tragödien haben die Arier wohl nach all diesen Mythen hinter sich: den Schreckenswinter der Edda und die Götterdämmerung, den Untergang der Atlantis und des goldenen Zeitalters, bis endlich die moralische Tragödie des Bibelsieges möglich geworden ist. Genug!

Der astronomische und geologische Umblick und die Sprache des Mythos, die im Einklang sind, sie haben uns gezeigt, wie ausgesetzt die Menschheit natürlichen Zufällen ist, von heute auf morgen, und welch furchtbare Vergangenheit wohl unsre Ahnen überwunden haben. Wie ahnungslos stehen wir selber immer wieder Zusammenbrüchen und Untergängen gegenüber, zumal auch vulkanischen und tektonischen Katastrophen, wenn diese auch trotz ihrer manchmaligen Bedeutung nicht so umfassend sind wie jene Tragödien einer fernen Vergangenheit und vielleicht auch Zukunft. Wie sehr veränderlich, wie preisgegeben ist unsere Lage!**)

---

*) Die direkte Verbindung einer Hochflut mit dem Erscheinen des Mondes entnehme ich Exzerpten aus Antonius Constantinus und aus Paulus Marcus Priscinatus, die im 15. Jahrhundert wirkten und in der Folio-Ausgabe von Ovids Fasten (Frankfurt 1601 S. 46) zitiert sind. — Auch einer Stelle der Edda soll gedacht werden, die Boulanger in seinem Buche über das entschleierte Altertum anführt, wo es heißt, daß während des Kampfes der Götter mit den Riesen und der Verwirrung, die damals in der Welt herrschte, die Menschen zu den Höhenbewohnern riefen: „Oh ihr auf den Bergen, wißt ihr, ob noch etwas wird bestehen können?“

**) Ich hatte die ursprüngliche Ausarbeitung dieses Werkes zur gleichzeitigen Veröffentlichung mit der 2. Auflage meiner Philosophie der That schon 1926 beantragt und das Manuskript einsenden wollen; doch nahm der Verlag eine gesonderte Publikation in Aussicht. Am Samstag, den 8. Oktober 1927, nun saß ich in Wien abends gegen neun Uhr in meiner Bücherei und revidierte aufmerksam dieses dritte Buch des Werkes. Da hatte ich mich plötzlich, ohne mir Rechenschaft zu geben warum, erhoben und erkannte zugleich, das ein Erdbeben eintrat. Es waren keine Stöße, aber es war ein starkes, mächtiges horizontales Schwanken und Wanken. Der Eindruck war, ich möchte sagen, herausfordernd, und das Ganze war nicht sogleich vorüber. In nächster Nähe sind

Es hat sich hier darum gehandelt, zu erwägen und lebendig zu fühlen, welchen geologischen, astronomischen, ja klimatischen Zufällen das Bestehen ganzer Kulturen überantwortet, wie sehr die Menschheit mit ihrem ganzen autonomen Maß und Ziel nur auf sich selber angewiesen ist!

10. Naturphilosophische Rechenschaft.

Der berühmte englische Philosoph Herbert Spencer berichtet in seiner Selbstbiographie (I. S. 252 f.), daß er Kants Philosophie für immer aus der Hand legte, als er in der Kritik der reinen Vernunft die Lehre las, daß Zeit und Raum aprioristische Anschauungsformen seien. Nur nebenbei sei erwähnt, daß diese Problematik, die Spencer von vornherein ablehnte, schon bei Sextus Empiricus, dem antiken Skeptiker, aber dann auch bei Scotus Erigena aus der Zeit nach Karl dem Großen, dann bei Meister Ekkhart, gewissermaßen auch bei Dante, und endlich bei Maupertuis, Kants viel älteren Zeitgenossen sich findet*). Spencer nun kommt aber im hohen Alter in seinen „letzten Fragen" auf das Problem des Raumes zurück, bespricht die wunderbaren und unerklärbaren Sätze der Geometrie und die Unermeßlichkeit des Raumes, und sagt: „Seit mehreren Jahren ruft das Bewußtsein, daß ohne Ursprung oder Ursache unendlicher Raum immer bestanden hat und immer bestehen muß, ein Gefühl hervor, vor dem ich schaudere". Der Naturforscher Wallace, der Darwinist neben Darwin, Spencers nicht minder berühmter Zeitgenosse schrieb im Greisenalter sein Werk über die Stellung des Menschen im Weltall, in dem er dem Menschen eine zentrale Stellung zuspricht, und schloß es mit den Worten: „Für mich ist das Vorhandensein der Unendlichkeit etwas Absolutes, aber Unfaßbares, — auf dem Weg zu ihr liegt der Wahnsinn".

Diese abschließenden Bekenntnisse hochehrenwerter englischer Forscher sind auf den Widerspruch, auf die Antinomie der Vernunft in Hinsicht

---

Schornsteine zusammengebrochen und in der Umgebung hat eine Ortschaft besonders schwer gelitten. Ich hatte das gar nicht erschrockene Gefühl vollständiger Wehrlosigkeit gegenüber einem sofort drohenden und also in solcher Weise sich vollziehenden Schicksal. Mein Gemüt war aber nicht niedergedrückt. Diese Zeilen schreibe ich unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebens. „Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde, aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?"

Es war das ein Eindruck ganz anderer Art, als ihn Albert Stifter von einem nicht ganz unähnlichen, aber einerseits ungefährlichen, andererseits viel gewaltigeren Ereignisse, von der Sonnenfinsternis, so mächtig beschreibt, und eher ähnlich jenem in Ferdinand von Saars Vae Victis beim Hereinbrechen einer unverschuldeten aber unvermeidlichen äußeren Entehrung. — Übrigens haben diese beiden Österreicher angesichts wirklich unabwendbaren Schicksals in aufrechter Mündigkeit sich selbst entleibt.

*) Es handelt sich hier um eine bloße naturwissenschaftliche Skizze, die das Weltbild unserer autonomistischen Weltanschauung ergänzen und ihre umfassende Bedeutung mit erweisen soll. Wenn daher auch nicht auf Details eingegangen werden kann, so empfiehlt sich angesichts obiger Behauptungen immerhin je ein kurzer Hinweis, wobei wir uns aber auch darauf beziehen dürfen, was in solcher Richtung im Abschnitt von der Geschichte der autonomistischen Philosophie bereits vorgebracht ist. Sextus Empiricus: Vgl. Adversus Physicos. — Scotus Erigena: De div. nat. V. 18. — Meister Ekkhart: Nichts hindert die Seele so sehr an der Erkenntnis Gottes als Zeit und Raum. (69. Predigt, S. 222.) — Dante spricht vom Weltenbau, der selbst sich nicht im Raum befindet, non é in luogo. (Convivio, II. 3.) — Maupertuis: L'étendu n'est qu'une perception de mon ame, transportée à un objet extérieur. Der Raum ist nur eine Anschauung meiner Seele, auf ein äußeres Objekt übertragen (Lettres, IV.)

auf die Grenzen im Raume zurückzuführen. Sie haben Kants Feststellung und Beweis der subjektiven Apriorität von Raum und Zeit nicht beachtet. Kant berichtet, daß ihn die Antinomie des Unendlichen, sowie die von Hume versuchte Erschütterung des Prinzipes der Kausalität aus dem dogmatischen Schlummer geweckt habe*), und er hat diese Probleme erkenntnistheoretisch bewältigt. Jene Bekenntnisse aber eines Spencer, eines Wallace, sind viel bedeutsamer als die maßlosen Wortkrämereien, die von modernen Talmudisten auf matematisch-physikalischem Gebiete bewerkstelligt werden. Sie beweisen aber auch die Bedeutung der Erkenntniskritik für die exakten Naturwissenschaften, die sich mit diesen Problemen von vornherein zu beschäftigen hätten.

Eine besonnene Betrachtung lehrt uns, daß unser Erkennen sich innerhalb den Dualismus einer doppelten, je entgegengesetzten Richtung oder Tendenz vollzieht, u. zw. einerseits nach größtem Umfang der Begriffe, andererseits nach größtem Inhalt derselben. Wirkliches Wissen müßte einen größten Umfang und einen größten Inhalt zugleich haben, allgemeinste Umfassung und gesonderste Artung zugleich, was sich aber widerspricht.

Die Begriffe der Unendlichkeit und Ewigkeit gehen aus der Unmöglichkeit hervor, von der immer notwendigerweise sich einstellenden Anwendung der Raum- und Zeitanschauung abzusehen, sodaß wir keine letzten Grenzen denken können. Andererseits ist unserem Individualismus eben eine abschließende, in Hinsicht auf die dualistischen Extreme synthetische Tendenz wesentlich. Unsere Individuation steht da einer Unfaßbarkeit gegenüber, die sich uns in letzter Linie als eine dualistisch-antinomistische ergibt, wie wir schon oben sahen, und die wir mit den Anschauungsformen des Raumes und der Zeit, und mit dem Prinzipe der Kausalität zu bewältigen suchen. Aber es gelingt uns nur, am Strande des unermeßlichen Ozeanes der Wahrheit, wie Newton sagt, einige mehr oder weniger schöne Muscheln zu sammeln. Die Begriffe der Ewigkeit und der Unendlichkeit sind dualistisch, sind doppelt: ins Größte und Kleinste diese, in die Vergangenheit und Zukunft jene. Die Trennungsgrenze aber ist die Wirklichkeit des Individuums. Auch der Begriff der letzten Wahrheit oder letzten Erkenntnis trägt einen Widerspruch in sich, weil er auf dem Prinzip der Kausalität gegründet ist, das doch immer wieder noch einen Grund des letzten Grundes verlangt. Nur innerhalb der Gegensätze, inter utrumque dualitatis gelangen wir also zwar zu einer Zusammenfassung, zu einer Synthese, doch nimmermehr zu einer Gegensatzlosigkeit, zwar zu einer Diantinomie, nimmermehr aber zu einer Anantinomie.

Wie verführerisch und gefährlich alle jene in sich widerspruchsvollen Selbsttäuschungen über die Grenzen und über den Zweck unserer Erkenntnis sind, das hat noch in letzter Zeit ein Friedrich Nietzsche erfahren müssen, als er den Begriff der EwigenWiederkunft aufstellte und hierdurch wohl große Fragen auszuschalten glaubte: so die des unbekannten Zieles durch die Periodizität und die der Kausalität durch den ewigen Kreislauf**).

*) Brief Kants an Garve vom 21. November 1798 und Vorwort zu den Prolegomenen.

**) Eadem sunt omnia semper, immer ist alles dasselbe, sagt mit Ekel Lucrez. — Die ewige Wiederkunft des Gleichen, die das unbekannte Ziel ausschaltet, setzt aber eine endliche Größe der Welt, des Raumes voraus. Diese räumliche Endlichkeit kann jedoch nicht zugleich mit zeitlicher Unendlichkeit angenommen werden, ohne in erkenntnistheoretische Widersprüche zu verfallen.

Wir haben andererseits kein Recht, den Gegensätzen, die wir nicht aus der Welt schaffen können, metaphysische Existenz zuzuweisen, sie zu hypostasieren. Metaphysisches Sein ist selber nur ein diantinomistischer Begriff, der uns hinwegtäuscht über das Ganzundgarnichtgewußte, ganz Unfaßbare.

Keine Psychologie ohne Physiologie, keine Physiologie ohne Psychologie. Keiner dieser beiden steht der Primat zu, vielmehr der über beiden stehenden, beide Richtungen vereinenden Individuation, deren wesentliche Eigenschaft die That ist, die Ethik, die Mündigkeit, das autonome Maß und unbekannte Ziel. Für diese Mündigkeit, nicht aber für letzte Erkenntnis besteht unser Denken.

Die naturwissenschaftliche Rechenschaft, um die es sich in diesem Abschnitte handelt, hat nun zwar mit mündiger Rechenschaft, nicht aber unmittelbar mit der Betrachtung des Reiches der That und der Persönlichkeit und mit den Wirkungssphären dieses Reiches zu thun und wir müssen in solcher Richtung natürlich auf später verweisen.

Wie ausschlaggebend aber die Bedeutung der Individuation auch in naturphilosophischer Hinsicht ist, dafür empfiehlt es sich, in Bezug auf Raum und Zeit die Erscheinungen der Symmetrie und der Gleichzeitigkeit etwas ins Auge zu fassen. Das Objektive, das wir in der Symmetrie sehen, ist nur die Beziehung auf einen Beschauer oder auf eine Axe, die er annimmt. Zwei gleiche Handschuhe, deren einer ein rechter, der andere ein linker ist, lassen sich nicht einer an die Stelle des andern setzen, ohne daß man den einen umstülpen würde. Nur vom Standpunkte eines individuellen Beobachters aus ergibt sich die symmetrische Beziehung. Ebenso wie die Symmetrie im Raume erst durch das vergleichende Individuum Bedeutung gewinnt, so auch in Hinsicht auf die Anschauungsform der Zeit die Gleichzeitigkeit. Auch diese ist nur in Hinsicht auf die Bezugsindividualität da, handle es sich nun um Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft. Ohne individuellen Standpunkt sind Symmetrie und Gleichzeitigkeit sinnlos.

Es ist nun nach all diesen einleitenden Erwägungen klar, wie bedeutsam die mündige Rechenschaft über unser Erkenntnisvermögen für jenes Gebiet sein muß, das wir Physik nennen, also für das Gebiet der stofflichen Seite unserer Welt, oder wie wir noch sehen werden, richtiger ausgedrückt für das Gebiet der Kraft, deren spezieller und in gewissem Ausmaße stabilisierter Fall der Stoff eben ist.

Kants systematisch wichtiger „Übergang von der Metaphysik zur Physik" bedeutet nichts anderes, als die Beobachtung der entscheidenden Wichtigkeit der Erkenntniskritik für die richtige Auffassung und Behandlung des vor uns liegenden unermeßlichen physikalischen Erfahrungsgebietes, das uns nimmermehr zu letzter Erkenntnis, wohl aber unter Berücksichtigung der erkenntnistheoretischen Voraussetzungen zu wachsender Einsicht und Einflußnahme gereichen kann. Physik wäre sonst, so stellt Kant im nachgelassenen Werke (4. Conv. 5. Zettel, Krause S. 11) fest, „ein bloßes Aggregat von Erfahrungen". Das aber wäre nichts anderes, als Buchstaben ohne Worte, oder Worte ohne Sätze oder Sätze ohne Zusammenhang, wie Vorstellungen ohne Begriffe, wie Begriffe ohne Urteile und Schlüsse.

Zwar sind die Fortschritte, welche die Technik gemacht hat, verhältnismäßig sehr gewaltig, auch wenn wir nicht übersehen, daß es sich dabei keineswegs um Kultur handelt, sondern bloß um Zivilisation, ja daß wir

deren Weiterschreiten ohne Kultur geradezu unterliegen müßten, während wir einer wirklichen „Beherrschung“ der Natur trotz allem nicht näher stehen als je. „Beherrschen“ ist dem Weltall gegenüber einer jener Ausdrücke, die in das Gebiet der kritiklosen, echt pöbelhaften Überhebung gehören und die nur der Unfehlbarkeitsdünkel philosophisch ungebildeter Auguren der Physik großsprecherisch im Munde führt, dabei bedenkenlos eine Theorie nach der anderen fallen lassend, wohl noch anfügend, wie herrlich weit wir es gebracht. Der Skandal der Hinfälligkeit physikalischer Theorien, die eine die andere aufheben, ist in unserer Zeit der bloßen Wortkrämereien und des Ermangelns tiefschürfender Rechenschaft besonders groß. Die Herren „spotten ihrer selbst und wissen nur nicht wie“. Unsere Erkenntnismöglichkeiten sind gar nicht auf letztes Wissen anwendbar, wohl aber auf Zurechtfindung im ungeheuren Gebiet der Erfahrungen, das uns umgibt, und auf die Durchsetzung unseres Wesens durch die That.

Im Gegensatz zu all dem operiert die „Naturphilosphie“ mit willkürlichen Hypothesen, von Schellings spekulativer Physik bis zu Haeckels Auflösung der Welträtsel, oder damit, daß sie die Anschauungsformen für Anschauungsergebnis nimmt, oder aber die Unerklärlichkeiten durch bedenkenlose Aufstellung noch größerer Unbegreiflichkeiten zu überwinden glaubt, wie es bei der Relativitätstheorie Einsteins der Fall ist, was wohl nur angesichts der skrupellosen, freilich auch gleichzeitig bloßstellenden Propaganda der jüdischen Geheimbürgschaft, aber auch zufolgedessen hingenommen wurde, das so wenig wirklich selbständige Intelligenzen oder Charaktere in unserer heutigen wissenschaftlichen Welt sich durchsetzen können. Ja sogar die Logik selber wird für das Denken außer Betrieb zu setzen gesucht. Jene wissenschaftlichen Männer aber, die sich durch die Schreckensherrschaft der Geheimbürgschaften und ihrer internationalen Presse nicht unterjochen ließen, werden einstens Zierden unserer Zeiten sein.

Tiefschürfend sagte Schiller in seiner Abhandlung über das Erhabene: „Dieser Abfall der Natur im Großen von den Erkenntnisregeln, denen sie in ihren einzelnen Erscheinungen sich unterwirft, macht die absolute Unmöglichkeit sichtbar, durch Naturgesetze die Natur selbst zu erklären, und von ihrem Reiche gelten zu lassen, was in ihrem Reiche gilt.“

Da wir in unserer Begriffswelt, wie gesagt, einerseits einen allumfassenden Umfang anstreben, andererseits aber einen erschöpfend reichen Artungsinhalt, und da diese Tendenzen sich in letzter Linie widersprechen, sodaß unser Wissen letztlich dualistisch sein müßte, da wir also sozusagen nur Zwischenergebnisse erreichen können, was näher zu erörtern noch vorbehalten bleibt, doch hier vorweggenommen werden mußte, so obliegt es nun, wohl zu beachten: daß auch auf dem Gebiete der physikalischen Erscheinungen die letzten Faktoren gesucht werden müssen, auf welche wir dann bestrebt sein dürfen, alle übrigen Erscheinungen zurückzuführen, und daß auch hier die letzten Faktoren einen Dualismus bedeuten.

Wir wollen also sehen, wie wir zu jenen letzten Faktoren gelangen, deren Funktion die physikalischen Erscheinungen sind. Wir bringen den physikalischen Vorgängen unsere Anschauungsformen des Raumes und der Zeit entgegen, ebenso auch die „Kategorie“ der Kausalität, sowie unsere individualistische Gewordenheit, die es erst mit sich bringt, daß wir inmitten der Antinomie synthetisch und diantinomistisch uns bethätigen. Das Ausfüllende im Raume, das wir an sich gar nicht erfassen können, und das wir vom besonderen Stoffe ganz wesentlich unterscheiden müssen, der ja

schon ein Ergebnis besonderer Verhältnisse ist, benennen wir Masse oder Substanz. Die letzte Abstraktion in Hinsicht auf die Zeit sind Veränderungen an der den Raum erfüllenden Masse, und die letzte Abstraktion in Hinsicht auf diese Veränderungen ist die Bewegung. Diese beiden, Masse und Bewegung, wie wir sie nach unseren Erkenntnismitteln fiktiv trennen müssen, wenn wir nicht in Hinsicht auf den Kraftbegriff in kritiklosen Anthropomorphismus verfallen wollen, sind also die letzten Faktoren auf physikalischem Gebiete, und diese beiden Faktoren stehen in Hinsicht auf das Kraftresultat, zu dem sie führen, wie es nach unserem erkenntnistheoretischen Ausgangspunkte gar nicht anders sein kann, im umgekehrten Verhältnis Das heißt, daß die sich in Hinsicht auf die gleiche lebendige Kraft eine die andere ersetzen können, und doch nimmermehr gänzlich. Weniger Masse in größerer Bewegung kann gleiche Kraft beinhalten, wie mehr Masse in geringerer Bewegung. Aber eine isolierte, absolute, eigenschaftslose, in reiner Ruhe befindliche Masse ist uns wahrzunehmen, ja auch nur uns vorzustellen, ebenso unmöglich wie eine Bewegung ohne Bewegtes. Nur Kräfte oder Widerstände gelangen zu unserer Wahrnehmung, die das Ergebnis beider Faktoren sind.

Es darf darauf hingewiesen werden, daß der geniale französische Philosoph Descartes ähnliche Gedankengänge hatte, allerdings nicht erkenntnistheoretisch fundiert und überdies anthropomorphistisch mit der bequemen Idee Gottes kombiniert, „welcher die Materie zugleich mit der Bewegung und Ruhe im Anfang erschaffen hat und der durch seine ordnungsmäßige Hilfe (per suum concursum ordinarium) ebensoviel Bewegung und Ruhe im Ganzen weitererhält“. Bei der Erschaffung der Materie aber habe er „ihren Teilen verschiedene Bewegungen zugeteilt“ (diversi modo moverit partes materiae). (Principia Philosophiae II. 36.)

Der Raum, den wir gar nicht wegdenken können, weil er der Anschauung unserer Erkenntnis wesentlich ist, bedeutet für uns die Kontinuität ins Kleinste und ins Größte, die wir mit dem widerspruchsvollen Namen Unendlich-klein und Unendlich-groß bezeichnen. Die individualistische Zurechtfindung im Raume besteht in der Ortung, in der Ortfeststellung, die einen quantitativen Charakter hat, wenn auch das „hier“ oder „dort“ in letzter Linie ein „Unendlich-kleinstes“ ist, und wobei immer, wie bei der noch zu erörternden zeitlichen Gegenwart der subjektive Ausgangspunkt, die zentralisierende Subjektivität eine wesentliche Voraussetzung sind. Wenn während unseres Schlafes unsere gesamte Umgebung und wir selber gleichkleiner oder größer geworden wären, so vermöchten wir das gar nicht oder höchstens gefühlsmäßig festzustellen. Wenn wir fragen, wie groß ein Meter sei, so können wir diese Frage nur in Hinsicht auf Vergleichsgegenstände beantworten. Alle Größe ist immer nur Vergleichung und niemals absolut. Das Vergleichen aber ist eine wesentlich subjektive Funktion. „Wahrheit ist also keine Eigenschaft der Idiome, sondern der Schlüsse“, sagt schon unser Dichterphilosoph Schiller.

Ähnliches gilt bezüglich der Anschauungsform der Zeit, die wir ebenso wenig wegdenken können, wie den Raum. Auch hier die Kontinuität nach zwei Unendlichkeiten, u. zw. in den widerspruchsvollen Begriff der Ewigkeit getrieben, und zugleich geteilt in eine vergangene und in eine zukünftige, deren Trennung sich fortwährend ändert und von denen nebenbeibemerkt triviale religiöse Konfessionen für die Menschen nur die zweite in Anspruch nehmen. Aber zwischen beiden steht, wie beim Raume das Hier, so für die Zeit das Jetzt, das ebenfalls in letzter Linie ein „Unendlich-kleinstes“ ist.

Zwischen den beiden Extremen der Umfangskontinuität und der Inhaltsgesondertheit wirkt sich die individualistische Größenbeziehung aus, das quantitative Maß des Raumes und der Zeit. Sein Gebiet ist durch unser subjektives Fassungsvermögen gegeben, und nur die Vergleichsverhältnisse bleiben, sind aber, wie gesagt, wie jeder Vergleich, an die Subjektivität gebunden. Was im Raume die Ortungen bedeuten, das bedeuten in der Zeit die Daten. Geradeso wie wir nur einen Teil der Strahlungen, nur gewisse Wellenlängen sehen können, nur gewisse Schallfrequenzen hören, so vermögen wir nur gewisse Quantitätsgebiete des Raumes und der Zeit klar wahrzunehmen. Daß das Mikroskop und Teleskop das Gebiet des klaren Sehens, und das auch nur beschränkt, zu vergrößern vermögen, bedeutet in solcher subjektiven Richtung keinen Zuwachs, da sie nur für das Auge ungeeignete Größen transformieren und für das normale Sehen geeignet machen.

Die naturphilosophische Rechenschaft, welche es mit dem Gebiete der Kräfte zu thun hat, darf nun von vorneherein nicht außer Acht lassen, daß die physikalischen Vorgänge als solche uns unbekannt bleiben, und daß sie vom Standpunkte der Begriffsumfangstendenz kontinuierlich und vom Standpunkte der Begriffsinhaltstendenz diskret, d. h. in Gesondertheit ablaufen, während uns selbst nur quantitatives, mechanisches, kausales Begreifen zusteht, auf Grund der individualistischen Synthese von Masse und Bewegung, von Kontinuität und Diskretion: zur quantitativen mechanischen Kraft. Als solche quantitative Beziehungen müssen in letzter Linie auch alle Qualitäten aufgefaßt werden, die in der Körperwelt auftauchen und unseren Wahrnehmungen, Vorstellungen und Begriffen angehören. Es ist möglich, daß schon die pythagoräische Zahlenlehre, fünfhundert Jahre vor Christum, diesen Sinn gehabt hat.

Welche Bedeutung die Extreme von Kontinuität und Diskretion haben, geht aus dem Wesen der so wichtigen und erfolgreichen Infinitesimalmethode hervor, an deren Zustandekommen neben dem großen Newton die drei Juristen Cusanus, Fermat und Leibniz gearbeitet haben. Man muß sich von vorneherein, will man nicht in die imbezilen, modernen, wortkrämerischen Erklärungen dieser Methode verfallen, darüber klar sein, daß die heute beliebte Zusammenstellung von Diskretion und Kontinuität im sogenannten Zahlenkontinuum das Problem ebensowenig löst, wie der Dualismus von Geist und Stoff dadurch aufgehoben wird, daß man wie Spinoza beide zu Eigenschaften einer Substanz macht. Sowohl Kontinuum, wie Diskretum sind dimensionslos. Man bringt sie aber rechnungsmäßig in Beziehung, so daß dieses Verhältnis als solches einen quantitativen, mathematisch verwendbaren Wert bekommt, während alles andere bloß Diskrete oder Kontinuierliche dimensionslos verbleibt und daher — was allerdings vom bloßen mathematisch-quantitativen Standpunkt ein wesentlicher Fehler wäre — nach Herbeiführung des quantitativ wertvollen Verhältnisses zwischen Kontinuität und Diskretion, das wir Differentialquotienten nennen, aus der Gleichung eben als nicht-quantitativ wieder wegfallen kann. Diese Methode, die zu den größten Erfolgen führt, ist daher keineswegs rein mathematisch. Umso größer ist aber ihre philosophische Bedeutung*).

*) Für diesen Vorgang sei ein in unverhüllter Methode ausgearbeitetes und eingehend erklärtes Beispiel gegeben. Es handle sich darum, mit einer Mauerung, für die nur bestimmte Kosten aufgewendet werden dürfen und die daher nur eine bestimmte

Durch die Einführung des Differentiales, d. i. einer diantinomistischen Darstellung der antinomistischen Extreme auf dimensionslosem Gebiete, des Kontinuierlichen und Diskreten, und andererseits durch die Inverhältnissetzung der Differentialen der in Frage kommenden Unbekannten im Differentialquotienten, der als Verhältnis eine quantitative Bestimmung zuläßt, gelangen wir also zu einem quantitativen Resultate auf Gebieten, die uns sonst verschlossen wären.

Vergebens bemühen sich moderne Mathematiker eine Sachlage mathematisch begreiflich zu machen, die zwar nicht philosophischer Rechenschaft, aber der reinen Mathematik entzogen ist. Ja in ihrer Not versuchen sie sogar die Logik logisch anzugreifen.

Die philosophische Bedeutung der Infinitesimalmethode liegt aber darin, daß man ihre erfolgreiche Anwendung im Sinne des Erkenntnisproblemes erklären muß, wofür sie dadurch ein wertvoller Beleg wird. Die vorkausalen unbekannten Naturvorgänge, deren letzte Erkenntnis sich antinomistisch teilen würde in ein Kontinuum und ein Diskretum, einem reinen Umfang und einem reinen Inhalt der Begriffe entsprechend, werden

---

Ausdehnung bekommen kann, ein regelmäßiges Viereck zu umgeben, dessen Fläche möglichst groß sein soll. Wie finden wir nun das möglichst große regelmäßige Viereck? Dessen Fläche kommt bekanntlich dem Produkte zweier aneinander liegender Seiten gleich. Die Gesamtlänge dieser beiden Seiten sei durch eine Gerade A dargestellt. Es gilt also diese so in zwei Teile zu teilen, daß dieses Produkt, d. i. dann also die Fläche, möglichst groß werde. Der eine dementsprechende, aber unbekannte Teil von A ist X, der andere natürlich A—X, das unbekannte Produkt beider Seiten ist Y. Wir gelangen also zu der Gleichung: $Y = X$ mal $(A - X) = AX - X^2$. Das ist das Produkt und damit die Fläche in algebraischen Zahlen.

Wir verlassen nun den Boden der reinen Mathematik. Wir nehmen an, dieses Produkt Y nehme kontinuierlich bis zu einem Maximum zu. Um das in der Gleichung zum Ausdruck zu bringen, fügen wir dem unbekannten Teile X ein diskretes, dimensionsloses Moment bei, das auch im Produkte zum Ausdruck kommen muß. Dieses Moment nennen wir Differential und bezeichnen es dadurch, daß wir der in Frage kommenden Größe ein d vorsetzen. Unsere Gleichung lautet nun folgendermaßen: $Y + dY = A(X + dX) - (X + dX)^2 = AX + AdX - X^2 - 2XdX - dX^2$. Es handelt sich nun darum, auf die eine Seite der Gleichung Kontinuitäts- oder Zunahmebezeichnungen in Form eines Verhältnisses, also eines Quotienten zu bekommen, welches als solches quantitativ bestimmt werden kann, und diese Bestimmung dadurch herbeizuführen, daß auf der anderen Seite der Gleichung nur quantitative Glieder sich befinden. Zu diesem Zwecke schlagen wir vorerst folgendes mathematisch ganz einwandfreies Verfahren ein. Wir subtrahieren von der zweiten durch die Einführung der Differentialglieder erreichten Gleichung die erste Gleichung. Gleiches von Gleichem abgezogen muß wieder Gleiches geben.

$$\begin{array}{l} Y + dY = AX + AdX - X^2 - 2XdX - dX^2 \\ Y = AX - X^2 \\ \hline dY = AdX - 2XdX - dX^2. \end{array}$$

Sohin erhalten wir:

Dividieren wir nun diese Gleichung beiderseits durch dX, was wieder nur Gleiches ergeben kann, so gelangen wir zu folgender Gleichung: $dY/dX = A - 2X - dX$. Wir haben nun auf der einen Seite der Gleichung das Verhältnis der kontinuierlichen Zunahme sowohl des Produktes als des unbekannten Faktors, ein Verhältnis, das natürlich eine quantitative Bedeutung hat. Wir haben aber auf der anderen Seite der Gleichung noch keine rein quantitative Bestimmung dieses Verhältnisses, das wir richtig Differentialquotienten nennen, erreicht, denn hier befindet sich noch ein dimensionsloses Glied dX. Wie bringen wir nun dieses Glied aus der Gleichung hinaus, ohne die andere Seite der Gleichung zu berühren? Mathematisch ist das natürlich gar nicht möglich! Aber da die Differentialen mit den quantitativen Gliedern inkommensurabel, nämlich dimensionslos sind, so dürfen wir dieses inkommensurable Glied, ohne die sachliche Logik zu verletzen, einfach fortlassen. Diese Fortlassung läßt sich mathematisch, wie gesagt, nicht rechtfertigen, schon gar nicht dadurch, daß man die Differentiale zwar eine Größe, aber eine unendlich kleine Größe nennt. In Wirklichkeit besteht eben keine Vergleichbarkeit, keine Kommensurabilität. Daher ist eben auch das Glied dX auf der einen Seite der Gleichung be-

mit unserer diantinomistisch-quantitativen Welt der Erscheinung erfolgreich in Beziehung gebracht. Hieraus ergibt sich nicht nur eine „Widerlegung des Idealismus" im Sinne Kants, d. h. eine Widerlegung des Standpunktes, daß außer uns nicht bestehe, sondern auch die Hinfälligkeit des Einwandes von Jacobi und Schulze-Aenesidem gegen Kants Annahme einer bloß transzendentalen Kausalität, die also nur im Gebiet unserer Erscheinungen gelte, sodaß die Affektion durch das An sich eine Unmöglichkeit sei, während sie gleichzeitig eine Notwendigkeit bedeute, die Kant selber betont hat. Dieser Einwand hat alsbald den Einfluß der kantischen Philosophie zu Unrecht untergraben. Aber jenes Kommerzium, jene Verbindung mit dem „An sich" ist eben vorkausal. In der Infinitesimalmethode wird dies ersichtlich und bewiesen, da diese erfolgreiche Methode vom mathematisch-kausalen Standpunkte gar nicht angängig wäre, während andererseits ihre Gesichtspunkte vom physikalisch-kausalen Standpunkte gar nicht erfaßbar sind. Doch nun genug davon.

Auf dem physikalischen Gebiete ergibt sich der Dualismus von Kontinuität und Diskretion, den wir nun genugsam kennen gelernt haben, und

---

langlos, während wie schon betont, der Quotient der Differentialglieder auf der anderen Seite als ein Verhältnis quantitativ bestimmbar bleibt. Wir erhalten nun also nach jener Fortlassung folgende Gleichung: $dY/dX = A - 2X$. Nun bedenken wir, daß für den Fall der größten Fläche jede Zunahme aufhört, und daher die durch den Differentialquotienten charakterisierte Zunahme gleich Null wird. Es ist hierbei nur zu beachten, daß nicht der Dividend und der Divisor, also dY und dX Null werden, was dann einen unbestimmbaren Quotienten $0/0$ ergäbe, was aber auch deswegen nicht möglich ist, weil jene dimensionslos sind, sondern daß der quantitative Quotient selber Null wird. Die Gleichung lautet also nun: $A - 2X = 0$; oder, indem wir beiderseits zuerst $2X$ addieren und dann beiderseits durch Zwei dividieren: $X = A/2$. Das heißt aber nun, daß für den Fall des größten Produktes, den wir zuletzt angenommen haben, die Gerade A, welche die beiden aneinanderliegenden Seiten des Viereckes umfaßt, deren Produkt die Fläche desselben ergibt, in zwei gleiche Teile zerfällt oder so zu teilen ist. Dies trifft nun bekanntlich beim Quadrate zu. So haben wir also mittels der Hineinnahme der bezüglichen Differentialglieder in die Gleichung „errechnet", daß das Quadrat das größte Viereck bei gleichem Umfange ist.

Gerade so primitiv und leicht ließe sich der wirkliche Vorgang der Infinitesimalmethode, z. B. bei Errechnung von Kurvenpunkten oder der Fallgeschwindigkeit u. a. m., darstellen, doch muß hier natürlich das eine Beispiel genügen. Auch erübrigt es sich für den vorliegenden Zweck, der keineswegs ein mathematischer ist, auf die anderen Rechnungsarten der Infinitesimalmethode oder der „höheren Analysis", wie zumal die Integralrechnung, hier einzugehen.

(Um übrigens zu zeigen, wie fruchtbar solche Aufstellungen sind, sei hier eine arithmetische Auswertung angeführt, die sich bei solchem Anlasse ohne weiteres ergibt: Jedes Produkt zweier Faktoren ist gleich dem Quadrate ihrer halben Summe weniger dem Quadrate ihrer halben Differenz. So ist z. B. 15 mal 25 gleich 400 weniger 25, also 375. Dieser Rechenvorgang: $ab = \left(\frac{a+b}{2}\right)^2 - \left(\frac{a-b}{2}\right)^2$ kann bei Vorhandensein von Quadrattafeln die Multiplikation sehr vereinfachen.)

Ich habe 1921 die philosophische Bedeutung der Infinitesimalmethode in einem Vortrage in der Philosophischen Gesellschaft an der Wiener Universität eingehend dargelegt und dann in der zweiten Auflage der Philosophie der That einen gedrängten Abriß der Ergebnisse geboten. Doch blieb das alles ohne jede Resonanz. In jenem Vortrage war ich von der Stetigkeit ausgegangen, hatte die Inkommensurabilität derselben mit der Quantität gewürdigt, befaßte mich dann mit dem Gang und Wesen der Methode, prüfte sehr eingehend die symptomatische Geschichte und Vorgeschichte des Problems und Prinzipes und gelangte dann zu einer sehr ausführlichen Erörterung der bis dahin, soviel ich weiß, ganz unbeachteten philosophischen Bedeutung der Infinitesimalmethode. Nach eingehender Darlegung der im Texte diesbezüglich folgenden Erwägungen durfte ich mit dem begründeten Hinweise schließen auf eine sich ergebende Philosophie der autonomen Bewährung!

indem diese gegenseitig in Beziehung gebracht worden sind, als Dualismus von Masse und Bewegung; die Verbindungsverhältnisse beider aber werden zum Naturgesetze. Anders ausgedrückt heißt das, daß diese beiden Extreme und Richtungen, die wir doch nie isolieren können, und die dabei in umgekehrten Verhältnisse stehen, wie wir schon gesehen haben, und in Hinsicht auf welche sich uns in letzter Linie alle physikalischen Erscheinungen darstellen müssen, ausnahmslose Geltung haben. Dieses Naturgesetz bedeutet also, daß alles Physikalische auf Masse und Bewegung zurückführbar sein muß und daß diese Zurückführung unsern Weg der Wissenschaft bedeutet. Daß wir Masse und Bewegung nie getrennt finden können, heißt andererseits, daß wir es in der Physik nur mit Kräften, das heißt mit Kombinationen von jenen beiden Faktoren zu thun haben können, und daß die Stoffe und ihre Aggregationen auf Masse und Bewegung, bezw. auf Kräfte zurückzuführen sind, ja daß zu den uns bekannten Aggregatzuständen auch andere kommen könnten, die unsrem massedichten Milieu gegenüber das Überwiegen der Bewegung repräsentieren.

Um für unsren Intellekt brauchbar zu sein, muß daher die Physik alle Naturerscheinungen in letzter Linien auf quantitative Funktionen von Masse und Bewegung, das heißt auf Mechanik zurückführen können.

Es ist klar, daß das Gesetz der Erhaltung der Energie sich in ein Gesetz der Erhaltung der Masse und in ein solches der Erhaltung der Bewegung auflöst und daß die Bewegungserhaltung die einzig mögliche Erklärung für alle Kraftübertragung ist. Mit der Masse allein läßt sich diese gar nicht verstehen, Kraft ohne Masse ist aber andererseits überhaupt nicht verständlich. Auf eine befestigte Platte ausgeführte Schläge, oder Reibungen an dieser, gehen in Molekularbewegung über und erzeugen Wärme, die bei weiterer Steigung in Atombewegung übergehend chemische Effekte, Verbrennung usw. mit sich bringt, die dann in Strahlung sich umsetzen. Wir erkennen gleichzeitig, daß die Aggregatzustände des Festen, Flüssigen, Luftförmigen, Ätherförmigen usw. mit der Bewegungsintensität im Verhältnis zum Massenfaktor zu thun haben, wobei nur wieder festzuhalten ist, daß wir ebensowenig von einer absoluten Masse wie von einer absoluten Bewegung sprechen können.

Nie wollen wir aber bei dem allen übersehen, daß das Gebiet des Physikalischen oder der Kraft selbst hinwiederum nur eines der beiden dualistischen Gebiete des Lebens ist, d. i. des Geistes und der Kraft.

Wir haben oben darauf verwiesen, daß wir noch über den Stoff sprechen werden. Zuerst nahm man letzte Teilchen an, Atome, wie sie schon die althellenischen Philosophen Demokritos und Leukippos nannten und die man heute Moleküle nennt. Später wurden diese „letzten" Teilchen noch chemisch zerlegt, Atome im heutigen Sinne, und seither hat man diese letzten Teilchen der chemischen „Grundstoffe" noch weiter zurückverlegt und in Elektronen und Protonen getrennt, negative und positive Ur-Teilchen. Das Atom zerfällt hiernach, es sei an die geniale Idee von Niels Bohr erinnert, dem es an Erkenntniskritik keineswegs mangelt, in ein Weltkörpersystem von zentraler Masse und umkreisender Bewegung, wobei man natürlich nur nicht wieder über das Ziel schießen und so weit gehen darf, wie es einige Physiker bequemer und unbesonnener Weise gethan haben, den einen Faktor als bloße reine Masse, den andern als reine Bewegung anzusehen. Umgekehrt kann man natürlich die wirklichen Weltkörpersysteme für Atome eines von uns nicht überblickbaren Welt-

stoffes ansehen, wobei die Planeten die Elektronen repräsentieren würden, während das in verhältnismäßiger Ruhe befindliche Zentralgestirn das Proton wäre, und zwischen diesen dualen Teilen eine Polarität wie im Atome zwischen negativen und positiven Teilen bestehen würde, ein Begriff der freilich ebensowenig erklärt, wie es der Begriff der Gravitation vermag. Wir erkennen in der modernen Atomtheorie eine unfreiwillige Annäherung an die Auffassung von Masse und Bewegung als die letzten Grenzen unseres Naturerkennens, sowie an die daraus sich ergebende Folge, daß es ungereimt ist, von einem Urstoff zu sprechen, den es gar nicht geben kann, bezw. und richtiger gesagt, daß der Stoff nur ein spezieller Aggregationsfall der Kraft ist, und daß auch die Kraft immer ein Ergebnis von Masse und Bewegung ist, sodaß auch von einer Urkraft zu sprechen keineswegs angeht, — ebensowenig wie von einer letzten Wahrheit . . .

Wenn eine erkenntnistheoretisch fundierte naturphilosophische Rechenschaft einmal zur Grundlage der Einsicht in das unabsehbare physikalische Erfahrungsgebiet gemacht worden sein wird, dann werden diese Erfahrungen zielbewußter und erfolgreicher, als es bisher möglich war, beherrscht und wissenschaftlich schöpferisch erst erobert werden können.

Wir haben in einem früheren Abschnitte die ausnahmsweise Stoffanhäufung in unserem Milieu erwogen. Im Sinne der vorliegend vertretenen Anschauungen heißt jene Stoffanhäufung nichts anderes, als ein in den Kräfteverhältnissen weitaus maßgebendes Überwiegen des Massenfaktors im Vergleiche zur Bewegung, als dem anderen Faktor aller Naturerscheinung. Die Analogie mit dem Aufbau der Atome braucht uns in dieser Erwägung nicht zu stören, denn wenn auch die Elektronen gegenüber dem Proton an Masse kaum in Betracht kommen können, so sind sie doch dichtmassig im Vergleiche zu dem freilich auch nicht leeren Zwischenraume zwischen beiden, gleichwie ja auch der Weltraum irgendwie „äther“-erfüllt gedacht werden muß. Wir müssen uns überhaupt davon Rechenschaft geben, daß eine isolierte Betrachtung nur den Wert einer Arbeitshypothese haben kann, während der „Ozean der Wahrheit“ sich ins Unfaßbare erstreckt. Wir erinnern uns an Goethes Wort gegen Albrecht von Haller: „Natur hat weder Kern, noch Schale; alles ist sie mit einem Male“.

Daß da, wo unsere Sinne und Instrumente nichts mehr anzeigen, nichts sei, ist ein Köhlerglaube. Schon Leibniz hat an Bernouilli im August 1698 geschrieben: „Ich wundere mich, daß Huyghens und Newton ein Vacuum zugeben“. Betrachten wir nun einmal die Gravitation, die Schwerkraft als Ergebnis von Masse und Bewegung. Die beständige „Anziehung“, die alles auf Erden zum Mittelpunkt derselben hinerleidet, oder anders ausgedrückt, der beständige Druck, den da alles auf seine Unterlagen ausübt, kann nur einem beständigen Bewegungsimpulse zuzuschreiben sein, der im Weltraum, im „ätherischen“ Weltall, herrscht, in welchem geradeso der Bewegungsfaktor überwiegt, wie in unserem Milieu die Masse. Auch verschwindend geringfügige Masse wird durch überwältigende Bewegung zu größerer Kraft gesteigert, und ist die Ursache dauernd, dann ist eben auch die Wirkung dauernd. Einmal aber eine Massenanhäufung gegeben, wie wir sie bei uns von vorneherein feststellen müssen, so bedeuten die von allen Seiten kommenden ätherischen Bewegungsimpulse eine konzentrische Richtung. Wo aber ihr Eintritt durch einen näheren Weltkörper abgeschirmt, d. h. verhindert wird, dort muß

durch das Überwiegen der anderweitig kommenden Impulse eine Flutwelle werden. Die auf die Schwerkraft bezüglichen konkreten Verhältnisse, bei denen insbesondere auch die durch die Umschwungsbewegung der Erde entstehende Fliehkraft eine Rolle spielt, sind sehr verwickelt. Es ist aber klar, daß eine wirkliche Aufhebung der Einwirkung der Schwerkraft nur unter Hinsicht auf die Ätherbewegung erfolgen könnte.

Innerhalb der uns geläufigen Aggregatzustände stehen Wärme und Dichte in einem gewissen Gegensatze, insofern ja die Wärme die Körper ausdehnt; aber auch in einem gewissen Einklang, insoferne die Wärme z. B. in sehr dünnem Milieu kaum möglich ist. Daher die große Kälte in hohen Höhen und zumal im Weltraum. Daß aber kein sogenannter Wärmetod, keine Entropie, bevorstehen kann, d. h. keine allgemeine Wärmeausgleichung*), das ergibt sich wohl schon daraus, daß andersgeartete Kräfte sich in Wärme umsetzen und umgekehrt. Andererseits ist das Leben viel zu abhängig von verhältnismäßig geringen Temperaturschwankungen, als daß es für eine willkürliche Hintanhaltung der Entropie in Betracht kommen könnte. Aber daß überhaupt ein allgemeiner Kräfteausgleich nicht stattfinde, dafür ist wohl von Bedeutung, daß die beiden Faktoren jeder Kraft, die Masse und Bewegung, einander, wenn auch nicht völlig, ersetzen können, daß sie also in Hinsicht auf das Kraftmaß im umgekehrten Verhältnisse stehen. Wenn man sich nämlich vorstellt, wie Kräfte sich ausgleichen, so bedeutet das keineswegs, daß auch die Masse und die Bewegung ausgeglichen seien. Im Gegenteile treten durch den Ausgleich zweier Kräfte die Ungleichheiten der bezüglichen Massen und Bewegungen, die bei gleichen Energien keineswegs gleich verteilt sein müssen, erst recht in die Erscheinung. Unabsehbare Quellen von Energie mögen erschlossen werden als Ergebnis bestehender Unausgeglichenheit. Die in der modernen Physik bedeutungsvoll gewordenen Entropiefragen setzen übrigens voraus, daß die Welt eine, wenn auch noch so ferne Grenze habe. Unter dieser Voraussetzung, die aber ebenso überschwänglich und erkenntnistheoretisch naiv ist, wie die andere Ansicht, daß das Weltall keine Grenzen habe, wäre dann aber überhaupt nicht einzusehen, warum der Ausgleich nicht längst schon stattgefunden habe. Daß dies nicht der Fall ist, wäre dann ein Beweis mehr für die Richtigkeit unserer Auffassung von der Masse und Bewegung.

Unsere naturphilosophische Anschauung ergibt nebenbeibemerkt ohne weiteres, daß ein absolutes Geschwindigkeitsmaximum, wie es die „Relativitätstheorie“ Einsteins lehrt, also eine Grenze für das Verhältnis von Masse und Bewegung, unmöglich ist.

Es darf nicht der Zweck dieser Ausführungen sein, ein im Detail durchgearbeitetes physikalisches System zu bieten. Nur um eine vorläufige Bewährung hat es sich hier handeln dürfen. Es muß sich versagt werden, vielleicht bedeutsame, ja naheliegende, aber nicht genügend gründliche Ausführungen z. B. über die Umwandlung von Elementen, über das System derselben, den Chemismus überhaupt, oder über die Elektrizität, über den absoluten Nullpunkt und die Temperaturen zu bringen. Nur die ganz

*) Daß die Wärme die Körper ausdehnt und daß sie nur vom wärmeren auf den kälteren Stoff übertragbar ist, das ist nach der hier dargelegten Auffassung leicht verständlich, weil das wärmere, also stärker bewegte Molekül, bei gleicher Masse eben eine größere Bewegung hat, die beim Ausgleich zusammenstoßender Kräfte dann auf die schwächer bewegten übergeht, nie aber natürlich auf die stärker bewegten.

weiten Umrisse einer Anschauung des physikalischen Gebietes vom Standpunkt unserer philosophischen Rechenschaft in ihrer strengen, aber ebendeshalb vielleicht schöpferisch anregenden Mündigkeit sollten geboten werden.

Über beiden Reichen des Gedankens und der Natur, zugleich aber innerhalb beider, steht, wie wir jetzt wohl besser beurteilen können, synthetisch das dritte Reich der That, der lebendigen Individuation. Wir werden in einem späteren Abschnitte sehen, welche Bedeutung die drei Reiche für die Geschichtsauffassung haben und für den Sinn der Geschichte. Von diesem ist im Grunde auch im nächsten Abschnitt schon die Rede. Aber jenes dritte Reich der Synthesis und That ist nicht das Ziel, vielmehr das Mittel eines unbekannten Zieles. Die That, mit Wahrhaftigkeit gethan, vermehrt den Segen in der Welt. Vor allem aber wirkt die That, unanstrebbar wie unabwendbar, unrufbar wie unablehnbar, unentreißbar wie unvermeidbar auf den Thäter selbst zurück. Darin aber liegt wohl die wertvollste uns zugängliche Strecke auf dem Weg zum unbekannten Ziele: Wir selber werden uns zu Stufen desselben.

Es handelt sich um keine Metaphysik, sondern Ethik; um keinen Optimismus oder Pessimismus, sondern autonomes Maß und That, also heroische Autonomie; um keinen Theismus und keinen Atheismus, vielmehr ein unbekanntes Ziel und demgemäße echte Religion.

Das aber war der Hauptzweck und ist das Hauptergebnis dieser naturphilosophischen Rechenschaft, daß wir auch in ihrer Richtung die autonome Stellung des Menschen bewahrheitet finden. Echte philosophische Rechenschaft, zu der nicht zuletzt auch die naturphilosophische Rechenschaft gehört, führt zum letzten und höchsten Ergebnis: von der Mündigkeit zur Bewährung, von der Rechenschaft zur Richtschaft, von der Philosophie zur echten Religion.

11. Das autonome Maß.

Mechri per he tou theou physis autois exerkei — so sagt Platon, wie uns schon bekannt, in seinem letzten Dialoge von den Atlantiden — solange noch die göttliche Natur in ihnen vorwaltete: blieben diese Menschen wachsend, blühend, unverkümmert und ohne Entartung. Der sogenannte Euhemerismus, die Annahme einer Gotteskindschaft, die alle arischen Mythologien enthalten, insbesondere auch die antike und die germanische wandelt sich uns in die Erkenntnis um vom autonomen Maß als dem göttlichen Funken in uns, in das Bewußtsein von unserem besseren Selbst. To en hemin theion, das Göttliche in uns, nennen es die Neuplatoniker, und Meister Ekkhart findet „den got in ime selber", den Gott in seinem Innern selbst. „Es ist etwas in der Seele", sagt er (vgl. Tauler, 1521 Fol. 274), „das über der Geschaffenheit der Seele ist; es ist göttlicher Art, einfältig in sich selber, ein lauteres Nichts, mehr ungenannt den genannt, und mehr unbekannt, denn bekannt". Die Emanation aus dem göttlichen Pleroma bei den Gnostikern, wohl auch das letzte Geheimnis der antiken Mysterien, sowie das Kämpferprinzip gegen das Schlechte und für das Gottesreich durch die Förderung edlen Lebens und Besserung der Bösen bei Zarathustra gehen auf das autonome Maß in uns zurück.

So sind wir mit Edelstem solidarisch, sei es auch tausendmal edler als wir selber sind. Alle Kritik, aller Pessimismus, aller sogenannte Weltschmerz haben jenen Maß-Stab zur Grundlage und setzen ihn erst recht ins Licht. Auf ihm beruht das Gewissen, auf ihm der Eindruck der Weihe des Todes. Ja in letzter Linie ist sogar der Tod selber eine solche Probe für ein autonomes Maß in uns, insofern er einen Widerspruch des Lebens mit den realen Verhältnissen bekundet. Die Individuation selbst, also Geburt und Tod zusammen, mag andererseits eine Gegenfolie bedeuten für unser unbekanntes, aber durch das autonome Maß gewiesene Ziel.

Wer ohne Nebenabsicht für die Wahrhaftigkeit leidet, wer mündig und ethisch den Freitod wählt, die Völker zumal, die um ihrer edlen Überzeugung willen ausgemordet oder doch verschwunden sind, auch sie haben ihr autonomes Maß bewährt, ihr autonomes Ziel bewahrt.

Selbst der Humor, der freilich auf die That und auf ein Ziel verzichtet, ist, unpersönlich gleichsam, und doch subjektiv, ein Dokument des autonomen Maßes, lachend und weinend zugleich über den Widerspruch zur elenden Welt.

Ein anderes, tragisch und rührend zugleich erscheinendes Dokument sind die unfreiwillig sich bietenden Züge der Enttäuschung in jedem älteren Gesichte, manchmal begleitet vom Ausdruck einer überlegenen unbeschreiblichen Güte. Erst im Alter gewinnt man eine gewisse Unbefangenheit gegenüber dem Leben, zugleich mit der sehnsüchtigen Erinnerung an die wunderbar ahnungsvollen Stimmungen der Kindheit, die selber schon ein Dokument sind für das autonome Maß. Wir wollen hier auch auf den Abschnitt über das Fortschrittsproblem verweisen, zumal auch darauf, was wir dort angedeutet haben über die züchtende Wirkung von Sehnsucht und Ideal; oder auf den Abschnitt über Ethik und Wiedergeburt in Hinsicht darauf, daß selbst die pessimistische Verzweiflung einen göttlichen Funken beweise, der wert ist, angefacht zu werden, zu fruchtbarer That; oder auf den Abschnitt über die Bürgschaft des autonomen Zusammenklangs und das dort über die Bedeutung der Schönheit Gesagte.

Warum aber gelten unsere schlechten Eigenschaften nicht fürs autonome Maß? Woher die Qualifikation des Schlechten? Die Unterschiede sind im Grunde Selbstbelügung und Wahrhaftigkeit, Lüge und Ethik. Sollen wir der Lüge glauben?

So ist gerade die Erkenntnis von der Schlechtigkeit ein Zeichen für das edle autonome Maß in uns.

Das Wort von der Vanitas, vanitatum vanitas des Predigers in der Bibel steht freilich auf anderem, nämlich auf nihilistischem Standpunkt. Nur wer sich selber nicht mehr verachten kann, ist ganz verächtlich. Daß der Gott des alten Testamentes den Menschen aus Staub schuf und zum Staube zurückkehren hieß, das dürfen wir für unsere These vom besseren Selbst ebensowenig in Rücksicht nehmen, wie auch das andere Dogma, daß er ihn nach seinem Ebenbilde schuf. Wenn der Apostel Paulus (Cor. I. 6. 19 f.) sagt: „Wißt ihr denn nicht, daß euer Leib ein Tempel des in uns wohnenden heiligen Hauches ist, den ihr von Gott empfangen habt", und „ehrt den Gott in eurem Leibe", so bekundet er gleichzeitig in niederschmetternden Worten, was aus der Anerkennung der erhabenen Idee eines göttlichen Funkens, eines edlen Maßes in uns für die knechtische biblische Mentalität sich ergibt, indem er dazu erklärt: „Ihr gehört also nicht euch selbst. Ihr seid um einen teuren Preis gekauft". Das ist der Standpunkt im Reich des Christengottes Jehova.

Friedrich Theodor Vischer sagt in seinen lyrischen Gängen: „Wir haben keinen lieben Vater im Himmel. Sei mit dir im Reinen! Man muß aushalten im Weltgetümmel auch ohne das. Was ich alles las bei gläubigen Philosophen lockt keinen Hund vom Ofen. Wär' Einer droben in Wolkenhöhen und würde das Schauspiel mit ansehn, wie mitleidlos, wie teuflisch wild Tier gegen Tier und Menschenbild, Mensch gegen Tier und Menschenbild wütet mit Zahn, mit Gift und Stahl, mit ausgesonnener Folterqual, sein Vaterherz würd' es nicht ertragen . . . Wohl dir, wenn du das hast erfahren und kannst dir dennoch retten der Seele Hoheit. In Seelen, die das Leben aushalten und Mitleid üben und menschlich walten, mit vereinten Kräften wirken und schaffen trotz Hohn und Spott: das ist Gott."

Ich kann mir nicht versagen, aus dem Testamente eines edlen, ernsten, wenn auch politisch naiven Wiener Philosophen, Friedrich Jodl, — ich fand im Nachlaß meiner teuren Mutter von ihr geschrieben die Abschrift — eine hierher gehörige Stelle zu zitieren: „Das wahrhaft metaphysische, das was über die Natur und ihren Zusammenhang hinaus führt, weil es in ihr nirgends verwirklicht ist, ist das Gute, die Reinheit, die Vernunft, die Liebe, das Ideal, mit einem Worte, wie es allen edlen und tief angelegte Gemütern der Geistesgeschichte vorgeschwebt hat: nicht gebannt an die Bilder und Formeln eines einzigen Glaubens, sondern an die ganze Fülle des innersten Lebens und geistigen Schauens, die sich in der Menschheit seit Jahrtausenden erzeugt hat. Wer dieses Gottes voll ist, der bedarf der Formeln und Symbole nicht mehr."

Wenn ein angeblich indisches Wort sagt, im Steine schlafe die Gottheit, in der Pflanze atme sie, im Tier träume sie und im Menschen sei sie erwacht, so weist selbst dieser unkritisch pantheistische Optimismus, diese Art oberflächlicher Beruhigung in ihrer Annahme allgemeiner Gottdurchseeltheit auf ein autonomes Maß, das der Finsternis der Welt sein Licht verleihen will. Aber das autonome Maß hat, wie sich wohl von selbst ergibt, mit Optimismus nichts zu thun, und ein Schluß von der Thatsache unseres Maßes auf den metaphysischen Bestand einer dazugehörigen jenseitigen oder pantheistischen Erfülltheit müßte an dem Widerspruche scheitern, in welchem eine solche mit der diesseitigen Unerfülltheit oder mit dem nicht wegzuleugnenden Satanismus im Diesseits stünde. Das Jenseits ist ein kümmerlicher Begriff in Raum und Zeit. Ja das Sein selbst, der letzte Quell alles bangen philosophischen Erstaunens, ist ohne Widerspruch zu denken nicht möglich und bloß ein Begriff zwischen Gegensätzen, ein diantinomistischer Begriff. Edles Leben leidet am Widerspruche; dieses Leiden aber bekundet hinwiederum gerade seine Eigenartigkeit und zugleich seine Widerstandsfähigkeit; und gerade das autonome Maß, das sich damit ergibt, es nährt einen unversiegbaren Frohsinn in uns, weil wir durch seine Bethätigung erst wirklich, in der That wir selber werden.

Es ist das jene Stimmung, vermöge welcher es, auf die Spitze getrieben, in den Upanischaden (Brih. Up. I. 4. 10.) heißt: Aham Brahma asmi, nun bin ich Brahma; oder vermöge welcher Schwester Kathrei, die Freundin Meister Eckharts, ausrief: herre, vrewet iuch mit mir, ich bin got worden, freut euch, Herr, mit mir, nun bin ich gott geworden (VI. Traktat); oder vermöge welcher manche Christen vom Christus in ihnen sprechen können.

Auch unser angeborenes Bedürfnis nach Heldenverehrung, wie es Carlyle darthut, bekundet unser autonomes Maß.

Es ist ein edles Ackerfeld arischer Gesinnungsart, das wir kennen lernten. Est deus in nobis, agitante calescimus illo, ruft Ovid (im 6. Buche seiner Fasti): Ein Gott wohnt in uns und wir erglühen durch seine Erweckung: Gewiß nicht der Gott der Bibel mit seinen biblischen Eigenschaften und seiner lähmenden Vorherbestimmung. Wohl aber kommt dafür die Reverentia in Betracht, die innere Ehrfurcht, vermöge welcher, wie wir sahen, nach Tacitus die Germanen des Geheimnisses des Göttlichen inne werden. Oder die Aidoos, das Ehrgefühl, das in den Definitionen Platons ein freiwilliges Ergreifen des Guten genannt wird.

Der Buddhismus, der keinen Gott für sich in Anspruch nimmt, hat die Loslösung aus der Verflochtenheit mit dieser Welt des Leidens zum irdischen Ziele gemacht und im Nirwana das letzte Ziel als unbekannt gekennzeichnet. Daß auch anderen Lebewesen noch zu helfen sei und das Viele selbst sich gar nicht helfen können, daß es also gelte, helfend wieder in das Getriebe der Sansara, der Geburten, der Individuation zu kommen, solange nicht für alle Hoffnungsvollen das Nirwana erreichbar ist, das hat den Bodhisattwa, den wartenden und werdenden Buddha bekümmert, der, selber in der höheren Welt des Nirwana, dennoch Buddha auf Erden wird. So ist der Buddha in seiner Weise ein Philosoph der That; und ebenso ist er ein Philosoph der Autonomie und des autonomen Maßes, wenn er vor seinem Tode sagt: „Wahret euch selber als Leuchte, selber als Zuflucht.“ (Mahaparinibbanasuttam.) Die bloße Befreiung vom Leiden übersieht aber den Leidenden selber und den autonomen Wert des Lebens, insofern dieses ja schon durch seine Leidensfähigkeit ein autonomes Maß bekundet und insofern dessen Wirken eine Wirklichkeit bedeutet, die, wie wir später sehen werden, ein ihr entsprechendes, freilich nur negativ begreifliches, überrationales, vielleicht überindividuelles Ziel in Anspruch nimmt.

Pindaros, der große hellenische Dichter, warnt in seiner zweiten pythischen Ode (64 f.) angesichts der dem Menschen gezogenen Schranken, die Ixion überschritten hat: „Es suche zu jeglichem Thun doch jeder in sich das richtige Maß“. Seien wir uns der Schranken unseres Wesens bewußt, — die Erkenntniskritik vermag uns dazu nur zu sehr verhelfen — seien wir uns aber auch der Pflichten bewußt, die schrankenlos uns unser Wesen auferlegt, als autonomes Maß ins Unbekannte deutend.

Hier ist auch darauf hinzuweisen, was vom autonomen Maß und Ziel in der Mystik gilt und im 5. Abschnitt des IV. Buches erwähnt ist.

Wir haben gewiß kein Recht und keine Veranlassung, vom autonomen Maß und Ziel mit Hybris zu sprechen, das heißt mit Frevelmut, Vermessenheit und Überhebung, die schon die alten Hellenen bei sich selber so bekämpft und so gefürchtet haben. Allein immerhin gehört unser Maß-Stab zu dem großen harmonischen Dreiklang, der aus ihm selbst, dem autonomen Maß, besteht, dann aus der Ethik, und endlich aus der That als des für uns entscheidungsvollen Mittels einer kongenialen Bethätigung unseres Wesens, unseres besseren Selbst und seines Wegs ins Unbekannte, sowohl was Gattung, wie was Individuum betrifft. Die drei Faktoren des Maßes, der Ethik und der That gehören wesentlich zusammen und können isoliert gar nicht gewertet werden. Aus ihrem Dreiklang aber ergibt sich, zwar keineswegs mit Notwendigkeit ein individualistisches, wohl aber ein autonomes unbekanntes Ziel. Maß, Ethik und That sind die Grundlage des großen autonomen Dokumentes, des Gewissens,

die Grundlage der großen Lehre, daß wir wollend selber werden, der großen Weisheit von dem Werden durch das läuternde, befreiende, moralische Entwerden. Maß, Ethik und That zusammen sind Heroismus, sind das Erhabene. In seiner Abhandlung über dieses nennt es Schiller „das absolut Große in uns" und stellt fest, daran könne „selbst die Natur in ihrer Grenzenlosigkeit nicht reichen." Ja, wie wir früher sahen, fragt schon der junge Schiller, in der ursprünglichen Fassung der philosophischen Gespräche im Geisterseher: „Nehmen wir hinweg, was der Mensch aus seiner eigenen Brust genommen und seiner eingebildeten Gottheit als Zweck, der Natur als Gesetz untergeschoben hat, was bleibt dann übrig?" Sehen wir uns aber die theistischen Konfessionen an, die Bibel zumal, so erkennen wir die uns völlig artfremden Ebenbilder, nach denen die Begründer dieser Konfession ihren Gott geschaffen.

Einsam, umgeben von Sumpf und Gestrüppe, taucht, wie eine edle Blüte, im Evangelium die Idee auf vom Reiche Gottes in uns selber, worüber wir ja schon einmal u. zw. im siebenten Abschnitt des ersten Buches gesprochen haben. Meister Ekkhart sagt in solcher Hinsicht: „Man soll Gott nicht außer sich suchen oder wähnen, sondern ihn nehmen, wie er mein eigen und in mir ist."

Wir wollen auch an die Bedeutung des Atman bei den alten Indern erinnern, das in seinem Wert dem Brahman für nicht fremd gehalten wird. Wir wollen an die Bedeutung dieses Atman als des unbekannten Ich in seinem Verhältnisse zum unbekannten Brahman erinnern, ein Verhältnis, das sich manche unserer Lerner der indischen Philosophie bequem und seicht als ein automatisches Zusammentreffen vorzustellen pflegen. Die Upanischaden, die sich den Veden anschließen, und auch das wenig jüngere uralte Gesetzbuch des Manu stehen da aber in letzter Linie auf dem Standpunkt des Agnostizismus, des Nichterkannten, Nichtzuerkennenden. Wir wollen ferner der Quelle des Guten in uns gedenken, wie sie Marc Aurel feststellt, der platonischen Idee und der aristotelischen Entelechie, und noch mehr des Hochgedankens der Autonomie bei Kant, die wir nicht mit der stoischen bloßen Autarkie oder Selbstgenügsamkeit verwechseln dürfen. „Vergiß dein Ich, dein Selbst verliere nicht", so ruft uns Herder zu. Oder um auch einen neueren Dichter zu zitieren, u. zw. Björnson: „Wo gute Menschen wohnen, da sind Gottes Wege." Endlich sei an Schopenhauers „besseres Bewußtsein" nicht vergessen, von dem er sagt, daß man es symbolisch Gott nennen könne (Nachl. hsg. Frauenstädt, S. 435), wenn ihm auch das Wort Gott zuwider ist, „weil es in jedem Fall nach außen versetzt, was innen liegt" (Aphorismen a. d. Nachlaß, hsg. Weiß, S. 264). Kant sagt an vielen Stellen, nur milder, dasselbe. Man lese nur z. B. mit Aufmerksamkeit den Streit der Fakultäten. Nur jene Auslegung nennt Kant authentisch, wobei „der Gott in uns selber der Ausleger" ist, „weil wir niemand verstehen, als den, der durch unseren eigenen Verstand und unsere eigene Vernunft mit uns redet, die Göttlichkeit einer an uns ergangenen Lehre also durch nichts, als durch Begriffe unserer Vernunft, sofern sie rein moralisch und hierdurch untrüglich sind, erkannt werden kann."

Wie könnten wir den Feind lieben, wenn nicht auf Grund des Edlen, das wir in ihm erkennen, und auf Grund unseres Maßstabes sozusagen, der uns das Edle in ihm werten läßt? Wie könnten wir überhaupt nur leben wollen, wenn nicht auf Grund des göttlichen Funkens in uns, und auf Grund der Bürgschaft, die ihm zuteil wird in der Pflicht der Wahr-

haftigkeit, in der uneigennützigen Liebe und in der uneigennützigen Bewunderung der Schönheit und Persönlichkeit? Wie könnten wir unabhängig auch im Unglück und im Tode sein, wie konnten es unsere Helden, wenn nicht im letzten Grunde durch das autonome Maß?

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken; läg nicht in uns des Gottes eigne Kraft, wie könnt' uns Göttliches entzücken?"

Das autonome Maß steht über dem Leben. Leben ist nicht notwendig. Lieber tot als Sklave oder Schuft. Aber Edelleben ist nötig.

Das autonome Maß ist der Sinn der Geschichte.

12. Kein Optimismus.

Das autonome Maß, von dem wir eben sprechen, bedeutet noch keinen Optimismus.

Wir haben weiter oben geologische und astronomische Betrachtungen angestellt. Noch viel bedeutsamer aber sind für die Frage, die uns in Hinsicht auf den Optimismus beschäftigte, die Erinnerungen aus der Menschengeschichte, die wir im zweiten Buche wachgerufen haben. Welche Tragödien! Die moralische Weltordnung, auf die man hoffen könnte, ist, wie wohl niemand leugnen wird, nicht realisiert. Vor uns erhebt sich, rätselhaften Angesichts, die bange Frage des Fortschrittproblems und verlangt nach einer Antwort. Wir werden sie im vorletzten Abschnitt dieses Buches im Sinne der Philosophie der That zu erteilen suchen.

Die Menschengeschichte, soweit sie überhaupt diesen Namen verdient, lehrt keinen großen kulturellen Fortschritt, sie bietet nur stellenweise erhebende Größe von Edelmenschen, sonst aber eine Auslese der Schlechten, ein Herabnivellieren auf das Niveau der Unpersönlichkeit und des Herumbeißens um die Futtertröge. Sie lehrt das Vorhandensein einer gewaltigen Unterthanschaft des Jahwismus, von dem wir schon gesprochen haben. Sie erweist die Einsamkeit, die Verlassenheit, das Totgeschwiegen- und Verleumdetwerden, die Vertilgung und Vernichtung guter Ansätze und hoffnungsreicher Anläufe. Das ist unsere Lage; so sieht es aus in unserer Zivilisation, mit unserer Kultur.

Aber geradeso, wie alle Skepsis, aller Zweifel an einer moralischen Weltordnung nur zur sebstbewußten Autonomie hinleitet, — bei aller nur zu nötigen Bescheidenheit — so wird uns alle Kritik und aller Pessimismus, wie wir schon sahen, zuletzt zum Gegenbild, zur Folie für das autonome Maß, vermöge dessen wir diese kritischen Urteile fällen. Der göttliche Funke, die Liebe zum Edlen, das Empfinden für Schönheit, die ethische Pflicht, die That und die Persönlichkeit, die Wurzel dieser Früchte liegt in uns selber und ist die Grundlage unsrer heroischen Autonomie.

Eine moralische Weltordnung, wie sie z. B. Fichte in der berühmten Atheismusnummer seines philosophischen Journales als das „Gewisseste und einzig absolut giltige Objektive" proklamierte, würde die Lösung aller Fragen, die Stillung aller Schmerzen, die Erfüllung aller edlen Hoffnungen bedeuten. Diese Schmerzen, diese Hoffnungen sind unser Reichtum,

weil sie, negativ die einen und positiv die andern, unser autonomes Ziel bedeuten.

Können wir von einer moralischen Weltordnung sprechen, ohne schamrot zu werden, wenn wir der Unmoral, der Grausamkeit, der Niedrigkeit, der Lüge in uns selber gedenken, aber auch des Kampfes um die Nahrung, des Lebens vom Fressen des Lebens, des unauslöschlichen Schandflecks des Lebens vom Sterben, der Scheußlichkeiten bei der Zeugung und Ernährung, des Nebeneinanderbestehens eines heftigen Willens zum Leben und der Verurteilung aller zum Tode? Ist in diesem Leben das Ideal überhaupt auch nur soweit zu erreichen, als es angesichts der vorhandenen Thatsachen von unsrem autonomen Maß gewiesen wird? Nur in heroischer Autonomie vermag sich, soweit wir selber in Frage kommen, das Göttliche in uns hindurchzuringen. Davon wird später noch zu sprechen sein, zumal im Abschnitt von den Wirkungssphären der Thaten.

Es geht jedoch nicht an, aus solcher Schinderstätte, wie sie auf Erden ist und wie sie, wie wir erkannten, von der biblischen Mentalität nur noch gesteigert wurde, einfach davonlaufen zu wollen, sei es auch durch Entsagung und Askese, was freilich nebenbeibemerkt immerhin auch als That zu werten wäre. Sondern es gilt dem Edlen, wo immer es sei, und wie sehr es uns auch übertreffen möge, thatkräftig an die Seite zu treten, das Unglück nach Kräften zu lindern, dem Schlechten aber mit Mitleid, doch nicht mit Duldung zu begegnen.

Wir haben früher vom Bodhisattwa, dem werdenden Buddha gesprochen, und wir weisen hier darauf hin, wie Christus himmelhoch Jehova überragt, wenn er sich hingibt, den Menschen zu helfen.

Vielleicht ist ein kleiner Fortschritt der Menschengeschichte darin gelegen, daß die äußere Sklaverei abgeschafft ist, daß die Frauen nicht mehr entrechtet sind. Aber der königliche Weg der Liebe ist schon im Evangelium mit Lohnversprechen in Verbindung gebracht, und Paulus hat Lob und Preis der Liebe im ersten Korintherbriefe alsbald ganz alttestamentarisch mit der Verfluchung verbunden und versehrt, und mit der Emporhebung der Niedrigkeit. Wir müssen diesen „Weg über alles" der Liebe von solchen Minderwertigkeiten befreien und zur Liebe des Edlen gestalten. Wir müssen, soweit an uns gelegen, die Scheußlichkeiten des Lebens lindern und mildern. Durch Liebe zum Edlen, durch Wahrhaftigkeit und That möge es uns gelingen, Persönlichkeiten zu werden, die über die mechanisch fortschreitende Technik, über die wachsende Zivilisation hinweg den Menschen in sich selbst erheben. Ohne diese Erhebung würde die Zivilisation zur Gefährdung der Gesellschaft werden, nicht nur infolge der furchtbaren Angriffswaffen, die sie destruktiven Elementen bietet, sondern vor allem dadurch, daß sie den Menschen veräußerlicht und unterjocht.

Die ganze antike Philosophie hat den Zustand der irdischen Welt entsprechend gewürdigt. Der Gott der Bibel aber (Mos. I. 1. 31.) überblickt diese Welt, die er geschaffen, und findet, daß alles sehr gut sei. Dieser biblische Optimismus setzt sich in widerlich süßlicher Weise fort in der oberflächlichen Selbstbetörung und falschen optimistischen Phrase von der Gottdurchdrungenheit des Alls*). Pantheismus und Monotheismus gehören eben zusammen. Der Mensch ist aber auf sich selbst gestellt.

*) Der österreichische Dichter Anzengruber — ich weiß mich seiner schönen blonden Tochter zu erinnern — hat in der Gestalt des Steinklopferhans in den „Kreuzelschreibern" einen phanteistisch angehauchten Menschen geschildert, den auch der

Gegenüber den fluchbegleiteten Liebeshymnen des Apostels Paulus wollen wir aber mit den reinen Worten Arthur Schopenhauers schließen (W. a. W. II. S. 261 f.): „Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie, und ebenfalls die Schönheit überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Wo diese in hohem Grade hervortritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr ersetzen, daß man solche vermißt zu haben sich schämt."

„Nichts macht so groß", sagt Dante (Conv. I. 10.), „als die Größe der inneren Güte."

13. Das Leiden und die That.

Der Märtyrer, der auf die zugesagte Seligkeit hin sich opfert, ist nicht anders wie ein Börsenspekulant. Aber Sokrates, Decius, Regulus, Winkelried, Bruno, der zum Dogma nicht zu bewegen war, und viele andere sind Helden der That, trotzdem, oder vielmehr gerade weil sie, ehrenhaft und ohne Lohn, das Sterben auf sich genommen haben. Heroisches Leiden bekundet Adel. Jeder heroisch Sterbende ist ein Held der That, weil er das Göttliche in sich durch seine Persönlichkeit dem Tode gegenüber bewährt.

Will er denn sein Glück? Er will sein Werk, er will seine wahrhaftige That. Er will sich selber treu bleiben und sein edles autonomes Maß bewähren. Das ist das größte Werk und dessen Ergebnis ist vor allem der Thäter selber als Persönlichkeit. Indem ein solcher Leiden, ja Sterben der inneren Entehrung vorzieht, oder dem Leiden und Sterben Vieler, ist sein Leiden eine That, und lebt er lebendiges Leben und stirbt er lebendigen Tod.

Wie kümmerlich ist dagegen der schlaue Spekulant auf materielles Wohlergehen, sei es im Diesseits, sei es im Jenseits.

Nur keine Ehrlosigkeit, nur keine Geheimbürgschaft. Denn mit solcher hängt wesentlich der Terror zusammen, der Kadavergehorsam und die Heiligung der Mittel durch den Zweck, wie wir das beim Freimaurertum und beim Jesuitismus kennen lernten, und wie es das Judentum den anderen Völkern gegenüber zu praktizieren hat. (Vgl. Mos. II. 3. 21 f; 12. 35 f.) Vielleicht glauben da manche, es sei ihnen die Verantwortlichkeit genommen worden und sie komme der Geheimbürgschaft selber oder Jehova zu, oder sie sei überhaupt übertragbar, z. B. gemäß echter biblischer Autorität und Mentalität einem Sündenbocke (Mos. III. 16. 20 ff.), man müsse nur „beide Hände auf dessen Haupt legen, alle Missethaten und Sünden Israels bekennen und sie dem Bocke auf den Kopf lasten und ihn dann

---

begabte Bildhauer des Anzengruberdenkmales zu seinem Gegenstand gewählt hat. Wie schwächlich ist aber dieser immerhin gesund gezeichnete Pantheist mit seinen Worten: „Du g'hörst zu dem all'n und dös all's g'hört zu dir; es kann dir nix g'schehn", im Vergleiche zu desselben Dichters herbem tragischen Volksstücke „Der Meineidbauer", wo ein Segen Isaaks geschildert wird, dem Esau vermeint und dem Jakob zugeschoben, und wo die gute alte Burglies den manichäischen Satz sagt: „Dö Welt taugt mir nit, wo so was d'rin g'schehn kann. Seit damals heißens mich gottlos", ihre Enkelin aber mit frischem Mut ein edles Leben ankündigt: „Da sein neue Leut' und die Welt fangt erst an."

durch einen Mann in die Wüste stoßen lassen, sodaß er alle Missethaten mit sich hinwegträgt". In Wirklichkeit aber vollzieht sich die Verantwortlichkeit unübertragbar, unablehnbar, unvermeidbar, unabwendbar.

Das Leiden bringt uns am schnellsten zur Klarstellung und Stärkung unseres autonomen Maßes, des Göttlichen in uns. Jede Durchsetzung ist zugleich Leiden: erfolgreiche mit dem Siege nach Außen, aufrecht zugrundegehende mit dem Siege nach Innen. Leiden und That sind sehr verwandt: beide voll unrufbaren, nicht hinderbaren Einflusses auf die Person des Leidenden, des Thäters, das eine unfreiwillig, die andere freiwillig, diese ein Werden durch Streben, jenes durch Sterben.

Wenn Meister Eckhart, wie wir wiederholen müssen, sagt, „das schnellste Tier, das uns zur Vollkommenheit trägt, sei Leiden", so gilt das von all jenem Erdulden, das ohne Ehrlosigkeit nicht zu verhindern oder das mit ethischer That verbunden ist. Ganz ebenso ist der edle Schmerz des Mitleids immer ungerufen. Nur im eigenen Wesen wirklich empfunden trägt uns das Mitleid wirklich zur Vollkommenheit hin.

Für den Menschen, der sein edles autonomes Maß nicht verlieren und dem Jahwismus nicht verfallen will, der also seine Ethik nicht aufgibt, weil diese Ethik selber seine Pflicht ist, für den Menschen reinen Gewissens besteht nur eine alternative Frage:

Entweder im Sinne Buddhas das Leiden zu mindern und zu verhindern, im Sinne Schopenhauers den Willen zum Leben zu verneinen, und vielleicht hierbei noch anderem Leben zu helfen: Resignierende Autonomie.

Oder aber unser edles autonomes Maß, soweit an uns gelegen, unbekümmert um Leiden zur Geltung zu bringen, außer uns und in uns selber, auf Grund der Liebe, Schönheit und Persönlichkeit, Wahrhaftigkeit und That, im Sinne eines edlen aber unbekannten Zieles: lebendiger Tod und lebendiges Leben: Heroische Autonomie.

14. Die That und die Freude.

„Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein." So bezeichnet treffend unser großer Dichterphilosoph Schiller die Lage des Menschen. „Ihn krönt die That", das ist sein Wort.

In diesem heroischen Sinne schildert er auch die heroische Zeit der alten Griechen. „Himmlisch und unsterblich war das Feuer, das in Pindars stolzen Hymnen floß, niederströmte in Arions Leier, in den Stein des Phidias sich ergoß. Bessre Wesen, edlere Gestalten kündigten die hohe Abkunft an. Götter, die vom Himmel niederwallten, sahen hier ihn wieder aufgethan."

Winckelmann, der große Historiker der antiken Kunst, hat ganz mit Recht bemerkt, daß die echten altgriechischen Statuen erkennbar sind an der ruhigen Heiterkeit ihrer schönen, heroischen Züge, die sich auszeichnen durch einen Ausdruck des Wohlwollens und der Großmut.

Wie sehr sind sie damit im Gegensatze zu der düsteren Leidenschaft, oder der verzerrenden Ruhelosigkeit und dem Nihilismus moderner Ge-

sichter. Die modernen Menschen beißen sich zwar herum um die fast leeren Futtertröge, haben aber trotzdem auf sich selbst vergessen.

Die tiefe Trauer, der der edle epikuräische Dichter Lucretius Carus angesichts der ihm sicher disgenialen epikuräischen Geschichtsauffassung verfiel, die er vertrat, hat ihm das Gemüt verdüstert und ihn wohl zum Tod geführt, den er freiwillig suchte. Der große Cicero hat uns das geniale Werk herübergerettet, das der Dichter selbst im Stiche ließ. Er beklagt am Ende des zweiten Gesanges seines Werkes, das Alles ja doch nur dem Grabe zueilt, ermüdet durch Zeit und Alter.

Memento mori, rufen die Christen. Sie fürchten die Hölle und den jüngsten Tag des Zornes und Gerichtes. Dies irae, dies illa, solvet saeclum in favilla; quid sum miser tunc dicturus, quem patronum rogaturus, cum vix justus sit securus? So singt die sklavische Unfreiheit des schlechten Gewissens, gestützt auf den monotheistischen Prophezeiungs-Sadismus des alttestamentarischen Propheten Sophonias. In Staub und Asche thun die Christen Buße, und der evangelische Rat geht dahin, Gehorsam zu leisten und den eigenen Willen, die eigene Verantwortung aufzugeben. „Ihr Sklaven", so ruft der heilige Petrus (I. 2. 18.), „seid unterthan in aller Furcht den Herren, nicht nur den gütigen und milden, sondern auch den unerträglichen".

Vanitas vanitatum, omnia vanitas, alles ist eitel, so läßt, wie wir schon hörten, Jehova nihilistisch den Prediger rufen in seiner heiligen Schrift des alten Testamentes; „besser ein lebendiger Hund als ein toter Löwe". (Eccl. XII. 8; IX. 4.)

In diesem Sinne ein lebendiger Hund zu sein, kann wahrlich keine Freude erwecken. Sklavengesinnung kann keine Freude erwecken. Der ganze Lauf der Welt kann keine Freude erwecken. Wohl aber erfüllt uns heroische Autonomie mit zurückhaltender Frohgemutheit und Freude.

Als nun in den früher gothischen Ländern des heutigen Südfrankreich, wie wir sahen, die Abkehr von der biblischen Mentalität erwachte, da geschah dies im Sinne des Kampfes für das Gute und Schöne gegen den Gott der Bibel und gegen das Übel in der von ihm geschaffenen Welt; im Sinne ritterlicher Thatenfreude. So erklärt Reutter in seiner Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter (II. S. 58.) über die Trobadors: „Die Religion, welche sie täglich verkündeten, war die der Loyalität, der Ehre, der Courtoisie". Der erotische Trieb wurde zur edlen Minne erhoben, deren wesentliche Ergänzung die ritterliche Heldenthat gewesen ist. „Der Frauensänger", so sagt Wechssler in seinem Werke über das Kulturproblem des Minnesangs (S. 409), „verehrte in seiner Herrin den Inbegriff alles dessen, was das höfische Leben lebenswert machte: Das Ideal einer neuen Menschenbildung . . . Der Frauendienst war eine Religion geworden." Es ist das derselbe Zug, den wir in der platonischen Auffassung des Eros als einer Liebe zum Edlen finden, und bei den Germanen, von denen bekanntlich Tacitus in der Germania (8) erzählt, daß sie edlen Jungfrauen eine gewisse Heiligkeit zusprechen, aber nicht aus Schmeichelei oder als wenn sie Göttinnen ernennen würden (wie in Rom).

Wie anders die Bibel, die in Eva das Weib als das Unglück des Menschengeschlechtes hinstellt und es dem Manne unterwarf (Mos. I. 3. 16.). Wie anders das neue Testament, in welchem Paulus dem Weibe immer wieder Schweigen gebietet (Kor. I. 14. 34. u. a. a. o.).

Die katharische Religionsbewegung, die wir schon kennen lernten, die höfische Erhöhung der Sittlichkeit, die ritterliche Thatkraft gehörten zusammen. Das alles kam aus derselben Anlage und demselben Bedürfnis nach einer edlen autonomen Weltanschauung und stand alles zusammen für die Albigenser in dem gegen sie gerichteten ruchlosen fluchwürdigen Kreuzzug des Papstes und der Franzosen, dem die neu erwachte edle autonome Kultur zum Opfer fiel.

Noch Dante hatte im Convivio seine Donna della finestra als die Philosophie verehrt und gesagt, „die Tugend, wo immer sie auftritt, muß ein fröhliches Gesicht haben und darf nicht traurig sein". Dann aber hat er freilich in der Komödie seine Beatrice als die durch Offenbarung erleuchtete Theologie verehrt. Die katholische Kirche hat den Minnekult durch den Marienkult ersetzt. Es war die Inquisition gekommen, es kamen die Reformation und der dreißigjährige Krieg, und endlich kam der Fluch der Geheimbürgschaften: des Jesuitismus, der Freimaurerei und des Judentumes selber. Zuletzt kam der Weltkrieg.

Was aber darniederlag, das wird mündig in uns. Es gilt heroische Autonomie, es gilt die Solidarität der Edlen.

Nur wer sich selbst getreu ist, lacht mit gutem Sinn, mit gutem Recht. So wird das echte innere Glück zu Probe und Symptom.

Es gilt nicht die Freude, die man sucht; es gilt die Freude, die man findet. Es gilt die unbekümmerte heroische That, wie wir sie, um z. B. einen sozusagen neutralen und frischen Fall zu nennen, an dem echten Germanen Lindbergh in unseren Zeiten mit freudiger Sympathie bewundert haben.

Nicht die Freude und die That ist die richtige Reihe; sondern die That und die Freude.

15. Autonome Zukunft.

Nur auf uns selber und auf unsre Solidarität sehen wir uns angewiesen mit allem Edelsten und Besten, angewiesen auf eine heroische Autonomie, die unter allen Umständen, soweit an ihr gelegen, nach bestem Wissen und Gewissen vorgeht, die Freude hat an der Veredlung des Menschen und die ihre That in die Wagschale des religiösen Bedürfnisses wirft, die That mit allen ihren Folgen, sowohl nach Außen wie nach Innen, und dann vielleicht noch mit den nach- oder überindividuellen, nach- oder überrationalen, nach- oder überpersönlichen Folgen der Persönlichkeit. Doch mehr davon später.

Nicht auf die Weltmoral können wir unsere Zukunft begründen, sondern auf unsre eigene Ethik. Diese Ethik ist allerdings nicht, was man eine Moralpredigt für Sünder nennt, aber sie ist von menschengeschichtlicher Bedeutung.

Nicht äußerliche Zivilisation, sondern innere Erhöhung, nicht unser äußerer Zustand, sondern wir selber, in unserer Solidarität mit allem Edlen, sind das Ziel der Kultur. Nur so auch vermögen wir unsere mechanisch steigende „Beherrschung der Natur" zu ertragen. Der Not und dem Elend und der Minderwertigkeit begegnen wir, ein so gebrechliches Geschlecht, durch die bescheidene, aber erhabene und fruchtbare Harmonie der

Durchsetzung unseres besseren Selbst. Nach aufwärts führt sich seine That. Wer darf sagen, er kenne gänzlich das Ziel? Wer darf sagen, er kenne es überhaupt? Die Brücke über die ungelösten Rätsel, über die nicht zu erfüllende Sehnsucht ist allein die Wahrhaftigkeit unseres Werdens. Dieses lag darnieder, dieses wird mündig in uns.

Wenn ich mir hier erlaubt habe, einiges aus der philosophischen Einleitung meines ersten Buches, noch vom Jahre 1896 und geschrieben früher, ungefähr zu zitieren, die die erste Wiedergabe der Grundgedanken der Philosophie der That gewesen ist, so weise ich jetzt in gereifter Erfahrung ausdrücklich darauf hin, daß der menschliche Fortschritt gar nicht unmittelbar gewollt werden kann. Auch hierauf kommen wir später zu sprechen.

In den nächsten Abschnitten aber wenden wir uns unserer wahrlich wohl denkwürdigen autonomistischen Rechenschaft zu, vom Unrufbaren und Unvermeidbaren, vom Unentreißbaren und Unablehnbaren, vom Unanstrebbaren und Unabwendbaren.

Diese Lehre ist so eigentümlich und wichtig und gehört zugleich so innig zum Bereiche der heroischen Autonomie, zur Philosophie der That, zu unserer ganzen autonomen Zukunft, daß ich ihr einen Namen geben will, der beides zugleich bekunden soll: sowohl sonstige wesentliche Lehren dieser Philosophie, als insbesondere auch eben diese Lehre vom Unrufbaren und Unvermeidbaren: Andiaparana.

Andiaparana klingt indisch und ist als ein neuer Name zu Ehren der Verwandschaft der Philosophien der Inder mit den übrigen arischen autonomistischen Philosophien gewählt, denen sich die Philosophie der That nicht ohne Selbstbewußtsein anreihen darf und muß.

In diesem neuen Namen sind vorerst durch Merksilben wesentliche Gesichtspunkte der Philosophie der That symbolisiert und diese wollen wir im nächsten Abschnitt besprechen. Dann aber wollen wir auf jene Kulmination der Lehre von der heroischen Autonomie zu sprechen kommen, die wir oben genannt haben und deren Gegenstand wir, wie schon im 6. Abschnitt nebenher erwähnt, bezüglich der Ethik als ethische Selbstgeschütztheit oder Unantastbarkeit, als Sacrosanctitas ethica bezeichnen, der aber als Sacrosanctitas genetica, ja als Sacrosanctitas divina noch weitergehende Bedeutung besitzt und dessen Wesen wir, wie gesagt, gesondert Andiaparana nennen.

Vorerst also über An- di- a- par- an- a,und dann über Andiaparana.

16. An-di-a-par-an-a.

Vorerst symbolisiert also das Wort An-di-a-par-an-a wie gesagt in seinen Silben wesentliche Gesichtspunkte, die wir nun an der Hand dieser Merksilben erwägen wollen, und die sich auf diese Weise in unser Gedächtnis prägen.

1. Zuerst die Merksilbe AN. Sie bedeutet die Antinomie, den wesentlichen Widerstreit. Wir sehen uns der unvermeidlichen Antinomie gegenüber, innerhalb deren sich unser Wesen bethätigt: Umfang und Inhalt in den Begriffen auf logischem Gebiete, Masse und Bewegung in den Kräften auf physikalischem Gebiete.

Wir fassen schon besprochenes zusammen.

Auf dem Gebiete des Denkens kommen die Begriffe infrage, und diese sind immer zwischen Umfang und Inhalt, und nie ohne beide. „Gehalt bringt die Form mit; Form ist nie ohne Gehalt", wie Goethe im ersten Faust-Paralipomenon sagt. Die beiden stehen aber, wie leicht zu ersehen, im umgekehrten Verhältnis, d. h. je größer der Inhalt, desto kleiner natürlich der Umfang, mit dem er andere Begriffe umfaßt, und umgekehrt. Es ist „ein doppeltes, einander widerstreitendes Interesse" der Vernunft, wie Kant sich (K. d. r. V., S. 682) in dieser Hinsicht ausdrückt. Letzte Erkenntnis aber müßte eine jedes Inhalts bar gewordene Form und eine jedes Umfangs entbehrende Artung zugleich sein, beides ebenso unvereinbar wie unfaßbar. Letzte Kraft andererseits, die als Kraft immer Masse und Bewegung zugleich ist, welche beide der gleichen Wirkung gegenüber ebenso im umgekehrten Verhältnisse stehen, wie Umfang und Inhalt der Begriffe, müßte absolute, d. h. in absoluter Ruhe befindliche Masse und absolute bloße Bewegung, also vom Standpunkt der ersteren Etwas und Nichts, oder vom Standpunkt der Letzteren Ruhe und Unruhe zugleich sein, beide Alternativen unfaßbar.

Gleichzeitig fühlen wir diese Antinomie auf Grund unseres autonomen synthetischen Wesens als unerträglich.

Wir wiederholen nun in anderer Form: Letzte Erkenntnis ist uns unmöglich; sie trägt den Widerspruch in sich selber, sie müßte eine grundlose Begründung sein; ihre Unendlichkeit geht ins Kleine und Große; ihre Ewigkeit nach vorwärts und nach rückwärts. Das letzte, zu dem wir gelangen, sind widerspruchsvolle Begriffe, abschließende Fassungen eines nur unabschließbar zu Denkenden. Das Sein selber ist, wie wir noch sehen werden, ein in sich widerspruchsvoller Begriff. Die Antinomie bedeutet aber noch lange nicht eine metaphysische Existenz. Wir können nur von einem ganz und gar Unbekannten sprechen.

Andererseits dürfen wir nicht übersehen, daß die formale Antinomie, innerhalb deren sich das Denken bewegt und innerhalb deren es auffaßt und begreift, von vorneherein einen Dualismus bedeutet, der sowohl die Begriffswelt, als die Welt der Kräfte durchdringt und der schon in der Unterscheidung dieser beiden Welten zur Geltung gelangt: das logische und das physikalische Gebiet, den Dualismus des Geistes und der Kraft. Diese dualistische Kulmination ist keine Antinomie mehr, sondern ein inkommensurabler, in sich unvergleichbarer Dualismus, der durch das Wunder des Lebens und der Individuation, anders ausgedrückt durch die Vorrationalität seiner Synthese für das logische und physikalische Gebiet unserer Bethätigung den, man möchte also sagen „bloß" antinomistischen Charakter bekommt. Daß dieser Dualismus in uns als Antinomie und damit als unerträglich empfunden wird, und daß diesem Dualismus gegenüber die Synthesis das Charakteristische des Lebens ist, das beinhaltet hiewiederum eine bedeutsame Fundierung jenes autonomen Maßes, von dem wir schon gesprochen haben.

2. Die Merksilbe DI. Sie bedeutet die Diantinomie, die Vereinigung der Gegensätze. Auf unsrem ureigenen Gebiete des Lebens, aber inter utrumque antinomiae et dualitatis, d. h. ohne diese Gegensätze, diesen Dualismus, die sich uns letztlich ergeben, für uns aus der Welt zu schaffen, bringen wir dieselben durch unsere Synthesis in Beziehung und schalten sie aus, indem wir also eine Diantinomie etablieren, ein Stadium zwischen

den Antinomien: in letzter Linie zwischen Geist und Kraft, als Seele und Leib, als Bewußtsein und Empfindung, psychologisch und physiologisch; dann auf geistiger Seite zwischen Umfang und Inhalt, oder wie wir verständlicher sagen können, zwischen Form und Inhalt, andererseits auf Seiten der Kraft oder ihres speziellen Falles, des Stoffes, zwischen Masse und Bewegung, wie wir hier also nochmals wiederholen. Eine entsprechende Überlegung lehrt, und wir sahen es ja schon, daß die Synthese von Geist und Kraft, die sich als letzte Extreme ergeben, vorrational aufgefaßt das Leben, das Wollen ist, das dann mündig geworden, die That bedeutet, sei es im Denken, sei es im Handeln.

Das Gebiet der dianomistischen Synthese ist das Gebiet des Lebens.*) Selber unfaßbar, vorrational, vor oder ohne Zeit und Raum und Grund, aber mit diesen individualisiert und sich bewußt werdend auf geistiger Seite, empfindend auf körperlicher Seite, wollend auf diantinomistischem lebendigem Gebiete im engeren Sinne. Der vergegenständlichte Begriff dieser lebendigen Individuation mag hier und da Seele genannt werden. Allein geradeso, wie man den lebendig individualisierten Stoff den Leib nennt, so den lebendig individualisierten Geist die Seele. Für „uns selbst“, für unsere Individuation, die beides umfaßt, für die synthetische Spontaneität, die unserem Selbst zugrunde liegt, haben wir gar keinen positiven Namen, wir wissen nichts über diese Selbstwilligkeit, als daß wir werden indem wir wollen, indem wir wirken, und wir können auch über die Bedeutung und das Geschick unserer Persönlichkeit nach dem Tode zwar ganz rationale Erwägungen anstellen, wissen können wir davon aber nichts. Schon Kant (K. d. r. V. II. A., S. 156 ff.) hat ausgeführt, daß wir uns selbst nur als Erscheinung erkennen, nicht aber nach dem, was wir „an sich“ selbst sind. „Das Bewußtsein seiner selbst ist also noch lange nicht eine Erkenntnis seiner selbst.“ Wir selbst sind uns ein unbekanntes Ich.

3. Die Merksilbe A, (die erste von beiden, die andere bedeutet das Andiaparana selbst) gilt der Autonomie. Gehen wir nämlich von uns selber aus, so finden wir, daß wir eine unabweisliche Sehnsucht haben nach einem Zustande der Einhelligkeit. Diese unabweisliche Sehnsucht ist eine Funktion des uns eingeborenen und wesentlich autonomen Maßes, das durch sie uns zum Bewußtsein kommt. Was wir aber da Einhelligkeit nennen, ist selber nur der mangelhafte Ausdruck für ein unbekanntes Ziel, das uns damit zu eigen ist, und das wir gemäß dieser eingeborenen Sehnsucht, aber eben inter utrumque dualitatis, nur innerhalb der Gegensätze, so bezeichnen, diantinomistisch aber nicht anantinomistisch, ohne also die Gegensätze dabei aus der Welt zu schaffen.

Hinter den Gegensätzen steht in vorrationaler, vorlogischer, vorphysikalischer Synthese**) und Individuation ein Vorbewußtes — wir dringen nicht weiter als bis zu all diesen bloß negativen Bezeichnungen — ohne einsehbaren Anfang und ohne absehbares Ende, nie exakt ergründet und zu ergründen, immer wieder in geheimnisvollem Wiederwerden sich individualisierend, für das die Vererbung bezeichnend ist, in sich unvollkommen,

*) Das Wort Leben ist stammlich verbunden mit bleiben, beharren, und bedeutet eine festgehaltene Zielstrebigkeit. — Ähnlich im Lateinischen Vivere, leben, im Zusammenhange mit vis, Kraft, also sich durchsetzen, vincere siegen.

**) Schauen ist Willkür, das Sehen selbst ist vorrationale Synthese. Dasselbe gilt vom Essen und hinwiederum vom Verdauen. Nicht minder von der Begattung und hinwiederum der Zeugung.

doch bewußt und dadurch mündig werdend, heroisch in der That: Das Leben, eine Autonomie.

Das Gebiet der lebendigen Diantinomie hat neben der vorrationalen Individuation eine zweite Seite, jenes eigentliche Gebiet der Autonomie, für welches die Erkenntnis, für welches die Empfindung ganz eigentlich bestimmt sind. Nicht in der Wahrheit und in unsrem Sein können wir zur Einhelligkeit gelangen, wohl aber in der Wahrhaftigkeit und in unserem Wesen. Diese Überlegenheit der Ethik über die Metaphysik hat Schiller herrlich im verschleiertem Bilde zu Sais dargestellt. „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld!" Unsere Autonomie liegt auf dem Gebiete der Ethik und der That! Hier schwinden die Gegensätze, hier ist die Einhelligkeit kein frommer Wunsch. Hier sind wir wirklich verantwortlich, d. h. weder frei zu thun was uns beliebe, noch unfrei zu thun, was wir sollen. Hier herrscht keine Neutralität. Hier gibt es für uns keinen verzeihlichen Irrtum, vielmehr ist bewußte Unwahrhaftigkeit im Innersten beschämend. Hier ist das Gebiet unsres Wesens, das Gebiet der Wahrhaftigkeit als Pflicht, und das Gebiet ihrer Folge, der Persönlichkeit. Hier ist das Reich der Wirklichkeit des Wirkens, hier sind die Thatsachen der That.

4. Die Merksilbe PAR bedeutet diese That. Die lebendige Autonomie bethätigt sich sozusagen im Gegensatz zur Gegensätzlichkeit der Gegensätze und beseitigt sie auf ihrem diantinomistischen Gebiete. Sie tritt gegen die Antinomie auf, ist also parantinomistisch, und das soll die Silbe par bedeuten. Die Antinomie, das Leben ist in solchem Sinne eine Parantinomie, eine zielstrebige That. Das Leben ist, mit dem Verstand gesehen, eine geheimnisvolle autonome Synthesis dualer und gerade durch diese Synthesis in ein umgekehrtes Verhältnis zueinander geratender Faktoren und behauptet sich innerhalb dieses uns unzugänglichen, jedoch unausweichlichen Dualismus durch die That. Es ist ein ungeheures energisches Strömen im Körper, und Spontaneität und Rezeptivität, diese als Anpassung, jene als Durchsetzung, garantieren unter dem Anprall von Widerständen autonom die Existenz. Die That ist Parade und Hieb zugleich.

Insbesondere aber bedeutet die Willensthat noch etwas ganz Anderes, u. zw. auf dem ureigenen Gebiete der Autonomie, von dem wir früher sprachen, also auf dem ethischen Gebiete der Einhelligkeit, das zugleich ein Gebiet des nicht synthetisch zu vereinenden, nicht versöhnbaren Widerspruches ist von Gut und Schlecht. Dieser Widerspruch gehört nicht in das Gebiet der zur ersten Merksilbe erörterten Antinomie. Er ist nicht neutral, er ergibt keine Diantinomie, seine Gegensätze sind nicht, wie es beim Umfang und Inhalt der Begriffe und bei Maße und Bewegung als Faktoren der Kraft innerhalb von Grenzen der Fall ist, gegenseitig ersetzbar. Hier herrscht vielmehr das Entweder-Oder. Die Alternative von Willensfreiheit oder Unfreiheit besteht nicht, in dieser Richtung herrscht das Weder-Noch, und nur für die Diantinomie innerhalb der inkommensurablen Gebiete von Geist und Kraft gilt das Sowohl-Als auch. Diese Charakterisierungen durch Sowohl-Als auch und Weder-Noch und Entweder-Oder soll dem leichteren Verständnis dienen.

Was nun aber das Wesen der That auf diesem Gebiete der Autonomie betrifft, so bedeutet sie hier nicht eine Wirkung gegen die Antinomie; wohl aber eine Wirkung sei es gegen das Schlechte, sei es gegen das Gute, je nachdem die Willensthat selber gut ist oder schlecht. Das Eine schließt

das Andere aus. Das Gute hat für das Schlechte zwar Mitleid, aber keine Duldung. Das Schlechte andererseits ist eben schlecht.

Auf diesem Gebiet des Entweder-Oder ist es möglich, ganze Arbeit zu thun.

4. Die zweite Merksilbe AN. Zum zweiten Male kommt diese Silbe zur Geltung. Hat sie zuerst die Antinomie bedeutet, so symbolisiert sie jetzt nach Diantinomie und Parantinomie das Gegenteil jener unerträglichen Antinomie, die ersehnte Anantinomie. Die Träger dieser Sehnsucht sind wir selber. Aber was uns als unser ersehntes Ziel erscheint, vermögen wir nur negativ zu bezeichnen: als Gegensatzlosigkeit, als Harmonie. Positiv aber vermögen wir dieses überrationale Ziel gar nicht zu fassen. Auch Sein und Wahrheit sind nur diantinomistische Begriffe und haben alle den Widerspruch in sich selber. Die letzten dualistischen Extreme schafft die Diantinomie, wie wir sahen, gar nicht aus der Welt. Die Wahrheit würde einen letzten engsten konkreten Inhalt mit ganz abstraktem, alles umfassenden Umfang als zugleich bestehend erfordern, was ein Widerspruch ist. Hen kai pan, Eins und Alles, haben die alten Hellenen diese letzten immer einseitigen Extreme benannt. Das Sein bedürfte der Ewigkeit, die selber eine doppelte ist, wie wir sahen, nach rückwärts und nach vorwärts, während andererseits auch die Annahme eines Seins ohne Zeit ein Widerspruch ist und während überdies eben die Zeitlosigkeit wieder eine bloße Negation bedeutet. Auch die Unendlichkeit ist eine doppelte, wie wir schon sahen, ins Kleinste und Größte, Während die Raumlosigkeit wieder nur eine Negation ist. Das Sein*) ist ein bloß diantinomistischer Begriff. Was wir Mikrokosmos und Makrokosmos nennen ist nur eine Vergegenständlichung der Individuation. Nur als einem Subjekt ergibt sich uns die Gleichzeitigkeit, die räumliche Örtlichkeit, und die besondere fallweise Beziehung von Ursache und Wirkung. Uns bleiben nur die negativen Bezeichnungen des Vor- und Überrationalen, des Vor- und Überindividuellen, der Raumlosigkeit, Zeitlosigkeit und Grundlosigkeit. Es ist die Ahnung eines unbekannten Zieles, das uns von der Sehnsucht geboten wird nach der Anantinomie.

Wir erkennen, daß diese Sehnsucht in uns selber, in unserem Wesen vorbereitet ist, daß wir diese Sehnsucht aber nur in der ethischen That, inter utrumque dualitatis et antinomiae stillen können, wenn auch nicht erfüllen.

Das ethische Gebiet der That aber, das ureigene Gebiet der Autonomie, das wir kennen gelernt haben, das Gebiet der wirklichen Gegensatzlosigkeit und Kommensurabilität, das ist zugleich das Gebiet der Persönlichkeit und das ist die Vorhalle jenes unbekannten Zieles.

So bedeutet die That das Mittel für das unbekannte Ziel, das Werden der Persönlichkeit jedoch den Weg dazu. Von diesem Wege werden wir nun sprechen.

---

*) Es ist interessant, daß die eleatischen Metaphysiker die Welt der Erscheinung das Me on, das Nicht Seiende nannten. — Wenn freilich die hebräische Sibylle (im ersten Verse des Proömiums) die Menschen ouden eontes, nichts seiende nennt, so hat dies allerdings mit einem so tiefen Gedankengange nichts zu thun und bedeutet offenbar, daß die Menschen wertlos, nichtig seien, also eine Nichtachtung des menschlichen Wertes, sei es im Sinne der eigenen Stimmung, sei es zum Zwecke der monotheistischen Propaganda, die ja mit der überwuchernden Einschiebung und Einschwärzung solchen Geistes in die heidnischen Sammlungen der Sibyllen beabsichtigt war und übrigens mit dem Nichtachtungsmotive ganz im Einklange steht.

17. Andiaparana und Gewissen: das Werden durch das Wirken und die Rechenschaft davon.

Nun kommt noch die letzte Merksilbe A des Andiaparana zu erörtern. Was diese bedeutet, das wollen wir, ihrer Wichtigkeit gemäß, in diesem gesonderten Abschnitt behandeln. Gleichwie das A als dritte Merksilbe die Kulmination der Diantinomie, nämlich die Autonomie bezeichnet hat, so jetzt als letzte die Kulmination der Parantinomie, der Willensthat in Hinsicht auf das unbekannte Ziel, das uns die Anantinomie bedeutet. Diese Kulmination aber ist das, was wir eigentlich Andiapara nennen, also nicht insoferne dieses Wort durch seine Silben Gesichtspunkte der Philosophie der That resümiert und nicht insoferne es in seinem sanskritischen Klange den wohlzubeachtenden Hinweis auf die große Verwandtschaftsgeschichte mit indischer autonomer Rechenschaft enthält. Wir symbolisieren vielmehr mit diesem letzten A und wir bezeichnen mit dem ganzen Namen Andiaparana jene schon angedeutete Krönung der heroischen Autonomie durch die unrufbare und unablehnbare, unentreißbare und unvermeidbare, unanstrebbare und unabwendbare Wirkung der Willensthat auf den Thäter.

Die Frucht der Tüchtigkeit und Tugend, zugleich die ihr folgende innere Frohgemutheit, der Himmel in uns, „das freie Antlitz und der klare Geist", wie Buddha sagt, die erhöhende Rückwirkung der ethischen That auf den Thäter ist nicht zu wollen, ist unanstrebbar, ist unrufbar. Wer zur Persönlichkeit sich heben will, der wird sie nicht. Das wahre Glück erträgt die Absicht nicht. Will ich die Frucht, den Lohn wahrhaftigen Wollens, so will ich nicht wahrhaftig, so will ich nicht das gute Werk, so bin ich Lohndiener, nicht aber ein wirklich schaffender Mensch, und der Lohn ist schon vorweggenommen und dahin. Das gute Wollen ist wie das „lautere Entwerden des Begehrens" bei Meister Eckhart. „Willst du", sagt er, „der Kaufmannschaft mit einem Male ledig sein," und er meint mit dieser Kaufmannschaft die Lohndienerei um des Himmels willen, „so sollst du alles thun, als ob du gar nicht wärest". (S. 35.) Wenn ich ein schlechtes Werk unterlasse, weil ich mich vor der Strafe fürchte, so habe ich die Strafe verdient, denn ich habe das Schlechte nicht um seiner selber willen unterlassen. Die Strafe ist die Vorwegnahme sozialer Folgen des Mangels an Ethik und die Zurückwendung dieser Folgen auf den Thäter selbst. So ist das echte Strafrecht in letzter Linie eine Abwehr im Sinne der Unabwendbarkeit der Folgen schlechten Wollens und gegen dieses gerichtet. In dem Andiaparana selber aber gibt es keinen ungerechten Schuldspruch oder Freispruch zu beklagen.

Ich habe die Eigenschaft des Wollens, daß es nämlich die Folgen der Wollensart für den Wollenden nicht wollen kann, die Sacrosanctitas ethica genannt. Diese Unantastbarkeit des Wollens, die sich bei näherem Zusehen ohne weiteres ganz logisch ergibt, enthält zugleich eine Unantastbarkeit der Willensfolgen für den Thäter, die Selbstgeschütztheit seines Werdens durch sein Wirken, wovon alsbald noch des näheren. Diese Unantastbarkeit des Werdens übertrifft die Unantastbarkeit des ethischen Wollens, mit der sie wesentlich zusammenhängt, noch an Bedeutung. Der Wert des Werdens einer Person ist also von der Art ihres Wollens abhängig, aber auch er ist nicht erhöhbar durch eine unmittelbar darauf gerichtete Absicht: das ist die Sacrosanctitas genetica.

Hierzu obliegt vorerst eine wichtige Überlegung. Es ist ein viel zu wenig gewürdigter scholastischer Spruch, den Schopenhauer von Suarez zitiert, der ihn auf Thomas von Aquin zurückführt: Operari sequitur esse, die That entspricht dem Charakter, wir handeln nach unserer Artung.*) Schopenhauer ersieht darin die Vorwegnahme der Unterscheidung, die Kant in Hinsicht auf unser Wesen macht, indem dasselbe einerseits ein Phaenomenon, ein Sinnending, eine Erscheinung, andererseits ein Noumenon, ein Verstandesding,**) ein Ding an sich sei, einerseits ein empirischer, andererseits ein intelligibler Charakter, einerseits ganz unfrei, andererseits ganz frei. Wir wissen aber nichts von unsrem eigentlichen Ich und dürfen zu dieser großen Frage hier auf jenen Abschnitt des vierten Buches verweisen, in welchem unser unbekanntes Ich in Beziehung gebracht ist zu unsrem unbekannten Ziel. Zugleich lehrt aber Kant seinen dritten Widerspruch der reinen Vernunft, wonach eine Kausalität durch Freiheit anzunehmen einerseits notwendig, andererseits aber ausgeschlossen sei. In Hinsicht auf die Frage der Freiheit oder Unfreiheit des Willens aber war er, wie wir oben sahen, sozusagen zu einem Sowohl-Als auch gelangt, und Schopenhauer folgt ihm darin sehr radikal und nimmt das Sein an sich, den intelligiblen Charakter, das metaphysische Sein, das Gebiet des Esse als die wahre Freiheit, das Gebiet der Operari aber, das Gebiet der That, als jenes der Notwendigkeit. „Die Vorwürfe des Gewissens", so sagt er in seiner Ethik (S. 236), „betreffen zwar zunächst und ostensibel, was wir gethan haben, eigentlich und im Grunde aber das, was wir sind." „Die immer vollständiger werdende Bekanntschaft mit uns selbst, das immer mehr sich füllende Protokoll der Thaten ist das Gewissen."

Beweisen nicht aber die Vorwürfe des Gewissens, dieses „bösen Gastes", dieses „Schuldbuches", dieses „Henkers", gerade nach dem Standpunkte Schopenhauers, daß dann unser eigentliches Wesen mit unseren Handlungen nicht übereingestimmt hat? Ja daß dieses Wesen hierdurch erniedrigt und entwertet ist? Es handelt sich bei unsrem Willenswesen eben nicht um ein Sowohl-Als auch, nicht um Freiheit und Notwendigkeit zugleich; natürlich schon gar nicht um ein Entweder-Oder, wie es rationalistischen Materialisten oder Spiritualisten geziemt, mit ihrer Willensunfreiheit oder Willensfreiheit, ihrem Determinismus oder Indeterminismus und den ganzen Zirkelschlüssen, die je daran hängen; sondern um ein Weder-Noch, weder frei, noch unfrei, weder metaphysisches Sein, noch bloße Erscheinung, sondern um ein Sein durch Werden, um die Wirklichkeit des Wirkens, um die Thatsachen der That.

Die Frage nach der Freiheit oder Unfreiheit des Willens entstammt einer metaphysischen Auffassung und ist als solche wesentlich unpassend gerade für das Leben. Das lebendige Gebiet des Wollens, dieses Sein durch Werden, diese Wirklichkeit des Wirkens, das ist das Gebiet des Fortschritts oder Rückschritts, der ebenfalls nicht gewollt werden kann, der aber ungerufen und unvermeidlich eintritt auf dem Boden unseres Selbst; das ist unser Werden durch unsere That in Gleichzeitigkeit ohne Kausalität;

*) In solcher Hinsicht sei nebenbeibemerkt auf den tieferen Sinn jener österreichischen Gewohnheit verwiesen, die noch heute die Briefanschriften mit dem Worte „Wohlgeboren" ausstattet.

**) Kant hat Geist und Willen, das Spontane, aber auch die praktische Vernunft, sehr wenig unterschieden. Bezüglich dieser Frage und bezüglich Schopenhauers selbst dürfen wir auf die diesen betreffende Anmerkung im dritten Abschnitt verweisen.

das ist die Autonomie vermöge dessen, was wir Andiaparana nannten. Es wirkt die That den Thäter, der die That wirkt, und an der Spur des Guten in ihm selber kann er sich durch sie erheben. Es gehört zum Heldensinn des Deutschen, daß er ein Werk um des Werkes willen betreibe. Ungewollt wird er so zugleich selber sein Werk! Der Thäter wird so zur Persönlichkeit und erhält vielleicht noch nach dem Tode Bedeutung. Das gilt zumal für jeden, der sich ehrlich selber opfert. Willst du besser, wirst du besser: das ist die Wiedergeburt, das ist die Regeneration durch Ethik und durch That.

Schein und Sein, Erscheinung und An sich, das sind antithetische Ideen, zwischen denen unsere eigene synthetische Wesenheit gelegen ist. Wir sind nicht Sein, wir sind nicht Schein, sondern werdendes Wesen, und wir werden, indem wir wollen. Im Anfang ist für uns die That. Mit unserer Willensthat der Entschließung wirken wir gleichzeitig ein auf uns selber; doch nicht, indem wir solche Einwirkung wollen würden, sondern indem wir im Wollen werdend sind. Darin liegt das Geheimnis des Andiaparana.

Auch die Willensverneinung könnte nur ungerufen kommen und auch die Vernichtung des Karma der indischen Lehre wäre Karma.

So sind wir weder frei noch unfrei im metaphysischen Sinne, und dieses Weder-Noch ist wie das Leben selbst geheimnisvoll. Auch in Hinsicht auf die Freiheit gilt die Lehre vom Andiaparana. Hier wird die Sacrosanctitas ethica zur Sacrosanctitas autonomiae. Man kann autonom nicht sein wollen, sondern nur sein. Und man kann es nur sein, und diese Freiheit ist nur da zugleich mit der ethischen That. Dann aber gilt Platons uns schon bekanntes Wort: Arete de adespoton, die Tugend ist frei. Dann gilt Schillers Wort: Der Mensch ist frei und würd er in Ketten geboren.

Wir wiederholen: Die Thatsache, daß wir das nicht wollen können, was nur eine Folge der Weise des Wollens selber sein kann, wird noch übertroffen durch die Thatsache, daß wir nicht wollen können, was wir werden. Denn wir sind nur, indem wir wollen, und wir werden nach der Qualität des Wollens. Eines geht Hand in Hand mit dem andern, und so erhebt sich, wie wir sahen, aus der bescheidenen Sacrosanctitas ethica und autonomiae die überragende Sacrosanctitas genetica. In negativer, wie in positiver Richtung. Denn sie ist nicht nur eine Unantastbarkeit des Werdens, sie ist auch eine Unabwendbarkeit: nicht nur eine Sacrosanctitas, auch eine Ananke genetica. Kein Gott kann Thaten ungeschehen machen. Es gilt für ihre Folgen auf den Thäter unverbrüchlich Schillers Wort: „Ernst ist der Anblick der Notwendigkeit.“ Und es gilt des Aeschylos Frage im Prometheus: „Wer führt das Szepter der Notwendigkeit?“ Und seine Antwort: „Die Erynnien“ — also das Gewissen. Sagen gehen über das erschrockene Entsetzen des versammelten Volkes, als Aeschylos in den Eumeniden die Erynnien auftreten ließ, und Schiller, den ich natürlich nicht deshalb, aber doch den deutschen Aeschylos nenne, hat uns in den Kranichen des Ibykus das besinnungsraubende, herzbetörende Wirken dieser Vertreterinnen des Gewissens grandios geschildert.

So überkommt den Menschen das Schuldbewußtsein liebloser Säumnis, herzloser That; er hat Liebevolle, Gütige, Hoffnungsvolle, Edle, statt sie zu fördern, gekränkt, verdorben; er vermag die Erinnerung daran nicht zu bannen; unabweislich drängt es ihn, gut zu machen, was er verschuldet;

aber es schreit ihm besinnungraubend ins Ohr: du kannst das nicht mehr ändern; unüberhörbar vernimmt er das schreckliche herzbetörende Flüstern: niemehr kannst du es ändern; er verabscheut sich selber; er verzweifelt an sich selber; fliehen will er vor sich selber; aber wie eine niederdrückende Last fällt es auf ihn und er kann sich ihr nicht entwinden: es sind Gewissensbisse, es ist das Sterben am bösen Gewissen.

Dieses Sterben am wachen Gewissen aber ist nicht hoffnungslos. Dem Frohmut, der unbeabsichtigten Erlauchtheit des guten Gewissens steht nicht das böse Gewissen gegenüber, sondern die Gewissenlosigkeit. Der Gewissenlose hat keine Kraft des Guten mehr in sich und sinkt und sinkt und sinkt.

Das Gewissen aber ist die Erhebung, ist die große unfreiwillige Auswirkung der Andiaparana nach oben, und dadurch ein Beweis desselben. Es bekundet die Auswirkung seiner Thaten auf den noch hoffnungsvollen Thäter. Gleichwie es unser Schiller sagt: „Das ist's ja, was den Menschen zieret, und dazu ward ihm der Verstand, daß er im innern Herzen spüret, was er erschafft mit seiner Hand."

Ich habe in meiner Philosophie der That von 1909 (S. 73) den Satz gewagt und erklärt: „Es gibt nur betrogene Betrüger. Wer Unrecht thut, entwertet sich selbst."

Die Unabwendbarkeit des Werdens nach den Willensthaten ist kein Schicksal, sondern im Einklang mit unsrer Entschließung: aber unmittelbar und bedingungslos, unanstrebbar und nicht zu wollen, eintretend nicht durch Kausalität, sondern durch Identität, zeitlos und, in der Zeit betrachtet, gleichzeitig, in reiner Gegenwart, raumlos und im Raume gesehen rein zentral, im selben Subjekte, die reine Wirklichkeit des Wirkens. Hier schließt sich ein wunderbares, aber klar zu erkennendes Lebensgeheimnis: Die That ist Sache der Artung, die Artung ist Sache der That.

Operari wird esse und esse wird operari.*) Unaufhaltbar, weder frei noch unfrei vollzieht sich diese Wechselwirkung. In diesem Sein durch Werden, in diesem Werden durch Willensthat, in dieser Wirklichkeit des Wirkens erkennen wir die geheimnisvolle heroische Autonomie des Lebens.

18. Die Selbstgeschütztheit und die Angst ums Dasein.

Die Unanstrebbarkeit und Unablehnbarkeit, die Unentreißbarkeit und Unabwendbarkeit, mit einem Wort die Selbstgeschütztheit des persönlichen Werdens durch das Wollen, des Werdens durch das Wirken, durch die Willensthat, bedeutet keine gar so fremde These, als welche sie unseren Generationen vorerst erscheinen mag, die noch im Gesichtskreis der jüdischen Bibel erzogen sind. Wir finden schon im alten Indien in der verwandten Lehre vom Karman und von der Seelenwanderung ein Zeugnis für den bedeutungsvollen Gehalt des bezüglichen Gedankenkomplexes,

*) In der altchinesischen Philosophie lehrte der Konfutseaner Meng-tse: „Wohlwollen und Gerechtigkeit entstehen aus der guten Anlage des Herzens"; und der Konfutseaner Hsün-tse lehrte: „Sitte und Gerechtigkeit bessern die schlechten Anlagen". (Forke, Geschichte der altchinesischen Philosophie. S. 228.)

Beide haben Recht.

dem auch die hellenischen Pythagoräer und Platoniker nicht fern gewesen sind. Wir haben über die indische Auffassung schon im Abschnitt des ersten Buches über die That als Hoffnung Garbe gehört und wollen hier noch vernehmen, was darüber Glasenapp in seinem Werke über den Hinduismus sagt (S. 239): „Die allen Indern tief eingeborne Überzeugung von der nachwirkenden Kraft alles Thuns findet ihren Ausdruck in der Lehre vom Karma, die eine so allgemeine Anerkennung genießt, daß sie geradezu als das übereinstimmende Zentraldogma aller indischen Religionen aufgefaßt werden kann."

Nun müssen wir kurz auf Gedankengänge Schopenhauers zurückkommen. Als er im Jahre 1820 an der Berliner Universität zum ersten und letzten Male Vorlesungen hielt, — später hat dieser große Philosoph sie nur halten wollen — da beendete er seine Ausführungen mit bedeutsamen Hinweisen, die wir frei und in Hinsicht auf seine ganze Philosophie wiedergeben.

Die Erkenntnis sei ein Licht mitten in unermeßlicher Finsternis. Diese Dunkelheit aber sei das ursprüngliche Wesen der Welt. Je intelligenter ein Mensch sei, desto mehr empfinde er, welche Finsternis ihn umfängt. Schopenhauer erklärt den Willen zum Leben als eine blinde Macht, die sich in Gräuelszenen objektiviert. Sie zünde sich aber im Verstande sozusagen eine Laterne an, und dann erkenne sie ihre eigene Verneinung als Pflicht.

Wir wollen uns Rechenschaft davon geben, daß dieses Urteil ein autonomes Maß voraussetzt, und daß jene Verneinung, wenn sie zur Wirklichkeit gedeiht, ein Willensakt ist, eine That und daher ihre Auffassung als Willensverneinung ein Widerspruch in sich selber.

Trotz jener Gräuelszenen aber umfängt die Angst ums Dasein jedes Lebenwesen mit der Furcht vor dem Tode. Die Angst ums Dasein wird nur überwunden durch die heroische That. Deren Bedeutung für den Wert des Thäters vermag kein Gott zu verhindern. Wir haben ihren unabwendbaren Zusammenhang mit der Willensthat gesehen, die nicht minder kein Gott mehr ungeschehen machen kann. Diese Sacrosanctitas divina, wie wir daher diese Unantastbarkeit, diese Selbstgeschütztheit genannt haben, überstrahlt durch ihre autonome Selbständigkeit die individuelle Vergänglichkeit, sie überwiegt das Todesurteil, das über uns alle gesprochen ist, sie überwindet die Angst ums Dasein.

Überlegen wir nun Schopenhauers weiteren Gedankengang (W. II. 48. Kap.): „Daß aber, wie St. Paulus (Röm. 3. 21. ff.), Augustinus und Luther lehren, die Werke nicht rechtfertigen können, indem wir alle wesentlich Sünder sind und bleiben — beruht zuletzt darauf, daß, weil operari sequitur esse, wenn wir handelten, wie wir sollten wir auch sein müßten, wie wir sollten." Wenn demgemäß die schlechte Handlung aus dem unveränderlichen Charakter, aus dessen metaphysischer Existenz entspringt, woher kommt es, daß wir das Schlechte überhaupt als solches erkennen und verdammen? Daß wir uns nicht über das grämen, was wir selber gelitten, sondern was wir an Anderer Leiden verursacht haben? Daß wir uns der Lüge schämen und daß unser Urteil anders spricht, als dann unsrem Charakter entspräche? Daß nach Schopenhauer selbst das Ergebnis der Laternenbeleuchtung unseres Verstandes als Appell zur Selbstverneinung an uns wirken kann und mit Erfolg wirken soll? Daß unser Wesen also zugleich ein anderes sei und so sich selber widerspräche? In Wirklich-

keit geht es, wie wir längst gesehen haben, überhaupt nicht an, zu metaphysieren, es sei denn in Hinsicht auf den Bestand des Schlechten selbst, worüber schon im vierten Abschnitt gesprochen ist. Statt eines metaphysischen Seins kommt für unser Wesen nur ein Ziel in Frage, zu dem uns aber nur der Weg bekannt ist, der sich kennzeichnet durch unser autonomes Maß und durch die That, und gewährleistet ist durch die Unantastbarkeit, durch die Selbstgeschütztheit ihrer Wirkung auf den Thäter. Das Ziel aber ist auch nur ein diantinomistischer, ein Thatbegriff, und darüber hinaus ist uns ja alles unbekannt. Wir haben hier den Übergang ins Unbekannte, das Wesen echter Religiosität.

Man ist, der man wird; und man wird als Wollender. Man wird nicht, der man werden will; man wird nur nach der Art des Wollens. Glücklich ist, der sich vergißt. Wer die Wirkung seines Wollens auf sich selber will, der gehört zur bloßen Lohndienerschaft. Die Bedeutung unsres Wirkens für uns selbst ist, wie wir sahen, sacrosanct, und kein Gott kann sie ändern. Kein Gott kann das schlecht Gewollte zu einem gut Gewollten machen, oder umgekehrt Wahrhaftigkeit zur Lüge. Diese Unantastbarkeit ist zuerst, wie wir schon zur Genüge erörtert, eine ethische, sodann eine genetische, und endlich ist sie als eine wahrhaft göttliche, athesphatos, wie ein Wort der alten Griechen hieß, unsagbar und unnahbar auch für Götter.

Bei diesem Anlaß erkennen wir eine doppelte Bedeutung der Unantastbarkeit, oder Selbstgeschütztheit: die eine uns selber gegenüber, die andere Anderen, sozusagen die Unantastbarkeit der Unantastbarkeiten, sacrosanctitatum sacrosanctitas.

Shakespeare spricht vom fairen Gentleman. Fair ist licht und blond. Weil ich das bin, so habe ich einen blonden Kopf und blaue Augen. Handle ich aber blond und licht und faire, so bin ich selber faire. Shakespeare! Wer immer hinter diesem Namen Deckung suchte: „Was ist ein Name? Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften." Jener wunderbare Mann, an dessen Persönlichkeit wir uns so gern erheben möchten, der die Höhe seiner Zeit bei weitem überragt hat, romantisch und doch noch so nah der Renaissance und kaum vom Bibelfanatismus angekränkelt, ruft uns die wunderbaren Worte zu: „Dies über Alles! Sei dir selber treu, und daraus folgt, sowie die Nacht dem Tage, du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen." Das ist ein Beispiel des unverbrüchlichen Werdens durch das Wirken, durch die Willensthat.

Mehr als seine Willensthat hat kein Mensch zu verantworten. Diese aber ganz und gar. Die Verantwortlichkeit ist unüberwälzbar! Hiermit haben wir wahrlich ein großes Wort gelassen ausgesprochen. Es ist die Unantastbarkeit der Haftung, die Sacrosanctitas praestandi, die wir damit kennen lernen. Weit wird durch diese Unüberwälzbarkeit der Verantwortung die Angst ums Dasein überwogen. Auch durch Verzeihung ist die Verantwortlichkeit nicht zu vermeiden; sie ist unablehnbar, unabwendbar. Wer schlecht will, schlecht wird. Man muß edel wollen, um edler zu werden. Die Ethik verhält sich zum Edlen wie die That zum Wesen. Dieses Wesen ist uns unentreißbar, außer durch uns selber; und im Tode, soweit er ein Ergebnis ist, auch für uns selber. Denn dann ist die Laufbahn dieses Lebens für uns abgeschlossen. So berührt diese philosophische Rechenschaft das Geheimnis der Subjektivität und der Individuation, und so umfaßt sie die Möglichkeit der Regeneration durch die ethische That.

Jenes Geheimnis der Subjektivität und der Individuation umschließt aber hinwiederum das Geheimnis der Angst ums Dasein. Dieses Geheimnis ist so wohl bekannt, und doch nicht zu ergründen. Wir durchschauen es nicht, sondern wir geben uns nur Rechenschaft davon. Wenn Schopenhauer von der Durchschauung des Principium individuationis spricht, so meint wohl auch er nur die Rechenschaft, die wir uns darüber geben, während im übrigen aus seiner Epiphilosophie zur Genüge hervorgeht, daß er solche Fragen als transcendent, als überschwenglich zurückweist. Aber er spricht vom Grauen, das den Menschen ergreift, wenn er irre wird am Prinzip der Individuation; er erklärt, daß das Gewissen auf der Durchschauung dieses Prinzips beruht, auf der Erkenntnis von der bloßen Scheinbarkeit dieser ganzen Ordnung der Dinge; und er verweist auf die Folge dieser Durchschauung, wie sie in den Upanischaden des altindischen Veda dargestellt wird, auf die Auslöschung alles irdischen Interesses.

Aber wir gelangen gar nicht zu einer Durchschauung, nur zu einer Rechenschaft. Wir haben längst begriffen, daß uns eine Durchschauung ganz unmöglich ist. Die Angst ums Dasein, die wie der Schmerz und die Lust zum Leben physiologisch nötig sein mag, die das aber nicht ist für die autonome Rechenschaft, ist ein uns auferlegter Kunstgriff der Natur und wird nicht mittels der Durchschauung überwunden, die uns ja nicht zu Gebote steht, wohl aber eben durch die Rechenschaft über den Einfluß der That und seine unverbrüchliche Selbstgeschütztheit.

Nur durch diese, wenn auch unbewußte autonome Selbstgeschütztheit des Werdens durch das Wirken, kann die Angst ums Dasein überwunden werden, eine Unantastbarkeit, die ganz unbewußt zu jenem hinreißenden Schwung führt, der die Verwandlung des Reiches der Angst in ein Reich der That mit sich bringt. Schon Meister Eckhart hat in seiner fünfzehnten Predigt, die auch Schopenhauer erwähnt, gesagt, daß „der Geist geadelt wird von der That, die da geschehen ist in den Werken," die er also wohlgemerkt von den bloßen äußeren Werken unterscheidet. Oder wie Goethe sagt: „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet"; „und so lang du das nicht hast, dieses, stirb' und werde, bist du nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde." Oder wie wir Schiller sagen hörten: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein." Es ist der Schwung und der Heldenmut der schöpferischen That, der die Angst ums Dasein überwindet: die tapfere Tugend, die die Alten Virtus nannten, die nach vir, dem Manne heißt; und Arete, die nach Ares genannt wird, dem arischen Gotte der Mannheit und der Wehr; es ist jene germanische Freiheit, die den Germanen zuteil war, weil sie das Sterbenkönnen verstanden. Diese edle Sterbensbereitschaft ist ein Faktor der heroischen Autonomie der Lebensfreude, und bewahrt uns ihr gemäß vor Pessimismus, aber auch vor jenem imbezilen Pantheismus, der das „gottdurchdrungene All" bewundert, und der die Augen vor dem Schlechten und dem Leiden schließt. Wir sahen schon (im dritten Abschnitt) eine Dekadenz ähnlicher Art in der indischen Ausschaltung der Verantwortlichkeit und des Karma, durch die Lehre einer kurzschlüssig zu erreichen-inneren Identität mit den Brahman. Nur hohe Einsicht und Begabung, gepart mit Mut und Wahrhaftigkeit vermag, wie gesagt, die Nacht zu erkennen, in der wir wandeln. Es ist nur die Persönlichkeit, die die Angst ums Dasein durch heroisches Leben- und Sterbenkönnen überwindet, durch die Rechenschaft über die Auswirkung der Willensthat auf den Thäter, angesichts welcher eben der edle Thäter zur Persönlichkeit wird und ange-

sichts deren die Wirkungssphäre der That, die wir die heroische nennen müssen, hinüberreichen mag, — es gibt keine Gründe dagegen — hinaus über dieses Reich von That und Tod.

Die Tugend ist frei, so kennzeichnet, wie wir schon wissen, Platon den Heroismus der wahrhaftigen That; und Meister Ekkhart sagt im selben Sinne (Tauler, 1521, Fol. 274): „Der gerechte Mensch dient weder Gott noch Kreaturen.“

Wenn die Bibel lehrt, daß Jehova die Herzen verhärtet, damit er strafen könne (vgl. z. B. Mos. II. 7. 3; 9. 12; Marc. 4. 11 ff.), so ist das eine charakteristische Willensthat, aber für Jehova selber. Im übrigen aber ist die Annahme eines derartigen Einflusses auf Grund der Allmacht zurückzuführen auf die echt biblische Mechanisierung ethischer Werte, die von einer Sacrosanctitas divina, wie wir sie erkannten, von einer Selbstgeschütztheit oder Unantastbarkeit des Einflusses der Willensthaten auf den Thäter keine Ahnung hat.

Die Sätze von der Selbstgeschütztheit gehören alle zusammen und sind alle auf einundderselben einwandfreien Grundlage aufgebaut, die wir kennen gelernt haben. Ihr Wesen bringt eine Ausdehnung auf zusammenhängende Gebiete mit sich; und diese Möglichkeit hat eine ähnliche Bedeutung, wie wir sie von der Bürgschaft des autonomen Zusammenklangs im zweitnächsten Abschnitt kennen lernen werden.

Wir sehen jetzt schon und werden darauf später noch zurückkommen müssen, daß die Menschen selber der Schauplatz der geschichtlichen Entwicklung sind. Persönlichkeit und Fortschritt gehen Hand in Hand. Da wir wollend werden und dieses Werden für uns unantastbar ist, so ist auch das Werden der Persönlichkeit und des Fortschritts nicht zu wollen. So ergibt sich klar die Unantastbarkeit des Zustandekommens der Persönlichkeit, der Kultur und des Fortschritts ,die Sacrosanctitas personalitatis, culturalis und progressus..

Trotzdem werden Titel und Ehren angestrebt, als wären sie wirklich ein Ersatz für Ehre. In Wirklichkeit haben Persönlichkeit und Fortschritt die innere Ehre zur Voraussetzung. In wirklich guter Gesellschaft spielen Titel und Ehren keine Rolle.

Daß wir aber nicht zugleich von einer Unantastbarkeit des Rückschritts sprechen, ist nur darauf zurückzuführen, daß der Eintritt des Fortschritts erwünscht ist, der Rückschritt aber der Weg zum Untergang, jener unanstrebbar, aber unentreißbar, dieser unwillkommen, aber unabwendbar.

Überlegen wir uns nun weiter, was es bedeutet, wenn Angelus Silesius sagt: „Es gibt eine Gerechtigkeit auf Erden, daß die Gesichter wie die Menschen werden“. Oder wenn Lavater, der Physiognomiker uns zuruft: „Denket nicht den Menschen zu verschönern, ohne ihn zu verbessern.“ Das bedeutet, wir werden im Abschnitt über das Fortschrittsproblem darüber noch sprechen, eine Sacrosanctitas, eine Unanstrebbarkeit und insoferne Selbstgeschütztheit auch für die Schönheit! Die Schönheit kann nicht gewollt werden, und alle Schminke und Entkleidung unserer Tage, alle Diamanten und Perlen können das Angesicht und seinen Ausdruck nicht schöner machen, als sie sind. Andererseits erkennen wir aber ganz deutlich hier, daß das Angesicht der richtige Geburtsschein sei, der Ausdruck desselben aber hinwiederum das Ergebnis der Gehabung, der Liebe oder des Hasses, der Bethätigung. So kann es auch kommen, daß ein unschönes Gesicht überstrahlt ist von der Sonnigkeit der Güte des Herzens,

des guten Gewissens und der inneren Heiterkeit, oder daß über ein schönes Gesicht ein unedler Ausdruck sich breitet. Es ist das ein Beweis für unsere Auffassung, daß beides gleichzeitig gelte: Operari sequitur esse und Esse sequitur operari, wie wir das ja schon im vorigen Abschnitt besprochen haben. Ein trivialer Anklang daran ist die materialistische Lehre der späteren Darwinisten, die alles durch Vererbung und Anpassung erklärten, für das Geheimnis des Lebens nicht mehr empfindlich waren und womöglich die Fortpflanzung der Maschinen in Aussicht stellten. Wir wollen hier nochmals daurauf zurückkommen, daß keineswegs eine Unfreiheit des Willens darin liege, daß die That dem Wesen folgt. Dieses ist im Einklang mit dem eigenen Subjekt des Willens, das hinwiederum nicht unabänderlich ist. Denn das Wesen folgt auch der That und das bedeutet wieder keine Freiheit des Willens. Diese Freiheit und Unfreiheit des Willens sind metaphysische Begriffe, und es kann von einer Alternative, von einem Entweder-Oder hier keine Rede sein. Kant glaubte die Frage durch ein Sowohl-Als auch zu lösen: unfrei als dem Reiche der mechanischen Kausalität angehörig, frei als intelligibler Charakter. In Wirklichkeit bedeutet dieses erstere das Esse sequitur operari, das letztere das Operari sequitur esse. Wir vergleichen unseren obigen Standpunkt und erkennen, wie man je nach dem Ausgangspunkte das Frei und das Unfrei auf dieser oder jener Seite sehen kann. In Wirklichkeit gilt bezüglich dieser metaphysischen Alternative ein Weder-Noch, im Sinne der Diantinomie, von der wir im sechzehnten Abschnitt gesprochen haben; und nur innerhalb derselben, also bezüglich des Wesens nach dem Werden und des Werdens nach dem Wesen, ein Sowohl-Als auch.

Solang das Leben gilt, gilt auch die Unantastbarkeit, die Sacrosanctitas, die Selbstgeschütztheit. Mit diesem Begriffe fassen wir alle jene seine Gebiete zusammen, die wir nun kennen gelernt haben. Die Selbstgeschütztheit hat eine große Bedeutung, indem sie eine dritte Wirkungssphäre der Thaten, sozusagen ein Andiaparana des Jenseits ermöglicht, worüber wir im 26. Abschnitte näher sprechen werden. Wir beachten aber, daß hier nur von einer Möglichkeit die Rede ist. Diese beruht darauf, daß der Tod ein Wesen übernimmt, dem wirklichen Wert entsprechend, wie es sich gestaltet hat, und daß hinter unserem Bewußtsein jenes unbekannte Ich steht, von dem wir noch im IV. Buche hören werden.

Das Andiaparana, über welches wir klar geworden sind, die Wirkung der Willensthat auf den Thäter, hat nur einen Sinn und kann überhaupt nur zustandekommen angesichts der Selbstgeschütztheit und wird durch diese verbürgt: mit anderen Worten, beide entspringen aus einunddderselben Quelle, hinter der geheimnisvoll, aber notwendig zur Vollendung des Werdens durch das Wirken und seiner Selbstgeschütztheit, jenes Ich besteht, von dem wir nur das Daß, doch nicht das Was begreifen können.

Während auf dem Gebiet der rationalen Diantinomie die Antinomie des An sich verbleibt, mit ihren letzten Gegensätzen, so gilt im Reich der That die Ethik mit ihrer Möglichkeit der Harmonie in der Wahrhaftigkeit und mit ihrer alle Diantinomie ausschließenden Alternative, ihrem Entweder-Oder von gut und schlecht. Wir haben im vierten Abschnitt die metaphysische Seite dieses Dualismus besprochen. Er schließt Theismus und Deismus völlig aus und wandelt zwingend die Annahme oder das Postulat eines solchen um zu einem Ziele, das wir fassen, aber nicht erfassen können.

Wer dieser Ideen inne geworden, wer wirklich mündig geworden, den ergreift eine freudige Unabhängigkeit gegenüber der Angst ums Dasein, ein Triumph, der mit Lohn und Vorteil nichts zu thun hat. Schmerz und Lust, und Angst ums Dasein und Lebensgenuß sind nichts gegenüber der mündigen Freude des heroischen Thatenmenschen. Das ist die Sacrosanctitas finalis et religionis, die Unantastbarkeit des Zieles und der Religion.

Wenn wir die erwogenen Thatsachen und Ergebnisse der gepflogenen Rechenschaft überblicken, so ahnt uns schon der Übergang von der Zurechtfindung zum letzten Zielbewußtsein, von der Rechenschaft zur Richtschaft, von der Philosophie der That zur Religion der That.

19. Ethik und Wiedergeburt, Entwerden und Werden.

Das Wissen vom Andiaparana, von der Rückwirkung des Wollens, stört dem guten Menschen keineswegs eine gute Handlung. Um nur ein Beispiel aus dem Leben zu geben: wenn wir sehen, wie ein hilfloses Tier gequält wird, suchen wir das nicht selbstverständlich zu verhindern? Stört uns dabei der Gedanke, der gute Wille werde uns erhöhen?*) Deutsch sein heißt bekanntlich, eine Sache um ihrer selbst willen thun. Den handelsdelsgeschäftlichen Gedanken, welche Folge die gute Sache für den Thäter haben werde, lehnen wir innerlich ab, und bekunden dadurch unfreiwillig für uns selber eine gute Abkommenschaft. Aber indem wir diese niedrig geartete Spekulation unmutig zurückgewiesen haben, sind wir schon erhöht. Ganz so handelt der wirklich gut geartete Mensch überhaupt und selbstverständlich. Ihm ist Wahrhaftigkeit, ist Ethik selber ja selbstverständliche Pflicht. Das Andiaparana bedeutet ihm dennoch einen großen Sinn und eine große Hoffnung.

Es folgt das Werden auf die That, während die That dem Gewordensein folgt. So wirkt Sehnsucht schaffend, so sind Ideale züchtend. So wirkt sich durch das Andiaparana der ethischen That das autonome Maß zum unbekannten Ziel. Dieses Selbstsichvergessen der Thäter ist wie das lautere Entwerden Gottes zur Gottheit bei Meister Ekkhart (vgl. Tauler, 1521, Fol. 301 f.), vielleicht wie das Verlieren der Seele als Voraussetzung ihres Gewinnes im Evangelium (vgl. Marc. 8. 35) oder wie die Vollendung dessen, der nichts Eigenes will, beim chinesischen Autonomisten Lao-tse (Taoteking 7).

Doch wohlgemerkt bedeutet das alles nicht, dem Schlechten nicht zu widerstehen, wie das das Evangelium verlangt. (Math. 5. 39.)

*) Hier sei vergleichsweise ein wunderbares Beispiel für eine wahrhaft noble, echt heroische That ohne Ruhm aus den Kriegserinnerungen des Grafen Czernin (S. 333) wiedergegeben, auf die die Engländer stolz sein können: „Kürzlich waren die beiden Brüder Richthofen hier. Der ältere hat etliche sechzig, der jüngere „nur" etliche dreißig feindliche Flieger im Luftkampfe abgeschossen. Der ältere hat ein Gesicht wie ein junges hübsches Mädchen . . . Die Engländer hatten einen Preis auf den Kopf des älteren gesetzt . . . Richthofen und ein Engländer kreisten umeinander und beschossen sich wie rasend. Sie kamen sich immer näher, und schon konnten sie ganz deutlich gegenseitig ihre Gesichtszüge erkennen. Plötzlich spießt sich etwas an dem Maschinengewehre Richthofens, und er kann nicht mehr schießen. Der Engländer blickt erstaunt herüber, und als er die Lage Richthofens bemerkt, winkt er mit der Hand, wendet ab und fliegt davon." . . .

Der Keim des Edlen ist der Schoß des Edlerwerdens. Für den arischen Menschen gilt wohl der Spruch aus dem Havamal der Edda (132, 4—6), daß kein Mann so schlecht, daß er ganz ohne Gutes sei: Nur wer auch den Keim des Guten in sich nicht mehr bergen sollte, der müßte, meinen wir, verzweifeln. Aber das ist das „klare Geheimnis" der Thatsache des autonomen Maßes und des Andiaparana zugleich, daß ein Solcher, wenn er verzweifeln könnte, nicht zu verzweifeln brauchte, denn er würde ja den Keim des Guten damit bewähren. So sind Gewissensbisse der Schoß der Wiedergeburt.

In der fatalen Bedeutung der Zuchtwahl für die kommenden Geschlechter und Individuationen schlagen die Flammen zusammen. Die Folgen des Gewordenseins und die Folgen der Wahlthat können hier den verhängnisvollen Widerstreit disgenialer Erbmassen, z. B. bei Verbindungen von Ariern und Nichtariern, in einem Individuum tragisch realisieren. Für diesen Fall gilt, was der englische Sänger gegen die Korngesetze Elliot in anderer Beziehung sagte: Better to die than wed, besser sterben, als zeugen.

Die Strafe des Schlechten ist das Schlechterwerden. Die Strafe des Lügners ist der Selbstbetrug. Lüge ist das instinktive Irrewerden an sich selber, ist, — man denke nur darüber nach — der Schoß des Wahnsinns.

Ungerufen und unvermeidbar vollzieht sich die Folge des Lebens der Väter und Mütter an ihrer Nachkommenschaft, die so leicht ins Leben zu setzen, so schwer zu erhalten, zu erziehen ist. So erziehen, —und damit wird abermals ein großes Wort gelassen ausgesprochen, — die Männer und Frauen, bevor sie noch Nachkommenschaft haben, in sich selber spätere Kinder durch das Leben, das sie selber führen.

Schöpferisch und auf sich selber gestellt ist das Wesen des Guten. Wer aber verzweifeln möchte am Werte des Lebens, der hätte damit schon bewiesen, daß er in sich einen göttlichen Funken, der es wert ist angefacht zu werden, daß er sich in ein autonomes Maß birgt, das es wert ist, bethätigt zu werden.

Ist das nicht eine herrliche Autonomie? Eine Autonomie selbst angesichts eines Sieges des Schlechten? Ist das nicht eine herrlich mündige Erkenntnis, eine herrlich mündige Hoffnung trotz alledem? Ist das alles nicht, wie eine Neuentdeckung des Menschen?

Außer der sozusagen mechanischen Fortwirkung der That einschließlich der von uns in gewissem Sinne, zumal durch die Zuchtwahl abhängigen Vererbung und der hinreißenden Wirkung des Beispieles, und außer der bedeutungsvollen Wirkungssphäre der That auf den Thäter selbst, der durch seine Thatentschlüsse im Sinne des Andiaparana, wie wir eben erst gesehen haben, sich selber neu gestaltet, ergibt sich endlich vielleicht eine dritte Wirkungssphäre, sozusagen ein Andiaparana des Jenseits, welch letzteres Wort aber keineswegs biblisch-christlich verstanden werden dürfte: Eine Wirkungssphäre in Hinsicht auf den Bereich nach dem Tode, sei dieser Bereich nun individuell oder nicht. Wir werden davon noch später zu sprechen haben, wollen aber auch jetzt schon nicht übersehen, daß vielleicht die edle, freilich nicht minder die unedle That jene angedeutete dritte Wirkungssphäre habe, im Bereiche „außerhalb der Welt", ein Bereich, an den vielleicht der große Kant, der ja Raum und Zeit und Grund, Anschauung und Kategorie als subjektive Gegebenheiten erkannte, ahnungsvoll gerührt haben wollte, als er den für alttestamentarisch gerichtete

Gemüter überhaupt nicht kongenialen Satz geprägt und an die Spitze des ersten Abschnittes seiner Grundlegung zur Metaphysik der Sitten gestellt hat: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außerhalb derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille". Auch außerhalb der Welt . . . .

Das im Titel dieses Abschnittes enthaltene Wort von der Wiedergeburt soll an diesem letzteren Bereich freilich zum Wenigsten erinnern, vielmehr angesichts des Schlechten an die Möglichkeit einer Regeneration des Volkes hier auf Erden selber.

Kant sagt weiter: „Der gute Wille ist nicht durch das, was er bewirkt oder ausrichtet, nicht durch seine Tauglichkeit zur Erreichung irgend eines vorgesetzten Zweckes, sondern allein durch das Wollen, d. i. an sich gut und, für sich selbst betrachtet, ohne Vergleich weit höher zu schätzen als alles, was durch ihn zugunsten irgend einer Neigung, ja wenn man will, der Summe aller Neigungen, nur immer zustande gebracht werden könnte. Wenngleich durch eine besondere Ungunst des Schicksals, oder durch kärgliche Ausstattung einer stiefmütterlichen Natur es diesem Willen gänzlich an Vermögen fehlte, seine Absicht durchzusetzen; wenn bei seiner größten Bestrebung dennoch nichts von ihm ausgerichtet würde, und nur der gute Wille (freilich nicht etwa ein bloßer Wunsch, sondern als die Aufbietung aller Mittel, soweit sie in unserer Gewalt sind) übrig bliebe: so würde er wie ein Juwel doch für sich selbst glänzen als etwas, das seinen vollen Wert in sich selbst hat."

Das beste und entschiedenste Zeichen edler Abstammung ist eben nach der Andiaparanatheorie notwendigerweise die Anlage zum guten Willen. Das ganz entscheidende Zeichen für edle Abstammung ist edles Verhalten.*) Und es ist, wie wir sahen, entscheidend für edle Zukunft. Denn das edle Verhalten schließt die Möglichkeit der Erhöhung zur Persönlichkeit in sich mit allen ihren Folgen, die wir kennen gelernt haben.

So ist die Ethik, die ethische That unsere Hoffnung, so ist sie der Born der Regeneration für unser Volk und unsere Völker, so ist sie der Weiser zum Schreiten auf dem großen arischen Ehrenweg, so ist sie für unsre ganze Rasse die Quelle der Wiedergeburt.

20. Die Bürgschaft des autonomen Zusammenklangs.

Wir finden dem vegetativen Leben die mündige That gegenüber, der Liebe die ethische Pflicht, der Schönheit die Persönlichkeit, dem autonomen Maß das unbekannte Ziel. Wir können die eine Seite, Leben, Liebe, Schönheit und autonomes Maß oder besseres Selbst mit dem ersten Begriffe, mit dem Leben zusammenfassen. Die andere mündige Seite, That, Pflicht,

*) Ich halte es für richtig, hier aus dem achten Abschnitte der zweiten Auflage meiner Philosophie der That einige Belege anzuführen: Im Chandogya-Upanischad des Samaveda (4. 4.) sagt der Brahmane zu einem Schüler unbekannter Abkunft: „Nur ein Brahmane kann so offen sprechen; ich werde dich aufnehmen, weil du nicht von der Wahrheit abgegangen bist." — Im buddhistischen Dhammapadam heißt es: „Wer Wahrheit in sich trägt und Pflicht, wird ein Brahmane und ist beglückt." (26. 393.) — Seneca (De vita beata, 13.) sagt: „Quisquis ad virtutem accessit, dedit generosae indolis spem." Wer zur Tugend vorgedrungen ist, hat damit die Hoffnung auf eine edle Abstammung

Persönlichkeit und Ziel, wieder mit dem hier ersten Begriffe, mit der That. Wir sahen aber, daß vom Regime der Gruppe der That die Rückwirkung des Andiaparana stattfindet, das heißt, daß unsere Willensthat ebenso unwollbar wie unvermeidlich, und getragen von der Selbstgeschütztheit oder Sacrosanctitas zurückwirkt auf das Regime der Gruppe des Lebens, sodaß zuletzt das Leben durch die That sein eigenes Ziel wird. Welches letzten Inhaltes wissen wir nicht.

Das Ziel ist, wie schon erklärt, ein diantinomistischer Begriff, dem wir die Beifügung „unbekannt“ geben, weil es in ein Ganzundgarnichtgewußtes mündet und weil seine Verbindung damit ganz ebenso überkausal und überrational sein mag, wie wir in Hinsicht auf die Individuation, zurückgesehen, von einem vorkausalen und vorrationalen Kommerzium sprechen müssen.

Den vegetativen Gegebenheiten entsprechen mündige Möglichkeiten. Dem Lebenswillen die mündige Willensthat. Wir sahen das schon. Vom autonomen Maß oder besseren Selbst haben wir eingehend gesprochen. Desgleichen vom Werden durch das Wirken und von seiner Selbstgeschütztheit. Nun wollen wir Liebe und Pflicht, Schönheit und Persönlichkeit erörtern, und angesichts des Lebenswillens die Willensthat. Sie alle sind Bürgschaften, je in ihrer Art, u. zw. als einzelne Fähigkeit, zumal jedoch in ihrem Zusammenklang für ein autonomes edles aber unbekanntes Ziel, das durch die höchste Bürgschaft, durch das Andiaparana, hinwiederum zurückgewendet wird auf unser Werden selbst, sei es auch über die Individuation hinaus, wovon wir aber ja nichts wissen können.

Was ist die L i e b e, die Güte? Hat nicht schon edle Minne zum Hintergrund alles Hohe, das in der Schönheit einer Frau oder in der Persönlichkeit eines Mannes auf edle Abkommenschaft und damit auf edle Nachkommenschaft weist? Hängt nicht der Frauen- und Marienkult zusammen? Über dem Eros steht noch die Agape, über der Minne die Liebe als solche. Sie ist eine selbständige, autonome, aus vorrationalen Hochquellen entspringende, selbstlose Hinneigung zu edlem Wesen, und, trotz oft opfervollster Dahingabe, voll Freude und innerer Beglückung. Echte Liebe ist echt heroisch. Diese Güte ist eine Macht für sich, die keines Danks bedarf und keines Gegenwissens. Gleichgiltig sind ihr eigene Freude und eigenes Glück. Gerade darum aber empfindet sie sie. Wären diese ihr Zweck, so wäre sie nicht die Liebe und so könnten sie gar nicht entstehen für sie. Darum ist sie aber auch das echte Mitleiden, und, wo sie der That entbehrt, wo sie nicht hoffen, helfen kann, dort kann sie zur Quelle seelischer Schmerzen werden. So die Liebe zur leidenden Kreatur. So der Schmerz angesichts des Hinschwindens edler Rasse, edlen Volkes. So die Liebe zu den Lieben auf und an den Sterbebetten. Verweist nicht das Bestehen dieser Liebe hin auf Überindividuelles? Ich will für solche schmerzvolle Liebe ein Beispiel aus dem Buch von Flammarion „Avant la mort“

---

und Nachkommenschaft. — D i o Chrysostomus sagt (XV): „Wer zur Tugend veranlagt ist, ist edel zu nennen, wenn auch Niemand seine Eltern und Voreltern kennt.“ — „Wer Tugend hat, ist wohlgeboren“, heißt es in Freidanks Bescheidenheit, und Ulrich von H u t t e n sagt: „Die Tugend ist der Maß-Stab des echten Adels“. — Bon sang ne peut mentir, sagt Madame des S é v i g n é, gutes Blut kann nimmer lügen. — Andererseits ist das Gebot des Hasses und bedenkenlosen Unrechts zu beachten im alten Testamente gegen die nicht auserwählten Völker, in der mittelalterlichen Kirche des Christentumes gegen die Ketzer, und im marxistischen Rußland gegen die Nichtproletarier, gegen die Nichtmassenmenschen.

zitieren. Dort beklagt eine Mutter in einem Briefe ihren toten Sohn und schreibt: „Ich wage gar nicht, mich seiner Augen zu erinnern und seiner Stimme, wenn er mich ansah und geliebte Mutter nannte . . . Wäre es möglich, den Schmerz zu wägen, wie die Astronomen die Weltkörper wägen, er wäre so schwer, daß man erschrecken müßte, daß eine menschliche Seele solchen Qualen unterworfen werden kann . . . Ich will meinen Sohn sehen. Ohne ihn will ich gar keinen Himmel . . . Ist denn ein Gott? Und ist es ein Gott, der diese irdischen Gräuel gestattet?"

Solch edles Unglück bürgt für unsre bessere Natur. In diesem Sinne gilt auch Meister Eckharts Wort: „Das schnellste Tier, das euch zur Vollkommenheit führt, ist das Leiden". Weltenferne ist echter Liebe die Selbstsucht. Selbstsucht und Sehnsucht sind so verschiedene Dinge. Das schöne blonde Aschenbrödel ist uns lieber als die begütertste jüdische Dame. „Nur das reiche Gemüt liebt, nur das arme begehrt", sagt unser großer Schiller.

Die vorrationale Gegebenheit der reinen Liebe, der Güte, ist einer der großen Schätze unseres Wesens, deren bloße autonome Thatsache, deren bloßes Dasein eine Bürgschaft dafür ist, daß wir in uns ein göttliches Edles haben. Durch die Individuation sind wir; durch die Liebe sind wir wert, zu sein. Sie ist Bürgschaft für ein edles aber unbekanntes Ziel in unsrem Wesen, dem viel, nur allzuviel in dieser Welt entgegensteht.

Wir haben nur ein ganzes Gut: die Güte.

Die edle Fähigkeit der Liebe hat ein mündiges Gegenstück: das Wunder der ethischen Pflicht. Die Ethik selber ist die Pflicht. Diese ist nur durch die Vernunft ermöglicht. Diese Pflicht ist durchaus subjektiv. Sie ist die Wahrhaftigkeit. Nach dem materialistischen Grundsatze des Begehrens ist sie eben ein Wunder und gar nicht einzusehen. Daß diese Pflicht aber da ist, ermöglicht Wert und Sinn für unser mündiges Leben. „Zwei Dinge", sagt Kant in der Kritik der praktischen Vernunft, „erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir*) und das moralische Gesetz in mir . . . Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit an, und . . . erhebt meinen Wert unendlich durch meine Persönlichkeit."

Mit der autonomen Pflicht ist auch die Verantwortung gegeben, ohne die wir echte Sklaven wären. Diese Verantwortlichkeit ist angesichts dessen, was wir die Ananke Genetica, die Unvermeidlichkeit der Rückwirkung der Willensthat auf den Thäter, genannt haben, durch keine Nachsicht zu umgehen und sie äußert sich im Wunder des Gewissens, das dasselbe Wunder ist wie die ethische Pflicht selbst. So wiegen unsre Thaten „für unsre Hand zwar leicht, doch zentnerschwer für das Gewissen", wie unser großer Schiller sagt.

Die ethische Pflicht und die zu ihr gehörige Stimme des Gewissens sind eine Bürgschaft für unsre Befähigung zu einem autonomen großen, wenn auch unbekannten Ziele.

---

*) Hierzu sei an einen Brief und eine Widmung August Wilhelm von Schlegels an die Herzogin von Broglie, die Tochter der Frau von Stael, erinnert, die ihn zum christlichen Bekenner machen wollte. Er sagte da in seinem Alter, es war im Jahre 1838, daß die christlichen Dogmen seinem Herzen widerstreben und verwies auf den Sternenhimmel an Stelle der kirchlichen Tempelgefängnisse. — Hierzu sei überdies an Schlegels Zeitgenossen Chateaubriand erinnert, der irgendwo meint, man dürfe auch beim Sternenhimmel nur nicht näher zusehen können, um den großen Eindruck zu behalten.

Wir haben nur eine wahre Wahrheit: die Wahrhaftigkeit. Wir haben nur ein gewisses Wissen: das Gewissen.

Was ist die Schönheit? Schönheit ist Symbol des Ideales, richtiger des unbekannten Zieles. Diese zielstrebige Symbolik darf natürlich nicht aufgefaßt werden im Sinne einer verstandesmäßigen Fiktion oder Annahme, sondern nur im Sinne einer unwillkürlichen, aber mächtigen und sehr bewußten Schönheitsempfindung, eines arationalen, ahnungsvollen, bezaubernden und hinreißenden „Wissens", einer „Zweckmäßigkeit ohne Zweck", wie Kant in der Kritik der Urteilskraft sagt, und in dem Sinne, den Schiller meint: „Was wir als Schönheit hier empfinden, wird einst als Wahrheit uns entgegengehn". Und dieser große Dichterphilosoph sagt weiter: „Schönheit ist Autonomie in der Erscheinung". „Die große Idee der Selbstbestimmung strahlt uns aus gewissen Erscheinungen der Natur zurück, und diese nennen wir Schönheit." Schiller spricht diese gewichtigen Worte in seinen Briefen an Körner vom Februar 1793.

Selbst der erhabene Eindruck des Sternenhimmels, des bewegten Meeres, des Hochgebirges ist nur durch anthropomorphische, zielstrebige Betrachtung des Gewaltigen und Geheimnisvollen im Hinblick auf unsere armselige eintägige Existenz zu erklären. Nur so auch die unsagbare Schwermut, die die Natur dort hervorbringt, wo ihre Leblosigkeit anregungslos in den Vordergrund tritt. Was nun aber das Gebiet des Lebens selber anbelangt, so ist das Drama das höchste Symbol des mündigen Lebens, und wirklich dichterisch gestaltet, das höchste künstlerische Symbol. Die Musik aber, mit ihrer Harmonie und Melodie und ihrem Rhythmus ist das reine Symbol der That mit ihrem unbekannten Ziele.

Schönheit ist das Ergebnis edler Generationen, strahlend durch inneren Adel. Ja selbst die Häßlichkeit wird durch solchen verschönt. Bekanntlich hat Platon (Staat. VII. 535.) für die Herrschenden neben Zuverlässigkeit und Tapferkeit auch besondere Wohlgestalt für nötig befunden. Denn das Sittliche ist, wie unser Stifter in seinem unverstandenen und erfolglosen Vortragsansuchen sagte, die letzte Grundlage jedes Schönen. Die wir das Gorgonenhaupt, oder anders gesagt, die unschöpferische, ideenlose Unfähigkeit der modernen „Kunst" kennen gelernt haben, welche handwerksmäßig schematisiert, oder widerlich individualisiert und, auf das alttestamentarische Regime unserer organisierten „öffentlichen Meinung" sich stützend und von ihr gestützt, selbst dem gemeinsten Alltag mit ihrer Darstellung Unrecht thut: wir erinnern an Platons Warnung (Staat, 401), das Übelgesinnte und Mißratene, das Zügellose und Unanständige, sei es in Bildern lebender Geschöpfe, sei es in Gebäuden, sei es in irgend einem anderen Werke anzubringen. Platon lebte in einer Zeit, wie die unsrige ist. Wir machen uns andererseits Schopenhauers Wort über Raffael und Correggio zu eigen, daß der Abglanz unerschütterlicher Zuversicht und Heiterkeit im Antlitz ein ganzes und sicheres Evangelium ist. (W. a. W. I. letzter Absatz.) Auch unseres lieben, von seinem Vaterland so ungewürdigt gewesenen Malers Anselm Feuerbach wollen wir hier gedenken. Edel war er in der Wüste, in der Hölle, als die er die künstlerischen Verhältnisse und Bestrebungen seiner Zeit, unserer Zeiten empfinden mußte. „Ich bin selig in meinem Hellas", sagte dieser ganz unbewußt aber unverfälscht arisch empfindende Künstler. Seine deutsche Jünglingsseele erscheint wieder in den Gegenständen und in der Art seiner Werke. Er selber schildert sich in seinem Vermächtnis als „brennend vor Eifer in der Sehnsucht nach einem unbekannten Ziel".

Angesichts des Mardochai-Marxismus unserer Tage, der die Arbeiter der Schönheit sich schämen läßt, sei auf den englischen Arbeiterdichter Elliot verwiesen, der (II. S. 116) für den Arbeiter fleht: „O gib ihm Schönheitsgefühl, es ist das Band, das uns dem Himmel verbindet".

Das Gefühl der Schönheit ist ebenso unabhängig von unserem Wollen, wie die Liebe. Nur indirekt, wie wir gesehen haben, im Bereich der Sacrosanctitas genetica, hat unser Wollen Einfluß auf das Edle in uns.

Hier sei ein wertvoller Gedanke wiedergegeben aus dem Roman Valerie der Frau von Krüdener, jener interessanten blonden Schwärmerin, die die Leere im mondänen Leben wie eine offene Wunde empfand und die wahrscheinlich den Kaiser Alexander den I. zur Initiative für die Heilige Allianz bewog: „Die Schönheit ist unwiderstehlich, indem sie auf ein weniger als sie selber Vergängliches hinweist".

„Was uns an der sichtbaren Schönheit entzückt, ist ewig nur die unsichtbare", sagt unsre Ebner-Eschenbach.

Die Bedeutung des Schönheitsempfindens ist durch sein vorrational begründetes, wenn auch hochbewußtes Dasein eine Bürgschaft für ein edles autonomes Maß in uns, und für ein ebensolches, wenn auch unbekanntes Ziel.

Wir haben nur einen echten Schein: Die Schönheit.

So wie die Liebe in der Pflicht, so hat die Schönheit ihr mündiges Gegenstück in der Persönlichkeit.

Diese Korrelationen des Vorrationalen mit dem Gebiete der Mündigkeit sind hinwiederum als eine Bürgschaft eigener Art zu werten für unsere philosophische Auffassung, für die Philosophie der That. Andererseits ist es ebenso bedeutungsvoll, daß die Liebe geradeso mit der Schönheit im Bunde ist, wie die Ethik mit der Persönlichkeit. Edle ethische Willensthat führt zur Persönlichkeit. Des Mangels an Wahrhaftigkeit und an Personenwert schämen wir uns. Doch wer Persönlichkeit werden will, wird sie nicht. Nur ungewollt, nur ungerufen wird sie erreicht, und ist doch nur das Werk der Willensthat. Persönlichkeit ist das Höchste, das hier auf Erden erreicht werden kann. Sie ist erhaben über das Schicksal, und wird dadurch, wie Schiller sagt, „zum Bürger und Mitherrscher eines höheren Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reihen anzuführen."

Echteste Solidarität verbindet edle Personen und in weiterer Linie edle Völker. Der größte Dank, den sie einander abstatten können, ist der Adel ihres Wesens. Stifter, unser großer österreichischer Dichter, sagt in seinem von der „katholischen Welt" zurückgewiesenen „frommen Spruch": „Die beste Arbeit, die du mir machst, Ditwin, ist dein Leben, daran ich mich erfreue". Eine Votiftafel unseres Dichterfürsten Schiller lautet: „Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie thun; edle mit dem, was sie sind".

Personen sind nur wert durch die Persönlichkeit.

Es erübrigt sich, vom vorrationalen Lebenswillen zu sprechen. Dieses Unbewußte, das hinter dem Leben steht, hinter unserer Gattung und hinter unserer Individuation, das die unfaßbare Fülle und Verschlungenheit unserer physiologischen Existenz und ihre Verbundenheit mit den Abgründen der Raum-, Zeit- und Grundlosigkeit herstellt, wandelt sich in uns als Individuen zum Teil in ein bewußtes Wollen um, dessen Thaten überhaupt erst die Möglichkeit ergeben zu aller Bedeutung unserer

Mündigkeit. Dem Lebenswillen gegenüber steht die mündige Willensthat. Zielstrebige mündige That wird so zur Bürgschaft der Bedeutung unseres Wesens überhaupt. Ohne sie könnte es keine belangreiche Bedeutung geben, weder der Liebe, noch der Pflicht, noch der Schönheit und Persönlichkeit, noch auch des autonomen Maßes und Zieles.

Das Leben mit seiner Liebe und Schönheit und dem autonomen Maß und die mündige Willensthat mit Ethik, mit Persönlichkeit und Ziel, sie alle erhalten erst die wahre Größe und Beachtung dadurch, daß das Wollen zum Werden wird, daß ungewollt und unabwendbar, die Willensthaten auf den Thäter wirken. Aus seinem Wirken und Schaffen entringt sich endlich — nach aufwärts oder nach abwärts, zum Besseren oder zum Schlechteren — als Ergebnis der Mensch selber! Welch herrliche und furchtbare Lösung zugleich: Regeneration und ein Aufwärtssteigen vermöge auch nur einer Spur des Guten, des Göttlichen in uns, oder aber des Menschen Wesen, von ihm selber kaum zu merken, sinkt und sinkt und sinkt.

Durch dieses Andiaparana, durch diese Rückwirkung der Willensthaten auf den Thäter, in guter oder schlechter Richtung, tritt die große Hinwendung ein der äußeren Bezweckung auf einen inneren Zweck, die Verbindung des autonomen Maßes mit dem autonomen Ziel.

Die Möglichkeit einer Verbindung des Rationalen mit dem Überrationalen, einer Wirkungsart noch nach dem Tode, ist hierbei nicht von der Hand zu weisen. Wir werden über die Wirkungssphären der Thaten noch sprechen, der Thaten die kein Gott mehr ungeschehen machen kann, — in Hinsicht auf das Werk, in Hinsicht auf den Thäter, und weiterhin durch die Persönlichkeit ins Unbekannte.

Wir haben nur eine Wirklichkeit, das Wirken; wir haben nur eine Thatsache, die That.

Der großartige autonome Zusammenklang von Liebe, Schönheit und Maß mit Ethik, Persönlichkeit und Ziel, von Leben und That ist eine Bürgschaft, selbst für den Fall des Untergangs.

21. Geschichtsauffassung, Persönlichkeit und Sinn der Geschichte.

Wir sind schon hier und da, zumal zu Ende der Abschnitte über die naturphilosophische Rechenschaft und über die Selbstgeschütztheit jenen Überlegungen näher gekommen, die von der Zurechtfindung weiterführen zum Bewußtsein eines letzten aber unbekannten Zieles, von der Rechenschaft zur Richtschaft, von der Philosophie zur Religion.

Bevor wir uns aber diesem großen Problem als solchen zuwenden können, jenem religiösen Weg, der wirklich einer ist, und der uns durch die uns artfremde Mentalität der biblischen Konfessionen verleidet war, vorher obliegt es, unsere Aufmerksamkeit der Frage der Auswirkung unserer Anschauungsweise und Rechenschaft auf jenes Gebiet zuzuwenden, das für die menschliche Organisation maßgebend ist und Geschichtsauffassung genannt wird.

Die „materialistische Geschichtsauffassung" hat mit der alttestamentarischen Mentalität des Marxismus oder des Bolschewismus zu thun,

nichts aber mit dem echten Sozialismus, den diese destruktiven Hetzbewegungen nur anrüchig und unfruchtbar gemacht und verleidet haben. Denn sie haben den Sozialismus, der eine Ordnung der Solidarität, der wirklichen Brüderlichkeit, der Außersorgestellung und der Freiheit ist, zu einem Mittel des Bürgerkrieges, der Zerklüftung und Versklavung herabgewürdigt, zur Ausschaltung aller Autonomie und, wie das bolschewistische Beispiel zeigt, statt zur menschlichen Erhöhung zur Auslese der Minderwertigkeit, zur Vermassung und Erniedrigung. Die biblische Mentalität hat im Marxismus den Sozialismus zum Objekt der Ausbeutung Seitens alttestamentarischer Routiniers gemacht, das Volk aber zu einer willenlosen materialistisch gesonnenen Herde, deren Versklavung von ihnen Diktatur des Proletariates genannt wird. Andererseits haben kongeniale Praktiker dieser Mentalität das Geldwesen seinem Zwecke entfremdet und satanisch zur Grundlage einer eigenen Bewirtschaftung gemacht, die als Finanzkapitalismus Völker und Staaten zwingt, wenn sie leben wollen, diesem zinsenpflichtig und gefügig zu werden. Finanzkapitalismus und Marxismus gehen Hand in Hand.

Der Massenmensch bedeutet die Abgleichung nach abwärts, das bloße Vegetieren, den Stillstand, die Stagnation, die Lähmung, die Versumpfung, den Untergang. Das Prinzip des Massenmenschen schließt den Heroismus, die Hingabe für ein Hochziel, alles Interesse an der Güte der Generationen aus und bietet den verpesteten Boden für eine parasitische Diktatur. Autonomie muß dann der Automatie weichen, und ein Volk, eine Gesellschaft, die sich nicht selbst beherrschen kann, verdient, wie Gandhi den Indern sagt, die Fremdherrschaft. Helden, seien sie das nach welcher Richtung immer, sind im Milieu des Massenmenschen nicht gestattet. Auch die Minne paßt nicht hin zum Massenmenschen. Denn sie ist wählerisch. An ihrer Statt verbleibt bei ihm der bloße vertierte Trieb der Geschlechtslust ohne Wahl und ohne Verantwortung für Höhe und Gesundheit der Nachkommenschaften, eine Verantwortung, die sogar bei der physiologisch reingezüchteten geschlechtslosen Arbeitsbiene sich auswirkt. Wie weit muß ein Mensch gesunken oder gebeugt sein, der sich, nicht genug an den vermassenden Folgen des wirtschaftlichen Unrechts, auch noch theoretisch im Sinne dieser Folgen degradieren läßt und diese Folgen selber für die Zukunft proklamiert! Der Massenmensch ist ferne von der Repräsentation der Menschheit und von aller ihrer Hoffnung. Lahmlegende Finsternis, stumpfe Gleichgiltigkeit und inneres Schweigen sind sein Gepräge*). Wie noch viel tiefer aber muß ein Mensch gesunken sein, der solchen Niedergang bewußt befördert!

Da der Massenmensch die Lähmung der Autonomie und des Widerstandes gegen alle ausbeuterische Demagogie bedeutet, so tritt dann der Terror an Stelle der Begeisterung, der Lohn an die Stelle freier That, die Selbstsucht an die Stelle des Idealismus und der Liebe. Im Einklange mit dem Massenmenschen kann nicht der Held, sondern bloß der Parasit dominieren, der kein Mitgefühl hat mit der verderbenden Masse.

---

*) Mir schweben bezügliche kennzeichnende Worte eines mir nicht mehr erinnerlichen französischen Schriftstellers vor: Die helle unruhvolle Ahnung des Unbekannten verdüstert in den trüben Sphären des Nebels (dans l'obscur brouillard de la brume), sie erlischt dann in den Finsternissen und übermächtig wird das Schweigen. Das innere Schweigen . . .

(Hier sei es gestattet, den geneigten Leser zu bitten, daß er auf S. 95 dieses Werkes, Z. 20, einen Druckfehler verbessere und dort für rastloses Schweigen ratloses Schweigen setze.)

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß es auch dann und ganz ebenso einen Gegensatz zur Autonomie und zur Solidarität bedeutet, wenn der Massenmensch ins Jenseits übertragen wird, wenn er auf Erden nur als Glied der Herde Jehovas verweilt, und wenn das Individuum nichts anderes zu suchen hat als seinen jenseitigen Lohn, als seine ewige Seligkeit, vielleicht noch erhöht durch den Anblick der Höllenpein von anderen Menschen. Und wir dürfen uns ebensowenig verhehlen, daß ganz ebenso jede Internationale überhaupt, d. h. jede unorganisch gesonnene, auf einfache Vermassung, Entwurzlung und Mechanisierung ausgehende Bewegung in wesentlichem Gegensatze steht zu hoffnungsvoller Autonomie und zur Solidarität mit Edlerem. Erinnern wir uns doch einmal aus solchem Gesichtspunkt der Heiligen der Kirche und auch der Heiligen des Bolschewismus, und ihrer eigentlichen Beschaffenheit! Zum Massenmenschen mit allen seinen komischen und in Hinsicht auf Kultur höchst tragischen Konsequenzen führt aber auch überhaupt jedeweder Verzicht auf das eigene Wissen und Gewissen zugunsten einer unkontrollierbaren Geheimbürgschaft mit ihrer Gehorsamspflicht, oder zugunsten eines Dogmas, sei es nun jenes des Christentumes, oder des Mohammedanismus, oder der proletarischen „Internationale“ oder jenes alttestamentarische der Auserwähltheit an Stelle der Bewährung.

Nun wollen wir aber die Betrachtung von einer anderen Seite anstellen. Sehen wir uns das Wesen des Menschen darauf hin an, wie es uns gegenübersteht und erkennbar ist. Wir erkennen das geistige Gebiet als das der Ungebundenheit. Gedanken sind zollfrei, heißt es im deutschen Sprichwort. Ganz umgekehrt ist es auf dem Gebiete des Stoffes. Das Gebiet der Materie ist das der Gebundenheit; das Gebiet der Wirtschaft ist das des Sozialismus. Auf dem Gebiet des Geistes ist das der Freiheit; auf jenem des Stoffes das der Notwendigkeit. Inmitten aber dieser beiden Extreme, dem Geiste auf der einen, dem Stoffe auf der anderen Seite, waltet synthetisch der Mensch mit seiner That, die nie ganz ohne beide Sphären ist, immer zwischen beiden, weder anarchisch, noch gebunden, aber sowohl logisch als auch physisch, psychologisch und physiologisch zugleich, zielstrebig, final, lebendig, autonom.

Wird jedoch gegen die Natur des Geistes der Materialismus auf das geistige Gebiet übertragen, so erhalten wir den Dogmatismus, die geistige Reglementierung, die gedankliche Hörigkeit, den Glaubensterror. Übertragen wir aber umgekehrt die Freiheit des Spiritualismus auf das wirtschaftliche Gebiet, so erhalten wir alle jene Erscheinungen, die zum laisser faire der Wucherer, zur Ungebundenheit der Hechte im Karpfenteiche führen, bis hin zur Diktatur des Finanzkapitales, über das wir oben gesprochen haben. Der wirtschaftliche Frei- und Ausbeuter ist ebenso widernatürlich, schädlich und verächtlich, wie der geistige Dogmatiker es ist.

Über den einseitigen Gebieten der Wirtschaft und des Gedankens erhebt sich, wie gesagt, das Leben selber. Weder die spiritualistische, noch die materialistische Seite und Ordnung des Lebens reicht zu einer Geschichtsauffassung hin. Eine Geschichtsauffassung kann nur eine solche des Lebens selber sein, und seiner Höhe: der Persönlichkeit. In Wirklichkeit ist nur die ethische, freie Persönlichkeit von Wert. Nur innerhalb eines geistig ungebundenen und eines wirtschaftlich gebundenen Regimes kann die Persönlichkeit ungehindert gedeihen.

Berechtigt ist weder die spiritualistische, noch die materialistische, sondern nur die lebendige, autonome, idealistische Geschichtsauffassung.

Berechtigt ist nur die Hoffnung auf Persönlichkeit und Solidarität. Auf Persönlichkeit auch in der Richtung, daß sie zufolge des Erbrechts auf Kinder und Kindeskinder, auf Familie, Volk und Brudervölker weiterwirken wird; auf Solidarität, weil echte Persönlichkeiten zur Zusammenarbeit begeistert und innerlich verpflichtet sind, im Gegensatze zum Kollektivismus oder Kommunismus mit seiner Unverantwortlichkeit des Einzelnen und seinem Automatismus, aber ebenso im Gegensatze zum Materialismus des Jenseits, der direkt dem widerspricht, was wir über das unbekannte Ziel, aber auch über die Folgen der Thaten erkannten, und der die Menschen gleichgiltig macht für das Edle.

Goethe war trotz allem, was wir von seiner geheimbürgschaftlichen Gebundenheit wissen, nach außen ein Künder der Persönlichkeit. Wir wollen nur einen Satz aus den Wanderjahren wiedergeben: „Nicht die Talente, nicht das Geschick zu diesem oder jenem machen eigentlich den Mann der That; die Persönlichkeit ist's, von der alles abhängt." Hochstapeleien und Auserwähltheiten widersprechen der Persönlichkeit. Die Erhöhung der Personen zur Persönlichkeit ist unkäuflich und weder durch Prahlereien, noch durch Gunstbuhlereien erreichbar. Willst du Persönlichkeit werden, so wirst du sie nicht.

Persönlichkeit ist möglich, sofern der Mensch wahrhaftig ist, wie wir schon näher erörtert haben. Persönlichkeit ist der Sieg des besseren Selbst und ist fähig für alle wahrhaftige That, für alles Gute und Edle. Echte Persönlichkeit ist frei von aller Geheimbürgschaft und frei für die unverbrüchliche Gemeinbürgschaft alles Edlen, sei es auch vielmal edler als sie selber. Persönlichkeit allein ist frei für die Hoffnung. Persönlichkeit allein ist der Boden für den Fortschritt. Der Fortschritt besteht vor allem in der Persönlichkeit selber.

„Ehret ihr immer das Ganze; ich kann nur Einzelne achten: Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt", sagt uns Schiller. Und er sagt zuletzt noch im Demetrius: „Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen. Der Staat muß untergehen, früh oder spät, wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet."*)

Die Geschichtsauffassung, objektiv genommen, auf Völker, Rassen und die Menschheit übertragen, und vom Standpunkt des Zieles angesehen, ist der Sinn der Geschichte. Wie es die Geschichtsauffassung mit der Philosophie zu thun hat, so der Sinn der Geschichte mit der Religion.

Der Sinn der Geschichte ist uns angesichts des autonomen Maßes gegeben mit dessen wenn auch unbekanntem Ziele, wofür uns die Erkenntnis des Werdens durch das Wirken, seiner Selbstgeschütztheit und der noch zu erörternden Wirkungssphären der That eine Bürgschaft bietet.

Geschichtsauffassung und Sinn der Geschichte hängen zusammen, wie Philosophie und Religion. Wenn wir vom unbekannten Ich und unbekannten Ziele sprechen werden, werden wir noch näher ersehen, wie durch das Wesen der Persönlichkeit der Weg gegeben ist von der Geschichtsauffassung zum Sinn der Geschichte.

---

*) In anspruchsloser Weise heißt es im Journal des Goncourt (unterm 10. März 1866): „Die Versammlungen, die Vereinigungen und die Gesellschaften vermögen immer weniger als der einzelne Mensch. Alle großen Ergebnisse des Denkens, der Arbeit sind der individuellen That zu verdanken, ebenso wie alle großen Errungenschaften des Willens."

22. Geheimbürgschaften und Gemeinbürgschaft: Die nationale Internationale und die internationale Nationale.

Wir wollen hier von einem andern, nämlich nicht geschichtlichen, sondern allgemeinen Standpunkte aus von den Geheimbürgschaften sprechen, die wir im zweiten Buche als Tertiogenituren der biblischen Mentalität in ihrer Wirksamkeit des Näheren kennen gelernt haben. Nur nebenbei kommen auch hier einige kleine geschichtliche Exkurse in Betracht, weil sie als wichtiges Beispiel vor allem hierher gehören. Im Übrigen wird also hier im Allgemeinen von jenem Abweg gesprochen, der dazu dient, das höchste germanische, das höchste arische, das höchste allgemein menschliche Gut, die Persönlichkeit überzuführen in das Massengrab des Massenmenschen. Die Geheimbürgschaft wird gebraucht für Unternehmungen, die das öffentliche Licht des Tages scheuen. In den kriminalistischen Handbüchern ist über ihre Urbilder genugsam zu lesen, und auch über die Urbilder ihrer geheimen Erkennungszeichen, die den Kriminalisten bekannten sogenannten Zinken.

Aber ganz abgesehen von gewöhnlicher Kriminalität und andererseits von gewöhnlicher Naivität wird die Mitgliedschaft der Geheimbürgschaften von jenen angestrebt, die selbst nicht fest genug stehen, die auf den eigenen Charakter verzichtet haben, die innerlich resigniert sind, von Abenteurern, Strebern, Leuten von weitem Gewissen, und grundsatzlosen, nach Vorteilen haschenden Spekulanten. Solche Mitglieder scheinen den Geheimbürgschaften für ihre geheimen Ziele offenbar willkommen, die geruhig zusehen, wie Andere vorkommen, die auf sich selber nicht verzichtet haben und unkontrollierbaren Absichten ihre Ehre nicht zum Opfer bringen.

Wir wollen nicht den trüben Sumpf aufwühlen, der sich auf diesem Gebiete überall bildet und der die Menschen ehrlos macht. Aber selbst in reinen Schichten verstricken sich, verführt von gewissenlosen Verführern, Menschen in guter Absicht in die Geheimbürgschaften und erkennen zu spät, daß sie sich des höchsten und reinsten Gutes, der inneren Freiheit begeben, daß sie ihr Gewissen preisgegeben haben, und nur zu bald langen sie an beim Kadavergehorsam und bei der Heiligung der Mittel durch menschliche, allzumenschliche Zwecke, die ihnen nicht einmal bekanntgegeben werden.

Widerstehe zu Anfang! Resigniere nie! Verzichte nie auf dich selber! Das ist hier die große Lehre. Bald wird es zu spät und der gebeugte Charakter verliert zu sehr an Kraft. Es ist schmerzlich, daß gerade Goethe, der Großen einer, versehrt ist durch geheimbürgschaftliche Gebundenheit. Er hat zwar einst, wie schon früher bemerkt, und wie es für das unbeachtet eintretende verhängnisvolle Zuspät sehr lehrreich ist, versucht, von ihren Ketten loszukommen.*) Doch war er nicht mehr stark genug!

---

*) Wir haben im zweiten Buche das Verhalten des alternden Goethe beim Tode Schillers gewissenhaft dargelegt. Es entspricht derselben Gewissenhaftigkeit, hier darzulegen, wie Goethe lange vorher vergeblich versucht hat, sich freizumachen von den Ketten der Geheimbürgschaft.

So ist nämlich sein Lustspiel „Der Großkophta" aufzufassen. Man wußte von vornherein, was Goethe damit beabsichtigt hat. Böttiger schilderte im Sommer 1791 in seinem Tagebuche, wie Bode, dessen bedeutende Rolle in der Freimaurer- und Illuminatenwelt wir schon im 25. Abschnitte des II. Buches kennen gelernt haben, die Geißel

Es mag ja edle Seelen reizen, groß zu wirken, ohne hervorzutreten. Große Unbekannte werden sie nur dann, wenn sie die Magna Charta ihres Charakters nicht verfallen ließen zugunsten fremden unkontrollierbaren Wollens, wie es bei den Geheimbürgschaften der Fall ist. Mit der Anonymität ist andererseits nur allzuoft die Hoffnung verbunden, nicht einstehen zu müssen für die eigenen Thaten.

Die Geheimbürgschaft ist überhaupt nicht geeignet für die ehrenhafte arische Seele. Diese ist für die verschlungenen Pfade der Lüge so wenig tüchtig, daß sie dieserhalb von wesentlich minder gearteten Menschen als minderwertig angesehen wird und nur zu leicht der Mißleitung durch Kreaturen der Geheimbürgschaften unterliegt.*)

---

der Weimarer Genies gewesen ist und über Goethe spottete. Gleichzeitig stellt Böttiger dort fest, daß man von Goethe ein neues Schauspiel erwarte, — es hat sich hierbei eben um den Großkophta gehandelt —, in welchem er die geheimen Gesellschaften persifflierer.

In diesem Drama spottet nun Goethe überlegen über die verschiedenen, einander widersprechenden Grade der geheimen Gesellschaften und über deren „unfruchtbare Zeremonien". Ja er stellt dort als ihren Vertreter den zur Genüge bekannten Hochstapler Cagliostro dar, der Freimaurer war und eine eigene Loge gründete, und dessen jüdische Abstammung Goethe selbst in Palermo festgestellt hatte. Goethe zeigt auch, wie dieser Logenbruder in die Halsbandaffäre verwickelt war, die bekanntlich die arme Maria Antoinette so sehr und so mit Unrecht in üblen Ruf gebracht und die edle Sittlichkeit geschändet hat, „die den Charakter dieser großen Fürstin macht". Der Einfluß Cagliostros auf den Kardinal Rohan, den Mitschuldigen der Halsbandaffäre, wird übrigens im 7. Kapitel der Oberkirchschen Memoiren geschildert. Goethe läßt durch Cagliostro darauf hinweisen, daß er „in einer geheimen, durch die ganze Welt ausgebreiteten Gesellschaft von Männern" lebe, und er läßt ihn feststellen, daß man die „Angeln, die Netze nach Proportion der Fische, die man zu fangen gedenkt", einrichten müsse.

Dieser Befreiungsversuch Goethes fand noch vor seiner näheren Bekanntschaft mit Schiller statt und ist ihm offenbar schlecht bekommen. Schiller aber gehörte zu jenen, die das Stück gewürdigt haben, und Goethe erklärte, es sei für höhere Menschen geschrieben. Er hatte schon früher Anwandlungen von Ablehnung öffentlichen Beifalls, und offene Augen für falsche Lagen. So schrieb er schon im Frühjahr 1776 an Fräulein Henriette Waldner, er dichte gern für schöne Seelen; im übrigen sei sein Schriftstellerleben ein trauriges Metier (hors cela un triste métier).

Das Publikum, soweit es nicht ohnehin von der Freimaurerei beeinflußt war, vermißte doch wohl im Großkophta den tragischen Hintergrund, den zwei Ereignisse gebildet haben: Kardinal Rohans, des hochadligen Erzbischofs Freispruch unter dem Jubel des Pöbels durch das Parlament, in dem so viele Bischöfe und Adlige Einfluß hatten, und das spätere Schicksal der Königin.

Noch heute bemerkt man inmitten der bloßstellenden Huldigungen der Freimaurerei für Goethe eine auffallende Ablehnung gegenüber diesem Stücke.

Goethe aber verblieb ein moralisches Opfer der Geheimbürgschaften. Er hatte nicht mehr das heroische Blut, sich vielleicht unter Lebensgefahr zu befreien. Schiller „sah neben ihm wie ein himmlischer Genius aus", schrieb Frau von Stein im Jahre 1796.

*) Ein Musterbeispiel für solche Mißleitung und ihre unheilvollen Folgen ist die Ermordung Wallensteins am 25. Februar 1634, die wir schon zu Ende des Abschnitts über den dreißigjährigen Konfessionskrieg gekennzeichnet haben. Wallenstein wollte Frankreichs Hände fernhalten von den deutschen Dingen, er wollte endlich Frieden, in überlegener „Glaubenslosigkeit" wollte er zumal auch den Bekenntnisfrieden in Deutschland. Das ist mißlungen wie auf dem Tridentiner Konzile, als die Jesuiten eingegriffen haben. Im Falle Wallensteins war es des Kaisers Beichtvater Lamormain, ein Jesuite, dem der Kaiser folgte, „wie das Schaf dem Hirten". (Ich zitiere hier aus Srbiks wichtiger neuer Forschung über „Wallensteins Ende", wo diese Wendung selber als Zitat vorkommt.)

Wenn auch die verborgenen jesuitischen Einflüsse nicht alle nachgewiesen werden können, und auch anderweitige Einflüsse bestanden für das Zustandekommen jener kaiserlichen Entschließung vom 24. Jänner 1634, welche die Gefangennahme oder Tötung Wallensteins anbefahl und seine Ermordung als den Vollzug eines kaiserlichen Befehles gelten ließ, so ist doch erwiesen, daß Lamormain unter Vertrauensbruch seinem Ordensgeneral berichtete, wie der Kaiser anläßlich der Mordentschließung ihn unter dem

Die Lüge ist allen Geheimbürgschaften im letzten Grunde wesentlich. Rückgratlose Hörige derselben lassen sich zur Leitung von Institutionen abkommandieren, um deren entgegengesetzt festgelegte Tendenz zu verraten und sie zugrunde zu richten. Schillers treffende Worte über die Inquisition gelten auch hier: „Man glaubt an keinen redlichen Mann mehr und gilt auch für keinen.“ So entfernen die Geheimbürgschaften das Volk von seinem letzten Rückhalt, seiner Ehre.

Im letzten Grunde wird in den Geheimbürgschaften das unbekannte Ziel des Menschen ausgebeutet, ohne das das Leben schal und wertlos ist. Im Freimaurertum wird es als ein den höchsten Graden offenes Mysterium ausgegeben, als verschleiertes Bild, und auch im Jesuitenorden und im Judentum als Unfehlbarkeit, als Urim und Thumim, wovon wir kurz im 2. Abschnitt des II. Buches Erwähnung gethan, und worüber Reinhold Decius in Hinsicht auf die Freimaurerei in jenem Werke nähere Auskunft gibt, das wir im 25. Abschnitt desselben Buches eingehender besprochen haben. Die Verhüllung des Geheimwissens ist natürlich umso wichtiger, als es fingiert ist, und seine Wahrung wird in der Freimaurerei, wie im alten Testamente durch Terror geschützt. „Er schlug die Männer von Bethsames, weil sie die Lade des Herrn beschaut hatten; er schlug von den Einwohnern siebzig Mann und siebzigtausend Mann von dem übrigen Volke. Und das Volk trauerte, weil der Herr es mit so großer Plage geschlagen hatte.“ (Sam. I. 6. 19.) *)

Das freie Tageslicht und die Ehre sind der Tod der Geheimbürgschaften. Das freie Tageslicht und die Ehre sind aber das Leben jener einen großen unverbrüchlichen und nicht zu verhehlenden Gemeinbürgschaft und Solidarität, die erst nicht gegründet oder gar verborgen werden muß, sondern die von vornherein unter Guten gegeben ist: die Gemeinbürgschaft der Edlen. Immer ist sie segensreich bereit für das Leben. Von ihr allein lebt die Menschheit in letzter Linie weiter, von ihr stammt alle wirkliche Kultur. Nur soll sie allen zum Bewußtsein kommen. Sie soll von Mund

Siegel des Beichtgeheimnisses um sein Gutachten als Beichtvater fragen ließ. Der Kaiser zitterte für einen günstigen Ausgang, und es ist sehr bezeichnend für die biblische Mentalität, in der diese Kreise versunken waren, daß er sich erst beruhigte, als er dem Probationshaus der Jesuiten reiche Zuwendungen gemacht und Bußübungen „für eine wichtige Sache“ angeordnet hatte. Lamormain war auch schon wenige Tage nach dem Morde in der Lage, dem Ordensgeneral einen authentischen Bericht zu senden, in welchem er nicht verfehlte, darauf hinzuweisen, daß es Gott gefallen habe, den Absichten des Kaisers zu entsprechen. Der Kaiser aber habe samt Familie die Sakramente empfangen und allen Kirchen Geschenke und Meßbestellungen zukommen lassen.

Über dieses Unterliegen unter die Geheimbürgschaft war wohl hier der richtige Ort zu sprechen. Wir hätten das sonst auch im entsprechenden Abschnitt des II. Buches, und in mehreren des I. machen können. Der damalige Kaiser war jesuitenhörig und andere Potentaten waren hörig den Freimaurern gegenüber. Die Unthat an Wallenstein erinnert übrigens an die Unthat am Thronfolger Österreichs vor Beginn des Weltkrieges.

In einigen Jahren werden es drei Jahrhunderte sein, daß Wallenstein ermordet worden ist. Die Folgen spürt das deutsche Volk noch heute.

Möge das deutsche Volk den drei Geheimbürgschaften, die wir kennen gelernt haben, samt ihren Verzweigungen, die Worte Schillers aus Wallensteins Tode zurufen: „Dein Weg ist krumm; er ist der meine nicht!“

*) Pompejus hat nach der ersten Eroberung den Juden eine Ehre zu erweisen geglaubt, daß er das Allerheiligste ihres Tempels betrat, und schaute, „was zu schauen verboten war“, nämlich außer großen Tempelschätzen und Ritualgeräten — Nichts.

In echt biblischer Mentalität sehen darin die pseudepigraphischen Psalme Salomos einerseits ein gerechtes Strafgericht Gottes, andrerseits aber lassen sie den Übermut des Thäters in Schmach verwandelt werden an den Bergen Ägyptens, wo bekanntlich Pompejus ermordet worden ist. (2. 25 ff.)

zu Mund allen Edlen ins Bewußtsein gerufen werden. Sie soll mündig werden. Mit der allgemeinen Bewußtheit dieser autonomen Solidarität wächst auch ihre Zuversicht in steigendem Maße und ebenso ihre Kraft und Macht.

Es gibt verschiedene Geheimbürgschaften. Es gibt nur eine echte Gemeinbürgschaft: die Solidarität der Edlen. In Wirklichkeit ist immer der Boden bereitet für die Anteilnahme aller ethischen Menschen an allem Edlen, wo immer sie es finden. Das Wesen dieser Gemeinbürgschaft ist die Offenheit, die Hilfsbereitschaft, die Tapferkeit. Diese Gemeinbürgschaft allein ist es, die dem Volke seine Ehrenhaftigkeit gewährleisten könnte, und in ihrem Sinne gelten Schillers schwerwiegende Worte: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre."

Die Gemeinbürgschaft der Edlen gilt vor allem innerhalb des Volkes, doch nicht minder innerhalb der Völker. Edle Völker selber sind einander solidarisch.

Auf wirtschaftlichem Gebiete gibt es einen guten Maßstab für die Durchführung edler Gemeinbürgschaft: nämlich ob Arbeitsersparnis bei derselben Leistung, ob Überproduktion und Überernte als Vorteil für Alle zur Geltung gelange, oder als Nachteil, ja als Katastrophe; ob Technik zum Segen gereiche oder zum Fluche. Auf ständischem Gebiete: ob die „Klassen" gegen einander oder mit einander fühlen. Auf dem Gebiete der Arbeiterschaft als solcher, ob sie als Teil des Volkes gewürdigt werde und als solcher sich selber fühle, oder als „Proletariat", d. h. als bloße Masse, als bloße Herde oder Horde und zuletzt als Arbeitssklaven.

Auf internationalem Gebiete gibt es nicht minder einen Maßstab für edle Gemeinbürgschaft: nämlich ob die Nationalen international zusammenstehen als internationale Nationale, oder ob sie sich von Internationalen biblischer Mentalität ihre Führer ernennen und absetzen lassen, wie es von Freimaurerlogen, von Moskau oder vom päpstlichen Rom aus der Fall ist; und ob sie als internationaler Menschheitsbrei zum Opfer werden jener nationalen Internationale, die das Judentum darstellt, das Andern eine internationale Internationale predigt, um anfangs geheim als nationale Pseudomorphose*), trivial gesagt, in Form des allgemeinen Mischpochismus, endlich aber ganz offen eben als nationale Internationale die Herrschaft zu führen, wie es schon in paneuropäischen Schriften gewünscht wird, und wie es das Lügenpatriarchat der internationalen Berichterstattung in die Wege zu leiten versucht.

Immer klarer scheiden sich die Hebel der modernen Geschichte, wie das Böse und das Gute: die Geheimbürgschaften, die Gemeinbürgschaft.

23. Gegenseitige Hilfe.

Die Solidarität für das Edle, Wahrhaftige, Thatkräftige, Gütige, Tapfere, die Gemeinbürgschaft für das autonome Maß und Ziel, für unser besseres Selbst, für den göttlichen Funken in uns ist gegeben, wo immer

*) Dieser Vorwurf ist alt. Schon Apion im ersten Jahrhundert nach Christus hat den Juden vorgeworfen, daß sie sich nach ihren Gastvölkern nennen. (Josephus, Contra Ap. II. 4.) — In den zionistischen Geheimprotokollen aber heißt es in der 11. Sitzung:

dieser auch noch so trübe glüht. Hoffnung ist, wo immer er auch noch so müde glimmt.

Mit allem Edlen sind wir solidarisch verbunden, sei es auch tausendmal edler als wir, sei es auch tausendmal weniger edel als wir. Darin liegt eine Vergeltung des Bösen mit Gutem. Nur müssen wir Liebe zum Edlen haben. Man kann diese Liebe bei sich selber nicht erzwingen. Aber man kann sie erreichen, wie wir dort sahen, wo wir erkannten, daß beides zu gleicher Zeit gelte: Operari sequitur esse, und esse sequitur operari. Die That folgt dem Charakter, der Charakter folgt der That. Das Dasein der Liebe zum Edlen ist selber eine Probe für Edles. Diese Sympathie und Liebe kann so hinreißend, so wirklich werden, daß ihre Träger an sich selber die Spuren der Erhöhung bekommen, wie physisch die Liebe zu Christus die Wundmale Christi. So können Ideale züchtend wirken.

Wir reichen edlem Menschen die Hand und er reicht uns die Hand und wir sind gleich in gleichem Bestreben und Ziele. Nur allein in der Solidarität, in der Güte, in der Liebe für das Edle herrscht wirklich Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Die einzig mögliche Gleichheit unter den Menschen ist in ihrer Solidarität für das Edle gelegen. Was sind Sonnen und Sterne gegen die Güte des Herzens! Gegenseitige neidlose Güte vermöchte vielleicht die meisten von den vielen oft kaum oder nicht erträglichen Schwierigkeiten der menschlichen Gesellschaft zu verhindern oder auszugleichen.

Das ist nicht wie die kritiklose und geheime Unfallversicherung in der Freimaurerei, die die Versicherten freimacht für alle Richtungen der Korruption; das ist nicht wie das freimaurerische Aushängeschild der Wohlthätigkeit. Das ist die große Öffentlichkeit der echten natürlichen und unabänderlichen Solidarität für das Edle, losgelöst von jeder Selbstsucht. Es heißt nicht, hilfreich sei der Mensch; sondern es heißt: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Solches gilt hin bis zur internationalen Solidarität der Völker im Gegensatze zu den heute herrschenden Friedensphrasen übersättigter Räuber und zu den Bastardierungstendenzen im Trüben fischender Hasser und Betrüger.

Wofern der Niedergang und Untergang der Völker nicht schon unabwendbar ist — die Herabgekommenen sehen es sich nicht an, wie tief sie unten sind — dann wird auch der wirtschaftliche Sozialismus eine wirkliche Aussicht haben; denn sein Fundament ist nicht der Haß und die Abgestumpftheit der Massenmenschen, sondern die Solidarität der Edlen.

Schiller sagt bekanntlich: Der Starke ist am mächtigsten allein. Und Ibsen sagt: Der stärkste Mann der Welt ist der, der allein steht. Aber wie wir schon in der Einführung erwogen haben, worauf es immer gilt, das Augenmerk dieser Stärken zu richten: unbeschadet ihres Aufsichselbstgestelltseins, vermöchte ihre selbstverständliche Solidarität, Einer für Alle und Alle für Einen, unüberwindlich und eine Hilfe zu werden von gar nicht abzusehendem Einflusse für alles Leben, in dem der Keim zum Edlen ist. Schiller sagt uns weiter: „Tote Gruppen sind wir, wenn wir hassen, Götter, wenn wir liebend uns umfassen . . . Arm in Arme, höher höher stets und höher, vom Barbaren bis zum griech'schen Seher, der sich an den letzten Seraph reiht."

„Gott hat uns, seinem auserwählten Volk, die Gnade verliehen, uns über die ganze Welt zu zerstreuen. In dieser scheinbaren Schwäche unseres Stammes liegt unsere ganze Kraft, die uns schon an die Schwelle der Weltherrschaft geführt hat."

Wie fern liegt da die Jammerparole vom größten Glück der größten Zahl durch längste Zeit. Es gilt nicht eine Summe des Glückes, sondern das Werk der Erhöhung. Nicht nur Freiheit vom Neide, sondern echteste Gemeinbürgschaft gilt es, wirklichste Solidarität: Was einem aus ihnen angethan ist, das ist uns allen angethan; und was einen aus ihnen fördert, das fördert uns alle. Das ist nicht bloßes Mitleid, das ist Solidarität. Es gilt die Liebe zum Edlen, wo immer es sei. Es gilt die gegenseitige Hilfe aller Edlen in der Welt!

24. That und Ruhm.

Als ich am Sterbebette meines einzigen Sohnes stand, eines blonden, blauäugigen, hochgewachsenen Jünglings von zwanzig Jahren, da habe ich an seinem verklärten, heroischen, nie klagenden Verhalten aufs Innerlichste und Sicherste erkannt, aufs Unmittelbarste und Klarste: das Alles auf die That ankommt und auf die Liebe, und Nichts auf das Wissen der Anderen davon, Nichts auf den Schein, Nichts auf den Ruhm. Ich habe aufs Tiefste empfunden, wie mißverstanden sein heroisches Verhalten gewesen wäre, wollte man es rühmen und preisen. Den Menschen krönt die That und nicht der Ruhm. Der Ruhm ist nur für die Andern da. „O laßt uns große Unbekannte werden", so schrieb ich einst im selben Alter und nahm das auf in die philosophische Einleitung zu meiner Denkschrift vom Jahre 1896.

Liebe zum Guten, Freude am Edlen, Empfänglichkeit für das Schöne, die Serenität des Gewissens, das sind die großen Bürgschaften für uns. Die größte Bürgschaft ist aber das immanente, mit der inneren That so wesentlich verbundene, mit dem Entschluß zugleich eintretende eigene Werden, die subjektive Wirklichkeit des Wirkens, die Erhöhung zur heroischen Persönlichkeit. „Die That ist alles, nichts der Ruhm", sagt Goethe-Faust. Und Schopenhauer sagt, wie wir zum Teil schon hörten: „Das Höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf. Einen solchen führt der, welcher, in irgend einer Art und Angelegenheit für das Allen irgendwie zu Gute kommende mit übergroßen Schwierigkeiten kämpft und am Ende siegt, dabei aber schlecht oder gar nicht belohnt wird."

Der Ruhm? „Ich sah des Ruhmes heilige Kränze auf der gemeinen Stirn entweiht". Als Antwort auf die Frage nach dem Ruhme sei noch einmal der große Inhalt des „Andiaparana" wiedergegeben: Wollend werden wir.

25. Tannhäuser und der Venusberg, Faust und die Walpurgisnacht.

Tannhäuser muß heraus aus dem Venusberge! Faust muß heraus aus der Walpurgisnacht! Das edle holde blonde Gretchen geht umher mit rotem messerrückendünnen Streifen um den Hals und muß heraus aus der Walpurgisnacht!

Wenn echter Eros als Künder hoffnungsvollen edlen Lebens aus den geheimnisvollen Abgründen vorrationalen Werdens hervortritt, wenn Tannhäuser den Venusberg des erniedrigenden Taumels überwindet, und wenn Faust sich aus der teuflischen Walpurgisnacht*) befreit und in der lichten Anmut Gretchens, in den reinen schönen Zügen, in dem holden Wesen der edlen Jungfrau Ahnungen menschlicher Zukunft schöpft, Kinder und Enkel denkend, ergriffen und erhoben, daß es solche Schönheit geben kann, und wenn solch ergreifendes und todesstarkes Fühlen, für das die Außenwelt ganz untergeht, zu heroischer Selbstsicherheit sich erhebend, ganz gegenseitig ist: dann adelt edle Minne verächtliche Gier in lautere Lust, dann wandelt sie das Narrenseil der „sexuellen Beglückung", an dem die Lüstlinge tanzen, und erhebt eine unentrinnbare Tragik zu einem Triumph der Schönheit und des Lebens.

Die Natur hat zur Sicherung der Gattung eine Genußgier und Genußprämie geboten und zur Sicherung des Lebens die Angst ums Dasein auferlegt. Genuß und Begier sind gleichwertig mit Schmerz und Angst. Der mündige heroische Mensch soll beide überwinden können.

Echter Eros ist nicht Taumel, sondern That. Wie diese ist er heroisch, und er selber bedeutet nicht zu selten „stummes stolzes Sterben". Veredlung ist das Ziel der Edlen. Das Volk, dessen Stab wie der Tannhäusers trotz allem grünen, das sich durch Besserung noch entsündigen kann, muß zur Erhöhung sich bereiten. Im alten Testamente freilich sagt Jehova (Mos. I. 3. 22 f.): „Siehe, Adam ist wie einer von uns geworden, Gutes

*) Es gehört hierher, kurz von den judenchristlichen klementinischen Schriften aus dem ersten christlichen Zeitalter zu sprechen. Sie betonen die Identität von Judentum und Christentum und geben offenbar die vorherrschende Grundstimmung des ursprünglichen Christentumes wieder, eine Grundstimmung, die alsbald von dem Nichtjuden Markion bekämpft worden ist. Diese Clementinen waren gegen den Apostel Paulus gerichtet, den sie, wie die Tübinger theologische Schule in weitgehender Weise festgestellt hat, was aber auch Harnak zugeben mußte, in der Person des Magiers Simon verspottet haben. Es sei daran erinnert, daß Paulus thatsächlich (Kor. II. 12. 2 ff.) behauptet, er sei im dritten Himmel und im Paradies gewesen. In einem den klementinischen Homilien vorangehenden Briefe des Petrus an den Jakobus ist offenbar Paulus gemeint, wenn Petrus von der gesetzlosen und nichtswürdigen Lehre des „feindseligen Menschen" (echtrou anthropou) spricht. Die von Paulus bekanntlich für die Gemeinde von Jerusalem gesammelten und gespendeten Gelder wurden wahrscheinlich zum Vorbilde der dem Magier Simon vorgeworfenen „Simonie" genommen, der dadurch in die Reihen der Apostel eindringen wollte; „doch Petrus sprach zu ihm: daß du verdammt werdest samt deinem Gelde, weil du wähnst, Gottes Gabe mit Geld zu erkaufen." (Ap. Gesch. 8. 20.) Auch diente der „neue Mensch" aus den Briefen des Apostels Paulus zum Vorbilde der Spottgeburt des künstlichen Menschen (Clementinen, Hom. II. 26.), des Homunkulus.

Wie Paulus im dritten Himmel und im Paradiese, so waren Tannhäuser im Venusberg und Faust in der Walpurgisnacht. Wie Simon Magus in den Clementinen die Helena zum Weib bekommt (Hom. II. 25.), so Faust in der „klassischen Walpurgisnacht", während Fausts Famulus den Homunkulus in der Retorte erzeugt hat. Den Clementinen schließt sich Epiphanius an (Panar. I. 2.), der Kirchenvater aus dem vierten Jahrhundert. Selbst der Name Faust kommt in den Clementinen als des Clemens Vater vor, und später, als der Streit zwischen Judenchristen und Heidenchristen längst erledigt war, wurden auf ihn die Zaubereien des Simon Magus übertragen.

Der Name Faust selbst ist lateinisch und bedeutet einen fautor, d. i. einen Förderer, einen gutgesonnenen Thatenmenschen. Als solcher hat ihn Goethe zuguterletzt herausgestaltet. Faustus hieß auch glücklich, und der edle Thatenmensch ist auch, wie wir erkannten, glücklich, was zuletzt auch bei Faust der Fall ist. Er ist das geworden, trotzdem die Volksbücher ihn dargestellt hatten, wie die christlichen Clementinen den Simon Magus, dem sie feindlich sind. Goethes Faust hat sich zuletzt dem Einfluß des Mephistopheles entzogen. Wir können Faust als symbolische Gestalt betrachten für die Selbstbefreiung des deutschen Volkes von der biblischen Mentalität.

und Böses erkennend ... Und es verstieß ihn Gott, der Herr, aus dem Paradies der Wonne." Meister Ekkhart aber sagt (S. 626 u. 614): daß der Mensch Gott außer sich selbst nicht suchen solle, und daß wir schaffen sollen, sodaß wir Gott nicht zu bitten brauchen, daß er uns seine Gnade und göttliche Güte gebe. Ohne Hybris, ohne Hoffahrt müssen wir das nehmen. Der Euhemerismus, die in den indischen, altägyptischen, hellenischen, germanischen Sagen enthaltene Herkunft der Stammesväter von göttergleichen Geschlechtern, muß von uns bei aller Erkenntnis des Elends und in aller Bescheidenheit nach vorwärts gewendet werden. Auf daß die bloße Vermehrung und Vermassung, die bloße Proles, das bloße Proletariat zum edlen hoffnungsreichen Volke sich wandle.

Den Verführern, den verlarvten Hoffnungslosen ist es winterlich im Leibe. Mephistopheles erreicht von Faust ein Bündnis, gestellt auf den Verlust der inneren Autonomie. Faust ist zwar tief gesunken, hat diese aber schließlich nicht verloren.**) Er ist nicht mürbe genug geworden, dem Satanismus treu zu bleiben, und hat zuletzt dem Reich der That gehuldigt. Und Gretchen? Sie hat einem Faust sich zu eigen gegeben. Wie anders dagegen das unedle dämonische Weib, das, brünstig nach sexueller Beglückung, souverän durch die Gesellschaft schreitet und den Mann bei der Hand nimmt, nicht zur Vergötterung, sondern zur Verköterung. Gretchen aber muß wieder stark wie Gudrun werden. In die Hände der Frau zumal ist die Wahrung der Rasse und der Wiedergeburt gegeben.

Wir kehren zum Eingang zurück. Tannhäuser muß heraus aus dem Venusberg! Faust muß heraus aus der Walpurgisnacht! Das edle holde blonde Gretchen geht umher mit rotem messerrückendünnen Streifen um den Hals und muß heraus aus der Walpurgisnacht!

26. Die Wirkungssphären der That und das Andiaparana des Jenseits.

Wir haben von der Persönlichkeit gesprochen und erkannt, daß sie durch ihre Willensthat unabsichtlich aber unvermeidlich auf sich selbst einwirkt, daß hierdurch im Laufe der Generationen vielleicht ungeahnte Erfolge ermöglicht werden, und daß nach dem Tode die Persönlichkeit Bedeutung haben oder reichen mag ins Nach- oder Überindividuelle.

Drei Wirkungssphären hat die That. Die eine ist das Werk mit seinem unmittelbaren Zwecke. Die zweite ist die unanstrebbare und unab-

---

**) Es besteht eine lehrreiche Verschiedenheit zwischen dem Faust Goethes und dem „Faust" Calderons, in dessen Drama „der wunderthätige Magus". Dem Faust entspricht bei Calderon dessen Held Cyprian; dem Mephistopheles der Dämon; der Ablenkung Fausts durch Gretchen entspricht jene Cyprians durch Justina; beide, Justine und Gretchen, werden hingerichtet; der Martha entspricht die Livia bei Calderon; Faust und Cyprian haben sich der Magie ergeben und einen Pakt mit dem Teufel geschlossen; Cyprian zerbricht sich den Kopf über einen Gottesbegriff des Plinius und Faust will letzte Erkenntnis. Aber alle diese Analogien sind nur rein äußerlich. Das trifft auch zu für die ursprüngliche Legende von Cyprian, die die byzantinische Kaiserin Eudokia in einem Epos poetisch wiedergegeben hatte.

Schon Shelley hatte die vorhandene Analogie bemerkt und sagte (in einem Briefe vom 10. April 1822 an Gisborne), daß er eine auffallende Ähnlichkeit zwischen Faust und diesem Drama Calderons finde; das letztere habe den Keim zum Faust geboten, obgleich beide so verschieden sind, wie eine Eichel und eine Eiche.

wendbare, die unentreißbare und unablehnbare Wirkung, oder wie wir auch sagen können, die Andiaparana-Wirkung des Thäters auf sich selber durch die Art seines Entschlusses, der zu jeder That gehört, durch die That seiner Entschließung, durch diese That im engeren Sinne im Vergleich zum äußeren Werke. Gesinnung ist die That der Thaten, am Quell und an der Mündung des Werdens durch das Wirken. Am Quell steht der Charakter, das Gewordensein, und an der Mündung das langsame Steigen oder Fallen der Persönlichkeit.

„Der Richter ist das Werden selbst", wie ich aus der philosophischen Einleitung meiner arischen Denkschrift von 1896 mir zu zitieren erlaube. Nur sind die Menschen zufolge der ihnen eingeprägten biblischen Mentalität taub und blind für die darin gelegene doppelte Propaganda der That. Die eine ist das Werk als hinreißendes Beispiel. Die andre aber, wenn auch in beredtem Schweigen, ihre unabwendbare Wirkung auf den Thäter selber.

Ich will nur ein einziges kleines, doch recht bezeichnendes Beispiel sozusagen aus dem Alltagsleben heranziehen. In Legouvés interessanten Erinnerungen ist zu lesen über Eugen Sues, des Skeptikers, des Spötters, des Materialisten Bekehrung zum vornehmen Menschen: Qui l'avait converti? Son Oeuvre. (I. S. 381.). Wer hatte ihn bekehrt? Sein eigenes Werk!

Jede That hilft aufzubauen oder zu zerstören durch Willensadel oder Willensbosheit. Die Hölle ist das Schlechterwerden mit seinen Folgen. Zur Bedeutung der That ist hier übrigens das nicht zu wiederholen, was wir oben über die Selbstgeschütztheit der hier als zweite bezeichneten Wirkungssphäre der Thaten ausgeführt haben, nämlich auf den Thäter selber.

Nur der Metempsychose, der Seelenwanderung, als dem Nonplusultra mythischer Darstellung, wie Schopenhauer sie in Hinsicht auf die Palingenesie, das Wiederwerden kennzeichnet, wollen wir hier noch gedenken, weil es uns auf die ganz rationale Möglichkeit einer dritten Wirkungssphäre der That verweist, nämlich auf die Bedeutung unsrer nach unseren Thaten sich gestaltenden Persönlichkeit: zwar in gewissem Maße der Absicht anheimgegeben in Hinsicht auf die Nachkommenschaft und ihre Erbepflicht; dagegen in Hinsicht auf uns selbst unterworfen dem Andiaparana, dessen Bedeutung wir nunmehr ohne weiteres verstehen, dem am tiefsten Stummen und Beredten — schweigend beredt vielleicht auch für die Bedeutung des Todes, ja für das Überindividuelle, und mythisch gesprochen für die Erhöhung im germanischen Asgard, oder aber im Sinne dieser Rechenschaft der That für ein Andiaparana des Jenseits.

Schwer entdeckt sich höheres Geheimnis. Die Thatsache aber, daß wir, wie früher ausgeführt, uns selber nicht erkennen können, es sei denn

---

Es empfiehlt sich hier, diesen spanischen „Faust" in Betracht zu ziehen, weil eine Vergleichung den Unterschied zwischen der biblischen Mentalität Calderons und der freieren arischen Gesinnung Goethes ins Licht rückt.

Calderons Magus ist ein schwachköpfiges Kinderspiel im Vergleiche zu Goethes Faust, geradeso wie auch im Vergleiche zu Aeschylos' Prometheus und zu Shakespeares Hamlet. Calderons heidnischer Held endet als Christ, weil er die Macht des Christengottes erkannt hat; Faust als autonomer Mann der That. Goethe hatte sogar noch vor, wie in seinem Tagebuche vom 24. Jänner 1832 zu lesen, die grundliegenden Hauptmotive im Faust noch stärker herauszuarbeiten, wurde aber vom Tode überrascht.

Bei Calderon ist eigentlich auch der „Mephistopheles" ein wenn auch ungebärdiger Christ. Calderon zeigt uns unfreiwillig in seinem Helden die Inferiorität jener Antike, die dem Christentume verfallen ist, und sein „Faust" verhält sich zu jenem Goethes wie die biblische Mentalität zur Befreiung davon.

mittelbar, im autonomen Maß und im Gewissen, bedeutet einen noch viel stärkeren Hinweis auf die Rationalität der Erwägungen über die letzte Wirkungssphäre der Thaten, die wir auch, weil aller Selbstsucht entzogen, als die heroische bezeichnet haben; Erwägungen, die aber — abgesehen vielleicht von spiritistischen Verzahnungen unserer Welt mit einem jenseits des Todes Liegenden — ganz unbeweisbar sind und das aus Gründen der möglichen Reinheit unseres Wollens auch sein sollen. Die Thatsache aber, die direkt hinweist auf eine dritte Wirkungssphäre der Thaten durch deren Rückwirkung auf den Thäter und durch dessen Person dann über das Leben hinaus, diese Thatsache ist das Unbekannte Ich.

Welchen Hintergrund bietet für diese Fragen das, wir können nur wieder sagen, beredte Schweigen jener Edlen, jener großen Unbekannten, die sich im Leben nicht ergeben, die nicht auf ihren Adel verzichtet haben und dabei namenlos untergegangen sind in der Geschichte. Ungekannt und unerkannt mögen Menschen in das Grab gesunken sein, größer als unsere Großen, heroischer als die Heroen der Geschichte. Es ist ja nur der graue oder schwarze Star unserer biblischen Mentalität, der uns das unüberschätzbare Problem eines Andiaparana des Jenseits gar nicht wahrnehmen, ja der es uns gar nicht vermuten läßt. Wir wollen die Bedeutung von Feststellungen gewiß nicht übertreiben, wie sie z. B. der doch anerkannte Philosoph und Gelehrte Gustav Theodor Fechner machte, wenn er erklärte: „Das ist die große Gerechtigkeit der Schöpfung, daß Jeder sich die Bedingungen seines zukünftigen Seins selber schafft". Jedenfalls aber darf der Sterbende die schwerwiegenden Worte sich sagen, die freilich nur für den Edlen, für den Guten ein Trost sind: Du gehst den unbekannten Weg, den du gekommen, geändert durch den dir bekannten Weg, den du genommen.

Dieser Dritte Weg geht nun nach aufwärts oder nach abwärts, wie wir das mit unseren diantinomistischen Erkenntnismitteln nicht anders bezeichnen können. Hinauf oder herunter, je nachdem, wie der Lebensweg vom Menschen gegangen worden und wie damit sein ihm selber unbekanntes Ich geworden ist, jenes Ich, dessen sich jeder selbst bewußt wird, jedoch nur für die That, in der es, mündig werdend, sich auswirkt und auf sich selber zurückwirkt. Es ist als vermöchten wir den Weg zu verfolgen von der That hin zur Persönlichkeit, mit dieser zu dem unbekannten Ich, und als könnten wir dieses begreifen in seiner Bedeutung für das, was wir das unbekannte Ziel benennen müssen. So mag die That ins Jenseits reichen durch den Thäter. Das weniger nihilistische als melancholische Wort der Franzosen gilt nicht einmal ganz für den diesseitigen Bereich der Bethätigung: tout lasse, tout casse, tout passe, das Wort vom allabschließenden Ermüden, Zerfallen und sodann Vorübersein.

Indisch gesprochen, aber nicht ganz im Sinne der indischen Philosophie: Wir gehen den Weg zum unbekannten Atman, unserm Ich, das hierdurch des unbekannten Brahman, des unbekannten Zieles würdig werden und ihm näher kommen soll. Wir gehen den Weg durch die That zur Gestaltung unseres unbekannten Ich, das einer andern Sphäre nahestehen mag, von der wir aber nicht einmal ahnen können, ob sie sich auf Ahnen und Nachkommen miterstrecke. All diese Sätze sind nur ein bloßer Versuch, das Rätsel der Individuation, das Problem des dritten Wirkungskreises der That und das rational feststehende Geheimnis unsres unbekannten Zieles zu umschreiben.

Die Rechenschaft der That hat uns von der Metaphysik zur Ethik geführt. Nun führt sie uns von der Ethik hin zur Religion.

Ich habe die hier vertretene Weltanschauung eine solche der That genannt, weil der Mensch allein durch die That seine Antwort zu geben vermag auf das unabweisliche metaphysisch-religiöse Bedürfnis; weil der Widerspruch, in welchem sein besseres Selbst zu der ihn umgebenden Kerkerwelt steht, nur beantwortet werden kann, mit der Bethätigung eben dieses besseren Selbstes, sei diese Bethätigung auch noch so bescheiden, und die Hilfe, die er dem Edlen leisten kann, auch noch so klein. Denn mit der That ist zugleich die Krönung der Autonomie verbunden, die jedem Zugriff entzogen, darin liegt, daß durch die That zugleich der Thäter heranwird, sich erhebend oder sinkend. Vermöge der dritten Wirkungssphäre der That aber mag durch das, was der Mensch im Leben selbst innerlich geworden, seine Rückkehr aus der irdisch lebendigen Individuation geändert werden: zwar nicht sein unvermeidliches Sterben, doch sein Tod.

27. Das Fortschrittsproblem: Die Menschen selber als Bereich des Fortschritts.

Der Mensch ist selbst der Gegenstand des Fortschrittes.

Gleichwie aber der Muskel nicht stärker wird, wenn ich ihn stärken will, wohl aber wenn ich ihn übe, so wird ähnlicher Weise der Mensch nicht anders, wenn er anders werden will, sondern wenn er anders will. Der Fortschritt unterliegt dem, was wir Andiaparana zu nennen mit Recht veranlaßt waren, d. h. der sacrosancten selbstgeschützten Wirkung der Willensthat auf den Thäter, und wir stellten in diesem Sinne eine Sacrosanctitas progressus fest, eine Gesichertheit echten Weiterschreitens vor bloßer Möchtegernerei, eines Weiterschreitens, dessen Kennzeichen die innere Kultur vielmehr ist als die äußere Zivilisation und bloße Technik.

Der Fortschritt kann nicht gewollt werden, sonst ist er Selbsttäuschung und Hochstapelei, der sogenannten Auserwähltheit nicht mehr ferne. Das Wetter wird nicht besser, wenn wir das Barometer an die Wand hängen und richten wollen, und das Thermometer macht nicht wärmer. Die bloße Proklamation schafft uns bloße Lähmung und Betäubung: die äußere Reform an Stelle der wirklichen inneren, die äußere Organisation an Stelle der wirklich Organisierten, der Name an Stelle der Sache, das Wort, weil es die That nicht ist, der Segen Isaaks, der nicht dem Vermeinten gilt, die Wortkrämerei der alttestamentarischen Mentalität.

Fortschrittsparteien zu gründen ist im Grunde eine unbewußte Selbstverspottung und wohl immer eine Sache der Taktlosigkeit, des Mangels an Verecundia, der Verflachung und Fellachisierung. Den Fortschritt aufs Programm zu setzen bedeutet an sich schon einen Rückschritt und prostituiert sozusagen die Sittlichkeit selber zum Egoismus, wie wir es schon kennen gelernt haben. Der Fortschritt kann nur eintreten in uns selber, und wir selber können im Sinne des Fortschritts auf uns nur wirken durch unsere ehrliche Willensthat.

So werden durch das Erbrecht und die Erbpflicht gegenüber den Sitten und Sünden der Väter ganze Völker zu Persönlichkeiten oder Schädlingen.

Als der Philosoph Theognis im 6. Jahrhundert vor Christum ein Opfer demokratischer Demagogie ward und seine Vaterstadt Megara verlassen mußte, da schrieb er bedeutsame Elegien, in deren einer (183 ff.) er seinem Volke zu bedenken gab: „Edle Rosse zur Zucht, und Widder erspähn wir, und jeder will solche von gutem Geschlecht aufziehn. Aber zu freien die schuftige Tochter des Schuftes, kränkt sich der Edle nicht, bringt sie nur Schätze zu ihm. Und auch das Weib weigert sich nicht, dem Schufte Gattin zu werden, ist er nur reich. Weit vor zieht sie der Tugend das Gold." Hier haben wir schon ein Bild der Untergangsgefahr der hellenischen Völker. Auch Platon hat ja, im vierten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung, als die echten Hellenen zum peloponesischen Bruderkriege herabgesunken waren und sich aufgerieben hatten, denselben Standpunkt eingenommen und mit auserlesener Scharfsicht durchgedacht. Leider vergebens. Ohne diesen Gesichtspunkt werden sein Weerke falsch verstanden.

Unedle Versippung ist zumindest verantwortliche Sorglosigkeit gegenüber der Nachkommenschaft.

Ernstnahme der Zuchtwahl, Ernstnahme der furchtbaren Verantwortung vor der Erbepflicht der Nachkommen, die, einmal individualisiert, fürs ganze Leben ihre Bürde schleppen oder ihren Wert bewähren; Ernstnahme der Erziehungspflicht durch gutes Beispiel gegenüber unsren noch treuherzigen Kindern: wenn solche Wahrhaftigkeit nicht allzu wenigen gelänge, so würde das ein allgemeines Zusichselberkommen und das Schreiten auf mündigem Zukunftswege erleichtern.

Der Gedanke ist kaum zu ertragen, daß wir solcher entscheidenden Ideen durch das Christentum seit mehr als einem Jahrtausend zum Unglück unseres Volkes, unserer Völker entwöhnt sind.

Gewordensein ist stärker als Werden. Ein edles goldenes Zeitalter, schon einstmals verloren, dürfte uns aber nicht gleichgiltig machen gegenüber der Zukunft, vermöchte vielmehr ein Ansporn zu sein, um zu wirken für ein edles Zeitalter einstmals nach uns. Natürlich aber nicht im Sinne des utilitaristischen Jammerprogramms vom größten Glück durch längste Zeit für eine größte Zahl.

Übermensch, höhere Rasse, Fortschritt bis ins Unbekannte, sie wären nur möglich als „Andiaparana" der Persönlichkeit, als unrufbare aber nicht zu enteignende Wirkung ihrer eigenen Willensthat auf sie selber. Untermensch, Verköterung, Verfall, sie kommen unablehnbar und unvermeidbar als „Andiaparana" der Unpersönlichkeit des Massenmenschen, des inneren Verbrechens, des Verzichtes auf sich selbst. Noch einmal sei es betont, der Mensch ist selbst der Gegenstand des Fortschritts.

Diese Erwägung ergibt den schon früher beachteten wichtigen Unterschied zwischen Zivilisation und Kultur. Zivilisation und Technik sind nur äußere Folgen und Mittel. Technik selber ist nicht That. Kultur aber ist eine Eigenschaft des edlen Menschen selbst auf seinem Weg zum Ideal. Zivilisation und Technik sind ein bloßes Idol, dessen Kult uns selber veräußerlicht und unterjocht. Das Geschmeide auf dem Kopfe, das prächtige Heim, das herrliche Auto mögen zur Zivilisation gehören. Zur Kultur gehört das Antlitz voll Güte und Schönheit, das keines Schmuckes bedarf; gehören edle Menschen, die das Heim bewohnen, das Auto benützen. Zur gepriesenen Technik aber gehört auch die neue Kriegswaffe der Vergasung.

Erst echter Fortschritt der Menschen selber und ihrer Gesinnung wird Maschine und Technik, wird Arbeit-Ersparung und Arbeit-Rationalisierung aus einem Fluche zum Segen, aus einer Sklaverei zur Befreiung gestalten.

Nun wollen wir einiges Wichtige und Bezeichnende in der Richtung der Zusammengehörigkeit von Schön und Gut erwägen, von Schönheit und von Güte, des edlen Äußeren als Folge inneren Adels, im Sinn des kaloskagathos der alten Hellenen, des bel e bon der gothischen Altprovençalen. In den platonischen Horoi wird dieser Zusammenklang jener Gesinnung zugeschrieben, die dem Besten der Vorzug gibt. So heißt andererseits den Deutschen das Unschöne häßlich, geradeso wie das Schlechte, und die Bezeichnungen für Schön und Gut, für Häßlich und Schlecht gehen durcheinander.

Es ist klar, daß nicht unbedingt die bloße äußere Erscheinung getroffen wird, wo das Wort häßlich im ästhetischen Sinne gemeint ist, und daß durch ein seelenvolles gütiges Wesen eine sogenannte Häßlichkeit schöner erscheinen kann, als eine sogenannte Schönheit ist, die ein Bild ohne Inhalt geworden.

Aber die idealen Typen der Völker sind gewiß nicht inhaltslos und sprechen eine Sprache, die freilich von innerlich Häßlichen nicht mehr verstanden wird.

Ein Beispiel aus der verhängnisvollen Frühzeit des Christentums. Im christlichen Rom des sechsten Jahrhundert war es noch ohne weiteres möglich, Menschen als Sklaven zu verkaufen. Auf einem solchen Sklavenmarkte bemerkte einmal zufällig der spätere Papst Gregor, der Große und Heilige, der damals in Rom bereits Klostervorsteher gewesen ist, wie dort Jünglinge zum Verkaufe ausgestellt waren, deren lichtblonde Haare, weiße Haut und schöne Gesichtszüge bei diesem für edles Menschentum anscheinend empfänglichen Angehörigen einer vornehmen alten Familie lebhafte Sympathie erweckten. Nicht vielleicht, daß er sie befreien wollte. Aber er erkundigte sich beim Menschenhändler, woher sie seien, und erfuhr, daß sie von der britischen Insel kämen, wo die Leute so lichte Farbe und so blonde Haare haben. Und wieder fragte Gregor, welchem Volke sie angehören. Da sagte der Händler, es seien Angelsachsen, Angeln. Gregor aber meinte: Angeli, non Angli, Engel, nicht Angeln, und setzte von da ab, zumal nachdem er Papst geworden war, alles daran, die Angelsachsen zu bekehren, damit Menschen mit so englischen Mienen in die Gesellschaft der Engel im Himmel gelangen können*). Denn, was sich gleichzeitig erweist, für die Aufnahme in den christlichen Himmel war nicht das Wesen eines Menschen, sondern die statutarische Handlung der Taufe und des Glaubens maßgebend. So kam es auch, daß gerade die edle Erscheinung die Veranlassung war, daß auch diesem Volke ein Bekenntnis beigebracht worden ist, das auf den edlen Typus, auf den Adel der Erscheinung, der gewiß mit dem inneren Wesen im Großen und Ganzen zu thun hat, nicht nur gar keinen Wert legt, sondern ihn sogar in seinen Lehren verabscheut.

Es dünkt mir auch, wenn man die allgemeine Haltung Gregors bedenkt, viel wahrscheinlicher, daß er den Adel der blonden angelsächsischen

*) Diese Nachricht wird mehrfach bezeugt, so von Beda in seiner Historia Ecclesiastica Anglorum (II. 1.) aus dem Anfang des 8. Jahrhundert; dann wenig variiert von Paulus Diaconus in seiner Lebensbeschreibung Gregors aus demselben Jahrhundert und von anderen.

Sklaven, von denen wir sprachen, doch nur aus rechtgläubigem Grunde bewertet hat. Denn damals war noch das biblische Buch Henoch bekannt, das im Judasbriefe des Neuen Testamentes benützt und auch zitiert wird (V. 14), und das, seit dem heiligen Hieronymus zwar minder angesehen und endlich verloren gegangen, gegen Ende des 18. Jahrhunderts in einer äthiopischen Übersetzung wieder entdeckt worden ist. In dessen 106. Kapitel wird nämlich erzählt, daß Lamech, der Vater Noahs, meinte, dieser sei gar nicht sein Sohn, denn er sei weiß wie Schnee, seine Haare seien licht und seine Augen strahlend, „er gleicht den Kindern der Engel des Himmels". Bekanntlich werden ja die Engel in der katholischen Tradition seit jeher licht und blond dargestellt, es sei nur an Raphaels herrliches Bild des Erzengels Michael im Pariser Louvre erinnert, und Dante nennt (Inf. 23. 31.) die Teufel schwarze Engel. Noah selbst aber war der Vater Japhets, dessen Nachkommen diesen Typus bewahrten. Japhet aber ist vielleicht identisch mit dem Japetus der Hellenen, dessen Sohn Prometheus gewesen ist, von dem wir noch im zweiten Abschnitt des letzten Buches sprechen werden. Schon Luther sagt in seiner Ennaratio in genesin (Fol. 128. verso), daß auch die „Dichter" den Japhet gekannt und Japetus genannt haben, und der Jesuite Athanasius Kircher erklärt in seiner Arca Noe vom Jahre 1675 (S. 223), „Japhet sei auch bei den profanen Schriftstellern so berühmt gewesen, daß sie ihn, den Japetus, als Sohn des Himmels und der Erde angesehen haben".

Ähnlich wird im Rigsthula der Edda, den Gatten ein Sohn Jarl geboren, vom Asen Heimdal als sein erkannt, strahlenden Auges, blonden Haares und heller Wange. Es ist wohl interessant, diese Auffassung der Edda mit jener im Buche Henoch zusammenzustellen.

Welch entscheidende Bedeutung man übrigens in nicht christlichen Kreisen der ersten christlichen Jahrhunderte der Artung und Vererbung beilegte, geht z. B. daraus hervor, daß nach der Gothengeschichte des Bischof Jornandes, der im 6. Jahrhundert lebte (cap. 14), die Gothen — wahrlich' ein Volk von Königen — ihre Herkunft auf Halbgötter, von den Asen stammend, zurückgeführt haben. Saxo Grammaticus erzählt (im 2. Buche) die Geschichte vom verstoßenen Regnerius, dessen Schönheit die Walküre Schwanweiß zur Bewunderung hinreißt. Deine Gestalt, so sagt sie zu ihm, verkündet deine Abkunft, und an der lichten Schönheit deines Angesichts erkennt man die Erlauchtheit deiner Vorfahren. Es ist ja auch bekannt, wie bei Homer der König Menelaus den ihm unbekannten Telemachos, den Sohn des göttergezeugten Odysseus, bewirtet hat, bevor er ihn fragte, wer er sei: denn, so sagt er zu ihm, „Ihr stammt wahrlich von gottgezüchteten Königen; Unedle zeugen nicht solche Menschen". (Od. IV. 64.)

Den Gothen fiel andererseits die abschreckende Häßlichkeit und unzugängliche Wildheit der Hunnen auf, die an der Grenze des Gothenreiches erschienen sind. Sie haben sich das (Jorn. c. 24.) folgendermaßen erklärt. Ihr König Filimer verbannte eine Gattung Frauen, die er nach dem gebräuchlichen Ausdruck Alraunen (Galgenwurzeln, Unholdinnen) nannte, in eine einsame Gegend. Dort haben sie sich mit wildschweifenden Unreinen vermischt, und so sei im Laufe der Zeiten die Hunnen „quasi hominum genus" sozusagen eine Menschenart, geworden, von erschreckender Schwärze, das Gesicht unschön, mit Punkten statt Augen, klein von Gestalt und von zorniger Unbändigkeit. Ammianus Marcellinus, der Zeitgenosse ihres Siegeslaufes, nennt sie (31. 2.) zweifüßige Bestien ohne Ehrgefühl.

In großer Zahl hat sie Justinianus bei der Vernichtung der ketzerischen Gothen verwendet. (Prokopius, IV.)

Wir erinnern uns anläßlich der Hunnen, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter großem Beifall der Gelehrten manche Anhänger Darwins die Abstammung des Menschen ungefähr vom Affen lehrten. Andererseits wollen wir uns des schon im 5. Unterabschnitte des ersten und im 8. des vorliegenden Buches über die Polygenie Gesagten erinnern. Sei nun alldem, wie ihm wolle, wir würdigen das Häßliche als abschreckendes Beispiel und das Edle in der Vergangenheit als eine Bewährung für die Zukunft.

Wir haben schon bei anderem Anlasse Platons Erzählung von der göttlichen Natur der Atlantiden wiedergegeben, die so lange blühten, als diese Natur bei ihnen vorgewaltet hat. Und es ist klar, daß hierzu keineswegs jener alttestamentarische Theismus in Betracht gezogen werden darf, der später über die arischen Völker hereingebrochen ist, sondern jene gesunde Schätzung des Edlen durch edle Völker, wie man sie in den Grundzügen der arischen Mythologien, selbst in ihrer Verkümmerung, wie sie heute uns vorliegt, zu erkennen vermag, des Edlen, dessen Förderung allen Edelgesinnten, ja allen jenen am Herzen liegen muß, die noch eine Spur des Guten in sich tragen. Diese Solidarität für alles Edle ist es, die die wahre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bedingt. Es ist eine offene Gemeinbürgschaft im Gegensatze zu verhehlender Geheimbürgschaft.

So war wohl auch Jesu überlegene Offenheit zu erklären, wenn er (Joh. VIII. 23. 44 f.), wie wir also wiederholen wollen, zu den Juden sagt: „Ihr seid von unten her, ich bin von oben her." „Ihr habt den Teufel zum Vater."

Die charakteristisch arische Lehre des Arius von Jesus Christus als einem höheren Lebewesen, als einem Übermenschen, — alles Werdens ist er ein Bild, sagt später Ekkhart —, diese Johannesauffassung, wenn man so sagen darf, Jesu als des fleischgewordenen Logos*), als eines höheren von oben kommenden Wesens, diese arische und arianische Auffassung zugleich soll vielleicht sogar nach dem Evangelium selber die gebräuchliche Petrusauffassung überdauern. Denn es führt im Schlußkapitel (Joh. 21. 23.) die Worte Jesu zu Petrus an über Johannes: „Wenn ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht's dich an?" Justinus andererseits, der heilige christliche Märtyrer weist in seiner Apologie (1. 21.), um die

---

*) Die alttestamentarische Mentalität versteht freilich den Namen Logos im Evangelium nach Johannes als das „Wort". So hat es auch Luther übersetzt, und in solchem Sinne hat dann die gleichzeitige Kabbalistik der ursprünglich so tiefen deutschen Mystik, soweit sie sich überhaupt über das Regime der Inquisition herübergerettet hatte, jene Wendung zur Äußerlichkeit gegeben, die wohl nur unter dem Eindrucke des Abirrens des neuerwachten deutschen Religionsinteresses in den protestantischen Bibelfanatismus und in den „Dienst am Worte" eintreten konnte. Wenn die Kabbala auch z. B. neuplatonische Gedanken in sich aufgenommen hatte, — noch heute bezeugt der kabbalistische Name für das göttliche Wesen, Ensoph, den griechischen Ursprung —, so blieb doch der abstoßende Buchstabenglaube bestehen, und dieser hat es auch verschuldet, daß ein Agrippa von Nettesheim, ein Paracelsus ihre genialen Konzeptionen einem Wust von magischen Verworrenheiten zum Opfer gebracht haben, ein Paracelsus zumal, dessen autonomistische Auffassung im übrigen wir schon im dritten Abschnitte kurz gewürdigt haben. — Die Kabbala ist gar nicht interessant. Wir haben sie übrigens schon im 19. Abschnitt des ersten Buches charakterisiert. Sie ist eine bornierte orthodoxe geheime Buchstabenreiterei, welche einige Ideen der Neuplatoniker und Neupythagoräer als Ferment ihrer Torheit benützt hat. Für sie gilt Goethes Wort: „Denn eben, wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein".

Gottessohnschaft Jesu zu bewähren, darauf hin, „daß wir damit nichts bringen, verschieden von denen, die bei euch als Söhne des Zeus bezeichnet werden."

Es heißt im Evangelium nach Johannes (3. 13.): „Niemand ist in den Himmel hinaufgestiegen, als wer vom Himmel herabgestiegen ist, der Menschensohn". Dieser ganz allgemein ausgedrückte Gedankengang weist hin auf Wiedergeburt und Regeneration und ist im letzten Grunde kein anderer, als von Kants schon im vierten Abschnitt wiedergegebenen Worte: „Ich kann Niemand besser machen als durch den Rest des Guten, das in ihm ist".

Unwirksam, wie des Papstes Gregor des I. Sympathie für die Angeln war nicht minder des Papstes Innozenz des III. Sympathie für die Schönheit und das edle Wesen des jungen Grafen von Toulouse, der vor dem lateranischen Konzil erschienen war, schön und gut, wie es in dem schon besprochenen Epos eines Augenzeugen dieses Konziles und des Albigenserkreuzzuges heißt: „Der Papst betrachtet die edle Art des Jünglings, er kennt seine noble Rasse, er weiß das Unrecht der Kirche und ihres Klerus, und sein Herz ist so erfüllt von Mitleid und von Neigung, daß er seufzt und offen weint." Aber was hatte solche Sympathie zu bedeuten im Regime Jehovas! „Was der Welt für unedel gilt, und das Verächtliche, und das, was nichts ist, hat Gott auserwählt, um das, was etwas ist, zunichte zu machen, damit kein Mensch sich vor ihm rühmen kann." (I. Kor. 28 f.)

Was mit diesem Regime Jehovas zur Geltung gekommen ist, das ist das Heraufkommen des Untermenschen, die Herabzucht an Stelle der Hinaufzucht, die Feindschaft gegen das Edle an Stelle der Solidarität mit dem Edlen. Während Esra das jüdische Volk, das schon starken fremden, zumal negroiden*) Einschlag erlitten hatte, zu einer zähen Misch-Rasse zusammenschmelzte, damit der auserwählte „heilige Samen" (9. 2.) aufrecht bleibe**), wurde den anderen Völkern die Gleichgiltigkeit für ihre Abstammung in christlichem oder islamitischen Sinne auferlegt, sodaß es dann ein auserwähltes Volk gebe und alles Andere eben die Masse sei, sozusagen Second Joice, Ausschuß, der nicht zum Bewußtsein seiner Abstammung und seiner Zukunft kommt, dem sie vielmehr verleidet sind. Die auserwählte und daher jeder Bewährung und Veredlung spottende Rasse, besser gesagt die Gegenrasse, wie sie schon genannt worden ist, und ihr gegenüber die internationale proletarische unorganische Masse: dieser Zustand entspricht der biblischen Mentalität, entgegen dem arischen Gedanken vom edlen Wettstreit edler Brudervölker. So ist das Christentum mit dem gleichgerichteten Islam zusammen eine Sekundogenitur des Judentums, gleichwie die marxistische Lehre vom internationalen Prole-

*) Wir wollen daran erinnern, daß selbst Moses in ähnlicher Richtung geheiratet hatte, und daß Mirjam und Aaron, seine Geschwister, übel von ihm redeten, wegen seines kuschitischen (äthiopischen) Weibes. (Mos. IV. 12. 1.) Dieses negroide Weib scheint auch die Beschneidung eingeführt zu haben, als Jahwe den Moses überfiel und ihm das Leben zu nehmen suchte! (Mos. II. 4, 24 f.)

**) Esra, 9. 11 ff.: (Jehova) Du sprachest: Das Land, in das ihr hinzieht, es in Besitz zu nehmen, ist ein unreines Land, sowie die Völker und die übrigen Länder unrein sind durch die Ekelhaftigkeit derjenigen, die es von einem Ende zum andern mit ihrer Besudelung erfüllt haben. Gebet daher eure Töchter nicht ihren Söhnen und ihre Töchter nehmt nicht für eure Söhne; und nimmermehr suchet Frieden für sie und Glück; damit ihr selbst es seid, die stark werden, und genießet, was gut ist im Lande und damit ihr eure Kinder ewig zu Erben habet.

tariat eine solche Tertiogenitur genannt werden muß. Der jüdische Premierminister Englands, Disraeli, dessen Einfluß durch Eduard den VII. einen verhängnisvollen Fortsetzer bekam, hat in einem seiner Romane die große Wahrheit direkt ausgesprochen: das Christentum sei Judentum für die Masse. Das Christentum ward die Lähmung der Völker im alttestamentarischen Sinne, oder wie es in der 3. Sitzung der Weisen von Zion klar gesagt wird: „Wir wollen die Entartung der Nichtjuden".

Im bolschewistischen Regime, diesem bisher letzten Gezüchte alttestamentarischer Mentalität, tritt die Vorsorge für die Nachkommenschaft ganz in den Hintergrund, es wird die Schamlosigkeit, die brutale äffische Brunst zwangsweise durchgeführt und die Vernichtung des „seelenhaften Menschen" betrieben, wie Fülöp-Müller in seinem Buche über den Bolschewismus sich ausdrückt. So fühlt der bolschewistische „Hooligan" nur mehr den bestialischen Impuls und übt die viehische wahllose Vergewaltigung der Mädchen, die er scharenweise überfällt.

Vergleichen wir damit die verrufenen albigensischen Liebeshöfe im 12. Jahrhundert. Was war dort im Werden? Dort sollte die Liebe veredelt und aus dem Tierischen emporgehoben werden. An die Stelle seelenloser Wollust, wie sie Goethe in einem sonderbaren Paralipomenon zum Faust mit Recht satanischem Wesen zuschreibt, war die Achtung und Zurückhaltung vor der Frau, die Bewunderung der edlen Schönheit, die Freude an edler Nachkommenschaft getreten. Wir müssen an die Verse Friedrich Schillers denken: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe... fremd kehrt er heim ins Vaterhaus. Und herrlich in der Jugend Prangen, wie ein Gebild aus Himmelshöhen, mit züchtigen verschämten Wangen, sieht er die Jungfrau vor sich stehn." Die Menschen hätten sich jenem Reiche genähert, von dessen Idee in einigen Reden Christi Spuren sich finden und die auf eine engelmäßige Abschwächung bestialischer Erotik, und damit unausgesprochen auf eine Verstärkung der Wirkung der Schönheit und Minne hinausläuft.

Es wäre in edler Art zur Geltung gekommen, was Lavater in den Physiognomischen Fragmenten im Kapitel über die Harmonie der moralischen und körperlichen Schönheit (I. S. 76 f.) sagt: „O ihr Erfinder, Beförderer und Liebhaber der schönen Wissenschaften, der edelsten Künste, vom schöpferischen Genie bis zum Reichen, der sich mit dem Ankauf euerer Werke verdient macht — höret die wichtige Lehre: Ihr wollet alles verschönern? Gut, dies danken wir euch! Und das Schönste unter allen, den Menschen, wollt ihr häßlich machen? Das wollt ihr doch nicht? So hindert es nicht, daß er gut werde! So seid nicht gleichgiltig, ob ers sei oder werde! So braucht die göttlichen Kräfte, die in euren Künsten liegen, den Menschen gut zu machen und er wird auch schön werden! . . . Denket nicht den Menschen zu verschönern, ohne ihn zu verbessern. Sobald ihr ihn verschönern wollt, ohne auf seine moralische Güte Rücksicht zu nehmen, sobald ihr den Geschmack bilden wollt auf Unkosten des Herzens: so wird er verschlimmert; und dann macht was ihr wollt, er wird gewiß auch verhäßlicht, und der Sohn und der Enkel, wenns so fort geht, wirds noch mehr . . . Ihr hofft mit zur Wollust reizenden Stücken seinen Geschmack zu bilden? Was heißt dies? Es heißt, ihr wollt eurem Sohne die Weisheit Gottes in der Einrichtung des menschlichen Körpers lehren, und geht hin, ihm die verborgenen Teile eines Kadavers zu anatomieren."

Hier sei nun auch ungefähr wiedergegeben, was Platon zum Schlusse des schon im 3. Abschnitt des I. Buches besprochenen Fragmentes

Kritias in Hinsicht auf Gedeihen von Volk und Staat von dem ursprünglichen Adel der Atlantiden sagt und was eines seiner göttlich zu nennenden Worte ist. Ihre Gesinnung war aufrichtig und großherzig, indem sie Weisheit und Milde vereinten. Auf Besitz, ausgenommen den der Tugend, setzten sie geringen Wert. Scharfen Blickes erkannten sie, daß Reichtum nur Wert habe durch Tugend und Liebe und ohne diese den Menschen ins Verderben ziehe.

Es kann aber nicht übersehen werden, daß das Edlere seltener ist als das weniger Edle. Angesichts der Kurzlebigkeit der Individuen gewährt die Fortpflanzung die einzige Möglichkeit irdischer Dauer. Wenn nun aber eine Verbindung zweier Wesen zum Zwecke der Fortpflanzung kein Herabgleiten bedeuten soll, so dürfte kein Elternteil geringwertiger sein als der andere. Aber auch das würde noch keinen Aufstieg bedeuten. Ein eigentlicher Fortschritt kann also — so entscheidend wichtig die Zuchtwahl auch ist, nicht über die Bedeutung der gegebenen Erbmassen hinaus herbeigeführt werden. So gelangt man also zu der Thatsache, daß zwar die Vernachlässigung der Ebenbürtigkeit — der wirklichen nämlich — ein unvermeidliches Herabsinken, daß aber die größte Wahrung derselben keinen wirklichen Fortschritt bedeutet über die wenigstens potentiell schon vorhandenen Möglichkeiten hinaus. Jede Hinaufzüchtung Tieferstehender aber wird ausgeglichen durch die Herabzüchtung der Anderen, die noch dazu in der Minorität sind. Das gilt für die Völker ebenso wie für die Familien.

Wie soll diesem furchtbaren Gesetz des Verfalles entgegengewirkt werden? Wie soll es sozusagen entgiftet werden? Der Fortschritt bedarf neben der Ebenbürtigkeit — der wirklichen nämlich — auch noch der That! Zur Höherzüchtung, zum Fortschritt gehört auch die edle That. Der Fortschritt ist nur durch jene große Wirkung möglich, die wir Andiaparana genannt haben, das ist durch die unentreißbare Wirkung der Willensthat auf den Thäter selber. Endlich mag sie in die Erbmasse übergehen. Nur so vermag sich also doch ein wirklicher Fortschritt durchzuringen, dessen Fortentwicklung über das Individuum hinaus natürlich dennoch auf die Solidarität edler Ebenbürtigkeit angewiesen ist, die einem natürlichen Gefühle entgegenkommt, das immer Schönes Schönem gegattet wissen will.

Stellen wir unsren Beobachtungsstoff mit unserer Einbildungskraft auf eine anderszeitliche Stufe, sodaß z. B. eine Menschengeneration einen bloßen Augenblick bedeute, so würde für uns die Menschheit sozusagen selber in die Erscheinung treten in fortwährendem flimmerndem Wechsel, und doch kaum sich ändernd. Und dann habe wiederum nur der Komplex von tausend Generationen, also von ungefähr dreißigtausend Jahren die Dauer eines Augenblicks, wie wir ihn als Zuschauer der Zeit nach empfinden; man würde das Rätsel der Arten sich irgendwie abspielen, die Völker kommen und gehen, die Rassen nach und nach, oder plötzlich in eine andere Art übergehen sehen, eine höhere oder niedrigere, je nach der Wirkung dessen, wie sich ihre individuellen Bestandteile verhalten haben, was sie aus sich gemacht haben. Wie traurig mutet in solcher Richtung das heutige Chaos der menschlichen Fortpflanzung an, zu dem nur noch, an Stelle edler Minne, die nie nach anderen Rassen echt ist, die willkürlich zutäppische Züchtung fehlt, um den Wirwarr zu vollenden*).

*) Züchtigungsregeln innerhalb der Rasse sind bedenklich und unsicher, soferne es sich nicht nur um allgemeine Rassemerkmale und um Gesundheit handelt. Wenn auch die

Vielleicht würde nach genügend vielen edlen Generationen, was sie potentiell, d. h. in der Anlage aufgesammelt haben, auch einmal für eine Änderung, für eine neue höhere Gattung, für den Übermenschen genügend, einen Elan, einen ausreichenden Aufschwung nach vorwärts bedeuten im Sinne des schon Herder (Ideen IV. IV.), ja wohl schon Giordano Bruno (De tripl. Min. S. 72, ad V. 66.) nach rückwärts bekannt gewesenen Prinzipes, wonach in der Zeit seines Entstehens das Individuum vorangegangene Entwicklungsstadien früherer Artungsetappen wieder durchmachen müsse. Haeckel hat später daraus ein biogenetisches Grundgesetz machen wollen. Dem sei nun, wie ihm wolle, man darf, was man für die Vergangenheit erkennt, für die Zukunft nicht ausschließen. Die von Vries im Pflanzenreiche beobachteten „Mutationen" würden vielleicht nicht anders zu erklären sein. Schon Schopenhauer hatte ähnliche Gedankengänge in Hinsicht auf die Entstehung der Arten. (Par. II. S. 162 f.) Immer aber würden wir nur Individuen am Werke sehen, niemals den Fortschritt selber, niemals die Vererbung selber, die sozusagen die Individualität der Gattung ist, niemals das Leben selber. Aber die Symptome für das Vor- und Überindividuelle sind uns klarer geworden, ohne daß wir aber auch nur wüßten, ob sie so oder anderweitig und wo und wie sie zur Geltung gelangen.

Die Zukunft und der Fortschritt der Völker beruhen auf der Wahrung der Erbmassen und zugleich auf ihrer Steigerung durch das Andiaparana der That, das wir nun wohl nicht mehr zu erklären haben. Zur Eugenik gehört Ethik, wobei wir an die Sacrosanctitas genetica wohl nur mehr zu erinnern brauchen. Es gehört andererseits die ganze Ehrfurchtslosigkeit, der ganze Mangel an Verecundia Seitens der „öffentlichen Meinung", der lasterhaftesten aller Prostituierten dieser Zeiten dazu, um den Geist der Proletarisierung als eine Errungenschaft erscheinen zu lassen.

Mag das Leben auch bloß der Schauplatz der Vorbereitung sein für ein Andiaparana ganz anderweitigen Wiederwerdens, wir haben hier nur das Leben vor uns.

Hier im Leben ist unser Bereich, in welchem für ein Jenseits zu arbeiten, wie wir schon gesehen haben, dasselbe wäre, wie eine Arbeit, die ihren Lohn schon dahin hat.

Wir selber sind der Schauplatz unserer Geschichte. Wir selber sollen Träger und Bereich des Fortschritts sein.

Wir wollen nun in Hinsicht auf das Fortschrittsproblem noch eine hierhergehörige Mitteilung machen, die uns ebenfalls zu wichtigen Schlüssen Veranlassung gibt. Goethe war bekanntlich ein großer Individualist und hielt nicht viel von einem Gesamtfortschritte der Menschheit, zumal aber von der bisherigen Geschichte. In dieser Richtung hatte er nun ein wichtiges, bisher aber verschollenes Gespräch mit dem Pädagogen Stephani, der übrigens auch ein Buch geschrieben haben soll über die Vermengung des Judentumes mit dem Christentume als Schuld der bis

---

bekannten Mendelschen Regeln eine gewisse Gesetzlichkeit erweisen, so spielt doch eine innere Wahlverwandtschaft eine Rolle, die sich nicht in Regeln fassen läßt.

Auf Platon soll sich hier nur insoweit bezogen werden, als seine Gesichtspunkte in den „Gesetzen" weitgehend sind in Hinsicht auf die Ermöglichung der Wahl, und strenge in Hinsicht auf die eheliche Treue. (771 f., 840 f.) Schillers Worte sind sehr zu beachten: „Das ist der Liebe heiliger Götterstrahl, der in die Seele schlägt und trifft und zündet, wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet".

jetzt vereitelten Erlösung der Menschheit von der Knechtschaft der Sünde. Stephani hat auch einmal, wie in den von Biedermann gesammelten Gesprächen Goethes zu ersehen, eine anderweitige Unterredung mit diesem gehabt, und zwar betreffend Maßnahmen zur Bekämpfung der Studentenduelle. Goethe meinte hierzu, daß man die Menschen nicht behandeln dürfe, nach dem wie sie sein sollen, sondern wie sie wirklich sind. Stephani hatte nun, u. zw. wahrscheinlich 1802, ein anderes viel bedeutsameres vertrauliches Zwiegespräch mit Goethe, das, wie gesagt, unbekannt ist und daher auch in der ergänzten Sammlung von Biedermann nicht vorkommt, u. zw. über das hierhergehörige Thema, „ob das Menschengeschlecht immer nur einen und denselben Kreislauf seiner Bildung um die Erde, wie diese um die Sonne verfolge, oder ob es in einer Spirallinie dem ihm vorgestreckten Ziele jedesmal etwas näher rücke". Dieses Gespräch ist in der Vorrede des von Stephani seinerzeit anonym herausgegebenen Werkes enthalten, das den heute nach dem Weltkriege doppelt aktuellen Titel führt: „Europas bevorstehende politische Verwesung gleich jener früheren Asiens und der übrigen Weltteile". Spenglers „Untergang des Abendlandes" erscheint da in gewissem Sinne vorweggenommen. Auch an Comtes Worte (VI. 732 ff.) wollen wir hierbei erinnern, daß der unvermeidliche Niedergang unter Aufrechterhaltung der Würde sich vollziehen möge, und an Gobineaus abschließende Feststellung zu Ende seines Hauptwerkes: „Nicht der Untergang ist das Traurige in unserer Voraussicht, sondern die Gewißheit, daß er uns erniedrigt treffen wird". Es ist von großer Bedeutung, wie besorgt diese beiden zuletzt genannten Männer um die Ehre sind und um die Wahrung der Persönlichkeit. Zudem dürfen wir aber auch Gobineaus doch auch tröstliche Worte nicht übersehen (IV. S. 357), wonach die Menschheit mit jedem Schritte der Erniedrigung dem Untergang entgegengeht. Denn mit dem Schlechterwerden kann man sich nur durch seinen Untergang versöhnen.

Goethe nun weist in dem gedachten Gespräche darauf hin, „daß wir sowohl in den Geschichtsbüchern, als in den noch vorhandenen Altertümern untergegangener Völker genügende Beweise finden, zu welcher Stufe hoher Geistesbildung diese vormals gelangt waren und daß unsere jetzigen europäischen Völker, besonders die größere Masse derselben, noch nicht einmal zu der Bildung gelangt seien, welcher sich das griechische und römische Volk in seinem blühendsten Zustand zu erfreuen hatte". Diese Auffassung ist das Ergebnis einer unvergleichlichen Standpunkthöhe. Offenbar hat übrigens Goethe die Menschengeschichte als bloßes Mittel zur Steigerung von Individualitäten aufgefaßt und darin die Bedeutung der Geschichte und des Fortschritts erblickt. Stephani seinerseits nun vertrat Goethe gegenüber die Ansicht von der spiralförmig fortschreitenden Vervollkommnung und meinte, daß zwar Europa seinen Kulminationspunkt erreicht habe, daß aber jetzt Amerika Europas Rolle innehaben werde, eine Auffassung, die mehr als hundert Jahre später nach dem Weltkriege der Verwirklichung nähergerückt erscheinen könnte, wenn nicht die dort mittlerweile erfolgte wahllose Einwanderung dagegen sprechen würde. Doch wagte er nicht zu entscheiden, ob der nunmehrige Kreislauf schon die Höhe der Spirale erreichen werde oder ob noch weitere Kreisläufe nötig sein werden, oder gar eine nochmalige Umgestaltung der Erde und eine nochmalige Vertilgung des Menschengeschlechtes! Man erinnert sich hierbei vielleicht auch der Bedeutung, die Jakob Bernouilli im 17. Jahrhundert der von ihm entdeckten logarithmischen Spirale beilegte, sodaß er sie auf sein Grabmal

gemeißelt wünschte, u. zw. mit dem Spruche: Eadem mutata resurgo, Geändert erstehe ich als dieselbe.

Acht Jahre später sagt Goethe in der Einleitung zu seiner Geschichte der Farbenlehre: „Der Kreis, den die Menschheit auszulaufen hat, ist bestimmt genug, und ungeachtet des großen Stillstandes den die Barbarei macht, hat sie ihre Laufbahn schon mehr als einmal zurückgelegt. Will man ihr auch eine Spiralbewegung zuschreiben, so kehrt sie doch immer wieder in jene Gegend, wo sie schon einmal durchgegangen. Auf diesem Wege wiederholen sich alle wahren Ansichten und Irrtümer."*)

Kreis oder Spirale, beides ist nur der Versuch, das Unbekannte wenigstens in eine formale Regel zu bringen, oder sich durch die Annahme der Periodizität über die Zeit als Form der Anschauung und über das Unabgeschlossene derselben zu erheben, wofern man diesen Kreislauf nicht, mit Goethe, wie erwähnt, überhaupt nur als eine Schule für außer allem Verbande stehende Individualitäten betrachtet, die freilich dabei, wie übrigens die Völker auch und die Menschheit selber dem blindesten Zufalle ausgesetzt sind.

Ins Metaphysische läßt sich das alles nicht wenden. „Hätte die Welt ein Ziel, so müßte es erreicht sein", so meinten die althellenischen Pythagoräer und Stoiker, so meinte Heraklit. In der Ewigkeit vor uns müßte erreicht sein, was in der Ewigkeit nach uns zu erreichen. Um aber, was der Erkenntnis entzogen, ihr dennoch zugänglich zu machen, gelangt man zur unveränderlichen Veränderung. So vertrat in unseren Zeiten Nietzsche eine ewige Wiederkunft des Gleichen. Die Überwindung der Ewigkeit durch mechanische Periodizität erschien ihm verführerisch. Aber sein und der Andern Schluß beruht auf der falschen Voraussetzung, als sei Veränderung mit Unveränderlichkeit vereinbar; als sei die Ewigkeit ein widerspruchsloser Begriff, während sie doch, wie wir schon wissen, eine doppelte ist, nach rückwärts und nach vorwärts, und überhaupt nur eine täuschende Zusammenfassung des Unfaßbaren; und als seien Zeit und Zeitlosigkeit identisch. Das subjektiv Apriorische darf eben nicht objektiviert werden, und auch alle Objektivierung wäre nur diantinomistisch, inmitten von Antinomien.

Doch kehren wir zu den Gedankengängen zurück, wie sie Goethe und Stephani bewegten. Unsere schon erörterte Auffassung des Fortschrittsproblems, das wir jetzt in so bedeutsamer Gesellschaft besprechen konnten, wird überhaupt durch die Frage wenig berührt, ob der Fortschritt sich bloß innerhalb der Menschheit vollziehe, oder von Gattung zu Gattung, oder aber also von Kreislauf zu Kreislauf; ob man von der Einheit der Menschheit zu sprechen habe — was übrigens für den unbefangenen Beobachter des Lebens in der Natur ebensowenig annehmbar ist, wie für den unbefangenen Beobachter des Bestehens wesentlich artfremder Mentalität — oder von der ursprünglichen Selbständigkeit der Rassen, und ob der Fortschritt auf Erden zu gipfeln hätte oder anderswo, grobstofflich allein, wie hier oder auch ätherisch usw.

Das Ziel ist unbekannt, wie die Herkunft des Menschen, des Lebens, wie Anfang und Ende der Individuation, wie auch die mögliche letzte

*) Zu diesen Gedankengängen ist zu bemerken, daß damals Dutens sein Werk geschrieben hatte über den Ursprung der modernen Entdeckungen, l'origine des découvertes attribuées aux Modernes, worin er ungeahnte Zusammenhänge derselben mit der Antike nachweist und zum Schlusse Seneca aus der Zeit des Kaisers Nero zitiert, der selbst schon die gleichen Gedanken hatte über die aus alten Zeiten überkommenen Erfindungen.

Wirkungssphäre unserer Persönlichkeit, über Zeit und Individuation noch hinaus . . .

Immer aber wird das Gesetz gelten, daß wir werden nach unserer Gewordenheit zumal, aber auch zugleich nach unseren Thaten, deren Folgen unabwendbar sind, und daß die Rassen, die Völker und die Individuen selber den Boden und das Mittel des Fortschritts oder Rückschritts bedeuten. Immer gilt für sie die Ananke, aber auch die Sacrosanctitas des Werdens, die Unabwendbarkeit und Selbstgeschütztheit zugleich in Hinsicht auf die Thatenfolgen, wovon wir im Andiaparana-Abschnitt zur Genüge gesprochen haben. Operari sequitur esse und esse sequitur operari, die That folgt dem Gewordensein und zugleich folgt das Werden der That, wie wir dort gesehen haben. Zwischen beiden aber blinkt und funkelt, klar und geheimnisvoll zugleich das leuchtende Feuer am dunklen Meere des Lebens: das bessere Selbst, das autonome Maß als Steuer der Wahrhaftigkeit zum unbekannten Ziel. Sehnsucht ist schaffend, so rief ich in der Philosophie der That von 1909 (S. 51). Schaffend und züchtend wirken Sehnsucht und Idealismus; denn Sehnsucht und Ideal sind Dokumente der Fähigkeit. Das Gute und die That aber sind nimmer ein bloßes Handwerk, immer aber der große Weg gewesen. Das Werden ist der Richter selbst. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

Aber auch Völker sterben, auch Rassen schwinden dahin. Wenn wir uns des Schicksals der Ostgothen erinnern, oder wenn wir erleben, wie im bolschewistischen Rußland die Blüte eines Volkes, alttestamentarisch gesprochen, „gebannt", deutsch gesagt hingeschlachtet oder verherdet und verkötert wird, wenn wir der Bannungsgreuel des alten Testamentes, der Ketzerkreuzzüge und der schleichenden Inquisition gedenken, wenn wir an Schlachtfeldern und Heldenleichen stehen und an Jünglingsgräbern, so ist selbst das uns dann umfangende Gefühl nicht im Gegensatze zu den Lehren von den autonomen Wirkungssphären der That. Und wenn wir der edlen Atlantiden gedenken, die einer ungeheuren Naturkatastrophe zum Opfer fielen, oder wenn wir uns erinnern, wie große Männer aus größtem Wirkungskreise plötzlich gerissen wurden, durch Krankheit wie Alexander der Große, oder durch Mord, wie Julius Cäsar, und wie in Italien so manche deutschen Kaiser, oder wenn wir Vasaris Klage über den Frühtod großer Künstler erwägen, wenn wir Schillers und Mozarts, ja wenn wir des Zugrundegehens unfertiger Genies und des Sterbens begabter Kinder gedenken, andererseits der Myriaden unmündiger Menschen und Tiere, die dem Triebe des Daseins und der Gattung gehorchend dahinleben, so steht auch das alles nicht im Widerspruche, sei es zur entsetzlichen Lage, aus der sich das Leben auf Erden wie aus einem Fegefeuer mit Mühe und langsam empor zu raffen versucht, sei es zur Pflicht, womöglich Hilfe zu bringen, noch zum Fortschritt, den das Leben gehen mag, noch auch zur Selbstbejahung heroischer Autonomie, mit welcher die Gattung in ihren Persönlichkeiten dem Schicksal und der Zukunft gegenübersteht.

Meine Thesen, meine Lehren sind nicht von heute. Sie sind ja in langer wohlgereifter Überlegung geprüft, und ich möchte hier schließen dürfen, wie ich vor nunmehr dreißig Jahren, wenn auch in jugendlichem Überschwang, die drei Abschnitte der philosophischen Einleitung meiner Denkschrift vom Jahre 1896 abschloß:

„Quälende Fragen ringender Jahrtausende . . . lösen wir aus durch die bescheidene, aber erhabene und fruchtbare Harmonie der Durchsetzung

unseres Wesens. Nach aufwärts führt sich seine Kraft. Die Brücke über die ungelösten Rätsel, über die nicht zu erfüllende Sehnsucht ist allein die Wahrhaftigkeit seines Werdens. Dieses lag darnieder, dieses wird mündig in uns. O Thaten, Thaten, Thaten!"

„Was ist gegenüber der Dauer der Wirkung unserer Thaten auf unser Geschlecht, sei ihr Einfluß ja oder nein, und die stillschweigend, aber unüberwindlich uns berechtigen oder verurteilen, jener Schein des Ruhmes, jener ganze Eitelkeitsmarkt, den unsere Zeit Leben nennt und über den sie trotz umwälzender Erfindungen, die aber die großen Grundlagen doch voraussetzen, um hoffnungsreich zu sein, und die immer menschlich sein werden, zu wahren Leben nicht kommt, weil sie nur mehr handeln kann ut videatur? O laßt uns große Unbekannte werden! . . . Der Richter ist das Werden selbst. Denn Fruchtbarkeit ist in den Thaten der Toten. Selbstentwertung ist der große Fluch, Selbstschädigung ist die Strafe der Schwäche. Krankheit und Untergang ist die Sühne. Was aber verborgen war, an den Früchten werden wir es erkennen. O Thaten, Thaten, Thaten!"

„Wir haben zuletzt die Verhältnisse, die wir verdienen. Darum werden wir unsere Verhältnisse ändern können, weil wir andere verdienen, als diese, deren Generalresultat die Anpassung an die Lüge ist, die gute Chance der Schurken, die Auslese der Schlechten! Wir werden sie ändern und in ihnen uns. Unsere Zeiten sind zukunftsschwanger. Schon wird klar der welthistorische Fluch der absoluten Theorien und Selbstzwecke. Schon macht die Rechtfertigung der Lügen unerreichbare Ansprüche. Unsere Losung ist die wahre Freiheit: wahrhaftig sein und nie bereuen. Wir halten heilig unsere höchste Hoffnung. Jeder Tag ist uns ein Glück. O Thaten, Thaten, Thaten!"

28. Mahamarga, Aryamarga, der Weg, der wirklich einer ist.

Einst habe ich, es ist mehr als ein Vierteljahrhundert her, ein Drama veröffentlicht, das hieß: Die drei Wege. Und der sie dort gegangen war, erkannte zuletzt: Es gibt nur einen Weg, den der Wahrhaftigkeit. Die ganze letzte Szene dieses Dramas hat sich damit beschäftigt. Andrerseits haben wir im letzten Abschnitt der Einführung in das vorliegende Werk Sätze, die hierhergehören, aufgestellt in Hinsicht auf den Weg zum unbekannten Ziele unsres Daseins.

Wir haben nur eine Wahrheit: die Wahrhaftigkeit.
Wir haben nur ein gewisses Wissen: das Gewissen.
Wir haben nur ein ganz gutes Gut: die Güte.
Wir haben nur eine Wirklichkeit: das Wirken.
Wir haben nur eine Thatsache: die That.

In diesem dritten Buche, an dessen Ende wir nunmehr gelangt sind, haben wir uns davon Rechenschaft gegeben, wie diese Lage auf uns selber sich auswirkt. Das war ein Hauptinhalt der Philosophie der That. Sie ist nicht optimistisch, aber auch nicht dekadent. Nicht Optimismus und nicht Pessimismus, aber Heroismus ist ihr eigen. Sie wendet sich an alle jene, die noch Herz und guten Willen haben können, und sie will sie führen aus dem Chaos einer zusammenbrechenden Vorkultur in eine edlere, heroisch unabhängige, solidarisch gerichtete, in eine neue zukunftsfähige Epoche. Ob mit Erfolg ist freilich nicht ihre Sache allein.

Wir dürfen nach allem wohl behaupten: Die Philosophie der That sei zwar eine herbe, bescheidene und stolze, aber gesunde, natürliche, freudige, in sich geschlossene, mündige und schöpferische Lehre.

Die öde Monotonie einer bloßen kulturlosen, wenn auch noch so weit gekommenen Zivilisation; die bloße Scheinkultur eines auf Jenseits-Selbstsucht oder Sündenvergebung eingestellten Konfessionalismus, auf Erlösung statt Bemühung, auf Auserwählung statt Bewährung, auf bloße Lohndienerei oder Sklaverei, auf Kommerzialisierung von Himmel und Hölle im Sinne biblischer Mentalität; die einfältige Tragikomödie der unfruchtbaren Berühmung haßerfüllter Materialisten mit den bloß zerstörenden Fähigkeiten ihres starken Armes: diese Monotonie, diese Scheinkultur, diese Tragikomödie müßte verschwinden vor einem solchen Weg, der wirklich einer ist.

Dekadenten werden diesen Weg in frischer Luft nicht gehen. Minderwertige werden die Augen schließen vor dem klaren Lichte der unvermeidbaren Thatenfolgen, vor der klaren Aura dieser Auferstehung. Entartete werden zurückfallen in das Wesen des hörigen Massenmenschen. Sie fühlen sich wohl hinter Zeremonien, oder in der ehrlosen knechtischen Geborgenheit hinterhältiger Geheimbürgschaften. Dekadenten haben keine Solidarität mit edleren Menschen. Dekadenten wenden sich ab von der alarmierendsten Erkenntnis. Entarteten ist die Lehre vom autonomen Maß, das sie nicht haben, und vom unbekannten großen Ziele, das sie gar nicht fühlen, vom schicksalsvollen Andiaparana der That, das ihnen ein Versinken bedeutet, weder kongenial, noch sind auch für sie diese Lehren von Wert. Zu tief gesunken, ergreifen sie gar nicht die Hände, die sich ihnen bieten.

Wohl aber sind diese Thesen der Rechenschaft der That bestimmt für alle, die den Keim des Edlen, den göttlichen Funken in sich haben, für jene zumal, die Persönlichkeiten werden können, furchtlos und frei, neidlos und frohgemut, stark und mit allem Edlen solidar; und fähig für eine Rechenschaft der That, die heroisch und heiter, herzhaft und herzlich zugleich ist.

Sind uns Hirn und Herz ergriffen worden von den Gedankengängen dieser Rechenschaft, dann ist uns wohl die Vermutung aufgegangen davon, daß auf den einsamen Höhen ihrer letzten Ideen nicht ratloses Schweigen, wohl aber religiöses Selbstsichbesinnen eintreten muß; und dann hat uns wohl eine Ahnung erfüllt vom Übergange, der sich dort erschließt zu jenem einen Weg, der wirklich einer ist, dem großen Weg, dem Mahamarga in das Unbekannte ohne Todesfurcht, dem arischen Ehrenwege einer Religion der Rechenschaft, dem Aryamarga einer Religion der That.



Viertes Buch.

Die Religion der That.

Alles kommt in der Religion aufs Thun an.

Kant.



1. Von der Rechenschaft zur Religion.

Der französische Begründer der „positiven Philosophie“, Auguste Comte, hat geglaubt, drei Stadien der Kulturentwicklung feststellen zu können: die Theologie, die Metaphysik und den Positivismus, dem er später den Kultus der Menschheit als des großen Wesens hinzugefügt hat. So läßt er es bei der äußeren Erfahrung*) das Bewenden haben, die als solche aber zwar Wissenschaft, doch keine Rechenschaft zu bieten vermag.

Eine Lehre aber, welche wirklich zur Kultur führen soll, die muß den Menschen mündig machen, zwar nicht in letzter Wissenschaft, was ja in Wirklichkeit unmöglich ist, jedoch um eine letzte Weisheit sich bemühend, sodaß er die Blindheit verliert für das große Unbekannte, in dem er waltet, und das zumal der Tod für ihn bedeutet. Es führt der Weg von mündiger Rechenschaft zu echter Religion.

Die Menschen haben sich an Stelle letzter Weisheit ein Wissen durch Autorität geben wollen, auf historischer Offenbarung fußend, in der Theologie. Und dann, nicht viel minder kritiklos und auf der Einbildung letzten Wissens beruhend in der „Metaphysik“ der Philosophie.

Philosophie kann aber nicht nur nicht Geschichte, sondern auch nicht Wissenschaft sein. Philosophie ist autonome Rechenschaft und führt uns hin zu einer letzten Weisheit von dem Unbekannten, in dem unser Zielbewußtsein mündet. Das letzte in solchem Sinne exakte Ergebnis solcher Philosophie, die letzte Weisheit solcher Rechenschaft, die letzte, wenn auch herbe, so doch starke Frucht solcher Überlegung von den letzten Dingen ist aber nicht mehr Rechenschaft, ist nicht mehr Philosophie, sondern ist schon Richtschaft, ist schon Religion.

Dies letzte Wort heißt wortgeschichtlich Bindung; doch soll es inhaltsmäßig Richtung heißen. Der Rechenschaft entspringt die Richtschaft.

Religion kann weder auf Autorität, noch auf Wissenschaft beruhen. Mit solchem Ursprung vermöchte sie auch nicht das stärkste Motiv in der Menschengeschichte zu sein, das sie ist. Autorität führt im Grunde zur bloßen Geschichtserzählung; und Wissenschaft ist begrenzt durch die Antinomie, durch die unüberbrückbaren Gegensätze, in die sie mündet und macht auch, imbezile Ausnahmen ungerechnet, in solcher Richtung keinen Anspruch. Religion aber ist unsere wesentliche Verbundenheit mit einem Ziele, das unsrem autonomen Maß entspricht, jedoch für uns im Unbekannten liegt. Das fühlen wir, und alle Bekenntnisse hatten ihre Kraft in letzter Linie doch aus dieser Quelle.

Kant hat es ausdrücklich nur in autonomer Richtung begründet erklärt, wenn er (Tugendlehre § 18) sagt: „Religion zu haben ist die Pflicht des Menschen gegen sich selbst“.

Echte Religion ist keine bloße Annahme, Hypothese oder Subposition. Sie ist auf autonomen Thatsachen gegründet und unantastbar selbstgesichert. Natürlich wollen wir nicht wiederholen, was wir hierüber, zumal auch über diese ihre Selbstgeschütztheit, früher ausgeführt haben. Hier sollte nur daran hiermit erinnert werden.

Auch dessen wollen wir nicht vergessen, daß die Welt nicht um willen des armen hinfälligen Menschen da sein muß, der inmitten von Anti-

*) „Jede Frage kann zweifellos auf eine Zahlenfrage zurückgeführt werden.“ (Cours de philosophie positive, I. S. 113.)

nomien, von letzten Gegensätzen wandelt und waltet in Not und Tod. Ebensowenig ist dann der Mensch da um willen der Welt. Jedenfalls übersehen wir nicht, daß der Wert der ethischen Bemühung Bestand hat als unentreißbarer Wirkungskreis in Hinsicht auf das unbekannte Ich, in Hinsicht auf sein unbekanntes Ziel. Wichtige und unabweisbare Schlüsse, zumal auch in der Richtung dieser beiden Unbekannten, haben uns zur Religion der That geführt. Sie liegt in uns. Ihr wäre mit der Zeit überwältigende Wirkung zu eigen.

Viele Religionstheorien sind aufgestellt worden. Sie gehen aus von metaphysischen, physischen, psychologischen, moralischen, symbolischen, anthropomorphischen, rationalistischen, astronomischen, euhemeristischen, historischen, egoistischen und anderen Motiven, und je nachdem man die verschiedenen Gruppen oder auch Unterabteilungen derselben als Einteilungsgrund ins Auge faßt, wozu dann noch deren Kombinationen kommen, kann man ganz unverhältnismäßig zahlreiche Religionstheorien feststellen, die sich gegenseitig widersprechen.

Frazer sagt mit Recht in seinem „goldenen Zweig", daß über nichts in der Welt die Meinungen weiter auseinandergehen, als über das Wesen der Religion. Kant sagt in seiner bewährten Weisheit: „Es ist nur eine Religion, aber es kann viele Arten des Glaubens geben". Und Schiller sagt: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion."

Meister Ekkhart und Kant stützten, wie uns längst bekannt geworden, die Religion auf die Ethik. Beide sind daher in Wirklichkeit keine Christen. Denn letztere gründen, wie Juden und Mohammedaner, die Religion auf historische Offenbarung und auf diese letztere ihre biblische Moral. Was aber hat es zu bedeuten, wenn sich die Religion auf die Ethik stützt? Die Ethik hat es, wie wir sahen, mit der Verantwortlichkeit des eigenen, letztlich unbekannten Ich, mit autonomem Maß und That und Ziel zu thun, dem unbekannten Ziel, mit dessen Idee die letzte Etappe erreicht war unsres Wegs zur Religion.

Ernst, mit todgeweihtem Munde, wird die religiöse Weisheit gesprochen. Sie ist das Höchste zu dem der Mensch gelangen kann.

Seit Jahrtausenden dieselben bangen Fragen. Welthistorischer als alle Kriege, als alle Entdeckungen und Erfindungen, als selber das Kommen und Gehen von Völkern ist die Geschichte ihrer religiösen Not. Nur im autonomen Sinne läßt sich dieser Not echte Abhilfe bieten. Mündige Rechenschaft wird vom Eindruck der Geschichte, die wir kennen lernten, ebenso gefördert wie gefordert.

Wir haben im ersten Buche den Unterschied zwischen Theologie und Religion vergleichend schon kennen gelernt und sind dort auf mündige Religiosität aufmerksam geworden, auf unser unbekanntes Ziel, auf Seelenadel und Selbstbewährung, auf Menschen- und Tierliebe, auf Idealismus für das Diesseits nicht nur, sondern für das Jenseits, auf unversehrte Göttlichkeit und auf die Frage nach Schuld und Unschuld an der Welt, auf die Fragen der Individuation, der That als Hoffnung, der Besserung, Selbsterhöhung und heroischen Autonomie, der inneren autonomen Religion. Im zweiten Buche haben wir die Geschichte der trüben, traurigen, tragischen Auswirkungen der Theokratie, der Gottesherrschaft des biblischen Monotheismus auf unsere Völker erwogen, und die mögliche Wende. Wir haben uns demgemäß im dritten Buche echter philosophischer Rechenschaft

gewidmet. Deren höchster Ertrag, deren letztes Ergebnis ist, wie wir längst schon sahen, Religion*).

Nur einige wenige bezügliche Überlegungen wollen wir hier vorerst anschließen, indem wir gleichzeitig auf das Vorangegangene verweisen.

Das Leben ist nur That, auch wenn es sich verneint. Das Leben ist nur Individuation, auch wenn es Geschlechter, Gattungen, Arten, Reiche usw. kennt. Wir haben nur die That; wir haben nur die Individuation. So gelangen wir zu den Wirkungssphären der Thaten, zum Andiaparana, wie wir es entsprechend nannten, des Unanstrebbaren und Unvermeidbaren. So gelangen wir zu dem am Tiefsten Stummen und Beredten: daß wir in einer Welt walten, mit der wir nicht im Einklang stehen; daß wir selber der Schauplatz der Geschichte sind, unsere Familie, unser Volk und unsre Völker, unsre Rasse; und daß wir Kämpfer für das Edle sind, ins Unbekannte, ohne Optimismus, ohne Pessimismus, in heroischer Autonomie.

Wie ist die Welt des Übels und des Unrechts möglich? Wir kennen nicht einmal unser eigenes Wesen, aber wir sehen es waltend im Kreislauf der Geburten, im Kyklos tes geneseos, wie althellenische Philosophen sagten, verstrickt in die Wiederkehr zufolge des Samsara, der Seelenwanderung, wie sie die indischen Upanischaden, das Gesetzbuch des Manu und der Buddhismus lehren. Weil Buddha mündige Lehren lehrte, wurde er der Erwachte genannt.

Wir haben nur die That, für das Edle zu kämpfen, und wir wissen nicht, wohin wir gehen. Es gilt für uns, was Goethe in seliger Sehnsucht gedichtet hat: „Und so lang du das nicht hast, dieses stirb und werde, bist du nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde"; und was vielleicht im 3. Kapitel des Evangeliums nach Johannes ursprünglich gemeint gewesen sein mag, wenn dort von genethenai anothen die Rede ist, von der Wiedergeburt von oben.

Wenn es in dem uralten Dharmasastra des Manu (XII. 90) heißt: Wer ohne Absicht auf Vergeltung gute Werke übt, der befreit sich für immer aus der Kette der Wiedergeburten, so ist darin der hohe Gedanke verborgen, daß wir, indem wir wirken, werden, und daß wir nur durch gutes Wirken besser werden. Erinnern wir uns der Andiaparanalehre, wonach wir zwar das Leben nur als Weg zu einem unbekannten Ziel betrachten können, daß aber eben dieses Leben diesen Weg bedeutet; erinnern wir uns dieser Lehre von der Unanstrebbarkeit, aber auch Unabwendbarkeit der Wirkung der Willensthat auf den Thäter.

Wer zur Persönlichkeit werden will, der wird sie nicht; und wer die immer neu und immer anders wiederkehrende Individuation überwinden wollte, dem gelingt es nicht. Der Weg, der wirklich einer ist, den uns die Religion der That anweist, das ist der Weg der That, des Lebens, des Werdens durch edle Thaten, der Weg der Persönlichkeit und edlen Individuation.

Darum sind wir aussichtslos, solang wir uns nicht mündig freihalten können von der unverzeihlichen Schuld einer Verköterung der Nachkommen-

*) In dieser Richtung sei hier u. a. an eine Stelle schon im zweiten Abschnitt der Einführung erinnert, an den 18. Abschnitt des ersten Buches über die religiöse Auffassung im Gegensatz zur priesterlichen, an den 16. Abschnitt desselben über autonome Religion, an eine bezügliche Stelle im Versuche einer Geschichte der autonomistischen Philosophie, an das Ende des 3. Abschnitts und natürlich auch an den letzten Abschnitt dieses Buches, dieses Werkes, verwiesen.

schaft, die dann die Sünden der Väter und Mütter wie ein unwiderrufliches Schicksal zu tragen hat, sie kämpfe denn an mit der Macht oder doch mit der letzten Spur des Guten in ihr gegen Lüge und Leid und fühle sich mit allem Edlen solidar.

Das entsetzte Sichwundern darüber, daß wir in diese Welt hineingeraten sind, die wir nicht als edel erkennen können, ja daß sie überhaupt besteht, führt zur mündigen Erkenntnis, daß unser autonomes Maß und Ziel den Sinn unserer Geschichte bedeutet, und daß diese ganze Philosophie der letzten Fragen zwar über die Grenzen der positiven Erkenntnis hinausreicht, nicht aber über das Wesen der autonomen mündigen Rechenschaft, deren letztes Ergebnis eine Religion des wirkenden Werdens bedeutet.

Unsre religiösen Gedankengänge sind nahe jenen der tiefsinnig schöpferischen Richtung eines Kant. Nur darf natürlich nicht die Philosophia Kantiana vulgaris zum Maßstab genommen werden. Kant gründet, wie wir sahen, die Religion auf die Ethik und stellt fest: „eine theologische Ethik ist unmöglich". (K. d. U. S. 482). Damit ist aber zugleich ausgedrückt, daß eine Religion, die auf Theologie, auf Gottglauben aufgebaut ist, nichts rein Moralisches enthalten könne. Kants Religion ist auf Ethik gegründet und hat es daher mit einem Ziel zu thun. Religion ist das Bewußtsein eines unbekannten Zieles, nenne man dieses auch ein höchstes Gut. „Es ist Pflicht, das höchste Gut nach unsrem größten Vermögen wirklich zu machen", sagt Kant in der Kritik der praktischen Vernunft (S. 252), und er fügt hinzu: „daher muß es doch auch möglich sein." Die Möglichkeit ist natürlich nicht auszuschließen.

„Alles kommt in der Religion auf das Thun an", sagt er im Streit der Fakultäten (I. 2.). Daher, und weil in einem wirkenden Werden, in einem Ziele begründet, ist sie eine Religion der That.

2. Vom Mythos zur Religion.

Mythos ist unbewußt aufkeimende Religiosität und daher auch wie diese, autonomem Wesen entsprechend duldsam, was das Verhalten der antiken Völker zur Genüge beweist; eine echte Vorstufe der Religion, unbekümmert um jede Propaganda oder Mission. Der Mythos ist überhaupt keine Massenfrage. Der Mythos kommt aus den besten Teilen des eigenen Volkes.

Wo der Mythos aber, sozusagen in sein Gegenteil umschlagend, dogmatisch wird, und statt eine vertikale Entwicklung einen horizontalen Zustand bedeutet, dort wird er, um das im allgemeinen wenigstens bezeichnendste Wort zu gebrauchen, eine intolerante Theologie. Diese aber hinwiederum führt angesichts der Unhaltbarkeit aller Dogmatik in allerletzter Linie ganz wesentlich zu allgemeiner Skepsis, die im Grunde gar nicht irreligiöser ist, als jene Theologie selber. Wenn nun die Literatur eines Volkes, bestehend in dogmatisierter Mythologie bis hin zum Skeptizismus, wie es beim alten Testamente, noch dazu in der Art wie wir es kennen gelernt haben, der Fall ist, als göttliche Gesamtoffenbarung proklamiert wird, so entbehrt das nicht einer gewissen immanenten Ironie. Die Bücher Mosis und der nihilistische Ekklesiastes im alten Testamente

führen zu einander oder gehen aus einander hervor und der ganze Schriftenkomplex dieses Testamentes entspringt demselben Wesen und hängt innig damit zusammen, daß an die Stelle inneren Wesens die Äußerlichkeit tritt, daß die Träger dieses Schriftenkomplexes als das einzige von Gott auserwählte Volk hingestellt werden, unbekümmert um die Frage des eigenen Wertes, diesen vielmehr hierdurch ersetzend, und in gleicher Richtung, daß sein Stammesgott als der einzige proklamiert wird, und daß schließlich moralische Qualitäten, weder des Gottes, noch des Volkes in Frage gezogen werden. Im Gegenteil, es kommt immer auf die Bevorzugung des Minderwertigen hinaus, Jakobs des Betrügers gegenüber dem ehrlichen Esau, Levis, des Totschlägers, Judas, der seinen Bruder verkaufte, usw. und zum Schlusse des auserwählten Volkes selber. „Gottes Will hat kein Warum." Mittels dieser Mentalität des alten Testamentes hat sich von unten herauf in der verköterten Antike, voll immanenter Unduldsamkeit, das Christentum durchzusetzen begonnen, trotzdem es die besseren Römer und die Besseren der römischen Kaiser energisch abgelehnt haben.

Die antiken Völker haben wie gesagt ihre Mythen anderen Völkern und Bekenntnissen nicht aufgedrängt. Missionswesen wäre diesen Völkern barbarisch erschienen. Dagegen nahmen sie keinen Anstand, auch beim edlen Feinde die gleichen Götter zu dessen Gunsten walten zu sehen. So kämpfen hellenische Götter auf Seiten der Trojaner, als deren Abkömmlinge sich die Römer bekanntlich fühlten und deren Ariertum durch die seither dort zahlreich gefundenen Hakenkreuze nachgewiesen erscheint. Der blonde Ganymed, der schönste der Jünglinge, von Zeus in den Olymp genommen, war ein Troersohn. Andererseits sehen wir, wie in Hellas der Kult des Bakchos aufgenommen worden ist, und in Rom u. a. der persische Kult des Mythras, der nahe daran war, dem Christentum den Sieg streitig zu machen. Und wie wir schon im siebenten Abschnitt des zweiten Buches sahen, ist auch die mittelalterliche, aber von der Kirche nie angenommene Gralsage eine christliche Adaptierung indischer und hellenischer Mythen.

Was nun Indien anbelangt, so steht im indischen Mahabharatam hinwiederum Arjuna, des blondhaarigen Gottes Indra blonder Sohn zwischen den beiden feindlichen Lagern der Kauravas und der Pandavas und wird von Krischna, dem Schwarzen, der wohl eigentlich der Vertreter der niederen Rasse ist und als eine Art Jehova fungiert, wie wir schon ausgeführt haben, in der berühmten philosophischen Episode des Bhagavatgita belehrt. Mit diesem wohl sehr überschätzten indischen Bhagavatgita nun hat es eine eigentümliche Bewandtnis. Dieses religiöse Lehrgedicht trug trotz hinreißender Stellen keineswegs dazu bei, aufzusteigen zu echter Religion, und wir dürfen nicht unterlassen, solches zu erörtern. Wie diese Episode des Mahabharatam heute vorliegt, ist sie ein widerspruchsvolles Gemisch von monotheistischen und brahmanischen Lehren. Die Gelehrten sind sich keineswegs einig darüber, ob die Grundlage ursprünglich brahmanisch-autonomistisch war und dann monotheistisch überarbeitet worden ist, oder umgekehrt. Ursprünglich war das Epos Mahabharatam, wie z. B. Garbe in seinem Werke über Indien und das Christentum (S. 210) selber ausführt, gegen Krischna gerichtet, der nunmehr im Bhagavatgita als persönlicher Allgott erscheint. Krischna, der Schwarze, spielt, wie wir sahen, die Rolle des Beraters des blonden Arjuna. In der Schlegel-Lassen'schen Ausgabe des Bhagavatgita heißt es in Hinsicht auf

Arjuna (S. 257): albus, a colore et facinoribus splendidis, nach seiner Farbe und seinen glänzenden Thaten der Lichte. Krischna aber, der Schwarze dem Namen nach und immer als Ganzer blauschwarz dargestellt, ist im Mahabharatam ein ehrloser Charakter und offenbar nichts weniger als arisch. Garbe bestreitet letzteres ohne Anführung von Gründen, sagt aber (a. a. O.): „In den ältesten Stücken des Epos ist Krischna nichts als eine menschliche allzumenschliche Person; denn die Pandavas vernichten ihre Feinde nicht im ehrlichen Kampf, sondern durch List und Verrat, und immer ist es Krischna, der den Verrat anstiftet und verteidigt." Daß Krischna der Held und Stammgott unbrahmanischer Nomaden war, gibt Garbe zu. Krischna lehrt nun die Monotheistische Konfession, sei es die seines Stammes oder die er kongenial mit diesem mitbegründet hat, dem Stamme der Yadavas, die ihn dann zum Gott beförderten, und die, wie Lassen in seiner indischen Altertumskunde (I. S. 791) optimistisch meint, schwarz gewordene Arier gewesen seien.

Es bestehen sehr bezeichnende Parallelen zwischen der Krischna- und der Christuslegende, und es ist nicht ganz klar, inwieweit da der Krischnaismus auf das Christentum oder dieses auf jenen abgefärbt habe. Hier sei abgesehen von vielem Unbedeutenderen, wenn auch Merkwürdigen, und nur darauf verwiesen, das Krischna (oder Krischta, wie er hie und da ausgesprochen wird) der Avatara, das ist die Inkarnation, Wischnus, eines Gliedes der indischen Trimurti ist und Christus ebenso die Inkarnation, der Avatara eines Gliedes der christlichen Dreifaltigkeit. Schelling weist in seiner Philosophie der Mythologie darauf hin, daß auch dem Buddhismus die Inkarnationsidee zukommt. Sofern solche Idee der Auffassung der Seelenwanderung oder eines Heroenkultus entspricht, wozu auch die herrliche Lehre vom werdenden Buddha, vom Bodhisattwa gehört, ist sie allerdings gesund. Bedeutet sie aber eine wesensfremde Gnade, dann ist sie zu verwerfen und gehört in das Gebiet der Gnadenwahl und des Fatalismus, womit sie sich deckt mit der biblischen Mentalität. Denn nur was die Menschen wirklich werden, sind sie wert, und nur was sie selber in ihrer Lauterkeit bedeuten, hat für sie Bedeutung.

Garbe konstatiert in der Einleitung zur zweiten Auflage seiner Übersetzung des Bhagavatgita (S. 67) „Anklänge in Gedanken und Ausdruck, die in dem ähnlichen Grundzug des Neuen Testamentes und des Bhagavatgita ihre Erklärung finden", während andere einerseits indische Einflüsse auf das Christentum, so unter den ersten der viel angefochtene Jacolliot, andererseits Schelling und der katholische Theologe Lorinser zumal christliche Einflüsse auf jene indische Literatur und Religion erkennen.

Lassen erklärt in seiner indischen Altertumskunde (II. 1102) entschieden, „die Bekanntschaft mit dem Christentum hat keinen Einfluß auf die religiösen Ansichten der Inder ausgeübt." Den Krischna-Kultus führt er darauf zurück, daß die Brahmanen diesen der herabgesunkenen Masse kongenialen Volksgott im Kampfe gegen den höheren Buddhismus verwendeten und daß daher die Überarbeitung des Mahabharatam zu Gunsten des Krischna nicht über die nachbuddhistische Zeit hinaufreicht.

Andererseits sind Einflüsse des um ein halbes Jahrtausend älteren Buddhismus auf das Christentum nicht von der Hand zu weisen*).

---

*) Schopenhauer hat längst (Grund § 34) behauptet, das Christentum habe indisches Blut im Leibe. Allerdings dekadentes, auch aus dem freilich weit höher stehenden Buddhismus. Seydel hat seinem interessanten Buche über das Evangelium in seinen

Das Christentum ist aber von vorneherein so ganz und gar verjudet, daß die Frage der indischen Parallelen in Hinsicht auf dasselbe keine Rolle mehr spielen kann, und nur in solcher Einschränkung erscheinen mir die einzelnen Analogien, über welche Schelling, Lorinser, Hopkins, Seydel, Plange, Garbe und Andere interessante Bücher geschrieben haben, von Bedeutung.

Belangreich im höchsten Grade sind aber der gemeinsame Grundzug und die gemeinsame Rolle der beiden monotheistischen Lehren, des Krischnaismus und des Christentums. Den monotheistischen Exzeß, den wir im ersten Buche dieses Werkes, zumal im Abschnitte von der Gottesknechtschaft kennen lernetn, finden wir im Bhagavatgita vertreten, wo (IX. 30) Krischna sagt: „Wäre einer auch von schlechtestem Wandel gewesen, der aber mich allein verehrte, so muß er als ein Guter gelten; denn er hat sich recht entschieden.“ Solche der indischen Karmaidee so disgeniale Lehre bringt es andererseits im Christentume mit sich, daß die hehrsten Menschen der antiken Welt den Himmel nicht erreichen können.

Krischna der Schwarze hatte sich also, wie wir oben sahen — diese Vorgänge des Bhagavatgita reichen auf Jahrtausende zurück — mit seinem Stamme an die Seite der Pandavas begeben, d. i. der Weißen oder Blonden im Kampfe gegen die ebenfalls arischen Kauravas oder Kurus, welcher Name nach Lassen (a. a. O. S. 733) Thatenmenschen bedeutet. Beide Völker sind blutsverwandt wie Hellenen und Troer, und zwischen ihren Schlachtreihen steht ratlos Arjuna. „Väter, Großväter, Lehrer, Mutterbrüder, Brüder, Söhne, Enkel und Gefährten, Schwäger und Freunde sah er in beiden Heeren stehen.“ „Die will ich nicht töten, selbst nicht für die Herrschaft über die drei Welten, wie viel weniger um der bloßen Erde willen.“ So ruft er (I. 26 f; 35, nach der Garbeschen Übersetzung) und noch viele herrliche Worte dazu. Allein Krischna, dessen Charakter im Mahabharatam, also dem Epos, dem das Bhagavatgita angehört, wie gesagt, sehr widerspruchsvoll, zumal auch voll Tücke und Hinterlist, gezeichnet ist, erwidert ihm, auch hier wohl voll Verrates: „Woher ist dieser Kleinmut in der Gefahr über dich gekommen, der Edlen mißfällt, den Weg zum Himmel verschließt und Schande bringt, o Arjuna?“ Weiseste Worte fallen weiterhin in dieser Unterredung. Das Ende aber ist die Teilnahme Arjunas am Kampfe. So förderte Krischna die Erschöpfung der Indoarier durch lange Bruderkämpfe und durch Minderachtung der Edlen. Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.

Krischna ist vom Standpunkt der Germanen gesehen, wie Christus vom Standpunkte der Juden, nur darf hierbei nicht übersehen werden, daß beider Standpunkt auf entgegengesetzter Seite ist; von dem der Kurus

---

Verhältnissen zur Buddha-Sage und -Lehre als Leitspruch den Satz des berühmten Venetianers aus dem 13. Jahrhundert, Marco Polo vorangestellt: Si Buddha fuisset Christianus, fuisset apud Deum maximus factus, wäre Buddha ein Christ gewesen, Gott hätte ihn zuhöchst erhöhet.

Hier seien nur nach der oben genannten Literatur drei etymologische Kuriositäten wiedergegeben: Die Tiara des Papstes bedeute ursprünglich als Civara das Bettlergewand Buddhas. — Der heilige Josaphat sei eine Entstellung des buddhistischen Bodhisattwa, des werdenden Buddha. Reliquien des hl. Josapha: sollen übrigens nach Wien gebracht und in einer Kirche der unierten Griechen aufgestellt worden sein. — Der Rosenkranz, das Rosarium, sei ein buddhistischer Gebetkranz, japamala. Japa mit langem zweiten A heißt aber nicht wie mit kurzem A Gebet, sondern Rose, und durch dieses Mißverständnis sei dieses Gebetsmittel aus der Zeit buddhistischer Herabgekommenheit zum christlichen Rosenkranz geworden.

und Pandavas gesehen wie Christus von dem der Sachsen und der Franken zur Zeit Karls des Großen; vom Standpunkt der arischen Inder wie Christus von jenem der Germanen. Was den Germanen mit Christus, das ist wohl den Indern mit Krischna geschehen: die Überwucherung und Durchwachsung mit disgenialen Ideen.

Für Krischna den Schwarzen hätte gelten sollen, was Horaz, hinweisend auf punische Treue und offenbar auf semitisch-negroiden Typus rief: Hic niger est, hunc tu Romane caveto, er ist schwarz, o Römer, hüte dich vor ihm; oder wovor Plutarch ganz ebenso noch einmal später warnte: mit den schwarzen Menschen ob ihrer Schlechtigkeit nicht zu verkehren; dreihundert Jahre später aber beklagt schon Rutilius, daß Pompejus Judaea unterjocht und Titus Jerusalem zerstörte, „da seither die Pest des Judentums verbreitet sei und dieses Volk seine Sieger besiegte."

Vergessen wir nicht, daß auch Christus zum Bruderkampfe riet (Luc. 12. 51 f.): „Wähnt ihr, ich sei gekommen, um Frieden auf Erden zu bringen? Nein, sage ich euch, sondern Zwiespalt. Denn von jetzt an werden fünf in einem Hause entzweit sein, drei werden gegen zwei und zwei gegen drei in Zwiespalt stehen, Vater gegen Sohn und Sohn gegen Vater" usw.

Indoarier und Germanen haben einunddasselbe Unglück erlitten: durch die Wendung zum Monotheismus, zum Gottglauben, sodaß sie vom Heroenkult und Euhemerismus nicht zu echter kongenialer Religion gelangen konnten; jene vielleicht als vollendetes Schicksal, diese hoffentlich noch abwehrfähig.

In der weiteren religiösen Entwicklung Indiens erweist sich später vor allem der christliche Einfluß darin, daß die Gleichheit Aller — nicht vielleicht durch gleiches Streben zum Edlen — sondern in Hinsicht auf die menschliche Verderbtheit festgelegt wird. Der Krischnaismus ist eine Vorstufe zum modernen Brahma Samaj, der Kirche des einen Gottes, die unter englisch-freimaurerischem Einfluß eine Festlegung auch der indischen Religionen erstrebt zum reinen Monotheismus.

Wir müssen uns nun mit einigen großen Zügen der hellenischen und der germanischen Mythe beschäftigen. Wir dürfen bei ersterer nicht einfach den Homer zum Maßstab nehmen. Die Ilias ist ein Epos des Kampfes, apollinisch und hell, aber an hoher Gesinnung dem Hellenentum keineswegs ebenbürtig. Darum haben sich Xenophanes, Platon und andere Philosophen in solcher Beziehung gegen Homer gewendet. „Daß ein Gott, der gut ist, für Jemanden Urheber des Schlechten sei, gegen eine solche Behauptung muß Jeder in aller Weise ankämpfen", sagt Platon im Staate (380). Es liegt hierin eben das tiefe Bewußtsein edler Gotteskindschaft, und das Bedürfnis der eigenen Bewährung durch Abwehr gegenüber einem schlechten Gotte. Aber es liegt hierin nicht minder ein herrliches Zeichen hellenischer innerer Freiheit und Genialität zugleich, das alle christlichen Kirchenväter himmelhoch überragt, deren Jehova die Sklerokardia, die Herzensverhärtung selber verhängt und gleichzeitig bestraft.

Schon in vorhomerischer Zeit finden wir mythologische Anhaltspunkte für eine tiefere Auffassung der Dinge, als sie der Bibel entspricht, wo Jehova den Abraham segnet, weil er ihm, seinen Sohn zu morden, nicht verweigert hat. (Mos. I. 22. 15 ff.) Diese Opferfragen haben anderen Völkern schwere Zeiten und Sorgen bereitet. Pausanias erzählt die Sage von Lykaon, der von Zeus, weil er ihm ein Kind opfern wollte,

in einen Wolf verwandelt worden sei (VII. 2. 1.). Die Sage von Tantalos, der vom Himmel gestürzt worden ist, weil er den Göttern seinen Sohn zur Speise geben wollte, hat wohl einen ähnlichen Hintergrund. Im homeridischen Sagenkreise wehrt sich der Tantalide Agamemnon, vereint mit Achilles, gegen die Opferung der Iphigenie, die dort von Kalchas, dem Muster aller priesterlichen theokratischen Überhebung und Blutrünstigkeit durchgesetzt wird. Tantum religio potuit suadere malorum, sagt Lukretius (I), solches Übel hatte der Glaube im Gefolge. Und als Agamemnon also doch seine Tochter opfern muß, fällt er später selbst der Neike palaia, dem alten Grolle ihrer Mutter, seiner Gattin Klytemnestra zum Opfer. Der hellenische Geist hat es unter dem Einfluß der Philosophen vermieden, daß der wenn auch edle Homer mit seiner Kampfesepopöe, und daß Hesiod, der Dichter einer Theogonie, die der Gesinnung Homers recht nahe steht, nicht vielleicht zur Bedeutung eines alten Testamentes hinaufgeschraubt werden konnte. Wie wenig hierbei Kampfesgeschichten, ja selbst bolschewistisch-sadistische Grausamkeiten hinderlich wären, beweist dieses alte Testament, wo es z. B. (Sam. II. 12. 31.) von David, dem von der Priesterschaft favorisierten König und, durch sie, dem Manne nach dem Herzen Jehovas heißt: „David führte die Bevölkerung herbei, ließ sie zersägen, mit Eisen beschlagene Wagen über sie herfahren, sie mit Messern zerhacken und sie durch Ziegelöfen ziehen."

Mit dem edlen Standpunkte, von den Göttern Schlechtes nicht anzunehmen, es sei denn als Entkleidung von wahrer Göttlichkeit, nahe verwandt ist der tiefe germanische Mythos von der Verdunklung und vom Untergang der Götter, von der Götterdämmerung, aber auch von der Wiederkehr des lichten Gottes Balder, die in der Kunde der Wala, der Völuspa der älteren Edda geweissagt ist.

Übermäßige literarische Skepsis steht auf keiner höheren Stufe als übermäßige Leichtgläubigkeit; im Gegenteile. Zu meiner Studienzeit galt sogar Platons großer siebenter Brief als unecht. Ich hatte mich selber freigemacht von solch ungereimter Zweifelsucht. So galt die Weissagung der Wala in der Edda als eine Nachahmung der hellenistisch-jüdischen Sibyllen. Es erübrigte nur noch, daß Balder als eine Nachahmung Christi angesehen worden wäre; auch das ist geschehen. Dann hat man Loki mit Judas zu vergleichen. Wenn aber Christus in der Apokalypse (I. 14.) dargestellt wird mit Angesicht und Haaren licht wie weiße Wolle und wie Schnee, dann könnte man Christus — ebenso ungereimt und gezwungen — als Nachahmung Balders oder des ebenso arischen Mithras betrachten.

Wir brauchen uns aber die gewaltige nordische Mythe durch Hypothesen von Gelehrten, die die Bibel nicht mehr überwinden können, nicht versehren und vergrämen zu lassen. Eine besonnene, unvoreingenommene Betrachtung lehrt die germanische Mythe von der Götterdämmerung als eine arisch-germanische ansehen, mit ihren Anklängen in der hellenischen Mythologie, wo die Epochen des Uranos, Chronos und Zeus gegolten haben, und wo weiter zu erwägen kommt, was wir alsbald aus dem Anlaß des Prometheusmythos überlegen werden. „Das ‚Schicksal' der Griechen, dem selbst die Götter unterlagen, ist einer der größten Gedanken des menschlichen Geistes", sagt unser geliebter und edler österreichischer Dichter Stifter anläßlich der Aufführung der Braut von Messina. Selbst die Götter können dem Geschicke nicht entfliehen, sagt Herodot (I. 91.). Des Aeschylos Ausspruch über dieses Schicksal der Götter werden wir alsbald

vernehmen, und hier wollen wir nur noch an die Gemeinsamkeit der Nornen, Moiren und Parzen, an die Gemeinsamkeit der Walküren und Keren in der germanischen und hellenisch-römischen Mythologie erinnern.

Im Wesen handelt es sich gar nicht darum, ob die Weissagung in der Völuspa eine Nachahmung der Sibyllen sei, sondern um die wichtige wesentliche Thatsache, daß sie dann den monotheistischen Willkürgedanken nicht aufgenommen hat. Sie zeigt die Götter, Loki den Lügner zumal, als den Folgen der Schuld unterworfen; die arischen Asen vergingen, als sie es mit Gullweig, der Zauberin des Goldrausches, zu thun bekommen hatten. Welche Stellung hätte die Edda erst zu Jahwes in der Bibel festgelegten Thaten genommen! Die Götterdämmerung geht aber über in den Sieg des überlebenden echten Göttergeschlechtes, der verbleibenden Valtivar, der walweisen Götter, Balders vor allen, der die edle heroische Autonomie mythisch verkörpert und der nach seinem Sterben, das kein Unterliegen war, sondern ein Ermordetwerden, aus der Nacht des Götterunterganges in strahlender Wiedergeburt sich erhebt. Er ist der Sohn Odhins und Friggs, der höchsten Asenfrau, wie es von ihr in der Edda heißt. Balder, der lichte Gott begründet ein drittes Reich, in dem alles Böse verschwindet*).

Des althellenischen Dichters Pindaros Schilderung der Götter als schmerzlos sich fügend in das Gebot der sittlichen Ordnung, ein halbes Jahrtausend vor Christus geschrieben, achtzehnhundert Jahre vor Meister Ekkhart und zweitausenddreihundert Jahre vor Kant, diese Einheit der Götter und Menschen vor der Moral, diesen alten arischen Urgedanken geben wir hier wieder mit Goethes Ausruf: „Heil den höhern Wesen, die wir ahnen."**)

---

*) Der Vers der Völuspa, wonach dann noch ein „Starker von oben" kommt, ist übrigens widersinnig christlich eingeschoben und bedeutenden Handschriften, sowie auch der Snorra-Edda fremd. In der Erstausgabe des Resenius und somit wohl auch in der ihr zugrundeliegenden Handschrift kommt die bezügliche Strophe gar nicht vor. Detter und Heinzel sagen in ihrer großen Ausgabe des älteren Edda (II. S. 81) darüber: „Die Strophe ist das Werk eines christlich gesinnten Überarbeiters".

**) Wie Saxo Grammaticus, der im 12. Jahrhundert über Ersuchen des Erzbischofes Absalon schrieb, die Asengötter, die Ariergötter, in ausgesuchtester alttestamentarischer Mentalität diabolisch herunterzusetzen sucht, das gemahnt an eine Tendenz, die heute wieder an der Arbeit ist. Er deutet edlen Euhemerismus in das Bestehen eines Fälschergezüchtes um, und nach der Mitteilung, daß Odhin wieder in Ehren aufgetaucht war, ruft er, dieser müsse ja wissen, wie viel eine Gottheit koste. Doch kann er mit noch so viel biblischer Mentalität den Glanz von Odhins Majestät nicht leugnen und muß sagen: „Nach Rückgewinnung der Zeichen seiner Göttlichkeit erreichte Odhin in allen Teilen der Erde ein so strahlendes Ansehen, daß ihn alle Völker wie ein wiedergewonnenes Licht begrüßten, und kein Ort auf dem Erdkreis war, wo man nicht dem Eindruck seines göttlichen Wesens (numinis ejus potentiae) gehorcht hätte". Wenn andererseits Balder in der Edda als heldenhaft bezeichnet wird, so zeugen die Schandthaten, die Saxo ihm zuschreibt, von der infernalischen Feindseligkeit des letzteren. Es ist zu wundern, mit welcher Naivität Saxo von den Forschern, die doch sonst so kritisch sind, als Quelle benützt wird.

Gutgläubige schlecht beratene, aber vor allem schlechtgläubige, bibelfanatische übelwollende Forscher beschreiten Saxos Bahn. Was letzterem der Einfluß des Bischofs Absalon gewesen, das ist den Neuern die Freimaurerei, der Jesuitismus oder ihr jüdisches Blut. Sie wollen Jehova, den allmächtigen Baumeister aller Welt sanieren. Er soll bei den Ariern, ja selbst bei den Atlantikern gefunden werden, und die arischen Mythologien sollen nur Entartungen sein. Donelly nennt in seiner Atlantis das erste Buch Mosis eine Geschichte derselben und nimmt den Gott der Bibel für Atlantis in Anspruch. Daß die einzige wirkliche Nachricht aus dem Altertum über die Atlantiden, nämlich bei Platon, diesen, wie wir im dritten Kapitel des ersten Buches sahen, göttliche Natur zuspricht, widerstreitet von vorneherein dem Standpunkt Donellys und seiner etwaigen Kollegen.

Es ist der arisch-germanische Kampf um das Edle, Gute und Schöne, der mit der Götterdämmerung im Einklang ist; den die arisch-persische Lehre des Zarathustra in anderer Form zu eigen hatte; und der auch den Ideen zugrundeliegt, die in diesem Werk vertreten werden.

Das Hellenentum hinwiederum hatte gerade in der Richtung autonomer Auffassung einen Mythos, der an Gewaltigkeit höchstens von der germanischen ganz kongenialen Götterdämmerung, die wir eben besprochen, erreicht wird: den Prometheusmythos. Der gefesselte Loki verhält sich zum gefesselten Prometheus wie das Schlechte zum Guten. Auf Lokis Entfesselung folgt die Götterdämmerung, sein eigener Untergang und die Wiedererstehung des von ihm gemordeten Balder; auf die Entfesselung des Prometheus folgt, Balder ähnlich, sein vergöttlichtes Weiterwirken, nachdem Zeus selber sich in Gefahr befunden hatte.

Der Mythos sah in den Göttern Wesen von nur ungleich höherer Lebensstufe, die auch bei den Hellenen, wie wir sehen werden, den Erinnyen, den Folgen der Schuld, anheimfallen können. Alt- und neutestamentliche Kritiker unserer Zeiten sind nicht geartet, den Prometheusmythus zu verstehen. Gerade Prometheus unterliegt nicht jener Hybris, jener Überhebung, wie man solche von vorneherein in der biblischen Behauptung göttlicher Auserwähltheit annehmen muß, und doch werfen ihm jene einen Mangel an Demut vor, der in Wirklichkeit nur eine Freiheit von Knechtseligkeit ist, wie letztere trotz allem auch Hiob bethätigt, indem er schließlich sich unter den Widersinn Jehovas beugt. Ein ungerechter Gott, allmächtig und allwissend angesichts des bestehenden Schlechten, wird von bescheidenen Menschen abgelehnt. „Scheint es dir nicht notwendig, das alles Göttliche gerecht sei", so läßt schon Platon den Sokrates im Eutyphron fragen, den Sokrates, der bekanntlich des Vergehens gegen die Götter angeklagt war*).

Prometheus hat die Menschheit vor dem Gott, der sie vernichten wollte, gerettet. Die Völker bleiben ja hoffnungsvoll, solange sie zu edler That noch fähig sind. Er hat ihnen die Kenntnis vergangenen und künftigen Schicksals genommen und sie dadurch für die That befähigt. Dafür wird er in Fesseln geschlagen und Martern unterworfen, doch ohne daß er

---

Zur Zeit des werdenden Christentumes haben kirchliche Schriftsteller wie Clemens Alexandrinus (Strom. I. c. 15. 22.) und der Lügenpatriarch Eusebius (Präp. Evang. XII. 12; vgl. II. 2.), der sich durch seine begeisterte Lobschrift auf Konstantin den „Großen" selbst gekennzeichnet hat, worüber in Burckharts „Zeit Konstantin des Großen" Näheres zu lesen: sich auf den jüdischen Fälscher Aristobulos gestützt, der „nachwies", daß Plato, ja überhaupt die griechischen Schriftsteller in ihren Schriften das alte Testament geplündert haben. — Wie man hier den Griechen zugunsten des alten Testamentes das Selbstbewußtsein rauben wollte, so soll heute den arischen Völkern suggeriert werden, sie seien ursprünglich alttestamentarischer Mentalität gewesen.

Auf der anderen Seite wird dem Gott Balder heute von „asisch-radikalen" Zutreibern der biblischen Mentalität vorgeworfen, daß er zwar Odhins Sohn, aber auch der Sohn Friggs gewesen sei, der Gattin Odhins, die dem Wanengeschlechte angehört habe, sei dieses auch ein ebenbürtiges schönes lichtes Göttergeschlecht gewesen. Balder und Siegfried, sein Ebenbild im Nibelungenliede, sterben; aber nach der Götterdämmerung kommt Balder wieder, und Siegfried soll nicht minder auf Erden wieder erstehen, wofern von ihren Göttern auf die Menschen geschlossen werden darf.

*) Diese Anklage durch Meletos, durch einen Menschen, der vielleicht gar kein Hellene gewesen, denn Platon bezeichnet ihn ebenda (2 b) ausdrücklich als krummnasig, führte bekanntlich zum Tode des Sokrates durch den Schierlingstrank. Nach Diogenes Laertius haben die Athener später bereut, und den Meletos selber zum Tode verurteilt. Nach Suidas wurde er gesteinigt, und das war eine gegen Griechen keineswegs übliche Art der Hinrichtung.

sich beugen würde. „Den Menschen helfend lud ich Leid mir selber auf", läßt Aeschylos ihn sagen. Als aber dann Prometheus bekannt gibt, daß Zeus einen Sohn erhalten werde, tüchtiger und besser als sein Vater*), läßt ihn dieser dafür frei. Zeus freut sich aber nicht vielleicht dieser Kunde; er betrachtet sie als Warnung, er sieht seine Herrschaft durch einen solchen Sohn bedroht, nicht aber ist ihm zu thun um größere Vortrefflichkeit, Güte, Tüchtigkeit und Rühmlichkeit. Auch Zeus aber ist ohnmächtig gegen die Macht der Erinnyen, gegen die Folgen der Schuld, wie wir alsbald von Aeschylos hören werden.

Prometheus ist der Sohn des Titanen Japetus, den vielleicht die Bibel als Japhet zu Sem und Cham herübergenommen hat, und bedeutet das Leben, zumindest aber die arische Menschheit, die durch ihre That dem Guten in der Welt, und wär es auch vielmals edler als sie selbst, eine Hilfe, sich selber aber eine Hoffnung zu bedeuten vermag. Die Lösung des Prometheusproblems ist keineswegs Unterwerfung unter göttlichen Ratschluß, sondern heroische Autonomie im Sinne des autonomen Maßes und eines demgemäßen wenn auch unbekannten Zieles. So lehnt Prometheus bei Aeschylos einen Vorschlag des Götterboten Hermes ab, der dann in einer dem Prometheus fremden Mentalität im Sinne stellvertretender Genugthuung zu ihm sagt: „Und hoffe nicht, das Ende dieser Pein zu schauen, bevor ein Gott als Stellvertreter deiner Qual erscheint, bereit in Hades düstres Haus hinabzugehn."

Aeschylos läßt in seiner titanisch gewaltigen Tragödie auch ein anderes unschuldiges Opfer der Götter, die Io auftreten, welcher vielleicht in dem verloren gegangenen letzten Teile der Trilogie eine Bedeutung zugedacht gewesen ist und deren Nachkomme Herakles den Prometheus befreien wird. Jedenfalls findet sich nun aber in dem erhaltenen Drama, in diesem großartigen Unikum, auch die Würdigung der That, die indische Auffassung des Karma, und die Auffassung der Moiren, der Erinnyen, der Rachegöttinnen in ihrer Wirksamkeit als der unvermeidlichen Folge schlechter That — für die Götter nicht minder geltend als für Menschen. „Wer führt das Steuerruder der Notwendigkeit? Die Moiren und die nimmermehr vergessenden Erinnyen. Es war auch Zeus ohnmächtig gegen ihre Macht." Aber auch die guten Thaten haben ihre Folgen, und man könnte der Umwandlung der Erinnyen in die Eumeniden, in die Wohlgesinnten, die im gleichnamigen Drama des Aeschylos behandelt wird, auch diesen Sinn geben. Bei solcher Auffassung muß zwar von den unablehnbaren und unabwendbaren Erynnien, darf aber auch von den ebenso unrufbaren, wie unentfremdbaren Eumeniden gesprochen werden.

„Aus dem unvertilgbaren Glauben an das Göttliche", so sagt der große Philologe Jakobs, „erwuchs den Alten das, was im besseren Sinne Religion zu heißen verdient." Ein anderer, Wilamowitz sagt mit echt arischem Empfinden über das wahrscheinliche Ergebnis des anderen Dramas des Aeschylos, des entfesselten Prometheus, er „hört nicht auf zu wirken; es wäre eine Entwürdigung, ihn auf den seligen Inseln kaltzustellen." (Dessen Aeschylos, S. 129.)

Das Glück ist nicht das Ziel. Das Glück kann nur als Folge kommen, dann aber unentreißbar. Das Ziel ist die autonome Erhöhung, die Promethis, Sorge und Vorbedachtheit, die Bildung, das Wissen, die Kunst, die

*) pherteros bei Aeschylos, kreitton bei Apollodoros, fortior, laude clarior bei Hyginus, Eigenschaften die wir sofort im Texte übersetzen werden.

Schönheit, vor allem aber die Güte zu aller leidenden „Kreatur", die Solidarität mit dem Edlen, die Liebe zum Edlen, sei es auch edler als wir selber.

Das Feuer, das Prometheus uns gebracht hat, muß wieder in seinem Sinne zur Hilfe werden, statt zur Verkettung an die Maschine und an eine bloße Zivilisation, die doch nur ein bloßes irreführendes Surrogat von echter Kultur bedeutet. Wie weit haben wir es wohl heutzutage gebracht? Zum technischen Fortschritt neben kulturellem Rückschritt. Wie in der Einführung erwähnt: Zum Radiosprecher, neben dem die Gasmaske hängt.

Prometheus Stellung gegen Zeus bedeutet, daß es für den Menschen vor allem auf den Menschen ankommt. Dem „Neid der Götter" ist auch Asklepios unterlegen, weil er die Menschen lehrte, sich selber zu helfen. „Wer wird verkennen", sagt Burckhart in seiner griechischen Kulturgeschichte, „daß die wahre und deutliche Meinung der Griechen in Prometheus ausgedrückt liegt?" (II. S. 108.)

Jehova aber sprach (Mos. I. 3. 22 f.): „Fürwahr, der Mensch ist geworden wie unsereiner, Gutes und Böses erkennend; . . . Da entfernte ihn Gott aus dem Garten Eden."

Es hat im deutschen Mittelalter einen Mann gegeben, der auf ähnlichem Standpunkt stand, wie Prometheus, nämlich Meister Ekkhart. Wir geben nur folgenden Ausspruch wieder (S. 57.): „Wahrheit ist so edel, wäre, daß sich Gott kehren möchte von der Wahrheit, ich wollte mich an die Wahrheit und wollte Gott lassen".

Herder läßt den gefesselten Prometheus edel bekennen: „Kaum zürn' ich noch dem Gott, der mich hierhergeschleudert. Froh gedenkend meines Werks, vergess' ich ihn." Wir erinnern uns hierbei des prometheischen Ausspruches von Nietzsche: Will ich denn mein Glück! Ich will mein Werk. Prometheus hat lieber gelitten, als daß er knechtisch wurde. Und wir erinnern uns abermals eines herrlichen von tausendfältig bewährtem Sterbenkönnen geheiligten altgermanischen Spruches: Lieber tot, als Sklave. Diese Tendenz ist so edel, daß auch selbst der orthodoxe Dante im Convivio (IV. 28.) ihr zuliebe einen ungetauften Mann, der heroischen Freitod der Knechtschaft vorgezogen hat, in echt arischer Mentalität ein Bild Gottes darzustellen, significare iddio, für würdig erklärte: Marcus Porcius Cato!

Shelley steht in seinem Prometheus insofern auf manichäischem Standpunkte, als er den Fluch wiederholen läßt, den Prometheus einst dem Zeus entgegenhielt und der auf einen wesentlichen Dualismus zwischen Gut und Böse sich stützt: „Häuf auf dein Haupt die bösen Thaten und sei dann verflucht, die guten zu betrachten, beide so unendlich, wie die Welt es ist". Zuletzt erfüllt sich bei ihm an Zeus das Schicksal, das dieser selbst seinerzeit seinem Vater bereitet. Es ist eine Art persönlicher Götterdämmerung. Byron hatte in seinem Prometheus schon vorher, von manichäischen Gedanken ausgehend, das Selbst besungen, den Tod zum Siege wendend, wo es sich auf sich selbst besinnt. Und in seinem Kain läßt er Luzifer über Jehova sagen: „Kann Güte Böses schaffen? Und Er? Was Anderes hat er denn geschaffen?" Goethes tiefsinniges dramatisches Fragment Prometheus schließt mit jenem gewaltigen Monologe ab, den Goethe selbst als Beginn des dritten Aktes bezeichnet hat. Jacobi hat ihn in seinem Buche „Über die Lehre des Spinoza" veröffentlicht und

Lessing hat ihn schon vorher gutgeheißen. Er klingt im Sinne des Aeschylos in die Feststellung aus, daß auch Gott dem Schicksal unterliege und er nimmt damit den schauerlichen Druck vom Menschenherzen, den es empfinden muß angesichts der Allmacht eines übelwollenden Gottes. Goethes Faust aber nimmt jene andere Seite des Prometheusproblemes auf, das wir oben bei Wilamowitz in Hinsicht auf den verloren gegangenen „entfesselten Prometheus" des Aeschylos angedeutet fanden, nämlich sich nicht im Genusse ewiger Seligkeit kaltstellen zu lassen, sondern weiter zu wirken. „Genießen ist gemein", sagt Faust, und er erklärt dem Mephistopheles: „Werd' ich zum Augenblicke sagen, verweile doch, du bist so schön, dann magst du mich in Fesseln schlagen, dann will ich gern zugrunde gehn". Die titanische, vielleicht wie schon (im vorletzten Abschnitt des zweiten Buches) erwähnt, in richtiger Klangfarbe gesprochen, teutonische Thatenbewußtheit und die Solidarität mit allem Guten, Edlen auf der Welt ist es, die aus der Prometheussage spricht.

Prometheus war es, der die blondhaarige Athene*) Xanthan Athanan, wie Pindar sagt, aus dem Haupte des Zeus befreit (Apollodoros, I. 3. 6.). Prometheus, den Theophrast, der Schüler des Aristoteles, den ältesten Philosophen nennt, gibt dem Menschen den feurigen Funken des autonomen Maßes und Zieles und läßt ihn auf sich selbst sich besinnen. Prometheus ist bescheiden, aber nicht demütig, sondern heroisch, und er ist, wie Aeschylos ihn schildert, frei in allen seinen Fesseln. Schiller hat ganz ebenso empfunden, wie wir längst schon sahen. Gleiche Auffassung haben beide großen Dichter und Menschen auch über die Sünden der Väter, über die Folgen der That. So sagt bekanntlich Schiller: „das aber ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären". Und Aeschylos läßt im Agamemnon den Chor verkünden: „Ein Jeder steht für seine Thaten ein". Und vorher: „Ich aber meine, daß schnöde Unthat in ihrem Schoße ein Geschlecht erzeugen muß, ähnlich der Mutter; doch erbt, wofern ein Haus die Tugend übt, sich auf die Enkel auch das Heil mit fort".

Der prometheische, der gute und heroische Mensch ist auch in Ketten frei, und glückspendend auch im Unglücke. Der andre aber auch im Glücke ein Sklave und schlecht.

Es kann wohl nicht bestritten werden, daß es große Gedanken und fruchtbare Ideen sind, die hier aus dem Ganzen der hellenischen Mythologie und Religiosität hervorgehoben werden konnten.

Ein bitterer schmerzlicher Grimm faßt uns, wenn wir bedenken, daß von den zahlreichen Tragödien dieses übergroßen Dramatikers Aeschylos, vielleicht des größten aller Zeiten, der ein Held zugleich war, und überdies ein Ethiker, ein Philosoph, so Weniges auf uns gekommen ist; daß eine

---

*) Die blonde, blauäugige nennt sie Pindaros (Nemea, X. 13.). Griechische Götter und Helden wurden von Homer ausdrücklich als blondhaarig bezeichnet (xanthos, xanthe kome, xanthai triches), so Demeter, die große Göttin und die Mutter des Persephone, so Agamede, so Achilleus, an Schönheit mit ihm wetteifernd Palamedes; Menelaus, Odysseus, Meleager; so Rhadamanthys. So Apollo, die Grazien bei Pindar, die Harmonia bei Euripides, so Ganymed in den homerischen Hymnen (IV. 202). Der olympische Zeus des Phidias, das erhabenste und ausdruckvollste hellenische Kunstwerk, hatte bekanntlich goldene Locken. Usw. Pindar spricht (Nemea, IX. 17) vom Volke der blondgelockten Danaer, xanthokoman Danaon, mit welchem Namen die alten Griechen, die Hellenen bezeichnet wurden. Bakchilides spricht von den blonden Spartanerinnen. Sokrates bei Platon (Lys. 217 d) vom blonden Menexenos. Auch der berühmte Como flava, des Blondhaares der schönen Pyrrha, das heißt der Blonden, bei Horaz soll gedacht werden.

ganze Welt damit für uns verloren; und daß wir nicht einmal durch Tradition erkennen können, wie er den Anfang und zumal das Ende der Prometheus-Trilogie gedacht und begründet hatte, deren mittleres Stück uns noch so glücklich erhalten und deren Grundlage uns durch des Apollodores „Bibliothek“ bekannt ist.

Es ist etwas tief Demütigendes um die Gemeinheit und Dummheit der Menschen. Die Werke eines Aeschylos und eines Tacitus, um nur zwei ganz große aus der Reihe der antiken Dichter und Geschichtsschreiber zu nennen, hat man so wenig bewahrt, daß sie zum großen Teil verschollen sind. Die Kunstwerke eines Phidias und Parrhasios sind verschwunden. Die antiken Geschichtswerke über die Germanen sind vernichtet. Homer und Shakespeare sind in ihren Werken erhalten, der letztere teilweise nur durch eine späte Folioausgabe, die geblieben ist; aber Niemand weiß Näheres über diese Großen. Anderer Andenken wurde wohl gänzlich zunichte gemacht. Hypatia und Bruno wurden geopfert. Servet und Lavoisier desgleichen, um nur zwei aus dem Kreise der Forscher zu nennen. Die meisten ganz Großen sind Kummer und Sorge fast erlegen, wie Kepler, Schiller usw.

Ethos anthropo daimon, das Ethos entscheidet das Schicksal des Menschen, so sagt in einem uns von Stobaios verbindungslos erhaltenen Satze Heraklit, der große griechische Philosoph, dessen geheimnisvolles Werk, das in seinen erhaltenen Fragmenten so Großes ahnen läßt, wohl ebenfalls, wie Pfleiderer in seinem Buche über diesen Philosophen ausführt, dem Christentume zum Opfer gefallen. Ethos, das heißt aber in solchem Zusammenhange, wie zahlreiche Stellen bei Platon beweisen*), die ethische Gesinnung und in unsrem Falle, auf die Allgemeinheit angewendet, allgemeine ethische Kultur.

Daß aber auch Homer im Gegensatz zum Fatalismus oder der Vorherbestimmtheit stand, das beweist er uns, wenn er den Hektor dem vor Wahrzeichen warnenden Polydamas antworten läßt (Il. XII. 243): „Nur ein Wahrzeichen gilt: das Vaterland zu retten“.

Wie furchtbar mag Cicero gelitten haben, als er den Untergang des großen Rom an selbstgeschlagenen Wunden erkannte. An unseren eigenen Fehlern, so stellt er in der Schrift über die Republik (V) fest, nicht durch unglücklichen Zufall haben wir schon längst die Republik verloren. Die Furien aber stellt er in der Rede für Roscius Amerinus als die eigenen Schandthaten hin, als die eigenen Verbrechen. Es ist der Dämon des eigenen Gewissens, von dem auch Aeschylos, wie Hesiod (Theogonie 220 f.) sprechen, wenn sie sagen, daß die Erinnyen Götter und Menschen verfolgen.

Diese herrliche arische Auffassung, daß die Religion auf der Ethik gegründet ist, wie das auch in den Predigten des Meister Ekkhart in seiner Weise zur Geltung kommt, hier aber nicht abermals zitiert werden soll, diese Auffassung Kants zumal, ist nicht nur, wie wir sahen, in der griechischen und germanischen Mythe vorhanden, sondern sie geht auch aus dem Dualismus Zarathustras hervor und sie ist auch in der indischen Lehre vom Karma begründet. In letzterer Richtung sei doch auch darauf verwiesen, daß nach dem System des Vedanta die indischen Götter nach einem Weltuntergange dem Samsara, der Seelenwanderung, unterliegen. (Deussen, Philosophie der Inder III. S. 600.)

---

*) Pol. III. 409 d: redliche Gesinnung; VI. 577 a: das Innere, die Gesinnung; Leges I. 650: der Charakter; V. 741: Banausensinn unterdrückt edle Gesinnung.

Wir müssen Kants großen Wortes nochmals uns erinnern, mit dem er seine Grundlegung zur Metaphysik der Sitten beginnt: „Es ist überall nicht in der Welt, ja überhaupt auch außerhalb derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille".

So sind wir unwillkürlich von den arischen Mythologien in das Gebiet der Philosophie und Religion geraten.

Nicht international, sondern Sache der Veranlagung und Verwandtschaft, der Begabung ist, wie sich ergibt, die echte religiöse Auffassung. Sie steht im Gegensatz zu äußerer Dogmatisierung und im Einklang mit innerer Wahrhaftigkeit. In dieser Richtung wollen wir nur noch den großen „Mythiker" und Philosophen Platon zitieren, der z. B. in seinem siebenten Briefe Ähnliches ausspricht, wenn er, von dem unbekannten Ideale des Guten redend, sagt: „Wer aber der Sache nicht von vornherein verwandt ist, den wird auch noch so gute Fassungskraft und Gedächtnisstärke nicht verwandt machen. In fremder Seele schlägt sie keine Wurzel". (344 a.) Über jenes unbekannte Ziel aber, das er im Staate (534 e) das megiston mathema, den höchsten Gegenstand nennt, nämlich das Gute, erklärt er im selben Briefe (341 c), daß er darüber keine Schrift geschrieben habe, noch eine erscheinen lassen werde: läßt sich dieser Gegenstand doch in keiner Weise, wie andere Mathemata, in Worte fassen". Es ist das unbekannte, aber autonome Ziel des arischen Menschen.

Auch an den verschwiegenen achtzehnten Runenspruch Odhins sei erinnert, an sein hehres Sinnbild des Hakenkreuzes, und daß er, um solche Höhe zu erringen, sich selber weihte sich selber.

In der indischen Mythe aber, in der obenbesprochenen Bhagavatgita, u. zw. in einer brahmanischen Wendung derselben (II. 72.), heißt das letzte Ziel das Brahma-Nirwana, das Erlöschen, das Verwehen im Brahman. Das Brahman aber hinwiederum, wie auch schon in noch älteren Upanischaden des Veda zu lesen steht, ist „neti, neti", wie wir bereits wissen, nicht so und nicht so, sondern unbekannt.

Der Weg der Erkenntnis geht nicht bis zum Ende, und letzte Erkenntnis ist uns, wie die nähere Betrachtung unseres Denkens lehrte, nicht gegeben. Der Weg der Erkenntnis und der Wissenschaft ist uns versagt für die letzten großen Probleme. Aber man darf deshalb noch lange nicht den konfessionellen Glauben für einen Ersatzweg halten, für einen „zweitbesten Weg". Der Ausdruck stammt von Platon, der mit Recht, wenn einer nun alles zu wissen vermeint, einen zweitbesten Weg verlangt, den deuteros plous, nämlich sich nicht selbst zu täuschen. (Phil. 19. c.) Ein solcher Weg wird aber von den Konfessionen nicht beschritten. Der konfessionelle Glaube ist nicht nur nicht ein zweitbester Weg, sondern gar kein Weg.

Ein Weg, der wirklich einer ist, das ist der Weg der Rechenschaft und Mündigkeit, das ist der Weg der That, zu dem das mündig machende Denken ja selber gehört und für den es bestimmt ist.

Mit Recht hat der uns schon bekannte französische Geschichtsschreiber und Philosoph Michelet am Ende einer großen Laufbahn im Vorwort zu seiner Bibel der Menschheit gesagt: „Seit wir unsere verwandten Bibeln kennen gelernt haben, sehen wir besser ein, wie die jüdische Bibel einer ganz anderen Gattung angehört". Glückliche Inder, von denen er feststellen

kann, ihr gutes Herz habe ihren Glauben hervorgebracht. (Goncourt, Journ. v. 12. März 1864.)

Zum Schlusse dürfen wir zusammenfassen: Der Ideenzug der besprochenen, uns so verwandten Mythen unseres Volkes, unserer Brudervölker führt, zur Mündigkeit erhoben, auf den Weg nach aufwärts, auf den Weg der heroischen Autonomie; und für alle Persönlichkeiten, ja für alle Personen, die noch eine Spur des Guten in sich haben, führt er in neidloser Solidarität zur echten kongenialen Religion der That.

3. Die Thatsachen der philosophischen Rechenschaft.

Als wir die philosophische Rechenschaft, unser drittes Buch, abschlossen, sahen wir uns auf den Übergang zur Religion gewiesen, und wir haben diesen Übergang dann darzulegen versucht und haben auch auseinanderzusetzen unternommen, daß derselbe Weg vom kongenialen Mythos aus gebahnt erscheint. Bevor wir nun dazu übergehen, des Weiteren über das religiöse Gebiet und über die Religion uns auszusprechen, obliegt es wohl hierzu, in gedrängter Kürze die Thatsachen zu wiederholen, die das besondere Wertgut unserer philosophischen Rechenschaft, der Philosophie der That, sind und deren Zusammenschluß wir nunmehr würdigen können, nachdem wir schon vorläufig im III. Buche im Abschnitt über die Rechenschaft der That auf deren Bedeutung zu sprechen kamen.

Nicht letzte Erkenntnis, wohl aber Mündigkeit, nicht letztes Wissen, wohl aber Weisheit konnte sich uns ergeben, und die Rechenschaft gedieh uns zur Richtschaft, die Philosophie zur Religion. Dieser Übergang zur Religion ist eine bedeutsame Thatsache der Philosophie der That.

Wir haben das Wissen innerhalb von Gegensätzen befangen gefunden, von Antinomien, deren Auflösung wir nur negativ erfassen konnten. Wir haben die Metaphysik durch die Ethik ersetzt gesehen und die Welträtsel durch ein Ziel. Wir erinnern uns des Nachweises, daß ein autonomes Maß, ein Maßstab sozusagen, uns innewohnt, der jenes Sittengesetz zum Hintergrund und zur Bewährung hat, das auf dem Gebiet der Erkenntnis Wahrheit hieße, aber auf dem wirklichen Gebiet der That, zu dem auch das Denken gehört, die Wahrhaftigkeit ist. Wir haben die Bürgschaft des Zusammenklangs von Ethik, Schönheit, Liebe und Persönlichkeit und That beachtet für unseren Standpunkt.

Wir haben die Bedeutung der Willensthat und -Unthat kennen gelernt durch die entscheidende Lehre von ihrer unvermeidbaren Rückwirkung auf den Thäter, zusammen mit der gleichzeitigen Gegebenheit der Sacrosanctitas in dieser Wirkung, ihrer Unantastbarkeit, ihrer Selbstgeschütztheit, die wir je nach dem betrachteten Gebiete verschieden benennen mußten: der Ethik, der Freiheit, der Persönlichkeit, des Fortschritts, der Vererbung, des Werdens, des Zieles, der Religion und der Unantastbarkeit selber, die aber immer doch nur eine und dieselbe ist.

Angesichts dieser Lehre war der Weg gewiesen, dem autonomen Maß, der Ethik und der That, ohne Rücksicht auf Ruf und Ruhm, einen Sinn und ein Ziel zu geben, die bis ins Unbekannte reichen.

Wir selber sind für uns der Boden des Fortschritts, das Wirkungsfeld der unabwendbaren und unentreißbaren Rückwirkung der Willensthat; und unser autonomes Maß ist der Sinn der Menschengeschichte.

Doch sind wir das alles in Hinsicht auf Wirkungssphären, deren Überschwänglichkeit oder Transzendenz wir nicht ausschließen können, zumal sie unser unbekanntes Ich betreffen und ein Hinübergreifen in Vor- oder Überrationales mit zu umfassen, unser unbekanntes Ziel, zu dem der Weg jedoch durch unser Maß gewiesen ist, zu einem transzendenten zu machen vermögen.

Die Feststellung jenes unbekannten Zieles, das das Maß, die Ethik und die That zur Voraussetzung hat, mit ihnen aber keineswegs dasselbe ist, sondern sozusagen ihnen entquillt, war Sache der philosophischen Rechenschaft. Die Achtung dieses unbekannten Zieles aber ist die echte Religion.

Sie ist kein Optimismus und kein Pessimismus, und sie schließt die Augen nicht vor der Not, vor dem Schlechten in der Welt und in uns selber. Wir haben erkannt, daß diese Hölle der Not und des Schlechten nicht aus der Welt geschafft und nicht entsühnt wird durch die Annahme eines Jenseits, in dem alles erfüllt sei, was wir Reich Gottes nennen, und neben dem eine Hölle des Schlechten bestünde; sondern daß im Werden, nach abwärts oder nach aufwärts, die Sühne der Sünde zu suchen; und daß das Gute ein Ziel ist, unbekannt in seinen letzten Rängen, „unerbeten und nicht zu erbitten“, wo die Güte des Werdens vom Sein abgelöst wäre, welch letzteres wir aber als nur einen unzulänglichen Begriff erkannten, und das vielleicht mit Goethes Worten negativ beschrieben werden kann: um es kein Ort, noch weniger eine Zeit; von ihm zu sprechen ist Verlegenheit.

Das Licht des Denkens macht die Fülle des Geheimnisses nur umso klarer, das zugleich die Fülle echter Religion bedeutet: keine Religion der Entsagung, sondern der Bewährung, nicht der Erlösung, sondern der Veredlung, nicht der Belohnung, sondern der Liebe, nicht der Gnade, sondern eine Religion der Rechenschaft, der Mündigkeit, der Verantwortlichkeit und des Zieles: eine Religion der That.

4. Monotheismus und Atheismus.

Mit dem Problem des Monotheismus und Atheismus, mit der Alternative von Gottglauben und Gottlosigkeit sind wir allerdings nicht im Bereiche der Religion, sondern der alttestamentarischen Mentalität. Doch ist das Problem hier zu erörtern.

Wäre Gott ein persönlich gefaßtes Ideal alles Edlen, so stünde es als solches innerhalb der Grenzen zum Unbekannten, die wir kennen lernten. Es geht aber nicht an, solch schönes, aber anthropomorphisches Ideal zur Grundlage echter Religion zu machen. Denn diese bedeutet, wie wir sahen, viel mehr.

Wir haben im vorigen Abschnitte die Thatsachen unserer philosophischen Rechenschaft besprochen. Wir haben im Gebiete der religiösen Richtschaft das Wesen echter Religiosität noch weiter zu erörtern, aber auch den Widerspruch, in dem zu ihr ein Gottglaube, oder zumal eine Gotteserkenntnis, oder gar die alttestamentarische Fassung des Monotheismus

stehen. Dem Monotheismus ist natürlich alles Schlechte und alles Leiden in der Welt aufzubürden und zuzurechnen. In den biblischen Konfessionen hat er überdies jenen Charakter, wie wir ihn kennen gelernt. Wir haben in so mancher Hinsicht darüber zumal im achten Abschnitt des ersten und im fünften des dritten Buches schon gesprochen. Theismus im Sinne des Monotheismus ist deshalb unmöglich, weil dann der allmächtige und allwissende Gott das Böse und das Leiden zu verantworten hätte. Von solchem Gotte müßte ein edler Mensch lassen. Wir wollen uns Meister Ekkharts bedeutsamer Worte darüber erinnern. Dann wäre überdies der Mensch ein ganz erbärmlicher Sklave ohne Verantwortung, ganz wie beim Gegenstücke gleicher Mentalität, beim Materialismus. Denn letzterer ist ja nur dieselbe biblische Artung in anderer Fassung: dort die göttliche Leitung und Prädestination für einen Automaten, hier die Automatie unter Leitung des „Naturgesetzes". Als monotheistisch wird den Völkern diese disgeniale Mentalität aufgedrungen, um dann als monistisch bei ihnen zu enden. Monotheismus, oder ins Imbezile, Schwachköpfige gewendet: Pantheismus, der zu allem Ja sagen muß und vom Kritizismus, vom ethischen zumal, nichts ahnt, dann Monismus und Atheismus gehören zusammen. Schopenhauer hatte ganz recht, wenn er den Christen sagte, was wir dem ersten Buche als Leitspruch vorangesetzt und im ersten Abschnitt desselben näher zitiert haben, und woraus, wie dort schon ausgeführt, hervorgeht, daß die biblische Mentalität Gottlosigkeit und Religionslosigkeit verwechselt.

Wenn der alttestamentarisch-atheistische Bolschewismus rücksichtslos und unbekümmert das Christentum verfolgt und die Gottlosigkeit auferlegt, so ist diese Rücksichtslosigkeit in jener gleichen Mentalität begründet, die das biblische Bekenntnis z. B. einem heiligen Bonifatius aufgenötigt hatte, als er im Jahre 724 vor den deutschen Heiden in Geismar rücksichtslos und unbekümmert die uralte Donar-Eiche fällte. Der Bolschewismus räumt nur die äußere konfessionelle Schale und ihm wesenswidrige Zuthaten, wie die Menschenliebe hinweg, um nur umso reiner den verbleibenden ideallosen automatischen Sklavenkern biblischer Mentalität zu erhalten. Gleichwie er darauf hinweisen könnte, daß ja ein angeborenes Gottesbewußtsein nicht besteht, weil sonst eine bezügliche Frage ebensowenig bestünde, wie darüber, daß zweimal zwei vier ist, ganz ebenso vermöchten wir in seinem Sinne darauf hinzuweisen, daß seine Agitation nur eine Heuchelei ist, insoferne ja nach seinem Materialismus ohnehin alles automatisch eintreten müsse. Worauf er höchstens antworten könnte, die Heuchelei liege eben im Materialismus. Vielleicht aber wird er einmal zwar das Böse gewollt, aber in religiöser Hinsicht nur ein Hindernis hinweggeräumt haben für das Gute.

Die entscheidende Bedeutung zeremonieller Gewissensersätze, die mit dem alttestamentarischen Monotheismus verbunden sind, führt in letzter Linie auf die Sanktion zurück, die dort von vornherein auf das wahrlich keineswegs ideale, aber umso bezeichnendere Grundsymbol der Beschneidung gesetzt ist (Mos. I. 17. 13 f.): „So soll mein Bund an eurem Fleische sein ein ewiger Bund. Ein Jeder männlichen Geschlechtes, der an seiner Vorhaut nicht beschnitten ist, soll ausgetilgt werden."

Das ist derselbe Geist der Erlösung durch statutarische Handlungen, dem Innozenz der III. in seinem Kommentar zum vierten Bußpsalme auf geistigem Gebiete Ausdruck gibt, wenn er sagt: Sciendum est ergo, quod fides Christi, quae justificat impium, re vera mundat a culpa, d. h.

„es sei wohl zu beachten, daß der christliche Glaube den Sünder rechtfertige und wirklich reinige von der Schuld". Man möge sich nur deutlich zum Bewußtsein bringen, was das bedeutet. Es bedeutet die Gewissenlosigkeit als Voraussetzung des Heiles. Denn dieses Heil ist damit nicht an gewissenhaftes Handeln gebunden, sondern an gewissenloses Glauben. Und es ist in letzter Linie darin die Rechtfertigung des Schlechten auf Erden gelegen.

Noch deutlicher ist diese Konsequenz des monotheistisch-konfessionellen Milieu in der Behandlung der Ketzer durch die herrschende Kirche zu ersehen. Die Ketzereien waren ja zumeist aus einem Hervorbrechen religiöser Anlage und Wahrhaftigkeit zu erklären. Gleichwie heute im alttestamentarisch-bolschewistischen Rußland verfolgt wird, wer den Verdacht der Güte und Menschenliebe erweckt, und überhaupt eines Gefühles für das Edle, so ist, wie wir im zweiten Buche näher sahen, im Albigenserkreuzzug gegen die katharischen Neumanichäer, welche im Gotte der Bibel das schlechte Prinzip erblickten, Ehrenhaftigkeit, gutes Verhalten, Tierfreundlichkeit u. dgl. ein Verdachtsgrund gewesen. Wir wollen uns vergegenwärtigen, daß der heilige Bernhard von Clairvaux jene unabsichtlich herrliche Beschreibung der katharischen Ketzer gab, von der im achten Abschnitt des ersten Buches und zumal im neunten des zweiten, des Näheren die Rede war. Die Kirche aber, die einen Gott verehrt, der wegen Ketzerei gekreuzigt worden ist, überantwortete solche Ketzer, wie der heilige Bernhard sie beschrieb, dem qualvollen Tode. Soweit hat es derselbe alttestamentarische Geist im Christentume gebracht, im Sinne dessen Christus selbst gequält und hingerichtet worden ist; derselbe Geist, der heut im Rußland des Bolschewismus mutatis mutandis gleiche Opfer fordert.

Nach den Kreuzzügen gegen die christlichen Ketzer und nach der Einführung der Inquisition kamen die Hexenverfolgungen, die Sklavereiatrozitäten in der alten und der neuen Welt, die Schandthaten der frommen Konquistadores auf Grund der Verfluchung der Ungläubigen durch Paulus im ersten Korintherbriefe, in dem der Hymnus auf die Liebe vorkommt, und die spanischen Assientos, d. h. die Verträge von Christen mit Christen, durch welche fremden Staaten der Handel mit Sklaven nach den spanischen Kolonien zugestanden wurde, da es ja doch in der Bibel heißt (Mos. I. 9. 25.): „Verflucht sei Chanaan, der niedrigste Knecht soll er seinen Brüdern sein". In der Bibelausgabe des Jesuiten Arndt (Regensburg und New York, 1903) befindet sich zu dieser Stelle folgende Anmerkung: „Der Segen und Fluch Noes wurde erfüllt; denn von Sem stammte das auserwählte Volk, welches unter allen Völkern allein den wahren Gott als den Herren erkannte und würdig verehrte; Japhet wurde durch die zahlreichste Nachkommenschaft gesegnet und wohnte später in den Hütten Sems, indem seine Nachkommen zuerst an dem Heile teilnahmen, welches von den Juden kam. Chanaan aber, und Chams Nachfolger überhaupt, sind die Knechte beider, denn die Israeliten unterjochten die Chanaaniter, und die übrigen Nachkommen Chams müssen mehr oder weniger das Joch der christlichen Völker tragen, die von Sem und Japhet abstammen." Was sagen die christlichen Missionäre bei den Nachkommen Chams dazu? Dieser Verfluchungs- und Ausbeutungsstandpunkt führte zu den grauenhaften Entsetzlichkeiten des Sklavenhandels, geradeso wie die alttestamenmentarische Vorschrift, die Tiere zu unterjochen, unter den Christen eine unverzeihliche Gleichgiltigkeit gegenüber den Leiden der Tiere hervorrief, deren Schicksal den Menschen überantwortet ist.

Wir sehen, in welchem Milieu der Unterschiedslosigkeit von Christentum und Mosaismus wir uns befinden. Wir beten zu einem Gotte, der die Hinrichtung seines Sohnes zuließ, um uns, die er selbst geschaffen, zu verzeihen. Und wir wiederholen symbolisch dieses Opfer in der Messe immer wieder und genießen immer wieder das Symbol des Opfers, oder wenn wir an die Wandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut rechtgläubig glauben, selber dieses Fleisch und Blut. Wir beten zu einem Gotte, der Saul strafte, weil dieser Mitleid hatte mit einem Feinde. Die Ungerechtigkeit, Grausamkeit, Unkultur und Lüge, die Christus gekreuzigt hat, die hat auch seine Lehre gekreuzigt vom „Reiche Gottes in uns". Noch ist, wie schon erwähnt, in der katholischen Vulgata und bei Ulfilas zu lesen: Friede den Menschen, die eines guten Willens sind. Im Evangelium aber heißt es: die von Gottes Wohlgefallen sind. In solchem Sinne stellte Kaiser Wilhelm der II. die Deutschen nicht mehr als ein Volk der Bewährung, sondern als ein auserwähltes Volk sich vor, und sprach von dem „großen Alliierten", der noch nie das deutsche Volk verlassen habe.

Welcher Mut, welche Persönlichkeit gehörte wohl für Christus dazu, einem Milieu von solcher Atrozität, von solch infernalischem Hasse, von solchem Offenbarungsdünkel und von solchem Auserwähltheitsstolze, einer solchen Schreckensherrschaft der geheimbürgschaftlich Gebundenen, des Otterngezüchtes und der übertünchten Gräber, wie es die Bibel bekundet, mit der Botschaft der Liebe und Güte und mit heldenhafter Sanftmut gegenüberzutreten. Man kann sich Christus hierbei kaum anders vorstellen als blauäugig und blond*).

---

*) Juan Huarte hat in seiner interessanten, 1575 spanisch erschienenen „Prüfung der Köpfe", wie Lessing das von ihm übersetzte Werk betitelte, auf den angeblichen Brief des römischen Prokonsuls Lentulus sich bezogen, in welchem dieser Vorgänger des Pilatus die Persönlichkeit Christi beschreibt, dessen Zeitgenosse er in Judäa gewesen. Dieser Brief ist vor ungefähr tausend Jahren in Europa aufgetaucht. Es ist nun interessant, was Huarte aus der Beschreibung des Lentulus folgert. „Man erkennt in diesem Berichte", sagt er, „drei oder vier Merkmale des edlen Menschen: das Haar und den Bart blond, bis ins blasse oder dunklere Gelb". Huarte nennt dann als zweites Zeichen die Schönheit Christi, die Tugendhaftigkeit als drittes, und die Gesundheit als viertes, die ihn das vierzigtägige Fasten aushalten ließ. (Franz. Ausgabe, Amsterdam 1712. S. 413 ff.)

Der byzantinische Kirchenschriftsteller Nikephoros beschreibt nach alten Quellen Christus als hochgewachsen, blond, blauäugig (charopos), langgesichtig usw. und stellt überdies seine Ähnlichkeit mit seiner Mutter fest. Beide, Christus und Maria, hat der Mönch Epiphanios aus dem 8. Jahrhundert nach alten Quellen ebenfalls als blond und helläugig beschrieben, und seine Schilderung der Maria ist zumal bei Nikephoros erhalten.

Diese Schilderungen dürfen umsomehr Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen, als man sich, hätten nicht die Thatsachen widersprochen, wohl lieber an die Weissagung des Jesaias gehalten hätte (52. 14; 53. 2 f.), der den Messias als entstellt von Antlitz und Gestalt ankündigt.

Daß ein Giotto, ein Lionardo, ein Raffael Christus als einen hochgewachsenen blonden schönen Menschen dargestellt haben, mag in ihrer germanischen Abstammung und in ihrem demgemäßen Schönheitsideal begründet sein. — Dante (Par. 32. 70 f.) bringt die Farbe des Haupthaars mit dem höchsten Licht in Beziehung und läßt es nach göttlicher Gnade gefärbt sein.

Hier ist auch auf Lavaters illustrierte Abhandlung über Christusgesichter im IV. Bande seiner physiognamischen Fragmente zu verweisen, wo auch (S. 428) die Mitteilungen des Lentulus und des Nikephoros angeführt sind. Lavater selbst verlangt vier Eigenschaften für ein Christusbild: das Menschliche, das Göttliche, das Messianische und das — Isrealitische.

Es wäre gewiß nicht vorsichtig und nicht objektiv, die Erwägung von der Hand zu weisen, die manches für sich hat, daß nämlich andererseits wesentlich jüdische Züge in der

Christi Lehre fiel denen anheim, die ihn gekreuzigt haben, und das Judentum hat sofort mit Umrankung und Durchwachsung und Pseudomorphose begonnen, eine Sekundogenitur für die nicht auserwählten Völker errichtend. Das christliche Priestertum entstand aus alttestamentarischem Boden und stützte sich auf dieses alte Testament, das es unlösbar mit dem neuen verband. Zwangsläufig kehrt die monotheistische Theokratie zu ihrem Quell, dem alten Testament, zurück. Heute blicken wir auf das Ergebnis einer anderthalbtausendjährigen Auswirkung dieses Bekenntnisses in Europa. Heute leiden wir darunter und erkennen, daß es als Kulturfaktor versagt hat und versagen mußte. Wenn ein Unbefangener das bolschewistische System betrachtet, das während des Weltkrieges, watend in einem Sumpf von Furcht und Qual und Blut und Tränen, in Rußland sich etabliert hat, aufgezwungen einem zahlreichen Volke von einer volksfremden Minorität, die als solche gar nicht hervortritt, so erkennt dieser Unbefangene eine alttestamentarische Postgenitur, die ähnlich durchgesetzt worden ist, wie wir es beim Christentume sahen, und deren Praktiken im alten Testament der Bibel in auffallender Vollendung vorgesehen sind.

Wie gleichgiltig ist es dieser alttestamentarischen Postgenitur, daß sie an Stelle des sozialistischen Ideales das marxistische selbstsüchtige Klassenidol und die Idee des Massenmenschen gesetzt, die Arbeiter aber, unsere Brüder, wie uns selber um die große Möglichkeit betrogen hat, nach der Krise des Weltkrieges ein Reich der Solidarität und der Liebe zu errichten statt einer parasitischen Schreckensherrschaft.

An seinen Früchten erkennen wir das christliche Regime.

Es war wichtig und gehörte hierher, den Monotheismus und Atheismus der biblischen Mentalität auch hier zu charakterisieren. Wer aber noch von einem arischen Monotheismus reden wollte, dem sei doch das Wort Kants entgegengehalten, das er in einem Briefe (vom 25. November 1788 an Schulz) aussprach, daß das Göttliche nicht durch Zahlen vorgestellt werden könne, „gesetzt man wollte auch eine bloß intelligible Einheit zum Maß annehmen".

überlieferten Gehabung Jesu, zumal auch in seinen Lehren, keineswegs bloß auf die alttestamentarische Mentalität, sei es seiner Umgebung, sei es der evangelischen Berichterstattung, oder auch des ihm anerzogenen Bekenntnisses, zurückzuführen sind.

Es war vielleicht voreilig, wenn Chamberlain in seinen Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (S. 214) sagt: „Es liegt also, wie man sieht, nicht die geringste Veranlassung zu der Annahme vor, die Eltern Jesu Christi seien, der Rasse nach, Juden gewesen".

Vielleicht ist Jesus ein Mischling gewesen. In solcher Richtung ist nicht zu übersehen, daß Josef die Maria wegen ihrer Schwangerschaft ohne Aufsehen entlassen wollte (Math. 1. 19.), daß die Juden Jesus vorhielten, sie selber seien Nachkommen Abrahams und nicht aus Ehebruch geboren (Joh. 8. 41.). Celsus aus dem zweiten Jahrhundert gibt die Behauptung der Juden wieder (Origenes, Contra Celsum, I. 28—39), Jesus sei der Sohn Marias und eines (natürlich römischen) Soldaten Panthera gewesen, während im Talmud die Bezeichnung Jesu als Ben Pandera, d. h. als Sohn des Pandera gebräuchlich ist.

Wie sehr die Juden thatsächlich die Mischlinge verachten, geht aber aus der Stelle bei Moses (V. 23. 2.) hervor: „Der Gemeinde Jahwes darf kein Mamzer angehören; keiner, der auch nur im zehnten Glied von einem solchen abstammt". Mamzer aber heißt nach der Übersetzung von Kautzsch Bastard, was auch mit den nächsten Versen übereinstimmt, die sich besonders mit den Ammonitern und Moabitern, Edomitern und Ägyptern befassen und diesen Völkern gegenüber diesen Standpunkt noch gesondert und nach Graden vom zehnten bis zum dritten Gliede zum Ausdruck bringen.

Gottglaube ist nicht echte Religion. Monotheisten und Atheisten, Christen und Marxisten, Gottgläubige und Gottlose gehen, wenn es ernst wird, ihrem gemeinsamen Ursprung gemäß miteinander. Nichtbiblisch sein heißt nicht religionslos sein. Im Gegenteil.

Aber Gottgläubige und Atheisten werden beide einen Angriff unternehmen gegen die Religion der That.

5. Mystik und Theosophie.

Wir entfernen uns schon vom Gebiete des Monotheismus und des zugehörigen Atheismus, wenn wir einige notwendige Überlegungen anstellen über die Mystik.

Kant hat im Anhang zum ersten Abschnitte des Streits der Fakultäten einen Schüler Namens Wilmans über eine reine Mystik in der Religion zu Worte kommen lassen, der eine Dissertation über den reinen Mystizismus und die Kantische Doktrin geschrieben hatte. Dieser Schüler fand bei den Mystikern die Kantische Lehre in Ausübung gebracht. „Es fiel mir auf", sagt er, „daß diese Menschen ganz ohne Gottesdienst lebten; alles verwarfen, was Gottesdienst heißt und nicht in Erfüllung seiner Pflichten besteht; daß sie sich für religiöse Menschen, ja für Christen hielten, und doch die Bibel nicht als ihr Gesetzbuch ansahen, sondern nur von einem innern, von Ewigkeit her uns einwohnenden Christentum sprachen". Die aber dieser Schüler im Auge hatten, waren wohl weniger Mystiker, als edle Menschen. Denn die Mystik besitzt keinen Elan zur Pflicht, zur That; und Ethik ist ihr im Grunde fremd. Aber Gotteskindschaft, Autonomie und Antidogmatik liegt ihr zugrunde. Die Religion strahlt selbst in ihren Ersätzen, wo man überhaupt von solchen sprechen darf, einen Schimmer von Vornehmheit über die Menschen aus. Die Mystik ist ein solcher Ersatz und für sie ist der göttliche Ursprung des Menschen, ist der göttliche Maß-Stab in ihm so bedeutsam, daß dem Mystiker eine Vereinigung mit dem Göttlichen, eine Erreichung desselben durch innere Versenkung und durch Abkehr von allem äußeren Wesen möglich erscheint.

In ihrer Praxis gehört die Mystik zum indischen Yogathum, wie es altes indoarisches Gemeingut ist und in den späteren Yogasutras des Patanjali, einige Jahrhunderte vor Christum eine Art Zusammenfassung erhielt. In ihrem Ziele gehört sie nicht dazu. Denn der Yogi übt im Grunde innere Sammlung zum Zwecke inneren und äußeren Wirkens; die Mystik dagegen ist innere Entspannung zum Zwecke verzückter Vergottung. Müde alles äußeren Trachtens, aber auch ohne Solidaritätsgefühl, findet sie in sich nicht nur die Spuren der Göttlichkeit, sondern das Göttliche selber, nicht sicher, ob erkennend, fühlend oder uneinreihbar in den psychophysischen Vorgang. So gilt es auch von der brahmanischen Koinzidenz des Atman mit dem Brahman, von dem buddhistischen Jhana, dem Sichversenken, von der Theosis der Neuplatoniker, von der Entwerdung der mittelalterlichen Mystiker, und in gewissem Maße auch von jener Mystik, die der persische Sufismus im Gegensatz zu dem ihm aufgedrungenen artfremden monotheistischen Islam zur Geltung brachte.

Im Judentume ist der eigentliche Mystizismus gar nie aufgetreten.

Er ist ein Ausfluß jener Veranlagung, für die die Religion nicht historisch, sondern im ureigenen Wesen begründet ist. Aber er nimmt das Ziel vorweg und sucht in sich selbst zu erreichen, was nie unmittelbares Ziel sein kann, sondern immer nur unrufbares Ergebnis. Hohe innere Vorgänge des Werdens, der wunderbare Zustand, der sich nicht beweisen läßt und den man erlebt haben muß, um ihn zu würdigen, bringt eine derartige Genugthuung mit sich, daß er allerdings als eine Beglaubigung des autonomen Maßes gewertet werden darf. Ihn nimmt der Mystiker dann wohl für ein Entwerden, nicht im Sinne der Ethik, sondern der unmittelbaren Erreichung eines so nimmermehr erreichbaren Zieles.

Des Dyonisius Areopagita negative mystische Theologie hat mit ihren neuplatonischen Gedankengängen den Mystizismus im Christentume ermöglicht und wohl auch zu Zeiten legitimiert: „Je höher wir gelangen, desto mehr schwinden die Worte und endlich weicht die noch so kurze Rede dem Schweigen." Der Mystizismus hängt nun, weil das seiner selbst bewußte Selbst dem An sich gehören müsse, nach dem Versagen aller rationalen Erkenntnis einer inneren, irrationalen Ekstase nach, das ist einer außer sich geratenden, sich selbst vergessenden, verzückten Kontemplation absque activitate et sollicitudine, wie Fenelon in seinen placitis sanctorum sagt, ohne That und ohne Ziel. Diese Beschaulichkeit kann aber doch nur eine in der Zeit liegende Hingabe an unser eigenes inneres Wesen sein. So habe ich in der „Philosophie der That" gesagt, und es empfiehlt sich wohl, den bezüglichen Schlußpassus hier wiederzugeben: „Dieser rauschartige Zustand entrückter Versunkenheit, der, der Vergleich sei verziehen, wie ein elektrischer Kurzschluß lichtverlöschend von aller Spannung erlöst, führt naturgemäß zur Lähmung, zur Passivität, zum Quietismus, der allerdings keines erlösenden Vermittlers bedarf, und daher auch keiner kirchlichen Vermittlerin der Vermittlung." Diese verzückte Wunscherfülltheit liegt, wie gesagt, abseits von allen Fragen der Moralität und Solidarität. Denn diese Mystik ist nur mit dem eigenen Erlebnisse beschäftigt, voll Optimismus, voll grenzenloser Unbekümmertheit. Es kann ihr der Vorwurf der Hybris nicht erspart werden: die Sehnsucht für den Erfolg zu nehmen, das im Inneren erlebte Maß fürs unbekannte Ziel.

Selbstverständlich hat die germanische Mystik für so Manche eine Befreiung von dem unerträglichen Drucke der biblischen Mentalität und der kirchlichen Disziplin bedeutet und so verfielen denn auch die besten mystischen Schriften der Inquisition. Die deutsche Mystik des 14. und 15. Jahrhunderts war ein genialer und von Rom unterdrückter, vom Volke und seinen Führern kaum gehörter Versuch, auf dem Boden des Christentumes eine dem germanischen Wesen entsprechende Religion zu schaffen. Dieser Versuch einer unbewußten Halbheit konnte nicht gelingen. Germanisiertes Christentum ist ein Widerspruch in sich selber und muß einer Neuschöpfung der Religion weichen aus unserem arischen Wesen.

Es hätte keinen Sinn, hier mystische Schriften zu zitieren. Doch obliegt es wohl, von dem schon kennen gelernten Meister Ekkhart und von Jakob Böhme zu reden. Der Scholastiker und angebliche „Mystiker" Meister Ekkhart ist in letzter Linie, wie wir längst schon sahen, ein Philosoph der That gewesen.

Jakob B ö h m e war ein einfacher, aber tiefsinniger Mensch, und seine „theosophischen Fragen" bekunden die ganze Tragödie des germanischen

Menschen gegenüber dem artfremden Bibelbekenntnisse, dessentwegen er von der protestantischen Orthodoxie mit Unduldsamkeit und Herrschsucht sogar durch Wegnahme seiner Manuskripte heimgesucht worden ist. Die Frage nach der Möglichkeit des Schlechten machte ihm viele Bedenken. Er war nur insoferne ein Mystiker, als er intensive subjektive Erlebnisse hatte. In seinem Wirken aber ist er ein Theosoph gewesen.

Die Theosophie verwahrt sich gegen die Gleichsetzung mit der Mystik und will eine tiefere Erkenntnis Gottes bedeuten. Kant warnt in der Kritik der Urteilskraft vor der Theosophie (§ 89) und schreibt ihr vernunftverwirrende, überschwengliche Begriffe zu. Kants Geist war viel zu stark, als daß er sich Überschwenglichkeiten hingegeben hätte. Das Ziel ist unbekannt, und nur das Maß ist in uns selber, wie wir wissen. Spricht doch auch Kant in derselben Kritik von einer „Tauglichkeit zu höheren Zwecken, die in uns verborgen liegt." Im selben Sinne, wie Kants Standpunkt, ist auch Schillers „Theosophie des Julius" zu erwähnen: „Eine Wahrheit ist es, die gleich einer festen Achse gemeinschaftlich durch alle Religionen und Systeme geht: nähert euch dem Gotte, den ihr meint". Diese Theosophie des Julius ist freilich, wie wir erkennen, eine Religion der That viel eher, als eine Theosophie. Hier aber muß noch im Anschluß an die Mystik von der modernen Theosophie die Rede sein.

Diese Theosophie bietet ihre Lehren als einen Teil geheimer Weisheit verschwiegener Autoritäten. Sie schöpft aus dem Borne überlegener altindischer Weisheit, deren Größe ihr zugute kommt und die sie selber preist, und sie schließt die Augen nicht vor den Thatsachen des sogenannten Okkultismus. Die hochbegabte Schöpferin der modernen theosophischen Bewegung, Frau Blavatsky, bietet arisch-indische Gedankengänge angeblicher Mahatmas, und es wäre schlecht angebracht, der Idee solcher Persönlichkeiten anders als mit Verecundia, mit Achtung zu begegnen. Die Transzendenz und Überschwenglichkeit vieler Behauptungen der Frau Blavatsky ist unkontrollierbar und ohne Erkenntniskritik. Aber man liest ihre Bücher nicht ohne Gewinn, und die Angriffe, die sie seitens politisch voreingenommener, vielleicht freimaurerisch gelenkter Emissäre erlitten, sprechen nicht gegen sie.

Frau Besant, die Nachfolgerin der Begründerin der theosophischen Gesellschaft, nicht minder energisch und vielleicht auch nicht minder begabt, hat in diesem Sommer (1927) in Deutschland und Österreich Vorträge gehalten und hierbei das Heraufkommen einer neuen arischen Tochterrasse in Kalifornien für das nächste halbe Jahrtausend vorausgesagt, deren Anfänge schon kenntlich seien. Auch Frau Blavatsky hatte zum Schlusse ihrer Anthropogenesis davon gesprochen. Bis dahin sei ein Zusammenschluß der teutonisch-arischen Völker von größter Wichtigkeit. Frau Besant hat übrigens auch unter besonderer Initiative des Freimaurers Leadbeater, und wahrscheinlich überhaupt unter Einfluß freimaurerischer Kreise den kuriosen, ihre Bewegung bloßstellenden Versuch der Etablierung einer neuen Inkarnation Krischnas gemacht, sodaß, was wir im zweiten Abschnitt über den Krischnaismus gefunden, auch für diese moderne Theosophie gilt.

Diese theosophische Bewegung wird angesichts der freimaurerischen Einflüsse, die in ihr vorwiegend geworden sind, und angesichts der allgemeinen Gleichheit, die sie feststellt, kaum zum Standpunkt sich bekennen, daß es nur eine einzige allgemeine Gleichheit geben könne: in der

Liebe zum Edlen, sei es auch edler als wir selber sind, und in der gemeinsamen Arbeit an einem Ziele, das edler ist als alles.

Ihrerseits hatte Frau Blavatsky das große Wort Carlyles zitiert: „Nicht der bloße Gedanke, und wäre er auch der edelste, ist der Zweck des Menschen, sondern die That.“

Aber andererseits enthält der Begriff der Theosophie, wie der Begriff des Gottglaubens überhaupt, eine Erschleichung in jenem Sinne Schopenhauers, wie wir ihn zu Anfang des vorigen Abschnittes erörtert haben. Mit Recht bezeichnet er es als wirklich skandalös, „wie noch heutzutage in den Schriften der Gelehrten durchgängig Religion und Theismus als identisch und synonym genommen werden.“

Hie Theismus, hie Religion der That!

6. Okkultismus.

Warum schreibt die Bibel und die Kirche, warum schreibt das Christentum die menschlichen Vortrefflichkeiten dem Satan zu? Wir haben diese Frage des Philosophen Johann van Helmont aus dem 17. Jahrhundert schon im II. Buche im Abschnitt über die Reformation in Hinsicht auf den Okkultismus zitiert, auf welchen Abschnitt wir hier auch überhaupt verweisen müssen. Die Antwort an Helmont ist einfach: Jehova hat nach Paulus das Gemeine auserwählt, um das Edle zu beschämen; nach Moses hat er für zauberische Fähigkeiten die Todesstrafe befohlen.

Warum stützt sich die Bibel und die Kirche, warum stützt sich das Christentum selbst auf Wunder, das Wunder der Offenbarung zumal, der Auferstehung und der Verwandlung, und verdammt die Wunder als Zauberei, die nicht die seinen, nicht die ihren sind? Weil sie nur Interesse für ihre „Wahrheit“ haben, nicht aber Interesse für die konkurrierende Wahrhaftigkeit.

Was ist ein Wunder? Es gibt im Leben nicht nur unerklärliche Erscheinungen, Geheimnisse, von denen nebenbei bemerkt das Leben selber das verborgenste ist, sondern es gibt auch unerklärbare Dinge, die gleichzeitig „Wunder“ sind. Zu einem Wunder genügt nicht das Geheimnis und die Unerklärbarkeit. Sonst wäre das organische Wesen, die lebendige Assimilation in aktiver und passiver Richtung, die Zeugung, die willkürliche Bewegung, der jahrzehntelange Herzschlag, das Gefühl, das Selbstbewußtsein, das Denken, überhaupt alle Individuation und Autonomie als Wunder zu empfinden. Wenn ich ein Samenkorn in Händen habe und erreichen kann, daß daraus ein ragender Baum entstehe, oder wenn ich eine unscheinbare Insektenpuppe habe und erreichen kann, daß daraus ein herrlicher Schmetterling sich entwickle, so ist das kein Wunder, weil man das gewöhnt ist. Ein Wunder ist nur jenes Geheimnis, das man nicht gewöhnt ist.

Wenn jemand frei sich selber vom Erdboden erhebt, oder das Reichgebiet seiner Hände unsichtbar oder auch sichtbar verlängert, oder aber von Dingen weiß, die er nicht erfahren konnte, oder die sich erst später erweisen, so sind das ungewöhnte Unerklärlichkeiten, Wunder, die uns alarmieren müssen. Aber so Manche, die sie erleben, bekennen es nicht und schildern nicht die sicheren Vorausahnungen und die geliebten Er-

scheinungen und den beglückenden erhöhenden Zustand. Das Altertum war solcher Dinge voll. Nach schlechten Erfahrungen mit der Nichtbeachtung von Kassandrarufen hat man im alten Griechenland die Vorahnungen ekstasischer Jungfrauen, z. B. in der apollinischen Orakelinstitution zu Delfi nutzbar zu machen geglaubt. Später in den intoleranten Zeiten, die sich aus der Übernahme des alten Testamentes entwickelten und die mit den Sekundogenituren des Mosaismus über die Völker hereingebrochen sind, hat man unterschieden zwischen Heiligen und Hexen, zwischen Wunderthätern und Zauberern, zwischen Begnadeten und Besessenen. Die einen wurden angebetet, die anderen geschunden. In dem neuen Codex Juris Canonici von 1917 heißt es z. B. im Can. 2138, daß zur Heiligsprechung Wunder nachgewiesen sein müssen. Andererseits ist Zauberei als schwere Sünde verpönt, und im Canon 984 wird ein vom Dämon besessener Mensch der Ordination zum Priester unwürdig erklärt. Wir haben die Stellen bei Moses, die dafür die Todesstrafe verhängen, schon im Kapitel über den Protestantismus angeführt. Jeanne d'Arc wurde bekanntlich 1431 nach kirchlichem Prozesse als Zauberin verurteilt und verbrannt, und 1920 heilig gesprochen. Bernard Shaw, der Skeptiker, nennt sie in der Einleitung zu seinem Drama Saint Joan eine galtonische Seherin und sagt: „Der allerskeptischeste wissenschaftliche Leser wird es als eine klare Sache hinnehmen müssen, die mit geistiger Ungesundheit gar nichts zu thun hat, daß Johanna das war, was Franz Galton und andere moderne psychologische Forscher eine Seherin nennen."

Wir wollen uns den Erfolg fast gänzlicher Ausrottung des Mediumismus durch die Hexenprozesse als ein Dokument dafür merken, daß das Erbe solcher Eigenschaften verloren werden könne, und daher wohl auch wieder erworben. Eine persönliche Erwerbung zu mündigem Gebrauche wurde im alten Indien und wird dort wohl auch noch heute versucht und, freilich auf Kosten anderweitiger Bethätigung teilweise erreicht. In den schon genannten Yoga-Sutras des Patanjali, (lange vor Christum, dessen Wunder übrigens Conan Doyle unter Bezugnahme auf Andere, wie wir schon sahen, mediumistisch erklärt), sind die Vorschriften des Hatha-Yoga und des edleren Raja-Yoga angegeben, die zur erlösenden Intuition führen sollen, aber auch zur Erlangung von Wunderkräften, sich unsichtbar zu machen, leichter und schwerer zu werden, vollkommene Herrschaft über den Körper zu erlangen, Erkenntnis der Vergangenheit und Zukunft zu bekommen usw., was von unseren Medien zum Teile, u. zw. im Zustande der Entrücktheit, des Trance, der Hypnose erreicht werden kann.

Was wir dadurch erkennen, wird aber immer menschlich sein und innerhalb der Gebiete der Psychologie und Physiologie. Unsere Antwort auf das metaphysische Bedürfnis wird doch immer nur Rechenschaft und That sein können, nimmermehr aber die Erfüllung der Sehnsucht, derentwegen sich Faust der Magie ergab, „daß ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält, schau' alle Wirkungskraft und Samen und thu' nicht mehr in Worten kramen."

Der Inhalt dessen, was uns durch die Medien zugänglich wird, ist zumeist von auffallender Trivialität oder doch ohne besondere eigene Bedeutung, was wohl auch für die materialisierten Erscheinungen gilt. Die Thatsachen selber, ihre Möglichkeit sind aber das Wunder, mag man nun an Animismus oder Spiritismus denken, d. h. an Funktionen des Lebens der Medien, wenn auch in abnorm gewordener Form, oder gleichzeitig an Einflüsse postmortaler Existenzen verstorbener Menschen usw. Die letztere

Annahme vermöchte für die Auffassung von der postmortalen Wirkungssphäre der Personen ein eigentümliches sonderbares Relief zu bieten. Carl Gustav Carus sagt in seiner Mnemosyne (S. 74) über die okkultistischen Erscheinungen, „Irrig wäre es dagegen jedenfalls, dergleichen Zustände als eigentliche Steigerung innersten Menschenlebens anzusehen. Als Maßstab wahrhafter Erhöhung unseres Seins kann nur die Steigerung des Vermögens zur wahrhaft freien That betrachtet werden; noch nie aber ist in somnambulen und hellsehenden Zuständen etwas dem rein gesunden Wirken des Menschen vergleichbares geschaffen worden — kein hohes Kunstwerk, kein beachtenswertes Werk des Wissens, keine große That." Eine Steigerung innersten Menschenlebens durch solche okkulte Zustände läge nur dann vor, wenn sie dem mündigen Wirken unterworfen sein würden.

Oft repräsentieren die mediumistischen Fähigkeiten, was in instinktiver Weise die Tiere gangundgäbe praktizieren. Mir liegt das Werk des Österreichers Honigberger vor, in dem zum ersten Male für die europäische Welt die Fähigkeit der Yogi erzählt wird, sich lebendig begraben zu lassen und wieder aufzuerstehen. „Früchte aus dem Morgenlande" heißt dieses 1851 in Wien erschienene medizinisch-pharmazeutische Buch, das vielleicht in letzterer Richtung zu wenig beachtet wird, und es bringt auch die Geschichte und das Bild des lebendig begrabenen und wiedererstandenen Yogi Haridas. Das Werk ist zu respektieren, und es soll nichts weniger als ein Scherz sein, wenn ich darauf hinweise, daß Brehms Tierleben in der Schilderung z. B. des Murmeltieres noch einen viel größeren Künstler des Lebendigbegrabenseins vorführt. Henri Fabre, der geniale Beobachter und Philosoph des Insektenlebens, führt uns daraus Fälle des Instinktes vor, die nicht minder unbegreiflich sind, als z. B. gerade die Fälle medialer Kryptoaesthesie. Er sagt z. B. über die Tachyten, eine Art Hautflügler, und über den Instinkt, mit dem sie die viel viel stärkere Mantis tötet: „Dieses Wissen, das sich selber nicht weiß, hat die Tachyte und ihre ganze Art keineswegs von Alter zu Alter, durch vererbte Gewohnheiten von einer Generation zur andern erworben. Immer wieder werde ich es feststellen, daß es absolut unmöglich ist, Lernversuche in einer Kunst zu machen, bei der man verloren ist, wenn man nicht sofort Erfolg hat. Was sollen da der Atavismus und kleine durch Vererbung wachsende Errungenschaften bedeuten, wenn der Neuling, der seine Waffe noch unsicher richtet, sofort in der Doppelsäge der Mantis zerrieben, sofort deren Beute wird." (III. 258 f.) „Das Tier mauert, webt, jagt, erdolcht und lähmt, wie es verdaut, wie es das Gift seines Stachels absondert, die Seide seines Kokons, das Wachs seiner Zellen, immer ohne sich über Mittel und Ziele Rechenschaft zu geben. Es weiß ebensowenig von seinen wunderbaren Talenten, wie der Magen von seiner gelehrten Chemie." (IV. 51.)

Wir wollen uns über die Analogien aus der Tierwelt mit den okkultistischen Erscheinungen, die dort als nichts weniger denn okkultistisch gelten, nicht weiter verbreiten; aber sie sprechen, wie mir scheint, von selber eine beredte Sprache. Das „Unbewußte", das der Synthese von Geist und Kraft zugrunde liegt, und das sich dann auf den beiden Gebieten des Geistigen und des Stofflichen sozusagen den geistigen Leib des Bewußtseins, und das stoffliche Bewußtsein des Leibes baut, das, was Nietzsche die große Vernunft nennt im Vergleiche zur rationalen kleinen Vernunft, das, was man einst Lebenskraft, und was Schiller in seiner jugendlichen Philosophie der Physiologie Mittelkraft nannte: dieses vorkausale Leben

erreicht in den medialen Erscheinungen vielleicht ein weiteres Feld jener Bethätigung, die wir z. B. in der Möglichkeit unserer Aufmerksamkeit oder unserer willkürlichen Bewegungen schon vorfinden.

Aber niemals sollen uns neue Erfahrungen, neue Aufschlüsse über das Unerkannte im Leben und Tode verleiten, Aberglauben und Überschwengkeiten zu treiben. Niemals auch wollen wir freilich imbezil die Augen schließen vor neuen Unerklärbarkeiten und daraus vielleicht zu ziehenden Schlüssen, noch wollen wir gar die loyalen Träger solcher neuen Thatsachen verfolgen, während wir die gewohnten Wunder nur eben nicht beachten. Niemand darf freilich einen verbrecherischen Mißbrauch zum Schaden Anderer von seinen Fähigkeiten machen. Diese „schwarze Magie" wäre wie anderes Schlechte eben schlecht und der Diebstahl des Willens in der Hypnose steht dem Morde nahe. Ähnlich gefährlich sind ja Pestbazillen in privaten Händen, oder ebenso vielleicht einmal technische Kraftkonzentrationen auf kleinem Raum bei freiwerdender Atomenergie u. dgl. Die schon genannte Frau Blavatsky hat in einem interessanten Buche über rätselhafte Völkerstämme der südindischen blauen Berge oder Nilgiris geschildert, wie die weiße und andererseits die schwarze Magie in den von ihr selbst kennen gelernten Todas und andrerseits den Mullukurumbas in die Erscheinung tritt. Wir haben über Erstere schon im 25. Abschnitt des zweiten Buches gesprochen, woran hier zu erinnern ist.

Je mehr wir uns Rechenschaft geben, desto mehr werden der Wunder. Das Wunder muß uns eine Mahnung sein, ein belebender Ansporn; nimmermehr aber darf es eine Protektion bedeuten, hinter die wir uns verkriechen. Je mehr wir uns Rechenschaft geben, desto größer sehen wir vielmehr unsere Verantwortung wachsen. Niemals soll uns das kühle Denken verlassen. Niemals soll die Rechenschaft von den möglichen Entwicklungen der Individuation und von dem unbekannten Ziele uns verleiten, das Werden durch ethisches Entwerden zu verwechseln mit Wunderhoffnungen, oder mit einem Jenseits, in welchem ohnehin alles das erfüllt sei, wonach wir ein edles Sehnen empfinden, sodaß es nur gelte, unbekümmert um allen Jammer, solche Seligkeit anzustreben. Niemals wollen wir in passiver Ruhe abwarten, was komme, und niemals wollen wir an die Stelle der That die Hoffnung auf Wunder setzen oder die innere Resignation. Offenen Sinnes für alles Edle wollen wir niemals Auserwähltheit über Bewährung setzen, ein Dogma über ein Geheimnis, und niemals ein Geheimnis über die Mündigkeit, niemals vorgeschriebenen Glauben über den guten Willen, Ehren über die Ehre, Gebärden und Gebete über Gesinnungen und That.

Die unbewußte alttestamentarische Psychose des naturwissenschaftlichen Bonzentums unserer Tage sieht aber in jeder okkultistischen Erscheinung eine Beeinträchtigung seines erbärmlichen Gelehrtenphilistertums und ist unzugänglich für die Überlegung, daß eine neue Fähigkeit des Menschen doch tausendmal wertvoller wäre, als alle unsere technischen Wunder zusammengenommen. Dagegen zitiere ich hier aus der Philosophie der That (S. 85) die dort angeführten bedeutsamen Worte eines großen Philosophen und Gelehrten, nämlich von Gottfried Wilhelm Leibniz, der unterm 26. Oktober 1691 an die Herzogin Sophie über eine ländliche Seherin geschrieben hat: „Ich für meinen Teil bin überzeugt, daß bei dieser Sache nichts Übernatürliches ist . . . Ich bewundere das Wesen des menschlichen Geistes, dessen Hilfsquellen wir keineswegs alle kennen. Wenn man derartige Personen findet, so soll man, weit davon, ihnen die Sache zu

vergrämen oder sie ändern zu wollen, sie vielmehr fördern in ihrer erfreulichen Veranlagung." Bald darauf traten die Visionen der Kamisarden auf im „Théatre sacré de Cevennes", von denen heute selbst die Gelehrten des Okkultismus nicht mehr viel zu wissen scheinen. Wir haben zum Schlusse des 21. Abschnittes des II. Buches eingehend von der Prophezeihung des Cazotte gesprochen und wollen noch hervorheben, daß damals auch Grimms und Diderots berühmte correspondence littéraire (Jänner 1785) anläßlich einer Streitschrift für den Okkultismus Partei nahm.

Von manchen Seiten wird diese hier und da sich ergebende Verzahnung unseres Lebens mit einer okkulten Welt, die immer vorhanden war und nur in Zeiten biblischer Schreckensherrschaft soviel als möglich ausgerottet worden ist, als eine neue Offenbarung angesehen, wie es z. B. Conan Doyle in seinen interessanten und klaren Schriften vom Spiritismus thut. Er betrachtet die wieder auftauchenden spiritistischen Erscheinungen wie gesagt, als den Beginn einer neuen Erweckung. Natürlich können diese Erscheinungen immer nur entsprechend dem menschlichen Wesen der Medien, an die sie offenkundig oder auch geheim gebunden sind, zustandekommen, sei es auf physiologischem, sei es auf psychologischem Gebiete, also metaphysiologisch oder metapsychologisch, und immer nur entsprechend unsrem Aufnahmsvermögen. Sie enthalten im Grunde kein größeres Wunder, als es das Leben selber ist, dessen Kräfte sich da in ungewöhnlicher, vielleicht auch neubedeutungsvoller Weise zur Geltung bringen mögen. Andererseits ergibt sich wohl, daß das Sterben keine so einfache Sache ist, wie er in kurzsichtiger Gewohnheit von uns betrachtet wird, und daß um die Individuation auch postmortale Vorgänge sich drängen.

Conan Doyle staunt darüber, daß es den christlichen Kirchen nicht als ein Beweis für ihre Unsterblichkeitslehre willkommen sei, wenn Personen nach ihrem Tode wieder erscheinen, wenn auch selbstverständlich in ungewohnter Art und Weise, und unter Mitwirkung von Medien. Auch in den Memoiren der Baronin Oberkirch aus dem 18. Jahrhundert ist dieser Gedanke schon zum Ausdruck gebracht. (II. S. 331.). Allein diese Kirchen sind eben eine Sekundogenitur jener alttestamentarischen Mentalität, die wir kennen gelernt haben, und eine geneigte Würdigung des Mediumismus und seiner Erscheinungen ist für sie ja Ketzerei. Man preist zwar die Wunder, doch man preist sie nicht solange deren Träger am Leben sind. Daß überdies die Medien ganz offenbar zum Erfolge die voraussetzungslose Unbefangenheit, die ketzerische Wahrhaftigkeit der Beobachterrunde brauchen, vermag die Kirchen von vornherein nur abzustoßen.

Die okkulte Welt bedeutet ein Zeugnis für das vorrationale, für das vorbewußte Leben, nicht minder aber ein Zeichen für überrationale Möglichkeiten nach dem Tode.

Was liegt jedoch der Bibel und ihren Konfessionen an solcher Bedeutung? Was liegt dem wissenschaftlichen Aufkläricht und den Geheimbürgschaften unserer Tage an solcher Bedeutung?*) Sie können diese Bedeutung gar nicht brauchen. Sie verdammen und verfolgen auch heute die Träger von Erscheinungen, die ein Dokument sein können für das Wesen der Individuation, für Leben und Tod, für echte Rechenschaft und Religion der That.

---

*) Auch in Hinsicht auf die sogenannte Astrologie wurde sozusagen das Kind mit dem Bade ausgegossen. Gewiß ist durch den Triumph des Kopernikanischen Systems die

7. Der geheimnisvolle Bereich des Lebens und der Individuation.

Schon die Mystik, noch mehr aber der Okkultismus führen uns hin zum Problem der Individuation. Wer dürfte, ohne sich dem erbärmlichen Aufkläricht unserer Zeiten zuzugesellen, die allgemein und seit jeher in fast gleicher Weise bezeugten okkulten Vorfälle leugnen, deren größtenteils trivialen Vorkommnisse freilich weniger interessant sind, als ihre Möglichkeit als solche. Schopenhauer erklärt das Entsetzen, das den Menschen in Fällen, wie sie dem Okkultismus angehören, wenn er z. B. seinem eigenen Phantom gegenübersteht, befällt, durch das Irrewerden am Principium individuationis. Selbst höhere Tiere schaudern bei okkultistischen Erscheinungen, woraus hervorgeht, daß dieses Irrewerden an der Individuation ein instinktives ist, zusammenhängend mit dem Dasein selbst.

Aber nicht nur Mystik und Okkultismus, sondern auch der gewöhnliche Schlaf, die Krankheit und das Alter, und das immer ernste Sterben mahnen uns an die tragische Problematik des Lebens. Wenn wir an Sterbebetten stehen und die geheimnisvolle Majestät des Todes uns umfängt und wenn wir dann vergehen möchten vor Schmerz und Liebe zugleich, wenn unser tiefstes und ehrlichstes Gefühl sich auflehnt gegen die Vernichtung eines edlen Wesens, das noch soeben seiner bewußt war und das uns soeben noch liebte, so taucht mit Macht die Frage auf in uns vom Sein nach dem Tode, und dieses so lebenswahre Gefühl steht keineswegs im Gegensatze zu den kritischen Ergebnissen einer Philosophie, deren letztes Wort weder letzte Erkenntnis, noch ratloses Schweigen ist, sondern mündige besonnene Rechenschaft mit ihrem autonomen religiösen Ergebnis.

Schon Meister Ekkhart hat Raum und Zeit als die Faktoren der Individuation betrachtet, und Schopenhauer thut es nicht minder. Allein der Raum, die Zeit und der Grund sind doch nur eben Begleiterscheinungen des Individuationsprinzipes, apriorische Anschauungsformen und Kategorien, die damit verbunden sind, charakteristische Merkmale, aber keineswegs eine Erklärung. Das Große an jenen philosophischen Thesen und Konzeptionen von der Individuation ist nicht die Erklärung, wohl aber die Erkenntnis des Principium individuationis als solchen, nicht seine Durchschauung, sondern seine Erschauung. Die Durchschauung ist uns verschlossen. Allein schon die Erschauung mag, wie es Schopenhauer für die Durchschauung feststellt, ein Quietiv der Todesangst bedeuten; jedoch nicht durch Verneinung des Willens zum Leben, sondern weil die heroische That mit ihren Wirkungssphären, die wir kennen lernten, bezogen zumal auf

---

geozentrisch orientierte Astrologie hinfällig geworden. Nicht aber der Einfluß der Gestirne des Sonnensystemes überhaupt und in allen Belangen.

Können wir vielleicht den Einfluß von Tag und Nacht in Abrede stellen auf Wachen und Schlafen, den Einfluß der Klimazonen, des Erscheinens von Ebbe und Flut, um ganz triviale Dinge hervorzuheben? Erkennen wir nicht an den geheimnisvollen Elementen des Zugvogelfluges, den Phasen des tierischen Geschlechtslebens, der Heringszüge, oder an dem mit bestimmten Mondphasen des dortigen Frühlings zusammenfallenden Auftreten des sogenannten Palolowurmes an Küsten von Südsee-Inseln, am Eintreten von Pflanzenblüten und der Samenkeimung usw. gewisse Einflüsse, die wir vielleicht ohne weiters astrologisch nennen können? Ist nicht in unsrem eigenen Walten und Wandeln in solcher Richtung so Manches aufzuklären? Liegt da nicht ein großes Gebiet erst zu pflegender Untersuchungen vor uns?

Statt genauer und klarer zu blicken, hat der Aufkläricht in niedriger Selbstüberhebung und Eitelkeit die ganze Frage über Bord geworfen.

den Wollenden selbst, eine überkausale, überrationale Verbindung herstellen mag, über die Individuation hinaus, mit ihren Vordergründen oder Hintergründen, mit all dem, was als unbekanntes Ziel sich uns darstellt und umfaßt wird von einer Rechenschaft und Religion der That.

In Wirklichkeit ist die opferwillige heroische That das wahre Quietiv der Todesangst und stärker als des Sterbens Los.

Die Thatsache, daß unser Werden wird nach unserer That, daß wir unsern innern Menschen selber wirken mit unserem Werke, dieser Bereich des Unrufbaren und Unabwendbaren, diese Thatsache des Werdens, und die schlüssige Überlegung, daß sich unser Werden, daß sich die Wirkungssphäre der That hinaus über diese unsere Individuation erstrecke, daß es ebenso ungereimt ist, einen plötzlichen Anfang unseres Wesens anzunehmen, wie ein plötzliches Ende, dies alles gibt erst der Individuation für uns den richtigen Sinn und macht erst unsere Autonomie zu einer sinnvollen Wirklichkeit. Wofern wir nur tiefer zu schürfen vermögen, so werden wir auch die Probleme des Ich und der Individuation in ihrer ganzen Bedeutung erfassen. Es ist etwas Entscheidendes um das Erschauen des so geheimnisvollen Bereiches der Individuation, und es ist nicht wahr, daß der Tod der allgemeine Gleichmacher sei. Er ist es nur in Hinsicht auf den verlassenen Körper.

Wenn wir einem Menschen in die Augen sehen, so haben wir den Eindruck, als sähe das rätselhafte Subjekt des Sehens direkt aus den Augen heraus. So wirksam dieser Eindruck auch sei, so edel und gütig und klar die „Seele" aus dem Auge auch sprechen mag, es ist das Auge doch nur ein hohes, dem Sehenden unmittelbar nahes Werkzeug, ein Spiegel der Seele, aber nicht die Seele selbst. Das wirkliche sehende Wesen, das kann sich nicht nur selber nicht sehen, es kann auch, was man selten überlegt, von anderen nicht gesehen werden. Ja es überkommt den Menschen ein Schaudern bei der Vorstellung, das wirkliche Wesen, das ihm gegenüber aus den Augen heraussieht, zu erblicken. Denn das würde die Aufhebung von Raum und Zeit und Grund bedeuten, die die Individuation und die Erkenntnis so wesentlich bestimmen. In beiden Fällen würde entblößt sein das „fünkelin der seele, das zit unde stat nie beruorte", wie Meister Ekkhart sagt, der Funken der Seele, den Zeit und Raum nie berührte. (S. 193.) Es würde sein, als würden wir uns im Andern selber gegenüberstehen — tat twam asi, das bist du, sagten schon die alten Inder —, ja als würde gleichzeitig die Individuation selber aufgehoben werden. Unsere Erkenntnis, die auf Rechenschaft und That abzielt, würde gegenstandslos, das Leben, das sozusagen in uns mündig werden und in die Lage kommen will, auf sich selber Einfluß zu nehmen, würde zurücktreten müssen vom Selbstbewußtsein, das in der Zeit ist, und an die Stelle der Persönlichkeit und ihrer Thatensphäre würde das Lebensgeheimnis als solches treten, nackt und hilflos vielleicht, und wir würden davor ein Schaudern empfinden, weil es unsere Erkenntnis aus den Angeln heben, unsere Persönlichkeit infragestellen, und unsere Fassungskraft Nichtzufassendes zumuten würde.

Das Gewissen, das den Individuen je mehr innewohnt, je edler sie sind, ihr unabwendbares Gefühl einer Verantwortlichkeit, sind selber ein Hinweis auf die Frage der Individuation.

Manche Gnostiker haben, wie auch die Anhänger der grandiosen Lehre des Zarathustra, die unausweichliche und wesentliche Bedeutung nicht über-

sehen, die darin liegt, daß das Schlechte und das Leiden überhaupt vorkommen können. Es schreibt sich dies so leicht und wiegt so schwer. Über das Schlechte kommt man nicht hinweg durch den Monotheismus, von dem man sich daher, wie wir schon sahen, abkehren muß. Man kommt über das Schlechte und das Leiden aber auch dadurch nicht hinweg, daß man annimmt, die ganze Welt sei eine bloße Täuschung, sei ein Traum, und die Schmerzen und das Schlechte seien nur auf einem Schleier der Maja vorhanden. Und das Leiden selber? Und die Täuschung, das erlittene Unrecht, die unerträglichen Schmerzen, die tiefe Trauer des Gemütes, das Schlechte selber? Sind sie alle nicht erlitten? Sind die schlechten Thaten nicht Thatsache, und ist das schlechte Wirken nicht wirklich? Die Gnostiker haben sich nun die Individuation zu erklären gesucht, indem sie annahmen, ein Bruchteil aus der göttlichen Fülle des Pleroma sei aus Mitleid mit der Finsternis des Bösen zu diesem herabgestiegen und dabei vom bösen Gotte der Welt eingekerkert worden in die leibliche Vermischung und nunmehr ein Bestandteil des Daseins des Menschen. Aber die Erkenntnis, die Gnosis, werde das Gute zur Befreiung und zurück zu seinem Ursprung führen. Vielfach sind die Wendungen und Arten dieser Gnostik.

Jede edle Nation schafft an diesen Problemen. Die ganze indische und althellenische Philosophie ist aus diesem Gesichtspunkt in großen Zügen zu verstehen. So die Lehre vom unbekannten Atman, von dem Schleier der Maja und vom unbekannten Brahman bei den Indern. So das Streben der hellenischen Eleaten nach dem ruhenden Einen und ihre Lehre vom Nichtsein der bloßen Erscheinung, andererseits die Lehre des Herakleitos vom ewigen Widerstreit, die Lehre der Pythagoräer von den Weltperioden, die Heimarmene des Weltbrands bei den Stoikern, und Platons Lehre vom ewigen Reiche der Ideen. Gleichzeitig war es die Lehre von der Individuation und von der Seelenwanderung, die in Indien, wie in Hellas zumeist die Ergänzung zu jenen Thesen gebildet hat und im Buddhismus wie im Brahmanismus eine wesentliche Rolle spielt. Welche Bedeutung hierbei der Karmalehre von der unbestechlichen Thatenwirkung zukommt, das wurde schon öfter erörtert, und es sei überhaupt bezüglich der vorliegenden Probleme, z. B. auf den Abschnitt über Kreation und Individuation im ersten, und über die Selbstgeschütztheit im dritten Buche verwiesen. Meister Ekkhart, Kant und Schopenhauer haben sich mit dem Problem von Sein und Schein beschäftigt. Letzterer, sowie auch Lessing waren Anhänger der Lehre von der Seelenwanderung, oder doch der Palingenesie, d. h. des Wiederwerdens. Zu Ende des 19. Jahrhunderts ist Friedrich Nietzsche in den Widerspruch von Ethik und Fatalismus geraten mit seiner Warnung, nicht schlecht zu handeln, weil die ewige Wiederkunft des Gleichen die ewige Wiederholung des Schlechten mit sich bringe; während doch auch jetzt schon das Gleiche sich wiederholen müßte. Die Annahme der Periodizität ist der unzulängliche Versuch, innerhalb von Zeit und Raum und Grund zu lösen, was hinter Zeit und Raum und Grund verborgen ist.

Zur Frage der Individuation sei es nun auch gestattet, den ersten Absatz jenes Abschnittes von Kants Kritik der praktischen Vernunft hierherzusetzen, der sich mit der Unsterblichkeit der Seele als einem Postulate der praktischen Vernunft befaßt. Unbefangen und nachdenklich gelesen, führt er vielmehr als auf eine bloße theoretische Unsterblichkeit, zu einem Schluß auf ein unbekanntes Ziel und auf sich folgende Individuationen. Dort heißt es: „Die Bewirkung des höchsten Guts in der Welt ist das

notwendige Objekt eines durchs moralische Gesetz bestimmbaren Willens. In diesem aber ist die völlige Angemessenheit der Gesinnungen zum moralischen Gesetze die oberste Bedingung des höchsten Guts. Sie muß also ebensowohl möglich sein, als ihr Objekt, weil sie in demselben Gebote dieses zu befördern enthalten ist. Die völlige Angemessenheit des Willens aber ist Heiligkeit, eine Vollkommenheit, deren kein vernünftiges Wesen der Sinnenwelt, in keinem Zeitpunkte seines Daseins, fähig ist. Da sie indessen gleichwohl als praktisch notwendig gefordert wird, so kann sie nur in einem ins Unendliche gehenden Progressus zu jener völligen Angemessenheit angetroffen werden, und es ist, nach Prinzipien der reinen praktischen Vernunft, notwendig, eine solche praktische Fortschreitung als das reale Objekt unseres Willens anzunehmen."

Das Unbekannte ist aber nicht eine sozusagen schon bestehende Station, in der alles Gute vorbereitet ist und die man betreten soll. Das Schlechte steht im Widerspruch zu dieser Meinung und das Unbekannte ist nur unbekannt. Doch ergibt sich dieses Unbekannte selbst für uns aus unsrem autonomen Maß, und wir könnten in Bezug auf letzteres die antwortlose Frage stellen, ob denn ein Individuum oder auch eine Gattung es haben könnte, deren Sein in Allem und Jedem mit der Zeugung erst begonnen und mit ihrem Tode gänzlich abgeschlossen wäre.

Das Leben schafft nur Individuen. Nur von Individuen kann Hilfe kommen im Kreislauf der Individuationen. Aus dem Altertum stammt die Auffassung des Individuums als eines Mikrokosmos, als, wie man später sagte, einer Quintessenz der ganzen großen Welt. Je mehr die Wissenschaft die unbegreifliche Autonomie des unbegreiflich komplizierten Leibes betrachtet, vom Seelenleben gänzlich abgesehen, desto mehr muß ihr, wofern sie nicht durch biblische Mentalität und deren Materialismus gelähmt ist, das Leben als ein Wunder erscheinen, als ein Mikrokosmos, mehr oder weniger, aber autonom und unbegreiflich, wie der Makrokosmos selbst, als Atman, unbegreiflich wie das Brahman selbst. Aber einbilden dürfen wir uns darauf nichts. Wir kennen den Makrokosmos nicht. Es war ein großes Wort des großen Newton angesichts seiner ganz großen Errungenschaften, als er meinte, seine Erklärung des Kosmos sei nur wie ein glatterer Kiesel, den ein Knabe am Strande fand; vor ihm aber liegt nach wie vor der große Ozean der Wahrheit. Ein Menschenleben dauert keine Sekunde des Kosmos und wir haben keine Zeit, seine Entwicklung zu sehen oder zu erfassen; aber auch die Gattungen und Arten mögen, damit verglichen, nur einen Augenblick bedeuten. Blicken wir andererseits uns selber an. Welche Gebrechlichkeit, welche Hinfälligkeit, welches Dasein von heute auf morgen. Unüberwindliche Kraft gewährt uns nur die unverbrüchliche Wahrhaftigkeit, in der That Stufen zu versuchen auf dem Wege zum Edlen. So vermag sich die Individuation vor sich selber zu rechtfertigen in der Mündigkeit und That ihrer Glieder.

Die steigende Bedeutung der Individuation ergibt sich daraus, daß bei niederen Organismen ein Überleben der Fortpflanzung gar nicht oder kaum vorhanden ist, vielmehr der Untergang des Individuums bei der Teilung, bei der Paarung oder bei der Geburt eintritt. Die Natur, so sagt man dann, legt kein Gewicht auf das Individuum, nur alles Gewicht auf die Erhaltung der Arten. Weiter aufwärts ergibt sich eine längere Zeit der Fortpflanzungsfähigkeit der Individuen, und eine gleichzeitige Verlängerung der Lebensdauer, und endlich beim Menschen jenes Alter, dem Cicero sein Werk De senectute gewidmet hat.

Goethe sagte zu Eckermann: „Wenn der Philosoph den Beweis für die Unsterblichkeit unserer Seele aus einer Legende hernehmen will, so ist das sehr schwach und will nicht viel heißen. Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag". Aus der unbewußt biblischen Phraseologie und aus der etwas unkritischen Naivität, die dieser freimütigen Äußerung trotz allem anhaften, losgeschält, bedeutet dieser Ausspruch das Bekenntnis zu einer Philosophie der That! Und es bezeichnet wohl den Wert und die ergreifende Bedeutung dieser Philosophie, wenn Eckermann hinzufügt: „Mein Herz schlug bei diesen Worten vor Bewunderung und Liebe; ist doch, dachte ich, nie eine Lehre ausgesprochen worden, die mehr zu edlen Thaten reizt, als diese". „Stirb und werde", rief derselbe Goethe in demselben Sinne.

Die Erschauung des Prinzips der Individuation lehrt uns, beweist uns, daß unser Reich der That zwar mit diesem Prinzipe steht und fällt, daß unser Ziel im Unbekannten liegt, daß aber gerade dieses Ziel uns auf das Reich der That verweist, auf das Reich der heroischen Autonomie, in dem wir schaffen können für das Edle: nicht für uns, und doch auch, ohne zu wollen, für uns.

Das ist im Reich der Individuation die Rechenschaft der That und dann die mündige, lebendig tröstliche und doch zugleich eschatologische, den letzten Dingen geltende Religion der That.

8. Liebe zum Edlen! Hilfe dem Edlen! Gemeinbürgschaft mit allem Edlen!

Was lieben wir? Das Edle.

Warum lieben wir das Edle? Weil es unsrem autonomen Maß entspricht. So gehört zur eigenen Ehre die Liebe zum Edlen.

Was ist das Edle? Wir haben es vor uns in persönlicher Gewordenheit.

Das Edle ist aber unvollendet und verschieden groß? Auch unsre Liebe ist es.

Woran erkennen wir edle Gewordenheit? An der edlen That. Denn das Operari folgt dem Esse, dem Charakter die That. Zerstören ist leicht; das Edle aber ist schöpferisch.

Lieben wir nicht auch die Schönheit? Sie reißt uns hin, weil sie ein Symbol des Edlen, und wir lieben sie, sofern sie ein Dokument des Edlen ist.

Warum vergessen wir nicht des Minderedlen über dem Edleren? Weil, wie wir längst schon sahen, jede edle Individualität durch ihre Thaten edler werden kann, sodaß auch das Esse dem Operari folgt, der Charakter der That.

„Auch ringt, nach unterbrochenem Gedeihen, alter Stammestugenden Kern zu neuer Kraft sich auf", sagt Pindaros.

Ist nicht auch das Edelste vom Ideal entfernt? So sehr, daß wir die Hoffnung auf das Ideal im Minderedlen lieben.

Warum lieben wir dann überhaupt die Edlen selber? Der Edle kann noch edler werden, denn unabsehbar ist die Thatenwirkung auf den Thäter.

Lieben wir auch dort, wo nur eine Spur des Edlen sich findet? Auch dort ist durch diese Spur und durch die Wirkungssphäre der Thaten auf den Thäter die Individualität dem Edlen zugeordnet. Nur wo davon gar keine Spur da wäre, kann diese auch nicht ausgestaltet werden. Das radikale Böse wäre unsrer Einwirkung entrückt. So erklärt auch Kant (Ausg. Roskr. XI. 1. S. 235): „Ich kann Niemand besser machen, als durch den Rest des Guten das in ihm ist". Und solchen Sinn hat es wohl mit, wenn Christus sagt (Joh. 3. 13.): „Niemand kommt in den Himmel, als wer vom Himmel gekommen". Meister Ekkhart zitiert diesen Christus-Spruch ganz allgemein. (13. Predigt.)*)

Ist die Zuordnung zum Edlen eine Gleichheit? Sie ist eine Gleichheit im Ziele, die einzige, die möglich ist. Sie ist die Gleichheit gemäß der Religion der That. Freilich gibt es noch die christliche Sklavengleichheit aller Menschen vor Jahwe, der das Verachtete auserwählt, damit kein Mensch sich vor ihm rühme (Cor. I. 1. 28 f.), eine Gleichheit, die auch dem Mosaismus und dem Islam entspricht; und so gibt es auch noch den verächtlichen Versuch einer Gleichheit durch Destruktion, durch Entblößung von allen edlen Eigenschaften, durch Austilgung der letzten Spur des Guten. Das ist es, was man mit dem Massenmenschen bezweckt. Denn Gutes, Edles führt uns zur Persönlichkeit. Die Massengleichheit ist wie die Gleichheit aller Kadaver im Tode.

Ist das Edle der Adel? Der Adel verhält sich zum Edlen, wie sich Ehren verhalten zur Ehre. Das Edle verhält sich zum Adel, wie der Zusammenklang von Esse und Operari von Abstammung und That zur bloßen Abstammung sich verhält, als ob diese genügen würde. So wird uns der Name des Adels als solchen fast vergrämt. Ganz anders freilich noch durch die jüdische Wappenvergoldung.

Nach all diesem ist die Liebe zum Edlen eine Liebe zu edlen Persönlichkeiten? Sie ist es. Wir lieben das Edle, indem wir edle Personen lieben. Auch wünschen wir den Feind uns edel und haben Freude an edlen Rivalen. Das ist die echte, die neidlos glückliche Solidarität, zu der es keiner verächtlichen Geheimbürgschaft bedarf. Das ist die Solidarität, die auch unter edlen Völkern gelten soll und unter edlen Rassen.

So helfen wir also dem Edlen, indem wir den edlen Menschen helfen? So helfen wir dem Edlen, und nicht nur durch edle Thaten selbst, sondern auch, indem wir selber edler werden: denn edle Menschen zahlen auch mit dem, was sie sind, wie unser großer Schiller sagt.

Ist Liebe zum Edlen möglich, ohne Hilfsbereitschaft für Edle? So ist sie ebensowenig möglich, wie umgekehrt die echte Hilfe ohne Liebe.

*) Erinnern wir uns hierbei des edlen großen althellenischen Weisheitsfreundes Pythagoras, der in seine Hetairie, ja in seine Schule Niemand aufnehmen ließ ohne edles Wesen, edle Mienen und Gesichtszüge, bis zum Habitus des ganzen Körpers. (Gellius, Noctes Atticae I. 9. 2.) — Auch die Nichtaufgenommenen hatten daran, soweit sie selber zukunftsreich waren, in edler realer Solidarität ihr blutgeborenes, gefühlsmäßiges Interesse, dessen Bewährung ihre Tauglichkeit erst recht bewies. — Als aber die pythagoräische Hetairie zur Geheimbürgschaft entartete, da sind die abträglichen Folgen davon nicht ausgeblieben.

Denn die echte Hilfe ist die, die auch ohne äußere Pflicht und dergleichen geschehen würde.

Was ist nun aber das Edle, das wir in edlen Persönlichkeiten lieben? Es ist das Ideal, dem solche Persönlichkeiten nahe stehen.

Ist dieses Ideal das Göttliche, das unbekannte Ziel? Wir können darauf nur antworten, daß wenn edle That das beste Werden zum Gewordensein gebracht hat, wenn edles Operari das höchste Maß des edlen Esse erreicht hat, wobei wir nicht wissen, ob solches Sein noch innerhalb von Zeit und Raum und Grund zu verstehen wäre: wenn Thaten nicht mehr nötig wären: dann wäre wohl das Ziel erreicht. Doch können wir das gar nicht fassen, sondern nur den Weg dazu.

Bedingt dieses edle Ziel die edle That? Die edle That ist der Weg zur Veredlung der Persönlichkeit, und diese selber eine Stufe zu dem unbekannten Ziel.

Besteht also eine Verbundenheit der Persönlichkeit mit dem unbekannten Ziele? Diese Verbundenheit besteht, und diese Verbundenheit ist die Grundlage echter Religion.

Welcher also ist der Weg zum edlen Ziele? Es ist der Weg der edlen That. Darum ist echte Religion: Religion der That.

Welches ist nun das Ergebnis der Religion der That? Es ist die That für das Edle, die That für die Edlen.

— — —

Europa wäre germanisch, wenn nicht das christliche Judentum oder jüdische Christentum den Charakter der Germanen gebrochen hätte, wenn die Germanen den echten Mythos der That behalten und später die echte Religion der That errungen hätten: das Edle zu bewahren und zu steigern.

Odhin und Thor kämpften gegen Loki den Lügner und Surtur den Schwarzen, der ursprünglich wohl mit ihm identisch war. Loki hat keine Fortdauer in der nach der Götterdämmerung wiedergeborenen edlen Welt. In der hehren Lehre Zarathustras wird sogar der böse Ahriman durch seine Besserung vom guten Gotte Ahuramazda überwunden. Im Christentum aber herrscht der volle Jachwismus mit seinem ewigen vom allmächtigen Gotte selber erschaffenen Dualismus von Himmel und Hölle, mit seinen Himmelsfreuden an den Höllenqualen und mit seiner Auserwählung des Unedlen. (I. Corr. 1. 27 f.)

Schon als ich in meiner beschlagnahmten arischen Denkschrift von 1896 den Rassenstaat verfocht, da habe ich nie übersehen, daß es um Anlage und That zugleich sich handelt, und daß die Rasse eine entscheidende Anlage, aber keine automatisch weiter wirkende Maschine ist: „Es gibt für uns nur ein Verdienst, nur einen Wert, die Kraft des gesunden, wahrhaftigen Wollens und Werdens; nur eine Garantie, die Frucht unserer Thaten, das Gewordensein".

Man kann den Wert der arischen oder der nordischen Rasse nur organisieren in jenem Milieu der persönlichen Ehrenhaftigkeit, in dem das Ariertum gedeiht und das bei diesem züchtend wirkt.

Liebe zum Edlen, Hilfe dem Edlen, Gemeinbürgschaft mit allem Edlen, das ist das Ergebnis der dem Arier kongenialen Religion der That.

9. Vom Sterben und vom Tode.

„Es ist eine der erhabensten und vornehmsten Eigenschaften der arischen Völker, daß sie den natürlichen Tod haßten. Den Tod im Lotterbette hielten die alten Germanen für schmählich. Ehrfurcht vor dem ehrlichen Alter gesellte sich bei ihnen zu einer Auffassung vom Tode, der die spätere griechische Darstellung des ernsten Jünglings mit der niedergekehrten Fackel, des Bruders des Schlafes, mehr entspricht als das Gerippe mit Stundenglas und Hippe der mittelalterlichen Totentänze. Jenes unvergleichliche Heldentum der Germanen, jene Lust am Kampfe, jene unerschrockene Wahrhaftigkeit, — hier stehe ich, ich kann nicht anders — jene Todesfreudigkeit ist ebensoweit entfernt vom schülerhaften Paradieseshoffen der Mohammedaner, wie von der resignierenden Sehnsucht der Buddhisten nach Nirwana, nach dem süßen Frieden, nach dem süßen Todesschlafe, nach der ewig thatenlosen Ruhe, nach dem seeligen Verlöschen der jammernden Vergänglichkeit."

„Nicht der ist tot, der vergessen wird; nur jener, dessen Wirken unfruchtbar geblieben ist." „Das Leben ist die große Antwort auf die Frage des Lebens."

Totgeschwiegen, durfte ich mich wohl noch in einigen Sätzen hiermit selber zitieren*).

---

*) Vorstehende Sätze sind aus meinem Feuilleton „Der Tod" zitiert, das wie so manche andere aus meiner Feder, u. zw. seit dem Jahre meiner arischen Denkschrift, erschien, die 1896 beschlagnahmt worden ist und deren wir gegen Ende des vorigen Abschnittes Erwähnung gethan. Wer meine damals in der deutschnationalen Ostdeutschen Rundschau und im arischen deutschen Volksblatt in Wien erschienenen Darbietungen lesen würde, wer meine damaligen Vorträge und Reden hören könnte, müßte darin, soweit natürlich nicht die durch den Weltkrieg neuen Verhältnisse in Frage kommen, Übereinstimmungen mit den Ideen dieses Werkes finden, deren Heranreifen durch ein ganzes Menschenalter hierdurch bekundet wird. Ich bin übrigens schon im Anhang zum II. Buche hinsichtlich jener Denkschrift und anderer meiner Bücher auf dieselbe Sache zurückgekommen, was hier aus dem Anlasse obiger Zitierung ergänzt erscheint.

Wie schon dort ausgeführt, sind diese Ideen immer wieder dem Kahal der Geheimbürgschaften verfallen und vergessen worden. Angesichts dieser Thatsache, aber auch angesichts unserer Betrachtung über den Tod seien aus dem obgenannten Aufsatz noch folgende Sätze hier in der Anmerkung wiedergegeben:

„Im Ganzen haltet euch an Worte, diesen Rat gibt Mephistopheles. Die Form ohne Inhalt, die Äußerlichkeit statt der Wahrheit, Symbol, das kein Symbol mehr ist, pharisäischer Schein statt echten Seins, Zeremoniell und Gebeträder statt der Einkehr in sich selbst und des Reiches Gottes im unschuldigen Herzen, Belohnung und Strafe nicht mehr durch die Folgen der That, das alles geht Hand in Hand mit dem Fanatismus der Mißverstehenden, dem Chauvinismus der Mischlinge, der Diktatur der Entarteten, der Autorität der Kritiker und Epigonen, kurzum mit überaus trauriger Dekadenz, mit Prostitution des Idealismus und der Ideen, sodaß sie Werkzeuge für die Rache ihrer Gegner werden, der einst Verachteten, gegen welche sie entstanden sind. Die Berufung der Besitzenden auf das Christentum, die Berufung der brünetten Fanatiker auf die treuen blauen Augen der Deutschen, die Berufung der Klerikalen auf den Antisemitismus und insbesondere die Berufung der Juden auf den Freisinn und auf die Gerechtigkeit bedeuten gar nichts anderes, als eine solche Hoffnung auf die Abkehr von der einfachen Wirklichkeit, als eine Verkehrung der Zwecke in Mittel. Toleranz ist ein Gebot gegenüber allen Ehrlichen. Aber es gilt den großen, ebenso unverschämten, wie behäbigen Aufmarsch der Gemeinheit abzuwehren, die Erniedrigung durch die Niedrigen, die Rache der Toren am Ernste, die Rache der Impotenten an Lebenskraft und Lebensfreudigkeit . . . Lüge, Schwäche, ererbte Schuld sind die wahre Inschrift am Höllentore, wo es heißt: Hier geht's zum Volke der Verlorenen."

Ich glaube, daß der Inhalt dieser Anmerkung ein Beitrag sei, zu dem in diesem Abschnitte in Rede stehenden Gebiete.

Es war notwendig, hier vorerst jenen heroischen Standpunkt sicherzustellen, der durch die That die Angst vor dem Sterben überwindet.

Das Sterben ist noch nicht der Tod. Vom Sterben gilt die Majestät des Todes nicht.

Die Individuation, durch die wir ins Leben traten, und die die erniedrigenden Notwendigkeiten und Nöten der Fleischwerdung und -Entwerdung in sich schließt, mag einem unbekannten vorindividuellen Zustande entspringen, dem gegenüber sie trotz allem die Möglichkeit eines Fortschrittes bedeutet: denn sie umschließt, wie wir uns davon ja schon Rechenschaft gegeben haben, das Reich der That mit seinen gleichzeitigen Wirkungssphären, die wir kennen lernten, und sie mag damit für Manche, die sich bewährten, einen Übergang vermitteln zu einem nicht minder unbekannten nachindividuellen Zustand, der der Individuation überlegen ist. In solchem Sinne habe ich schon in der Philosophie der That (S. 85) die auch in diesem Werke schon gebrauchten Worte gesagt, an die in der unerbittlichen Einsamkeit des Sterbens, — einsamer noch als Robinson und als der Greis auf Salas y Gomez —, der Sterbende sich halten kann: Er geht den unbekannten Weg, den er gekommen, geändert durch den ihm bekannten Weg, den er genommen.

Wie die Bedeutung sich auswirke, die das einzelne Leben, das einzelne Individuum als solches im Tode gewinnt, nach abwärts oder nach aufwärts, was überhaupt das Wesen des Todes sei, das zu erfassen ist uns versagt. Zeitliche räumliche und ursächliche Ausdrücke und Begriffe dürften wenig geeignet sein, Beziehungen aufzuhellen, die außerhalb von Zeit und Raum und Grund bestehen mögen. Eines ist freilich gewiß: Ein Gleichmacher ist das Sterben, aber keineswegs der Tod.

Stellen wir uns den Gesamtüberblick eines Tages auf Erden vor, einen Herumgang des Tages über die Erde; er sieht überall und ohne Unterlaß die Tragödie des Untergangs bei allen Lebewesen, einen unabsehbaren ununterbrochenen Zug des Grauens und des Sterbens, und einen unabsehbaren Einzug der Zeugung inmitten einer unfaßbaren Keimverschwendung. Das Leben arbeitet mit Individuen; jedoch die Gattung ist ihm wichtiger. Wir sollen selber etwas aus uns machen, aus der Gattung, aus dem Leben, das sagt uns unser autonomes Maß; das sagt uns das mündig gewordene Leben in uns. Durch edle That wollen wir den Tod lebendig machen im besten Sinne des Wortes. Zwischen den Strömen des lebendigen Werdens und Vergehens fließt der Strom der Thaten, nach aufwärts und nach abwärts, mehr oder weniger mündig, ein Leben und Weben in der Welt der Individuation, der Zeit, des Raumes und der Kausalität. Was aber der folgende Tod bedeutet, wissen wir nicht. Wir kennen den Tod nicht, wir kennen nur das Sterben. Und dieses ist ein „Zwischenereignis", ein Symptom.

Der ungereimten Idee der Erschaffung der Individuen aus Nichts steht die ebenso ungereimte Idee ihrer Auflösung in Nichts gegenüber. Entstehen und Vergehen sind dasselbe Geheimnis. Keiner von uns allen kennt den Tod. Und keiner, der ihn kennen gelernt, ist je den Weg durchs Todestor zurückgegangen. Canova hat im Grabmal der Erzherzogin Christine das Geheimnis dieses Wegs ins Unbekannte genial zum Ausdrucke gebracht; und ähnlich wohl auch Flaxmann in einem Stiche zu den Choephoren des Aeschylos, den Bringerinnen des Todesopfers, die, Elektra an der Spitze, zum Schatten ihres ermordeten Vaters schreiten.

Das Sterben ist ein Übergang. Vielleicht über Lethe, den Strom der Vergessenheit, den wir, symbolisch gesprochen, auch überschritten haben, als wir in diese Welt eintraten. Wir sind aber nicht im Stande, die Individuation zu erfassen, das Leben zu begreifen.

Am Narrenseil der Lust wird das Leben zum Schmerze geführt. Ist nicht schon das Leiden ein Geschwister des Sterbens? Und der Schlaf ein Bruder des Todes? Die Alten haben diesen, wie gesagt, dargestellt als einen schönen Jüngling, einen Genius, der die Lebensfackel senkt. Homer spricht von den beiden, den Zwillingsgeschwistern, den schnellen Geleitern, dem Schlaf und dem Tode zugleich. Es war ein edler, den Griechen kongenialer Mythos, der den Tod mit Schönheit vereinte. Der Tod ist ja nicht mehr das Sterben. Das Christentum aber hat die nationalen Götter zu Teufeln erklärt, die Zivilisation zu einer Schlächterwerkstatt gemacht, und den Genius des Todes zu einem wurmigen Gerippe, das die französischen Makkabäertänze und den deutschen Totentanz beherrscht. Das Memento mori, wie es Holbein unter dem Eindruck des Wehe, Wehe der Apokalypse in seinem Totentanz-Zyklus darstellt, ist biblische Mentalität. Die christliche Phantasie hat an die Stelle des Todes das Sterben gesetzt und an die Stelle des Toten den Verwesten. Die Todessymbole des Christentums waren genommen aus der Beachtung nicht des Todes, sondern des Sterbens, der Verwesung; aus der schmutzigen Phantasie der Apokalypse.

Es war eine Errungenschaft, als Albrecht Dürer 1513 in seinem Stiche vom Ritter, Tod und Teufel inmitten jener Symbole die heroische Autonomie zum Ausdruck brachte. Ein heroisch-autonomer Lebensweg ist der Trost der Sterbenden. „Edle zahlen mit dem, was sie sind", so hörten wir unseren herrlichen Schiller sagen, der so zeitlich und unter so auffallenden Begleitumständen dahingerafft worden ist und herrlichste Werke uns noch geboten hätte. Aber das größte Geschenk war er selber und sein heroisches Genie. Goethe soll uns immer wieder sein großes Wort in Erinnerung bringen: „Und so lang du das nicht hast, dieses, Stirb und werde, bist du nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde". Dieses Stirb und werde ist dem Ahasverus versagt. Es ist der Standpunkt des heroischen Kampfes für das Edle. Nur aus solchem Gesichtspunkt ist die Zeugung keine Grausamkeit, die Individuation keine Hölle, und der Tod kein bloßer Allerbarmer.

Die Unaufhörlichkeit der schnellen Zeit, das unwiederbringlich verlorne vergangene Leben der Lieben, die Edlen, die wir kannten und die dahingegangen sind für immer, das alles macht uns traurig und wir ertragen es nicht. Doch ernst und unverzagt treten wir Menschen von gutem Gewissen den Gang ins Unbekannte an. Geheimnisvolle Schönheit liegt im Antlitz edler Toten. Die unverbrüchliche Gemeinbürgschaft, die wir für immer mit unsern edlen Lieben empfinden, läßt uns den Abschiedsschmerz des Sterbens überwinden. Weiß einer seine Todesstunde voraus, so wird er, wofern er edel ist, darin eine nicht zu übersehende Überlegenheit fühlen. Für solche Sterbende vermag der Abschied eine wirkliche Feier zu bedeuten.

Ist er ein Christ, dann freilich gelten Furcht und Zittern für ihn. Dafür feiert er dann rohe Feste beim Schlachten von Tieren und beim Verbrennen von Ketzern. Der Kirche war es darum zu thun, daß sie die Schlüssel des Jenseits in der Hand habe, die Macht, von Sünden zu lösen, und daß es dabei nicht auf die Wahrhaftigkeit ankomme, sondern auf den Glauben, auf statutarisches Denken und auf ebensolches Handeln. Darum

war die Kirche gegen gläubige Räuber milde, gegen ehrliche Ketzer grausam. Anläßlich ihrer großen Selbstentlarvung im Kampfe gegen die Albigenser sagt Sismondi in seiner Geschichte der Franzosen (VI. S. 34) von ihren Priestern: „Im Allgemeinen vermieden sie, mit Kirchenstrafen gegen die Räuber vorzugehen, und sie hatten große Nachsicht gegenüber bewaffneten Leuten. Aber sie fanden ihre ganze Wucht gegenüber den bescheidenen Ketzern, die sich nur durch ihre Tugend bemerkbar machten." Der Terror des Diesseits und der Terror des Jenseits gingen in der Kirche Hand in Hand. Im zweiten Buche haben wir das kennen gelernt. Furcht und Zittern wird den Gläubigen immer wieder und schon vom Apostel Paulus eingeprägt und eingeflößt. Quid sum miser tunc dicturus, quem patronum rogaturus, cum vix justus sit securus, so jammert angstvoll im mittelalterlichen Kirchenliede, das noch heute andachtsvoll gesungen wird, der Gläubige in Hinsicht auf den Tag des Zornes und Gerichtes. Die Furcht vor dem Jenseits ist das Kraftreservoir der Kirchen, wie der irdische Terror das Kraftreservoir zwar auch der Kirchen gewesen, es aber heute zumal für andere Organisationen des Massenmenschen ist. Diese arbeiten mit Dynamit; die Kirche aber nimmt die echtesten Sprengstoffe in Verwaltung: das metaphysische Bedürfnis, die religiöse Not, und sie lenkt deren Strom auf ihre eigenen Wege.

Es ist sehr möglich, daß sich das Sterben gar nicht so einfach vollziehe, wie wir angesichts des Leichnams festzustellen glauben. Andererseits ist das Sterben ja noch nicht der Tod. „Der sterbenden Menschen wartet, was sie nicht erhoffen, noch vermuten", sagt Heraklit. „Unsterbliche Sterbliche, sterbliche Unsterbliche; den Tod jener leben sie und sind deren Leben gestorben." Es ist der Stufengang der Seelen bis zu höchsten Stufen, den dieser große althellenische Philosoph aus dem sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung meint, dessen Werk wahrscheinlich der Vernichtungswut und zugleich der Furcht des christlichen Pöbels aller Schichten zum Opfer fiel. Plutarch aber meint anläßlich einer Anführung aus Heraklit (Romul. 28), daß die edlen Menschen zu Heroen, die Heroen zu Genien und diese zu Göttern werden können. Natürlich gelte eine Stufenfolge auch vom Menschen nach abwärts.

Die Einsicht in ein solches Auf- und Absteigen je nach der Willensthat, je nach der im Leben aus der einzelnen Person zustandegekommenen Persönlichkeit wird aber verdunkelt und erschüttert, wenn die Mythe, und das ist dann ein Zeichen der Dekadenz, statt in ihrer Weise den Heros zum Halbgott zu machen, nur mehr die Kraft hat, mit dem Deus ex machina zu arbeiten, mit der Inkarnation eines Gottes, dem Avatara z. B. einer der Personen der indischen Dreifaltigkeit, Vischnus in Krischna zumal, oder der Epiphanie einer der Personen der christlichen Dreifaltigkeit, des Christus, dessen Tod dann ein Geschenk, ein Rückkauf, eine Redemption ist. So verschwindet die heroisch lebendige That des Helden und ist nun ein für allemal entwertet durch die Gnade des Gottes.

Es handelt sich aber um die lebendige That, hin bis zum lebendigen Tod jedes einzelnen von uns. Alle sind wir zum Tod verurteilt; nur daß der Tag des Vollzugs unsrer Kenntnis vorenthalten ist, wofern wir ihn nicht selber rufen wollen. Sterbenkönnen ist Freiheit, ist erst Lebenkönnen. Trotzdem sind wir noch alle so furchtbar dumm, daß wir Menschenfurcht haben und uns geistig und physisch terrorisieren lassen. Alle sind wir zum Tode verurteilt und können nur entweder Feiglinge sein, die sich betäuben, oder aber Helden eines lebendigen Lebens, eines lebendigen Todes.

Wir wissen nicht, ob nicht der Tod zum Werden gehört. Überall ist das Werden selbst der Richter und überall besteht der Thateneinfluß auf das Werden. Mit solcher autonomen Rechenschaft wird das Leben zur heroischen Autonomie, und wenn auch beim Sterben die physiologische Angst nicht verschwindet, so hat sich doch die Todesfurcht umgewandelt in das Gewissen und die Rechenschaft ward Richtschaft: Religion.

Kommt, Freunde, gebt euch selber solche autonome Rechenschaft vom Sterben und vom Tode. Kommt den Weg zur Religion der That!

10. Vom unbekannten Ich und unbekannten Ziel.

In hundert Jahren ungefähr lebt Niemand mehr, der heute lebt. Wo sind die Toten hingekommen? In einigen tausend Jahren sind vielleicht die heutigen Völker verschwunden, und später einmal wohl auch, was wir die Menschheit nennen, die weder weiß, wann und woher sie kam, noch auch wohin und wann sie geht.

Daß dieses schicksalsvolle Problem uns verleidet und in seinem Einfluß gelähmt ist, ist der biblischen Mentalität zuzuschreiben.

Wir sehen den geheimnisvollen Sternenhimmel ahnungsschwer über uns und vermögen gar nicht auszudenken, weder daß er der einzige sei, noch daß vielleicht ähnliche oder ganz anders geartete Welten außer ihm, ja in ihm, in andern Dimensionen, noch bestehen mögen, daß unsre dichtstofflichen Gebiete vielleicht nur der Boden für niedriges Leben seien und daß es Erhöhung und Erniedrigung gebe in diesen Regionen von Raum und Zeit und Grund.

Jeder weiß wohl, wie er geht, doch Niemand weiß, wohin er geht. Die ganze psychische Bedeutung einer schweren Ungewißheit hängt daran.

Wir sahen längst, das Leben besitzt im Leibe eine Selbstempfindung und Kraftentfaltung, und in der Seele ein Selbstbewußtsein und Denken, je beides in den Grenzen der Antinomie, u. zw. von Masse und Bewegung der Kräfte mehr dort, und von Inhalt und Umfang der Begriffe mehr hier. Dagegen aber erreicht es in seiner Willensthat die einzige ihm mögliche, die ethische Harmonie und unterliegt darin, wofern es sie wirklich erlangt, gar keinem Gegensatz. Ein freies Selbstsichwollen ist ihm aber nicht zuteil. Es wäre ein weltenweites, unausdenkbares Ziel, das aber symbolisiert wird durch die absolute Harmonie der Liebe zum Guten und Schönen, den unumschränkten Einklang der Wahrhaftigkeit.

Das unbekannte Ziel, wir können es nur räumlich-zeitlich und kausal erfassen, ist durch die Individuation in Raum und Zeit und Grund verborgen.

Nun müssen wir uns erinnern, daß wir die Selbstgeschütztheit der Reinheit des ethischen Wollens und des der Art des Wollens entsprechenden inneren Werdens fanden; daß jeder Schlechte, wenn für sich betrachtet, ein betrogener Betrüger; selbstlose Selbstbewährung aber wahre Selbstbewahrung ist. Besserwerden ist die Frucht des Besserwollens, Schlechterwerden ist der Fluch des Schlechterwollens. Es liegt darin die nicht zu bezweifelnde Echtigung und Berechtigung der Persönlichkeiten, sowie ihrer Solidarität; keineswegs aber

eines metaphysischen oder jenseitigen Optimismus. Es liegt darin die unwiderlegliche Echtigung und Berechtigung für unser autonomes Maß und Ziel; keineswegs aber die Sicherheit seiner Erreichung. Wohl aber zugleich die unabwendbare Ächtung der inneren Ehrlosigkeit.

So ist das gute Wollen und Werden durch sein eigenes logisch einwandfrei zu erfassendes Wesen geschützt, so ist es sakrosankt gegen jede Verderbnis durch Lohndienerei und Täuschung, sei das auch eine Täuschung seiner selbst. So ist das Werden durch Wollen uns unanstrebbar, aber auch unablehnbar, unentreißbar, aber auch unvermeidbar. Das ist die Ananke genetica, die Unabwendbarkeit des Werdens nach dem Wirken, die wir kennen lernten. Ernst ist der Anblick der Notwendigkeit.

Wir wollen sehen, wie unser großer deutscher Schiller, der diese letzten Worte sprach, das Wesen der That empfand. Das ergibt sich aus folgenden herrlichen und hier nötigen Sätzen: „Nichts ist verloren und verschwunden, was die geheimnisvoll waltenden Stunden in den dunkel schaffenden Schoß aufnahmen; die Zeit ist eine blühende Flur, ein großes Lebendiges ist die Natur, und alles ist Frucht und alles ist Samen". Und in seiner Antrittsvorlesung in Jena schloß er die Betrachtungen über die Universalgeschichte mit folgender bedeutsamer Überlegung: „Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weitereilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte".

Kein Gott kann die Wahrhaftigkeit zur Lüge machen und die geschehne That mehr ungeschehen. Die Wirkung davon auf den Thäter ist gleichzeitig-zeitlos gegeben mit der Willensthat selbst. Wir haben darüber eingehend gesprochen und diese Wahrheit Andiaparana genannt. Wir erkannten darin eine wahrhaft göttliche Selbstgeschütztheit oder Unantastbarkeit, eine Sacrosanctitas divina unseres inneren Werdens durch das Wirken. Sie stellt den Menschen auf sich selbst in heroischer Autonomie.

Wie verderblich, aber auch wie albern nehmen sich gegen jene Unantastbarkeit und Selbstgeschütztheit die Bekenntnisse der Prädestination aus oder des Glaubensfetischismus der statutarischen Gnadenmittel, ebenso aber auch die Lehren des Materialismus, für den Einzelnen, gleichwie für Volk und Völker.

Auch die Völker wissen nicht woher sie kommen und wohin sie gehen. Aber in der Selbstgeschütztheit des ethischen Wollens und des ihm entsprechenden Werdens der Persönlichkeit liegt auch für sie die unwiderlegliche Begründung und Befugnis heroischer Autonomie.

Es liegt an den Völkern, auf Erden ein Reich des Besserwerdens zu errichten. Trotz der vergangenen zwei Jahrtausende biblischer Mentalität wird die Spur des Guten doch wohl nicht ausgetilgt sein bei unseren Völkern. Das Reich des Besserwerdens, des Edlerwerdens ist zugleich das Reich, wie wir schon sahen, echten Fortschrittes, echter Kultur, nie losgelöst vom Weiterstreben, dessen Weg zwar durch das autonome Maß gewiesen, dessen Ziel jedoch unsrem Wissen versagt ist und wohl im Sinne der Reinheit unseres Wollens versagt sein muß.

Wer sich herausnehmen wollte, dieses unbekannte Ziel zu kennen, dessen Bürgschaften wir im III. Buch besprochen haben, der wäre wie ein Täuscher oder Tor; „er spottet seiner selbst und weiß nicht wie"; er sucht die Täuschung statt der That und wäre „wie ein Tier, auf dürrer Heide von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt."

Die innere Ehrfurchtslosigkeit und Taktlosigkeit, die auf dem Gebiete der Religion sich erlaubt, das Göttliche durch Dogmen zu analysieren und zu zergliedern, bemerkt in ihrer biblischen Mentalität gar nicht die himmelweite Überlegenheit des unbekannten Brahman der alten Inder, des unbekannten Nirwana des Buddha, des unbekannten Tao des Laotse, des unbekannten Göttlichen der alten Hellenen, des göttlichen Geheimnisses, dessen die Germanen, wie uns schon bekannt, nach Tacitus durch Ehrfurcht inne werden, und schließlich unsres unbekannten Zieles selber.

Da kommt aber Paulus zu den Hellenen, verweist, um sich den Weg zu bereiten, auf den Dichterspruch des Aratos oder den Philosophenspruch des Kleanthes an Zeus von der Gotteskindschaft im Sinne des Euhemerismus: „Wir sind von deinem Geschlecht", und nach dieser oportunistischen Gunstbuhlerei erklärt er (Act. 17. 22 f.), worauf wir schon früher kurz verweisen mußten: „Ihr Männer von Athen, ich sehe, daß ihr in jeder Hinsicht sehr religiös seid. Denn als ich umherwandelte, und eure Heiligtümer betrachtete, da sah ich einen Altar mit der Inschrift: Einem unbekannten Gotte! Was ihr als unbekannt verehrt, das will ich euch künden." Einige Griechen spotteten nun über ihn, und andere waren höflich und verwiesen ihn auf ein anderes Mal. „Auf diese Weise kam Paulus los von ihnen. Einige Männer freilich schlossen sich ihm an und glaubten. Darunter Dionysius Areopagita". Es ist eine bezeichnende Ironie der Geschichte, daß gerade die unter dessen Namen in der mittelalterlichen Kirche besonsonders geachteten und in der besseren mittelalterlichen Philosophie so fruchtbar gewordenen Schriften die negative mystische Theologie enthalten, die das Göttliche als unbekannt erklärt. „Siehe aber", so heißt es dort, „daß keiner von denen, die mit unserer Religion nicht vertraut sind, das höre; und damit meine ich jene . . . die glauben,daß sie ihn, der im Dunklen waltet, mit ihrer Erkenntnis fassen können." „Je höher wir gelangen, desto mehr schwinden die Worte und endlich weicht die noch so kurze Rede dem Schweigen." Es bedurfte nur dieser wenigen neuplatonisch-arischen Gedankengänge, um wie schon erwähnt, die mittelalterliche deutsche Mystik zu befruchten und zu fördern.

Des Paulus vorwitzige Bibelweisheit aber hat seither gesiegt über die echte Religiosität der Germanen, von der wir Tacitus oben sprechen hörten und die in letzter Linie eher, denn einen unbekannten Gott, ein unbekanntes Ziel bedeutet.

Goethe bewunderte in Wanderers Sturmlied den Mut des Pindaros und dieser hat sich es in seinem Mute nicht verhehlt (Nem. IX.), daß „den Sterblichen von Zeus ein erkennbares Ziel nicht gesetzt ward." Mit Recht bringt Kant nun in solcher Richtung die geheimnisvolle Erhabenheit des unergründbaren Sternenhimmels über uns in ebenbürtige Verbindung mit der geheimnisvollen Erhabenheit des Sittengesetzes in uns. Das unbekannte Ziel ist ebenbürtig vergeschwistert unsrer Wirklichkeit des Wirkens — wofern wir edel sind. Dann aber steht die sittliche That autonom gegenüber „unsrer so sehr realen Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen", um Schopenhauers Worte zu gebrauchen.

Das Leben liegt uns nur in Gattungen, und die Menschheit, wofern sie überhaupt zusammengehört, nur in Rassen und Völkern vor Augen, zu schweigen von dem verköterten Abschaum; und alles Leben nur in Individuen. Das Leben geht für unser Wissen in das Unbekannte. Immer und immer aber ist sein mündiges Wesen die That.

Wir kennen die irdische Gebundenheit des Einzelnen. Wir erfassen gegebenenfalls seine Bedeutung für Familie, Volk und Rasse, ja für das ganze große Leben, aber wir können nichts wissen von einem Einfluß auf das, was drüber sein mag, als Mikrokosmos für den Makrokosmos sozusagen. Wir brauchen es auch nicht zu wissen. Das Ich, das sich selber nicht kennt, kann nach der Sacrosanctitas genetica ja doch nur höher werden, wenn es sich nicht zum eigenen Ziele nimmt. Das mag auch der Sinn von Christi Worten sein, daß, wer sich selbst erhöht, erniedrigt wird, und nur für diesen Fall gilt Pascals Wort, das Ich sei hassenswert. Was wir schon früher (im 3. Buche) über die Persönlichkeit erkannten, das gilt nicht minder für das Ich: Wer sein Ich will, dem geht es verloren. Christi Wort wurde aber im Sinne der biblischen Mentalität, im Sinne der Gottesknechtschaft und Demut genommen, anstatt im Sinne aufrechter Persönlichkeit.

Wir haben das Leben erfaßt als eine Synthese von Geist und Stoff zu Leib und Seele, so wie wir das eben innerhalb der Antinomie erkennen und fühlen. Das Erkennende und Empfindende selbst aber, das Wollende selbst bleibt, obzwar seiner selbst sich bewußt, sich selber unbekannt: vorrational oder überrational? vorindividuell oder überindividuell? Das Aufhören der individuellen Synthese, das Sterben, mag mehr oder weniger schnell sein; gleichwie der sichtbare Leib zum gewöhnlichen Stoff wird, so mag in ihrer Weise, gleichnisweise gesprochen, die unsichtbare Seele zurückkehren zum unsichtbaren Geiste. Was aber dieser Synthese zugrunde lag, was das Stoffliche empfindend und das Geistige wissend machte, was seiner selbst sich bewußt war, ohne sich zu kennen, was im Gemüte fühlte, was wollte, dachte und handelte, was wuchs, sich fortpflanzte und vererbte, was diese wenn auch noch so abhängige und noch so relative Selbstwilligkeit selber war, diese Initiative, diese Spontaneität, die, wie Kant sie darstellt, die Bringerin der Synthesis ist, oder das Bestimmende, dessen Spontaneität wir uns bewußt sind, das letzte Selbst, der Atman der Inder, das unbekannte An-Anatta, Nicht-Nicht-Ich der Buddhisten, der intelligible Charakter bei Kant, das Sehende, das sich nicht sehen kann?

Unter ungeheurer Keimverschwendung, abhängig von tausend Zufällen ins Leben getreten, tausend Schicksalen preisgegeben, wuchs es, pflanzte sich fort und ging wieder nieder, gezeugt und gebunden in grober Stofflichkeit, in manchen Fällen zur Persönlichkeit geworden und endlich eben wieder sterbend. Stirbt es selber? Man könnte das Goethesche Wort variieren und sagen: Um es kein Ort, noch weniger eine Zeit; von ihm zu sprechen ist Verlegenheit. Alle diese Ausdrücke sind bloße Negationen, und wir wissen nichts darüber. Wir können nichts wissen davon, weil die Individuation selbst ja, wie gesagt, eine Verhüllung in Zeit und Raum und Grund mit sich bringt, innerhalb welcher das Subjekt der Erkenntnis nur zu letzten Antinomien gelangt und nur diantinomistisch, inter utrumque dualitatis, innerhalb des Dualismus der Gegensätze, sich bethätigen kann. Wir wissen schließlich nicht, wiefern das Sterben bloß ein Blatt im Buche des Lebens oder zugleich dessen ist, was vielleicht noch höher und darüber sei. Wir wissen nichts von unsrem unbekannten Ich.

Wenn wir aber den unfaßbar verwickelten Aufbau unseres Leibes und die unbewußte Art seiner physiologischen Lebenshaltung bedenken, den unfehlbaren Instinkt bei Tieren, und in geminderter Stufe bei Pflanzen, wenn wir bedenken, daß der bewußtlose Schlaf zu unserem Leben gehört,

usw., so erkennen wir das alles als Beweise eben für die Unbekanntheit jenes Ich, das durch die That des Denkens seiner selbst bewußt und mündig wird.

Die indoarische Philosophie der Upanischaden, des Vedanta, die von dem früher besprochenen pseudoarischen indischen Krischnaismus sich so wesentlich unterscheidet, nannte unser unbekanntes Selbst den Atman und bezeichnete auch ihn wie das göttliche Brahman mit Neti Neti, nicht so und nicht so, und suchte ihn mit demselben in Beziehung zu bringen, beide ja ein unfaßbares An sich, freilich das Eine sich wissend in uns selber, das Andere nur als Ziel zu begreifen, da ihm ja das Schlechte und das Leiden, — beide nicht zu leugenen — nicht zugerechnet werden können. Wir wollen uns dabei erinnern, daß Meister Ekkhart z. B. zwischen Gott und Göttlichkeit sehr wohl zu unterscheiden weiß. Die ganze 56. Predigt handelt davon, und in der 65. hat er einen Gott, der für das Schlechte verantwortlich wäre, abgelehnt. Der arisch veranlagte Mensch fühlt sofort bei den Upanischaden, wie bei Meister Ekkhart das Niveau, den Hochstand der Gedankengänge.

Ein Wissen von Atman und Brahman würde vergeblich gesucht, da beide zeitlos, raumlos, grundlos sind, und nicht zu verwechseln mit den beiden bloß diantinomistischen Ideen des Einen und Allen, die nur eine Metaphysierung der Antinomie vom größten Inhalt und vom größten Umfang der Begriffe sind, die sich ja widersprechen. Wir würden eine Erklärung des Brahman und des Atman gar nicht fassen und verstehen können.

Wie früher schon angedeutet, versuchten die Inder später dekadenterweise die Identität des unbekannten Atman und des unbekannten Brahman in uns selber unmittelbar anzuschauen und festzustellen. Die Upanischaden schon lehrten dafür eine Yogapraxis. Wir sagen aber dekadenterweise, und fügen bei: noch immer weit überlegen der biblischen Mentalität. Als Ergebnis zitiert schon Schopenhauer aus der lateinischen Übertragung des Anquetil Duperron die darin ergreifend gegebenen Worte: Finditur nodus cordis, dissolvuntur omnes dubitationes, ejusque opera evanescunt, es spaltet sich des Herzens Knoten, alle Zweifel erlöschen und die Werke schwinden dahin zu einem Nichts.

Das ist der Weg der bloßen Koinzidenz, des angenommenen Zusammenfallens von Ich und Göttlichem, ein elektrischer Kurzschluß sozusagen, der Finsternis verbreitet, eine Überstürzung, eine Angehung des Zieles ohne Weg, eine Hybris, eine Art übermütiger Vermessenheit — die den Weg zum wirklichen Werden verschließt. Für das unbekannte Ziel allein vermöchten gleichnisweise jene lateinischen Worte zu gelten.

Die mystische Anschauung der Identität von Ich und Göttlichem ist aber andererseits in ihrer in der Religionsgeschichte wiederkehrenden Bedeutung ein nicht zu unterschätzender psychologischer Beweis für die Beziehung zwischen unbekanntem Ich und unbekanntem Ziel.

Allein diese Beziehung zwischen Atman und Brahman zur Identität zu steigern, heißt vergessen, daß durch jene mystische Versenkung weder das Böse in und außer uns, noch das Leiden beseitigt, die Solidarität aber verletzt wird, und die Wirklichkeit des Wirkens übersehen. Über das Leiden und das Schlechte sucht solche Philosophie in einer desparaten, vielleicht schon dekadenten Weise dadurch hinwegzukommen, daß sie das Alles für eine bloße Täuschung erklärt, für eine Maja, die wie oben angeführt, verschwinde, sobald die Identität von Atman und Brahman in gedanklicher

Versenkung erreicht sei. Es geht jedoch nicht an, das Leiden und das Schlechte als Traum, als Maja, als Täuschung, als Illusion, als einfach nicht vorhanden zu erklären, zumal ja schwere Träume, schmerzliche Täuschungen und böse Illusionen nicht minder Thatsache wären, wenn auch innere, gleichwie der Atman selbst.

In jener Lehre vom Zusammenfallen des unbekannten Göttlichen mit dem unbekannten Ich liegt etwas von lebensferner grauer Theorie. Atman und Brahman der Inder erinnern in ihrer Koinzidenz an das Hen kai Pan, das Eins und Alles der althellenischen Eleaten, die unsere bloß zwischengegensätzliche Individuation ins Metaphysische wendend, beides zur Eigenschaft der Gottheit machten. Unvermeidlich sind wir aber an die lebendige Diantinomie gebunden. Das verschleierte Bild zu Sais versenkte den Jüngling, nachdem er es entschleiert, in Schwermut. „Auf ewig war seines Lebens Heiterkeit dahin, ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe", sagt unser großer Schiller. In anderer Weise hat diese Lage Novalis zum Ausdruck gebracht: „Einem gelang es, er hob den Schleier der Göttin von Sais; aber was sah er? Er sah, Wunder des Wunders, sich selbst."

Das unbekannte Ich bedingt noch keineswegs ein abgeschlossenes Wesen, und das unbekannte Ziel noch keineswegs ein schon bestehendes Sein. Doch irgendwie besteht unser Wesen doch und wir fragen: Vorrational? Vorindividuell? Überrational? Überindividuell? Und irgendwie ist unser Maß und Ziel begründet, und wir fragen dasselbe.

Vielleicht läßt sich, wenn wir an Richard Wagner denken, vom Unsagbaren sagen, es lasse sich in der Musik erahnen.

Die Erkenntnis, daß wir innerlich im Wirken werden, ist eine große Errungenschaft der Rechenschaft der That, und die Möglichkeit eines Zusammenhangs von Individuation und Ziel durch den Wirkungsbereich der Willensthat auf den Thäter, durch die Bedeutung der Persönlichkeit und ihre Verbundenheit mit dem unbekannten Ich ist nimmermehr von der Hand zu weisen.

Wir sahen nun aber schon bei der Erörterung der Persönlichkeit, daß es nichts fruchtet, sie werden zu wollen, und bei der Erörterung des Fortschrittsproblems, daß dieses Ziel nicht direkt angestrebt werden kann, daß aber die Persönlichkeiten selbst Bereich und Gebiet des Fortschrittes sind. So ergibt sich jene Unantastbarkeit des Werdens, jene Sacrosanctitas genetica zugleich als eine Selbstgeschütztheit seines Zieles, als eine Sacrosanctitas finalis. Und so ergibt sich auch die Beziehung vom unbekannten Ich zum unbekannten Ziel. So ist die Brücke vom Atman zum Brahman, vom unbekannten Ich zum unbekannten Ziel das autonome Maß in uns und unsre demgemäße That.

Sich klar zu werden über diese Problematik vom unbekannten Ich, sowie vom unbekannten Ziel, ist eine Sache echt arischer Geistesartung. Man kann das unbekannte Ziel mit Recht das unbekannte Göttliche benennen, wofern man theistische Mißverständnisse nicht zu beachten hat und sofern man im Ziele Schlechtigkeit und Leiden nicht zu beachten braucht.

Ein vollendetes Göttliches, das das Schlechte, das Leiden, das wir nur zu tief empfinden, um es als Täuschung erklären zu können, und das leicht zu nehmen eine sträfliche Hybris wäre, — mit umfassen würde, würden wir geradeso ablehnen müssen, wie wir das bei Meister Ekkhart schon gefunden haben. Selbst die gothischen Trobadors des Mittelalters

haben, wie wir schon im zweiten Buche sahen, den göttlichen Hof nicht voll genommen, „wo ein Teil lacht, indeß die Andern weinen.“ Woferne man die Höhe einer vollen Unbefangenheit erreicht, und sich von der biblischen Mentalität wirklich befreit hat, dann fühlt man es als etwas ganz Entsetzliches, daß eine Welt des Schlechten und des Leidens überhaupt besteht. Wir haben zu einer Religion des vollendeten Gottesreiches gar kein Recht. Uns kann nur eine Religion erstehen in Hinsicht auf ein Ziel. Wir vermögen nur ein Ziel zu erstreben, das das Schlechte und das Leiden nicht umfaßt, das es ausschließt. Doch erkennen wir umso deutlicher die Möglichkeit eines Zusammenhanges zwischen den beiden letztlichen Unbekannten: dem unbekannten Ich, dem unbekannten Ziel. Der Weg vermag für uns nur über die Persönlichkeit zu gehen. Wir gaben und geben uns Rechenschaft davon, daß der direkte Weg, nämlich die Folgen des Wollens zu wollen, für uns nicht gangbar ist, und nicht zum Ziele führen kann; daß aber die Folgen selbst der einzig gangbare Weg sind.

Das Reich der rationalen Antinomie und des ethischen Dualismus, in dem wir walten, ist zugleich ein Reich der Thal und des Zieles. Nur die Willensthat und ihre Wirkung auf uns selbst ist der Weg, auf dem wir zu jenem Ziele beitragen können, das wir göttlich nennen dürfen. Es ist uns unbekannt, wie unser unbekanntes Ich. Und dieses unbekannte Ich hat selber dieses unbekannte Ziel. Wir aber haben nur den Jungbrunnen der Thal!

Diese Rechenschaft der Thal ist aber überwältigend. Sie lehrt uns, daß, indem wir ethisch uns bethätigen, wir an uns selber und damit zugleich, bewahrt durch jene Selbstgeschütztheit, die wir göttlich nennen konnten, an jenem unbekannten Ziel arbeiten, das außer Raum und Zeit und Grund gelegen; wie das jedoch auch gilt vom unbekannten Ich und von der zeitlosen Gleichzeitigkeit des Werdens durch das Wirken. Nicht näher, als im Bereich unserer Erkenntnis- und Anschauungsformen gelegen, vermögen wir heranzukommen an die Idee jenes Zieles, um das die Weihe des Geheimnisses gebreitet ist, an die Höhe eines Ideals, das wir zwar fassen, aber nicht erfassen können.

Die Rechenschaft von der Verbindung zwischen unsrem Weg und jenem unbekannten Ziel, sowie von unsrem unbekannten Ich, die tod- und lebensernste bittersüße Achtung dieses Zieles, die hohe Mündigkeit auch angesichts der Inhaltslosigkeit und notgedrungen negativen, in Hinsicht auf das Daß jedoch sehr positiven Fassung dieses Ideals: das ist die Religion der Thal.

11. Das Hakenkreuz als großes arisches Symbol der Religion der Thal.

Wer sich in die Lehren der älteren und jüngeren Edda vertieft, der muß zur Überzeugung kommen, daß es sich in der germanischen Religionsauffassung um einen Dualismus handelt, wie er in der alt-arischen Religion des Zarathustra zu besonderem Ausdruck kommt. „Wenn Loki sich löst von seinen Banden und der Untergang der Götter verderblich hereinbricht“, so heißt es in Balders Träumen in der älteren Edda; „Loki

liegt in Banden bis zur Verdunklung der Götter", bis zur „Götterdämmerung", so heißt es im Gylfaginning der jüngeren Edda. Die Götterdämmerung bedeutet einen Kampf gegen das Boshafte und Schlechte, einen Endkampf der Asen gegen Loki den Lügner und seine Brut. Nicht zu vergleichen ist mit diesem tragisch-heroischen Kampfe die monotheistisch christliche Apokalypse, deren Phantasien hier nicht näher zu charakterisieren sind.

Die germanischen Götter sind Kämpfer ums Edle, und die Einheriar in Walhall, die heroisch gestorbenen Männer, ziehen mit Odhin in den Kampf. Im Leben aber bewähren sich edle Menschen als Mitkämpfer mit den Asen, indem sie, gegen das Schlechte sich wendend, für das Edle strebend, nicht den elenden Strohtod des genießenden Feiglings sterben. Mutatis mutandis gilt der Strohtod noch heute für alle Materialisten des Diesseits oder des Jenseits.

Die Asen selber sind ein göttliches Heroengeschlecht, und als Personen, nicht als Personifikationen, sind ihnen die großen Naturerscheinungen zu Attributen geworden. Die Götterdämmerung ist ein Endkampf des Charakters und der Gesinnung, ein dualistischer Kampf des Guten gegen die Lüge; des Edlen, des Göttlichen gegen das Boshafte, Schlechte. Die Asen sind persönlich die Repräsentanten des Guten und Edlen. Sie werden den Kampf zum Siege führen. Thors Hammer, dessen Zeichen das Hakenkreuz ist, vernichtet das weltumspannende Scheusal, die Midgardschlange in der Götterdämmerung. Das Hakenkreuz ist so ein Zeichen des Lebens und mit dem christlichen Kreuzessymbol des Todes nimmer vereinbar. Balder, Odhins schuldlos gemordeter Erbe, und Höder, Balders schuldloser Mörder, Asen beide, sind nach der Götterdämmerung wieder erstanden. Loki, der Anstifter mit seinem ganzen Gezücht, ist untergegangen. Aus dem Schreckenswinter und dem Weltbrand kommt ein neues Reich des Edlen. Höhere Menschen sind in beiden Edden für die Zeit nach der Götterdämmerung geweissagt. Lif und Liftrasir, Leben und Lebenssehnsucht gründen, von Morgentau sich nährend, ein neues Menschengeschlecht. Idafeld tritt an die Stelle von Asgard und Walhall. „All Böses wird besser."

Doch werden Odhin selbst und andere Götter verschwinden. Sie waren nicht schuldlos geblieben. Auch bei den alten Hellenen sagte die Pythia in Delfi im 6. Jahrhundert vor unserer Aera: Auch dem Gott ist es unmöglich, der Moira, dem Geschicke zu entgehen. Ein himmelweiter Unterschied besteht zwischen den unbestechlich vornehmen sittlichen Empfinden arisch-germanischer Mythe und andererseits der Auffassung des christlichen Theismus vom biblischen Jehova, dessen Eigenschaften und dessen Ehrbegriffe wir kennen gelernt haben. Ein Rassenabgrund trennt die beiden Gegensätze.

Über den germanischen Göttern schwebt das auch für sie maßgebende Ziel. Die germanischen Götter kämpfen für dieses hohe Ziel, was die Kunden von der Götterdämmerung zur Genüge erweisen. „Der Starke von oben", vielleicht als Wiedergeburt des Odhin gedacht, vielleicht ein christlich schillernder Zusatz mancher Handschriften der Völuspa in der Edda, worüber wir schon im zweiten Abschnitt einiges vorgebracht, erinnert übrigens an den Demiurgos Pater, den schaffenden Vater der Theoi Theon der echten Götter bei Platon (Tim. 28 c, 41 a) und er könnte vom Standpunkte germanischer Auffassung überhaupt nur begriffen werden als das Ideal, das hehre göttliche Ziel, das sich nach der Verdunkelung der arischen Asen wieder durchsetzen werde in edlem Wiederwerden.

Für diese Wiedergeburt, für diese Regeneration durch Wille und durch That besteht das Urheilszeichen der Arier, das Hakenkreuz, das wie Guido List in der Gnosis ausführt, „Wille und That vereinigt". Dieses Hakenkreuz liegt, wie er weiter im Runengeheimnis darlegt, dem letzten und höchsten, dem verschwiegenen Runenspruche Odhins in seinem Runenlied in der Edda zugrunde.

An der Frage dieses religiösen Symboles wird oft deshalb vorübergegangen, weil es bezeichnender Weise seitens der großen Geheimbürgschaften und ihrer „öffentlichen Meinung" geächtet ist und Viele sich nicht aufrechten Sinnes genug fühlen, dieser Ächtung nicht zu achten. Vom Davidstern zu sprechen ist nirgends erschwert, trotzdem er mit geringem Unterschiede zugleich der Freimaurerstern und der Sowjetstern ist, und trotzdem der Geheimterror des Freimaurertums und die offenen Atrozitäten des Bolschewismus bekannt sind. Dieser Zustand ist ein trauriges Zeichen unserer Unfreiheit und ein handhafter Beweis für die Capitis diminutio, die wir erlitten, für die Entmündigung die uns angethan. Aber die kongeniale begeisterte Verbreitung des Hakenkreuz-Symboles, die eintrat, seitdem diese Zeilen ursprünglich geschrieben, nämlich bei den Deutschen, weil sie das unverwälschteste Volk geblieben sind, bekundet ein beginnendes Erwachen aus langer banger Betäubung, ein gutes Omen, für die Religion der That.

Gillard, der Erzieher des russischen Thronfolgers, teilt uns in einem Buche über den tragischen Untergang der letzten Zarenfamilie mit, daß die heroische Zarin, eine Deutsche, in ihrem letzten Gefängnis, drei Monate vor ihrem Tode in das Fenster ein Hakenkreuz gezeichnet hat. Er hat dieses mutige Vermächtnis abgebildet. Wie Jehu das ganze Geschlecht des Ahab ausgetilgt hat, Jehovas Absicht vollstreckend (Kön. II. 10. 1 ff.), so haben die jüdischen Machthaber die Zarenfamilie hinrichten lassen. Noch heute wird Trotzki-Braunstein, der diesen Mord in der Hauptstadt kontrollierte und der totgemarterte Menschen auf dem Gewissen hat, von der internationalen „öffentlichen Meinung" mit Schonung, ja mit Ehrfurcht genannt und immer wieder findet er einen gesicherten Wohnsitz, und eine Resonanz für seine „Ideen". In irgend einer Weise aber wird jenes qualvoll von dem jüdischen Schächter Jurowski gemordete edle Geschlecht, das zuletzt dem Davidstern das Hakenkreuz entgegensetzte, nicht vergebens gestorben sein. So mag es auch für die Ausmordung ganzer Völker gelten, die wir kennen lernten.

Das Hakenkreuz hat etwas allarmierend Erhebendes für den arischen Menschen. Aber auch etwas aufscheuchend Enthüllendes gegenüber Allen, die sich um die Symbole der biblischen Mentalität scharen, den Davidstern zumal. Das Hakenkreuz ist ein Wahrzeichen der arischen Rasse und ihrer Gesinnung. Es gemahnt an hohe, entfremdete und doch so kongeniale Ideen, „an alles Hohe, was Menschenherz erhebt, an alles Hehre, was Menschenbrust durchbebt"; es gemahnt an Ehre, an heroische Thatenbereitschaft. Hitler, der große Führer der deutschen nationalsozialistischen Bewegung hat das Hakenkreuz dem deutschen Volke wiedergegeben und sieht darin „die Mission des Kampfes für den Sieg des arischen Menschen und zugleich mit ihm auch den Sieg des Gedankens der schaffenden That, die selbst ewig antisemitisch war und ewig antisemitisch sein wird." (Mein Kampf, II.) Zuletzt zubest ist das Hakenkreuz ein religiöses Symbol, das nichts zu thun hat mit christlichem Mythus, wohl aber alles mit der arisch-kongenialen Religion der That.

Es gibt geschlossene und offene Symbole. Die Geschlossenheit bedeutet das Sichabfinden mit dem Gegebenen. Die Offenheit des Symboles bedeutet ein höheres Ziel, bedeutet Autonomie. Das geschlossene Symbol entspricht, vergleichsweise gesprochen, dem starren Panzer der Insekten, der das ganze Individuum einschließt und dessen Charakter auch die höchsten Insektenstaaten folgen, indem dort sogar die verschiedenen Funktionen des Insekts nach Geschlecht, Arbeit und Verteidigung getrennt und abgeschlossen in die Erscheinung treten. Das offene Symbol entspricht der inneren Knochenbasis der Wirbeltiere, die nach außen frei sind und deren Individuen, allerdings bis auf den Geschlechtsunterschied als ganze Repräsentanten erscheinen.

Das geschlossene Symbol des Davidsternes bedeutet die aussichtslose Erstarrung, den automatischen Massenmenschen, die geschlossene Offenbarung, das Dogma, sei es nun biblisch oder marxistisch, das sich Klammern an tote Worte, den Knecht vor Gott und den Automaten vor der Welt.

Das offene Symbol des Hakenkreuzes bedeutet heroische Autonomie, bedeutet Ethik, Ziel und That, die autonome Persönlichkeit, die Gemeinbürgschaft mit allem Edlen.

Modern gesagt: es stehen sich in Hakenkreuz und Davidstern zwei Weltanschauungen symbolisiert gegenüber: Autonomie gegen Automatie, Organisation gegen Atomisierung, Solidarität gegen Masse, That gegen Robott. Mit einem Worte: arische Gesinnungsart gegen biblische Mentalität, sei sie nun jüdisch, christlich oder marxistisch.

Das Hakenkreuz hat mit dem Todesmarterwerkzeug als christlichem Symbol garnichts zu thun. Bousset weist in seinem Kyrios Christos auf das Hakenkreuz hin als auf das Symbol der Herrschaft und des Lebens, als auf das ständige Abzeichen der Gottheiten und sagt (2. A. S. 238): „Die geheimnisvolle Verkündigung des Christentumes vom Kreuz fand deshalb besonderen Anklang, weil man längst in weiten Kreisen gewohnt war, das Kreuz (im eigentlichen Sinne des Wortes) als geheimnisvolles, zauberkräftiges, Leben bringendes Zeichen anzusehen.“ Welch ein Quidproquo!

Schon bei den alten arischen Indern finden wir das Hakenkreuz als Suastika, als Symbol des Heiles, des Seinwerdens, der Autonomie. Helene Blavatsky, deren wir schon anläßlich der Theosophie gedacht haben, hat sich mit diesem Zeichen beschäftigt und nennt es das heiligste Symbol von Indien. Sie sagt (Geheimlehre II.), es sei das am meisten philosophische von allen Symbolen, zugleich aber das verständlichste. Indische Christen-Missionäre nennen es natürlich ein Zeichen des Teufels. Aber geboren in den mystischen Vorstellungen der ersten Arier, ist es ein Symbol des Menschen als Bindeglied zwischen Himmel und Erde, und wie Thors Hammer erst gegenstandslos nach der Götterdämmerung auf Idafeld. Wer es voll versteht, sagt sie, ist befreit von „der Mahamaya, der großen Täuschung“. Das gilt natürlich auch von jener „großen Täuschung“, die Delitzsch im alten Testamente sah, und das gilt für alle Abkömmlinge der alttestamentarischen Mentalität, Christentum und Marxismus zumal. Frau Blavatsky berichtet auch, daß Hakenkreuze in den Ruinen des alten Troja in Menge sich fanden, und sie stellt zugleich fest, „Ihr Vorhandensein ist ein Beweis mehr dafür, daß die alten Trojaner

und ihre Vorfahren Arier waren." Möge im Zeichen des Hakenkreuzes, wie nach der Götterdämmerung des parasitische, weltumspannende Midgardschlange vernichtet werden.

Falb verweist in seinem Werke „Sintflut und Eiszeit" auf das altmexikanische Hakenkreuz, das ein Symbol des Weltjahres gewesen sei. Humboldt erzählt in solcher Richtung in der Histoire de la géographie du nouveau continent (II. S. 354 f.) „daß in Palanka in Guatemala ein Relief, dessen Kopie ich besitze, mir keinen Zweifel läßt, daß dort ein Symbol in Gestalt eines Kreuzes Gegenstand der Verehrung war." „In Skandinavien stellt ein Zeichen des Runenalphabets Thors Hammer dar, das dem Kreuz in Palanka sehr ähnlich ist." „Ich kann hier daran erinnern, daß in der Nähe von Palanka die alten Chiapaner eines ihrer Tageszeichen einem Wotan gewidmet haben, einem gefeierten Haupte ihrer Annalen und daß man in diesem Namen einen amerikanischen Wotan oder Odhin erkennen wollte." Schon Hugo Grotius in der Mitte des 17. Jahrhunderts hat solche Zusammenhänge festgestellt. Diese Gemeinsamkeit des Hakenkreuzes weist auf eine gemeinsame Heimat der Arier, und, zumal es auch bei den alten Ägyptern bekannt war, vielleicht auf Atlantis hin, wovon wir schon im ersten Buch gesprochen haben.

Das Hakenkreuz ist arisch und bedeutet keineswegs ein Dogma, geschweige eine Geheimlehre, vielleicht im Sinne freimaurerischer, jesuitischer oder jüdischer Verhehlung. Es wird auch nicht unter einer Menge hervorgesuchter Zeichen und Ornamente verschwinden, wie diese drei Geheimbürgschaften vielleicht hoffen mögen. Es heuchelt nicht, es deutet nicht hin auf ein Jenseits, in dem ohnehin, was wir ahnend erstreben, erfüllt sei; wohl aber deutet es hin, bescheiden und aufrecht und heroisch zugleich, auf ein Ideal im Sinne des Edlen, das keine Wissenschaft lehrt, und sei sie noch so geheim, auf das uns aber mündig-kongeniale Rechenschaft verweist über das in uns wohnende autonome Maß und Ziel.

Ein Wachruf ist das Hakenkreuz, und ein Alarm!

Ich habe vor Jahren Auszüge aus diesem Werke versendet unter dem Titel „Götterdämmerung". Das ganze zweite Buch dieses Werkes ist die Schilderung der Götterdämmerung! Der Weltkrieg und der Bolschewismus sind Etappen dazu. Das mächtig wiederkehrende Hakenkreuz, das uns so verständlich und so wahlverwandt erscheint, ist ein Zeichen und Merkmal dafür. Eilen wir dem Endkampfe entgegen?

Wenn das deutsche Volk die Kraft aufbringt zum großen Weg, der wirklich einer ist, den es sich selber schuldig ist, dann wird es erst es selber werden. Es wird dabei in Gegensatz geraten zur Unterwelt der biblischen Gesinnungsart mit allen ihren Genituren. Doch wird es ihr zugleich, soweit sie nicht ganz hoffnungslos vergiftet ist, den Weg gewiesen haben: an deutschem Wesen zu genesen.

Das Hakenkreuz ist heroisch. Es ist das arisch-germanische Urheilszeichen. Es gehört statt des Kreuzes ins Leben und statt der Kreuze auf die Gräber. Es gehört noch vielmehr als in die Politik hin in die Religion. Es ist uns das große Symbol des Edlen, des heroischen Lebens nicht minder, wie des heroischen Sterbens, das Wahrzeichen von That und Tod, das große Symbol der Wiedergeburt, des Seins durch Werden, des Werdens durch Wirken: das echte, berufene, nicht zu enteignende Wahrzeichen der Rechenschaft und Religion der That.

12. Die arische, die deutsche Religion der That.

Wie alles Echte, Große hat die Religion Beziehungen auf alles Echte, Große. In diesem Sinne sagen wir nun noch Abschließendes aus dem ganzen großen Um und Auf der Religion der That, dessen Fülle überquellend und übermächtig uns zuströmt.

Religion ist begründet in unserer letzten Rechenschaft über uns selber: zugänglich Jedem, Jedem erreichbar, unter den Ariern, unter den Deutschen zumal, dessen Wesen auch nur eine Spur des Guten zuteil ist. Religion ist das Ergebnis der letzten Thatsachen mündiger Rechenschaft, wie sie unabweislich hervorgehen aus unsrem ureigenen Wesen. Religion ist die Achtung dieses Ergebnisses; zumal des Unanstrebbaren, aber auch Unabwendbaren, des Unentreißbaren, aber auch Unvermeidbaren in den innerpersönlichen Folgen unserer Thaten; zumal des autonomen Maßes und des unbekannten Zieles des sich selber unbekannten Ich. Religion ist die Verbundenheit des unbekannten Ich mit seinem unbekannten Ziel.

Religion ist unwiderleglich, weil sie auf letzten autonomen Thatsachen beruht, und soweit diese Thatsachen gleich sind, ist sie überall dieselbe. Sie ist echter Rechenschaft gemäß das klare mündige Bewußtsein des Menschen von seiner unüberwälzbaren Verantwortlichkeit und von der Bedeutung der Ethik. Sie glaubt nicht, sondern sie urteilt. Sie hofft auf unbefangene Verstandesklarheit. Sie ist das Ergebnis der Ergebnisse mündiger Rechenschaft. Sie ist der größte Gegenstand unseres Wesens, und berufen, das stärkste Motiv in der Menschengeschichte zu sein.

Religion ist das lebendige Bewußtsein des Menschen von seiner eingeborenen Pflicht zur That; zu schaffen für die allgemeine, und durch die inneren Folgen davon, für die eigne Veredlung. Sie ist eine Religion der Erhöhung. Sie ist eine Religion der Gemeinbürgschaft für die Erhöhung. Sie ist eine Religion, nicht der Vergangenheit, sondern der Zukunft. Sie ist unbedingt wahrhaftig und ehrlich. Sie ist vollkommen unbestechlich durch anderweitige Interessen. Sie hat zum Hintergrund die elementarische Schrecklichkeit und die tragische Problematik des Lebens. Sie ist Quelle und Antwort zugleich für die Opferbereitschaft. Sie ist Born und Frucht zugleich einer echten heroischen Gesinnung, ein innerer Schutz für alle Lebenslagen. Sie ist ein herber, aber ein gesunder Thatentrost dem Schlechten gegenüber, das uns sodann zwar schädigen, jedoch nicht schaden kann. Ein Leuchtfeuer ist sie in der Nacht, die uns bei hellichtem Tage umfängt.

Religion ist der Gemeinschaftsweg von Wissen und Gewissen, der Scheideweg von Lässigkeit zu That und Ziel. Sie lehnt den Optimismus und den Pessimismus einen wie den andern ab. Sie ist nicht Optimismus, sondern Hoffnung. Sie ist nicht Pessimismus, sondern Entschließung. Sie ist die große Waffe gegen die Verzweiflung. Dem Intellekt verleiht sie erst den Wert, bewegt und bewogen durch inneres Feuer und innere Feier. Durch sie zieht süßer Friede ein in unsere Brust. Furchtlosen Auges für das Schlechte und das Unheil in der Welt, ist sie Bürgschaft heroischer Thatenfreude. Sie ist die autonome Sinngebung angesichts des Leidens, des Schlechten und der Sinnlosigkeit. Sie ist der Aufruf, das subjektive Gute zum objektiven Gut zu wenden. Sie ist die Selbstbejahung der Persönlichkeit. Sie ist die innere Autorität und Autonomie. Dauernd giltig ist sie, wie die

„Eh“ der alten Deutschen, die Dauer und Religion zugleich bedeutet, und sie tritt als herzhaft entschlossene Richtschaft zu unserer Rechenschaft hinzu.

Sie ist der ehrfürchtig-furchtlose Blick auf das Rätsel des Daseins, des Lebens und Todes. Sie ist die Solidarität zum Höchsten. Sie ist eine Heilslehre des Edlen und ein Wachsein des Gewissens. Sie steht in hellem Einklang zum Gewissen. Sie ist das Gewissen unsres Wissens. Sie ist der Zusammenklang von Wissen und Gewissen.

Sie ist Sehnsucht und sie lehrt Sehnsucht als das fruchtbare Ergebnis unsres autonomen Maßes und Zieles. Sie macht die Sehnsucht schaffend und die Ideale züchtend. Sie ist ein Ahnen höherer Rasse, des Übermenschen, ja vielleicht dessen, was wir gar noch nicht begreifen können.

Sie ist eine Religion der Hilfe, Veredlung, Liebe und That. Sie ist Liebe zum Menschen und Liebe zu Tieren und Pflanzen. Sie lehrt mitfühlende Rücksicht auf alles leidende, auf alles sterbende, vor allem aber auf alles gedeihende, strebende Leben. Mitleid hat sie sogar mit dem Schlechten, und doch duldet sie es nicht.

Sie ist das Zeichen hoffnungsvoller Fähigkeit. Sie ist nicht Lohngesetz und ist nicht Strafgesetz. Sie ist eine Religion des Selberwerdens durch das Selberwirken. Sie ist eine Religion des lebendigen Lebens und des lebendigen Todes. Sie steht dem Unfaßbaren bescheiden und zielbewußt zugleich gegenüber. In düsteren Tagen ist sie ein selberleuchtendes Licht.

Sie weiß unser Nichtwissen vom Sein und daß auch dieses Sein ein ganz befangener Begriff ist. Sie erkennt auch unser Eingeschlossensein in Raum und Zeit und Grund. Sie hat es zu thun mit der Unantastbarkeit und Unabwendbarkeit des Werdens, wonach man nur werden kann, wonach man aber auch werden muß: gemäß der Wirklichkeit des Wirkens, gemäß den Thatsachen der That. Sie lehrt den unbedingten Ernst und sie will nicht Erlösung, sondern Lauterkeit und Erhöhung. Sie lehrt uns Aufraffung und Besserung an Stelle von Nachsicht und Verzeihung. Sie lehrt kein Jenseits, in dem ohnehin schon alles erfüllt sei, und keine Offenbarung, sondern die nicht zu enteignenden, aber auch nie vertraulich zu machenden Rückwirkungsfolgen der That auf den Thäter. Sie rechtfertigt die Ethik mit der Wertung autonom erschlossenen, doch unbekannten Zieles. Sie lehrt das unbekannte Was, und das bekannte bloße Daß. Sie lehrt die innere Unbesiegbarkeit des Edlen, und angesichts der Totgeweihtheit alles Lebendigen, daß heroischer Tod vielleicht die fruchtbarste von allen Thaten ist. Sie lehrt das Sterbenkönnen.

Sie ist der herbe Aufschluß von dem Grunde des Gewissens, daß es nämlich kündet, zwar nicht, was wir thaten, noch auch was wir sind, jedoch oft in erschütternder Erinnerung und immer in urteilvollziehender Selbsterkenntnis, was wir verantworten dürfen oder aber zu verantworten haben, und demgemäß, wozu unsre Thaten uns gereichen, wozu sie uns machen, was wir werden. Sie ist die Lehre, daß der Bruch der Ethik, daß die Lüge unsre Sünde ist. Sie ist die Lehre, daß das Besserwerden unsre Sühne, das Schlechterwerden unsre Strafe ist. Daß wir zwar nur das Werk wollen können, doch daß dieses Wollen unser Weg des Werdens ist. Sie lehrt uns unser Gewordensein erkennen als den Schoß von Glück und Unglück für uns selber, und soweit es dann noch auf uns ankommt, auch für unsere Kinder. Sie lehrt, daß Schuldigwerden Schlechterwerden ist. Doch lehrt sie auch den großen Weg der Willensthat nach aufwärts, vom Sein zum Werden, vom Werden zum Sein, und daß die That für Edles

unser großer Weg ins Unbekannte ist. Sie lehrt die letzte, aller Selbstsucht entzogene, in solchem Sinne heroische Wirkungssphäre unserer Thaten.

Sie lehrt als unbekanntes Ziel, was uns als Mythos Walhall und Nirwana heißt. Sie lehrt den autonomen Standpunkt kennen jenes Jesus, der da lehrte: Thuet Gutes denen, die euch hassen: daß wir nämlich hierbei nach uns selbst uns richten; denn nur aus der autonomen Stellung eines Edlen ist das zu verstehen möglich, der seinem eigenen Wesen gemäß, nicht aber nach dem Wesen der Schlechten handelt und der Hasser. Sie lehrt uns Ritterlichkeit für Gutes und Edles.

Sie lehrt das ehrlich herzliche Empfinden mit den Volkesbrüdern und den Brudervölkern. Sie lehrt die nationale Zukunft als das Ackerfeld von edlen Pflügern. Sie bricht nicht, sondern stärkt vielmehr das nationale Selbstgefühl. Sie vereint die Stammesbrüder zum Volke und die Brudervölker zur Gemeinbürgschaft. Sie führt zur Solidarität aus reiner Gesinnung und zur echten Disziplin ohne Knechtsinn. Sie führt zur Ablehnung geheimbürgschaftlicher Lügengemeinschaft, Erniedrigung und Überlistung. Sie weist die Auserwähltheit von Personen oder Völkern weit von sich. Ihr Weg ist Bewährung. Sie lehrt uns heroische Freude, heroische Liebe, und sie lehrt, daß Lebenkönnen Sterbenkönnen, Sterbenkönnen Lebenkönnen ist. Sie macht uns aufrecht vor der Sterbensangst und dem Todesgeheimnis. Sie ruft: Memento vivere! Sie ist kein Anlaß für Lohndienerei. Sie verweist uns auf die That, ohne die wir verzagen müßten, wehrlos dem Schlechten in uns, wertlos dem Edlen gegenüberstehend. Sie lehrt die That nicht als Strafe, sondern als Hoffnung. Sie läßt uns zu uns selber kommen. Sie lehrt die Lüge als die Quelle zur Seelenerkrankung und macht Priester und Medizinmänner gegenstandslos.

Sie lehrt die Selbstverständlichkeit des Guten. Sie lehrt den Übergang der Heiligkeit zum Heroismus. Sie ist die furchtbare Lehre von der schließlichen Hoffnungslosigkeit alles Parasitismus, aller Zuchtlosigkeit, aber auch der Proletariatsidee und der Verköterung. Sie ist die fruchtbare Lehre von der Gleichheit in der Solidarität für Edles. Sie ist eine Lehre der Lebenswahrheit und sie will nicht Weltflucht, sondern Thaten. Sie ist nicht für den Ruhetag allein und für Beschaulichkeit. Sie ist der Schutz gegen selbstsüchtige Abwendung vom Leben. Sie bietet die Kraft, wertlos gewordenes Leben zu freiem Tode selber zu kürzen. Sie ist die Einhelligkeit mit uns selber. Sie ist die Bedingung der Kultur und die Voraussetzung einer höheren Zukunft.

Sie läßt uns erwachen aus der Lähmung durch die biblische Mentalität, aus der Verleidung des Edlen. Sie stärkt das Rückgrat, macht den Kopf hoch und die Augen frei. Sie gewährt uns Haltung und ein klares Angesicht ohne Demut und Hoffart. Sie führt uns zu innerer und äußerer Reinheit und damit zum Schutz für unsere Kinder. Sie führt zur Schönheit nicht nur des Körpers, sondern auch des Wandelns, Waltens und Gehabens. Sie führt zu einer Lebensauffassung, kongenial dem besseren Selbst. Zu einem Leben, nicht um zu leben, sondern des Werdens. Sie gewährt uns Schönheitsfreude, Lebensernst und Lebensfrohmut, Geruhigkeit und Thatendurst zugleich.

In diesem irdischen Jammertal macht sie uns edel und heroisch; macht sie den bescheidensten Guten zum Helden. Sie zeigt uns klar, wie klein, doch auch, wie groß wir sind. Sie gibt dem Leben und der That den letzten Inhalt und befreit uns von dem Leben in den Tag hinein. Sie macht den

Alltag festlich. Sie nimmt von uns die Angst ums Dasein, weil sie selbst ein stärkeres Motiv als diese ist.

Sie gibt uns Entschlossenheit, Friede und Freude und sie befreit uns von der Entsagung, vor allem aber vom Verzichte auf uns selbst. Sie macht uns frei. Sie läßt uns große Unbekannte werden wollen. Sie ist eine Religion, nicht der Schwäche und Erniedrigung, sondern der Thatkraft und der Erhöhung des innersten Wesens. Sie gibt uns Kultur. Sie gibt uns die Macht, um der steigenden Technik nicht zu erliegen, sondern sie fruchtbar zu machen. Sie lehrt uns den Menschen selber als den Bereich des Fortschritts werten. Sie bereitet den Boden für die Weihe der Persönlichkeit.

Sie gewährt uns Achtung und Beachtung für das uns innewohnende edle Prinzip. Sie bietet uns Liebe zum Edlen, sei es auch vielmal edler als wir selber sind. Sie führt uns zu echter Gemeinbürgschaft mit allen edlen Personen, mit allen Treuherzigen und Gütigen. Sie bietet uns Verständnis für das Edle, und Freude daran. Sie bietet uns innere Heiterkeit. Und sie befreit uns einfürallemale von der niederdrückenden Last, von der niederträchtigen Bürde des Neides.

Sie ist eine Religion der Lebensfreude und des Todesernstes zugleich. Sie führt uns vom Mythos hin zum Zielbewußtsein. Sie bietet Genesung und Wiedererstarkung dem Einzelnen, dem Volke und den Völkern; doch auch bedauernde Abkehr, sofern sie geheimbürgschaftlich gebunden, sofern sie schlechten Willens sind.

Sie befreit uns vom Jehovaschrecken unsrer Konfessionen. Sie befreit uns vom Christentume, dessen alttestamentarischer Gott ein unerbittlich qualvolles Todesopfer braucht, um denen zu verzeihen, die er selber schaffe, denen er selber ein verstocktes Herz verleihe und die er beten lehre, sie nicht in Versuchung zu führen. Sie befreit uns von Christus, dem ein erschütternd trauriges Schicksal das Wort in den Mund legt: Esset mein Fleisch und trinket mein Blut. Sie befreit uns von der Zermürbung durch den lähmenden tragischen Widerspruch zwischen Bekenntnis und angestammter Artung und Begabung, die immer wieder wie mit Feuerzungen wahrhaftig durch alle Bannungen hindurchspricht. Sie ist berufen für den angestammten Genius.

Sie wendet die bangen Fragen nach dem Woher und Wohin und Weshalb und Wozu zur Antwort im Sinne heroischer Autonomie, und ist damit das Erweckende in unsrem Dasein. Sie macht das sichere, doch unbekannte Ich zum Kämpfer und Mitträger eines sicheren, doch unbekannten Zieles.

Unausstaunbar birgt sie alarmierendstes Geheimnis.

Sie macht die Rechenschaft zur Richtschaft und sie macht aus dem Probleme ein Programm.

Sie ist der Mahamarga, der große Weg, der wirklich einer ist.

Sie ist der Aryamarga, der Ehrenweg, der arische Weg, der deutsche Weg der Religion der That.

Beim Verfasser ist noch zu beziehen
und wird nach Anweisung von 3 S portofrei übersendet:

Philosophie der That

Entwurf einer Weltanschauung und Ethik.

Wien, 1909.

(Zeitschriftlich erschienen 1909—1912)

Aus dem Texte: „Das dritte Reich, voll schöpferischer Liebe und soweit von Gnade wie von Demut weg, kommt aber nur heran mit unerschrockener Rechenschaft und Ethik, mit mündiger That".

Inhalt:

1. Das stärkste Motiv in der Menschengeschichte.
(Seine Bedeutung und die Bedeutung seiner Betäubung. — Die mündige Rechenschaft darüber als Voraussetzung der Kultur. — Das Wesen der Philosophie. — Die entscheidende Aufgabe unserer Epoche.)
2. Die Unmöglichkeit wirklichen Wissens.
(Unsere Lage angesichts der Antinomien. — Die alten eleatischen Thesen und eine neue. — Kant und Hegel. — Nachweis des Wesens, sowie der Allgemeinheit und Unüberwindlichkeit der Antinomie des menschlichen Denkens. — Deren Bedeutung für Metaphysik und Positivismus; für Optimismus, Pessimismus und Fatalismus, sowie für die metaphysische Not.)
3. Der Weg von der Selbstbetörung zur Ethik.
(Dualismus und Monismus. — Das monistische Bedürfnis. — Die metaphysischen Monismen und Trialismen. — Die Schablone vom Wahren, Guten und Schönen. — Kants philosophische Besitztheorie und Postulatenphilosophie. — Der Hominismus. — Dionysos und Apollo. — Logische und physikalische Antinomien. — Das Wesen des monistischen Dritten. — Metaphysik und Ethik als Gegensätze. — Die philosophische Sünde wider den heiligen Geist. — Die Einteilung der Wissenschaften. — Der Weg zur Ethik.)
4. Das ethische Problem.
(Die Theodicee. — Das Buch Hiob. — Leibniz. — Kants Postulatentheodicee. — Der letztmögliche hominististische Versuch. — Die einzig gewisse Gewißheit. — Subjektive Ethik und objektive Moral. — Sidgwick. — Der kategorische Imperativ. — Moralpredigt, Sache der Sünder. — Das Gewissen. — Der Wille. — Seine Freiheit oder Unfreiheit. — Der Diantinomismus und seine Bedeutung. — Ein Weder-Noch für einige Entweder-Oder. — Schönheit und Kunst als ethische Symbolik. — Ethische Pädagogik. — Der bloße Moralunterricht. — Sokratismus. — Soziologie. — Moderne Weltanschauungen. — Der Weg ins Unbekannte. — Echte Könige und geschichtliche Hochstapler. — Einst wird kommen der Tag. — Die Probe der Praxis auf die Theorie. — Die Ethik und das Problem des Lebens.)
5. Das Leben.
(Mechanik und Logik; Physiologie und Psychologie. — Ursachen und Wirkung; Mittel und Zweck. — Das Leben als zielstrebige Autonomie. — Wahrheit und Irrtum im Darwinismus. — Die Einheit alles Lebens. — Beweise dafür. — Vitalistische und evolutionistische Metaphysik. — Kants Antinomie von Mechanik und Teleologie. — Der Diantinomismus des Lebens. — Diantinomistische Moralfragen. — Einheit, aber nicht Gleichheit. — Die Schande der Tierquälerei. — Fortpflanzung und Höherentwicklung. — Rassenfrage und Züchtungsfrage. — Kampf ums Dasein und Mündigkeit. — Die Frage der Schwachen und die Frage der Schwächlinge. — Die Auslese der Schlechten. — Schlecht und böse. — Die Ethik als Vorfrage der Freiheit und Gleichheit, als mündige Form für schöpferische Liebe.)



